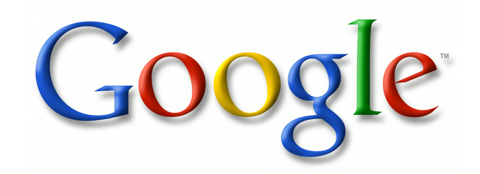
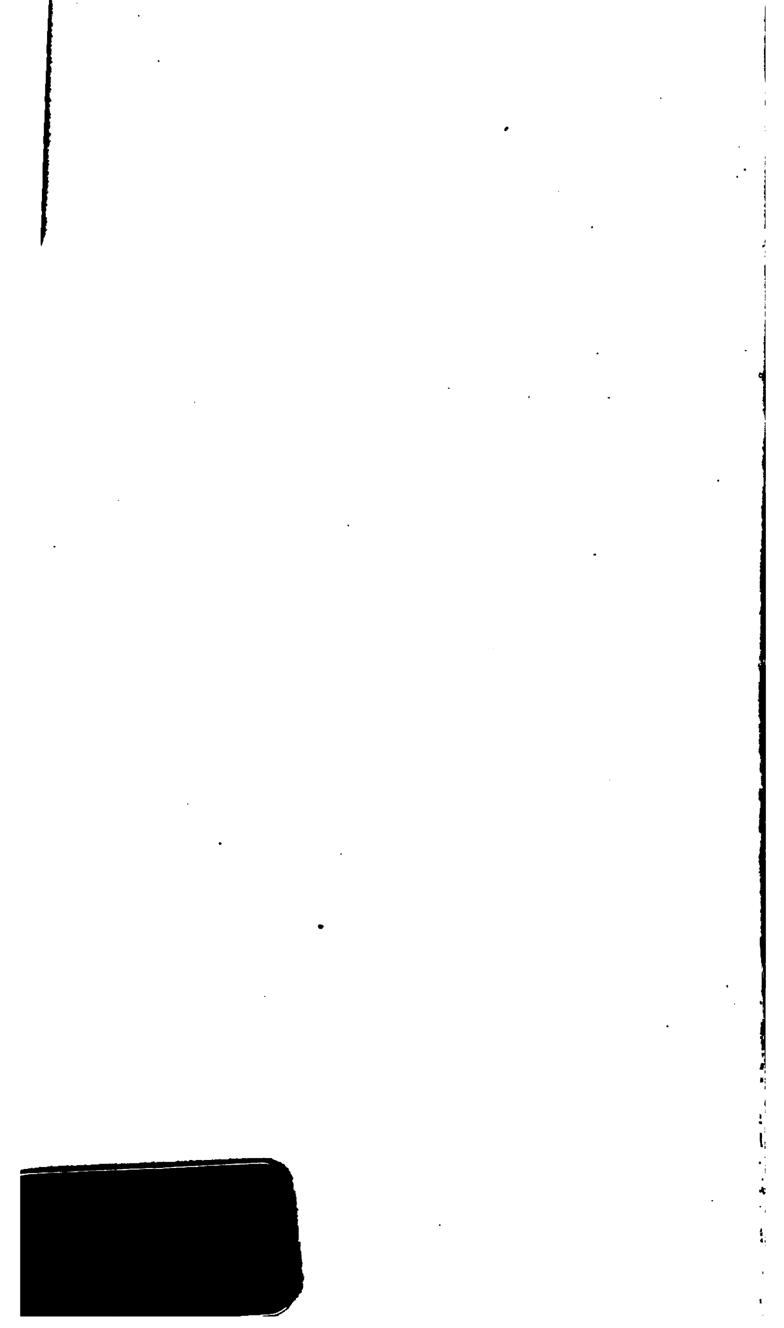








Carl Friedrich Pockels

Herzogl. Braunschw. Lüneburg. Hofrath zu Braunschweig.

Geboren zu Wörmlitz bei Halle in Sachsen den 15. November. 1757.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXXI. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Mit dem Bildnisse des Herrn Hofrath Pockels zu Braunschweig.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im ersten Stücke des ein und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

Näher

Per.

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

V. Romane.

VI.

VI. Theater.

VII. Schöne und bildende Künste.

VIII. Weltweisheit.

IX. Mathematik.

X. Chemie und Mineralogie.

Dolo-

XI. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

XII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

XIII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XIV. Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des ein und achtzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

2. Antikritiken.

3. Todesfälle.

4. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

5. Anzeige kleiner Schriften.

6. Korrespondenz.

7. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Ein und Achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Christian Wilhelm Oemlers, Fürstl. Sächs. Weimar- und Eisenachischen Konsistorialraths, u. s. w. vermischte und letzte Beyträge zur Pastoraltheologie und Kasuistik für angehende Prediger, nach alphabetischer Ordnung. Jena, bey Göpferdt. 1801. 396 Seiten und XXVIII Seiten Vorrede gr. 8. 1 Rl. 8 gr.

Der Verfasser hatte, wie er in der Vorrede sagt, eine doppelte Absicht bey dieser Schrift, theils, sein Repertorium über Pastoraltheologie und Kasuistik recht vollständig zu machen, theils den Kandidaten des Predigtamts und angehenden Predigern eine Pastoraltheologie und Kasuistik in die Hände zu geben. Die erste Absicht ist vollkommen erreicht; dieß Werk ist beynahe nichts weiter, als ein Supplement zu jenem Repertorium, und kann, wegen der vielen Nachweisungen, ohne dasselbe nicht gehörig benutzt werden. Daher verdient es auch nicht den Namen einer Pastoraltheologie und Kasuistik, den ihm der Verf. in der Vorrede beylegt; es enthält, wie er selbst sagt, nichts Vollständiges; sondern nur Anlagen, Winke und Rathschläge. Wenn der Verfasser hofft, daß man ihm das Zeugniß geben werde, theils, nicht unnöthige, sondern nützliche Materien, theils die besten und nützlichsten Schriften aufgenommen zu haben: so muß Rec. gestehen, daß er in Absicht des letztern Punkts ihm gern dieß Zeugniß geben; aber in Rücksicht des erstern es ihm nicht

durchgehends ertheilen könne. Manche Artikel sind abgehandelt, die in Beyträgen zur Pastoraltheologie und Kasuistik recht gut fehlen könnten, z. B. Dreyeinigkeit, Duelle, Eigennutz, Freyheit der Presse, Jahrgänge, Maximen, Gravität des Predigers, Glocken, Religionsedikt, Remotion, Schwärmer, Uebertreibung, Weissagung, Zehend, Zuchthaus, u. s. w. Manche Artikel sind zu kurz abgehandelt; es ist so wenig darüber gesagt, daß es beynahe eben so gut ist, als wäre nichts darüber gesagt, z. B. Fleiß, Kirchenbücher, Kirchendiener, Kandidatenexamen, Kirchengebräuche, epidemische Krankheit, Landschule, Menschenkenntniß, Vorurtheil, u. s. w. Ueber manche Artikel ist durchaus nichts gesagt; sondern es sind nur Schriften dabey citirt, z. B. Erziehung, Feldprediger, Gelehrsamkeit, Homiletik, u. s. w. In Absicht der abgehandelten Artikel findet nun eine große Verschiedenheit statt. Manche sind von vorzüglichem Werthe, z. B. Abendmahl, Abkündigungen, Accidenzien, Katechismus, Eidesverwarnung, Krankenbesuch, Landprediger, Obrigkeit, Observanzen, Schulbesuch, Uneinigkeit, u. s. w. Vorzüglich hat Rec. gefallen, was der Verf. unter dem Artikel: Abendmahl, vom Verhalten des Predigers gegen die sagt, welche nicht zum Abendmahl gehen, daß er nämlich sie nicht verklagen soll. Sehr richtig ist es, was der Verfasser von der Eidesverwarnung behauptet, daß sie besser im Hause, als vor Gericht geschehe.

Manche Artikel hingegen sind von geringem Werthe, z. B. Besoldung, Feuerpredigt, Festpredigt, Gesang, Geschichte, Religion, Schauspiele, Strafgerichte, Wunder, u. s. w.

Bey manchen Artikeln scheint die Vorliebe des Verfassers für das Alte und Hergebrachte gar zu sehr durch, z. B. bey Aufklärung, Beichte, wo die Privatbeichte der öffentlichen Beichte vorgezogen wird; Evangelien, Episteln und Gesangbuch, Beybehaltung der Lieder Luthers und anderer alter Kernlieder, Kleidung der Prediger, Lesegesellschaft, Missethäter, Segenswunsch, u. s. w.

In manchen Artikeln zeigt sich der steife Orthodoxe, z. B. Andachtsübungen, Hofprediger, wo der Verf. sich schon bitter und beleidigend äußert; Kandidat, wo er in

in einem noch bittereren und beleidigendern, mit unter pöbelhaften Style redet; Konsistorien, wo die Prediger heruntergemacht werden, die spielen, und Gesellschaft halten; Liturgie, Prediger, Erbsünde, Taufe, u. s. w.

Manche Artikel betreffen zu speciell Sachsen, z. B.: Aufgebot und Kopulation. Doch ist das interessant, was zur Beantwortung der Frage gesagt ist: wie man sich zu verhalten habe, wenn unmittelbar vor dem Aufgebote, oder der Kopulation dagegen protestirt wird.

Der Styl ist im Ganzen genommen korrekt; hin und wieder kommen Redensarten vor, die doch übel klingen, z. B.: ins Feuer der Christusverehrung setzen; solche Skribler sind Seelenmörder; der Todesröchel überfiel sie, und dergleichen mehr.

Daß der Verfasser seine eigenen Amtserfahrungen an den Orten erzählt, wo sie hin gehören, dafür verdient er Dank; überhaupt, sein Wunsch und seine Hoffnung, eine nützliche Arbeit vollendet zu haben, ist nicht ungegründet.

Ka.

Betrachtungen über merkwürdige Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts, in Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit, in Predigten vorgetragen von D. Johann Georg Rosenmüller, Superintendent in Leipzig. Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1801. $17\frac{1}{2}$ Bogen gr. 8. 20 gr.

Die Idee, den Wechsel des Jahrhunderts zu öffentlichen religiösen Betrachtungen anzuwenden, und noch einmal mit feyerlichem Ernst auf die wichtigsten Begebenheiten des verflossenen Zeitraums zurück zu blicken, ist allerdings dem Zwecke des Predigtamts sehr angemessen. Es kommt bey der Ausführung nur darauf an, daß man bey der Auswahl nur das Interessanteste, und das, was mit Religion und Christenthum in wirklich näherer Verbindung steht, aushebe, und daß ferner jede Begebenheit vornehmlich nur von der Seite, wo sie zu frommen erweckenden Betrachtungen sicheren und ungezwungenen Anlaß giebt, dargestellt werde. Hr. Dr.

Rosenmüller hat diese Absicht bey den vor uns liegenden Predigten nicht nur gehabt; sondern sie auch mehrentheils glücklich ausgeführt. Die Simplicität, Popularität und praktische Tendenz, wodurch sich seine übrigen Arbeiten dieser Art auszeichnen, trifft man auch hier an. Nur in Absicht des Letztern muß Rec. nach seiner Empfindung bemerken, daß in einigen Predigten das Historische zu vielen Raum einnimmt, mit zu wenigen praktischen Anmerkungen durchwebt, und überhaupt zu trocken erzählt ist. Durch das Leben des mündlichen Vortrags mag hier Manches ersetzt seyn; aber beym Lesen wünscht man nicht selten, daß sich der Ton mehr heben, und die Anwendung andringlicher seyn möchte. Und was die abgehandelte Materie betrifft: so muß Rec. bekennen, daß er manche ganz würde zurückgesetzt, andere nur von ferne berührt, oder doch mit mehrerer Behutsamkeit ausgeführt haben. So sieht er z. B. nicht ein, was die am zweyten Weihnachtstage gehaltene Predigt, worin über einige merkwürdige Veränderungen, welche im achtzehnten Jahrhundert in dem katholischen Religions- und Kirchenwesen vorgegangen sind, geredet wird, für ein gemischtes Auditorium für Nutzen bringen konnte, zumal da der Verf. bereits am ersten Weihnachtstage die Fortschritte, welche im achtzehnten Jahrhundert zur Verminderung des Religionshasses und der Religionsverfolgungen gemacht worden sind, betrachtet hatte. Von protestantischen Kanzeln über solche Materien zu reden, bleibt immer bedenklich, da man bey aller Behutsamkeit Mißdeutungen auf beyden Seiten nicht wohl verhüten kann. Die Predigt am zweyten Sonntage des Advents handelt von den Fortschritten in Naturkenntnissen, welche im achtzehnten Jahrhunderte gemacht worden sind, und von ihrem Werthe und Nutzen. An sich eine fruchtbare Materie; die aber doch nicht eigentlich für die Kanzel passet, zumal wenn man dabey zu sehr ins Detail geht, und mit Zuhörern oder Lesern zu thun hat, denen die nöthigen Vorerkenntnisse noch fehlen. Der Verf. hat sich daher hier, so wie bey mehreren Predigten, genöthigt gefunden, in unten angefügten Noten die zur Sache dienlichen Erläuterungen mitzutheilen. Wäre es nicht dem Zwecke gemäßer gewesen, wenn er etwa sein Thema so gefaßt hätte: Was hat die Religion durch die neuen Entdeckungen in der Naturkunde im achtzehnten Jahrhundert gewonnen? — Als Proben von der

Art, wie der Verf. manche delikatere Materien behandelt, wollen wir den Hauptinhalt zweyer am dritten und vierten Adventssonntage gehaltenen Predigten, doch bloß summarisch, anfügen. In der erstern redet er über den im achtzehnten **Jahrhundert in der Christenheit überhand genommenen Unglauben.** Im ersten Theile wird an einigen **Beyspielen**, die aus England, Frankreich, Deutschland genommen sind, gezeigt, daß dieß wirklich geschehen sey. In den Noten werden die Personen und Schriften, die dahin gehören, näher angeben. Auch dieß wäre nicht nöthig gewesen, wenn der Verf. hier das Detail mehr vermieden hätte. Der zweyte Theil untersucht die Ursachen dieses überhand genommenen Unglaubens. Sie bestehen 1. in Verwechselung des ächten Christenthums mit vernunftwidrigen Zusätzen, abergläubigen Meinungen und Gebräuchen; 2. in fehlerhaften Religionsunterricht, (hier wird Friedrich der Große, zwar nicht namentlich, doch kenntlich genug, als Beyspiel angeführt); 3. im Mißbrauch der Denk- und Preßfreyheit, und 4. in lasterhaften Lieblingsbegierden. Im dritten Theile werden endlich die zur Vertheidigung und Aufrechthaltung des Christenthums getroffene Anstalten angeführt. Dahin werden theils mehrere vortreffliche Schriften, theils andere Stiftungen und gesellschaftliche Verbindungen, wovon in den Noten das Nähere angegeben wird, gerechnet. Im Ganzen genommen enthält diese Predigt viel Wahres und zum Zweck Dienliches. Weniger hat dem Rec. die folgende gefallen, als in welcher von den **Neuerungen**, die im **achtzehnten Jahrhundert in dem evangelischen Religions- und Kirchenwesen gemacht worden sind**, gehandelt wird. In dem ersten Theile werden die **verwerflichen**, und im **zweyten die erlaubten, nöthigen und nützlichen** angezeigt. Zu den erstern rechnet der Verfasser überhaupt alle die Neuerungen, welche mit der richtig verstandenen Lehre Jesu und seiner Apostel streiten; insonderheit mehrere Versuche, das Christenthum in eine bloß natürliche Religion umzuschaffen, und alle Offenbarung aufzuheben. — Ferner einige neuere Meinungen und Lehrsätze, welche mit der Lehre Jesu im Widerspruch stehen; z. B. die Verwerfung der biblischen Lehre vom Vater, Sohn und Geist; in Herabwürdigung Jesu zu einem bloßen Menschen; in Verwerfung der ganzen Lehre von Christi Versöhnungstod und dessen Einfluß auf die Gewißheit der Vergebung der Sünden;

 in

in gänzlicher Ablängnung der Auferstehung Jesu, u. s. w. Allerdings hat der Verf. hier im Manchen Recht, auch nimmt er keineswegs die alte Dogmatik und blinde Orthodoxie in Schutz; aber es fehlt doch seinen Erklärungen und Urtheilen noch an der nöthigen Bestimmtheit und Festigkeit, so daß man z. B. bey der Lehre von der Versöhnung selbst nicht recht weiß, was davon geglaubt oder nicht geglaubt werden soll. Bey dem zweyten Theile, worin die nützlichen Neuerungen aufgestellt werden, will sich Rec. um so weniger aufhalten, da er mehrentheils mit dem Inhalte zufrieden seyn kann. Den Inhalt der übrigen Predigten, deren überhaupt zwölf in dieser Sammlung enthalten sind, will er nicht anführen; wohl aber versichern, daß sie in mehr als einer Hinsicht, besonders für die Mittelgattung von Lesern, eine sehr nützliche Lektüre seyn können.

Ki.

Fragmente aus den Beweisen für die Wahrheit, Würde und Wohlthätigkeit des Christenthums; herausgegeben von Christian Gottfried Reineck, Archidiakonus in Waldenburg. Leipzig, bey Kummer. 1801. 10 Bogen 8. 12 gr.

Zusätze und Erläuterungen lassen sich allerdings bey gewissen geführten Beweisen anbringen; aber Fragmente von Beweisen können um so weniger einigen Werth und Nutzen haben, da bey der Beweisführung alles auf richtigen Zusammenhang und nöthige Vollständigkeit ankommt. Indeß will auch der Verf., wie wir aus der Vorrede und dem Werke selbst schließen können, nicht ganz nach dem bescheidenen Titel beurtheilt seyn, indem er die Beweise für die Wahrheit des Christenthums ziemlich vollzählig, so wie sie in älteren Kompendien und Systemen der Dogmatik angetroffen werden, nur in einer andern Folge und Einkleidung, und in Begleitung mancher sich auf neuere Einwendungen beziehender Anmerkungen, aufstellt. Im Grunde ist er völlig orthodox, und seine Beweise enthalten weder neue Gründe, noch neue besondere Aufklärungen, die das, was schon so oft gesagt und bestritten ist, heller und gewisser machen könnten. So verhält sich's mit dem Ganzen, oder mit der Beantwortung der

acht Fragen, worin er seine Untersuchungen abgetheilt hat; und so könnten wirs bey jeder Frage insonderheit zeigen, wenn es sich der Mühe verlohnte. Um doch Etwas zu thun, setzen wir nur Einiges aus der ersten Frage hierher. Der Verf. will hier beweisen, daß die Bücher der Bibel, so wie wir sie jetzt haben, nicht nur von den Verfassern, welchen sie zugeschrieben werden, wirklich herrühren; sondern auch unverfälscht bis zu uns gekommen sind. Seine Gründe für die Schriften des neuen Testaments, womit seine Beweisführung anhebt, sind folgende: 1. Sie wurden schon zu der Zeit gesammlet, da noch viele Schüler der Apostel, die ihre Aechtheit beurtheilen konnten, am Leben waren. 2. Die Originalschriften und mehrere Abschriften derselben wurden frühzeitig unter vielen Gemeinen in verschiedenen Ländern bekannt und gangbar, daher eine Verfälschung nicht wohl möglich war. 3. Man wandte außerdem in den ersten christlichen Gemeinen große Sorgfalt an, um eine Auswahl zu treffen, um nicht unächte Schriften in die Sammlung aufzunehmen, u. s. w. 4. Die alten Uebersetzungen der Schriften des N. T. verbürgen ihre Aechtheit, u. s. w. 5. In den noch vorhandenen Schriften der Kirchenväter sind viele Stellen aus dem N. T. wörtlich citirt, u. s. w. 6. Bey der Trennung der griechischen und römischen Kirche behielt doch jede Partey dieselben Urkunden der christlichen Religion. — Dieß ist der ganze Beweis, den der Verf. in einer so wichtigen und kritischen Materie führt. Wer sieht nicht, wie viel hier als wahr vorausgesetzt wird, was erst doch sorgfältig untersucht und erwiesen werden muß? Und wer weiß nicht, wenn er anders die neuern exegetischen und kritischen Untersuchungen großer Theologen kennt, wie viel sich hier, z. B. die Quellen der evangelischen Nachrichten und ihre erste Sammlung betreffend, erinnern und bezweifeln läßt? Doch hierauf läßt sich der Verf. sowohl bey diesem Beweise, als bey dem folgenden für die Authenticität der Schriften des A. T. gar nicht ein. Denn das Wenige, was etwa in den Noten gegen einige neuere Zweifel beygebracht wird, ist von gar keinem Belang. Bey einigen andern hier abgehandelten Materien ist er zwar ausführlicher; aber nicht gründlicher und für den Schriftforscher und Selbstdenker überzeugender. Man sehe z. B. die dritte Frage, worin der göttliche Ursprung der Schriften des A. und N. T. vertheidiget wird — die fünfte, wo Jesus als der wahre Messias dargestellt —

die sechste, wo besonders die Gottheit Jesu, und die siebente, wo sein Versöhnungstod betrachtet und erwiesen wird. Man sieht durchgehends, wie weit der Verfasser noch in der Schrifterklärung und Religionsphilosophie zurück ist. Rec. trägt daher billig Bedenken, tiefer in die Beurtheilung dieser Schrift hineinzugehen, da bereits über diese Materien so oft und viel in unserer Bibliothek geredet worden ist, und da es eben so wenig seine Absicht seyn kann, einen Mann, der, wie sich aus seinen Aeusserungen schliessen läßt, wirklich seinen individuellen Ueberzeugungen gemäß glaubt, und schreibt, eines Bessern zu belehren. Er meint es ohne Zweifel gut, und will gern das Christenthum in seinen Gründen befestigen. Auch ist seine Klage nicht ganz ungegründet, daß manche neuere Exegeten und Philosophen ihre Einwendungen und Zweifel zu weit treiben. Ob aber der Weg, welchen der Verf. zur Vertheidigung der guten Sache eingeschlagen ist, der rechte sey, mag er selbst bey weiterm Forschen und ruhigem Nachdenken entscheiden.

Nb.

Kleines Lehrbuch der moralischen Vernunftreligion zur Vorbereitung auf das Christenthum, für Bürger- und Bauerschulen, von M. Karl Heinrich Sintenis, Direktor Emeritus des Zittauer Gymnasiums. Zerbst, bey Füchsel. 1801. 5 Bogen 8. 6 gr.

Ei, ei, Herr Sintenis! ein Lehrbuch der moralischen Vernunftsreligion, nicht nur nach Kantischen Principien; sondern selbst nach Kantischer Form und Kunstsprache, und noch dazu für Bürger- und Bauerschulen! War das wohl die Frucht einer ruhigen Ueberlegung, oder nicht vielmehr eines aufbrausenden Parteygeistes? — Kennen Sie auch das Innere unserer Bürger- und Bauerschulen? — Haben Sie je selbst darin unterrichtet? — Oder, wenn Sie als Direktor eines Gymnasiums gebildetern Jünglingen Religionsunterricht nach dieser Methode ertheilten, fanden Sie da gar keine Schwierigkeiten, erreichten Sie bey Allen Ihren Zweck völlig? — Und weiter: Sie berufen sich zur Rechtfertigung Ihres gewagten Unternehmens auf eine Recension des Hei-

denreichschen philosophischen Taschenbuchs im funfzigsten Bande unserer Allg. Deutsch. Bibl., wo der mir unbekannte Rec. sagt: „daß, wenn durch die Volksschulen erst „mehr Empfänglichkeit, Sinn und Geschmack für jene höhe„ren, seelerhebenden Ideen in Umlauf gebracht, und gleich„sam eine philosophische Generation entstanden wäre, dann „auch die moralische Gotteslehre der kritischen Philosophie „ausschließlich Stoff zur geistlichen Beredtsamkeit hergeben „könne," und hieraus folgert er weiter: „daß eine Anleitung „für Schullehrer zu dieser Art des Unterrichts ein drin„genders Bedürfniß sey, als eine Anleitung für Pre„diger." — Diese Stelle ist scheinbar für Sie; aber Sie hätten doch zuförderst bedenken sollen, daß diese Ideen bloß zur weitern Prüfung hingeworfen sind, ohne hiemit in der Sache selbst Etwas entscheiden zu wollen; sodann hätten Sie auch lesen und beherzigen sollen, was eben der Mann auf derselben Seite hierüber sagt: „daß nämlich die kritische Philo„sophie für Viele eine zu schwere Speise sey, denen die „geistigen Verdauungswerkzeuge noch nicht gewachsen sind — „daß man diesen die Milch, z. B. des Glückseligkeitsprincips, „nicht nehmen dürfe, wenn sie nicht geistig verhungern soll„ten — daß alle Extreme schädlich, und daß man suchen „müsse, Allen Alles zu seyn, u. s. w." — In diesen letztern Aeußerungen stimmt Rec. jenem seinem Mitarbeiter von Herzen bey; ob er wohl über den Werth der kritischen Philosophie etwas anders urtheilen möchte, als er. Und gewiß würde Hr. Sintenis nicht so rasch an die Ausarbeitung dieses Buchs gegangen seyn, oder es doch ganz anders eingerichtet haben, wenn er den Sinn jener Recension recht gefaßt hätte. Denn wahrlich, er hat hier das Extrem so sehr getroffen, als es nur bey solchem Zweck getroffen werden kann. Zum Beweise wollen wir nur etwas Weniges daraus anführen. In der Einleitung hebt der Verf. damit an, daß der Mensch sich von zwey Seiten betrachten könne, als Sinnen — und Vernunftwesen — daß die Verbindung dieser sinnlichen und vernünftigen Natur zu einem Ganzen für dieses Leben nothwendig sey — daß er als Sinnenwesen Bedürfnisse, Wünsche und Neigungen habe, die auf Genuß, d. i. Glückseligkeit, abzielen; als Vernunftwesen aber den Vernunftgesetzen, mithin einer doppelten, sehr unterschiedenen Gesetzgebung unterworfen sey — daß jedoch nicht die Glückseligkeit; sondern die Tugend das

höchste

höchste Ziel seines Bestrebens seyn müsse, indem er sonst mit den Thieren einerley Bestimmung haben würde, (welch ein Sprung im Schließen! Giebt es denn keinen Unterschied unter menschlicher und thierischer Glückseligkeit??) daher denn auch der Zweck der sinnlichen Natur jenem höhern Zwecke der moralischen jedesmal untergeordnet werden müsse, so daß nur diejenige Handlung einen sichern sittlichen Werth habe, welche bloß nach dem Gebot des Sittengesetzes ohne Rücksicht auf Glückseligkeit unternommen worden ist — daß dem ohngeachtet der Glückseligkeitstrieb nicht nur in der sinnlichen Natur liege; sondern auch mit Ungestüm Befriedigung suche; ja daß selbst die Vernunft von ihrer Seite diesem Begehren beytrete, in sofern nämlich der Mensch sich durch seinen Gehorsam gegen ihr Gesetz der Glückseligkeit würdig gemacht habe; — daß endlich dieses beyderseitige Begehren hier nie befriediget werden könne, theils wegen Einrichtung der Welt und unserer sinnlichen Natur, theils wegen Unvollkommenheit unserer Tugend, u. s. w. — „Was „bin ich also“ ruft der Verfasser aus „für ein unglückliches, „mit mir selbst uneiniges Geschöpf! Bin ich mir nicht ein „unaufhörliches Räthsel? Welche Bestimmung hab ich, und „zu welcher Absicht bin ich erschaffen? u. s. w.“ „Könnte ich,“ frägt er weiter, „doch zur Erreichung dieses Endzwecks das „Streben nach Heiligkeit über die Gränzen meines Erdenlebens ausdehnen? — könnte ich vollends ein höchstes zu der „übersinnlichen Welt gehöriges (gehörendes) Wesen glauben, „welches als moralischer Weltschöpfer nicht nur Alles hervor„gebracht; sondern auch die Unterordnung und Zusammen„stimmung der physischen Welt unter und mit einer sittlichen „Weltordnung bestimmte, u. s. w.“ — Und dieß macht denn nun den Transitus zur moralischen Vernunftreligion; als welche uns mit dem Glauben an Unsterblichkeit zur Erfüllung dieser Wünsche und zur endlichen Auflösung dieses Räthsels tröste, u. s. w. Dieser Haupttheil des Buchs ist verhältnißmäßig nur kurz, und handelt im ersten Abschnitte vom Glauben an Unsterblichkeit, und im zweyten vom Glauben an Gott, wobey denn zugleich die vornehmsten Eigenschaften Gottes, Etwas von der Schöpfung und Regierung der Welt, von den Pflichten gegen ihn als Weltschöpfer und Weltrichter, und zuletzt in wenigen Zeilen auch von den Pflichten gegen uns selbst und gegen den Nächsten geredet wird. Alles dieß geschieht nach Kantischen

Prin-

Principien und in der abstrakten Sprache dieser philosophischen Schule. Sonderbar ist es, daß der Verf. in beyden Abschnitten zuerst über die sonst gebrauchten Beweisarten kritisirt und polemisirt, und dann seine Bürger- und Bauernkinder von der Vortrefflichkeit des Kantischen Beweises zu überzeugen sucht. Zur Probe seiner Lehrart kann folgender Schluß seines Beweises für die Existenz Gottes dienen: „Soll also eine Ordnung der Dinge, eine Welt möglich seyn, „in welcher ich, als ein sinnlich vernünftiges Wesen, eine „meiner Sittlichkeit und dadurch erlangten Würdigkeit ange„messene Glückseligkeit genieße, und welche mich freylich der „enge Kreis meiner Erfahrung nicht lehren kann, weil dazu „die Einsicht des Ganzen, d. i. Allwissenheit erfordert würde: „so ist schlechterdings das Daseyn Gottes eine absolut noth„wendige Voraussetzung derselben. Daß aber diese durch„gängige moralische Verbindung wirklich vorhanden seyn „müsse, das sehe ich daher ein, weil die Vernunft sich selbst, „oder die moralischen Wesen, als das letzte und höchste er„kennt, unter welchen alles Uebrige steht, und weil sie sich „sonst für etwas bloß Eingebildetes, und ihr Sittengesetz für „einen lächerlichen Zwang erklären müßte. — So gewiß folg„lich meine Vernunft moralisch wirksam ist, oder, so gewiß „sie mir ein unveränderliches und unnachläßliches Sittenge„setz als Richtschnur meiner freyen Handlungen vorschreibt, „und selbst auch auf Befriedigung meines mir anerschaffenen „Glückseligkeitstriebes, meiner sittlichen Würdigkeit gemäß, „dringt: eben so gewiß und zuverlässig kann und muß ich an „das Daseyn Gottes glauben." — Wie doch die armen Bauerjungens bey Anhörung solcher Schlüsse Maul und Ohren aufsperren werden! Und wo ist der Meister in Israel, der ihnen solche abstrakte Sachen faßlich vorzutragen verstände? Ja! wird je diese Sprache und Beweisart, so lange unser Planet mit seinen Bewohnern das bleiben soll, was er jetzt ist, allgemein verständlich, und wirklich brauchbar werden können? — Möchten doch manche unserer Philosophen, ehe sie Theorieen entwerfen, und Lehrbücher schreiben, erst hingehen, und Welt und Menschen kennen, und das, was wirklich Praktisch und Gemeinnützig ist, unterscheiden lernen! — Recensent bedauret, daß er dem Verfasser, der vielleicht dieses Büchlein mit enthusiastischer Hoffnung für das kommende Zeitalter in die Welt schickte, nichts Tröstlicheres sagen kann; aber der Unfug, der jetzt mit der kriti-

schen

schen Philosophie in Predigten und Religionsunterricht getrieben wird, verdiente diese etwas härtere Rüge.

Ki.

Rechtsgelahrheit.

Ueber die Folgen der Wiederaufhebung des Kaufkontrakts auf die Losung, vorzüglich in Hinsicht auf die Würtembergische Gesetzgebung. Von Joh. Georg Gmelin, der Rechte Doktor und Herzogl. Würtembergisch. Hofgerichts-Advokaten. 1801. 32 Seiten 8.

In einer guten Ordnung, und mit eben so viel Sachkenntniß als lobenswürdiger Bescheidenheit führt der Verf. gegen die von Griesinger in seinem Kommentar über das Herzogl. Würtemberg. Landrecht aufgestellte Meinung, daß nach einmal geschehener Perfektion des Kaufs, das einem Andern zustehende Losungsrecht unwiderruflich eintrete, wenn auch die Paciscenten den Kauf wieder aufheben wollten, aus, daß nicht die Perfektion; sondern erst die Konsummation des Kaufs das Moment seye, wodurch das Losungsrecht eines Dritten unwiderruflich werde; denn, so lange der Kauf blosser Konsensualkontrakt ist, muß er durch den einstimmigen Willen der Kontrahenten mit allen seinen Folgen widerrufen werden können; daher bleibt das Losungsrecht jedes Dritten, wiewohl es durch die Perfektion des Kaufs gegründet wird, den Rechten der Kontrahenten auf die Wiederaufhebung des Kontrakts so lange untergeordnet, bis dieser durch die Konsummation unauflöslich wird.

Aus dem Satz, daß der Löser in alle Verbindlichkeiten des Käufers tritt, folgert der Verfasser, daß er sich auch dem pacto addictionis in diem und andern Verbindlichkeiten des Käufers unterwerfen muß; daß die Rechtsmittel wegen Verletzung über die Hälfte und die restitutio in integrum gegen ihn so gut, als gegen den Käufer wirksam sind.

Me.

Abhandlung über die Frage: Ob das Recht, testamentarische Dispositionen zu machen, aus dem Naturrecht hergeleitet werden könne? Von H. J. Hofer. Heilbrunn. 1802. 55 Seiten 8.

Der Verfasser glaubt, zu Beantwortung dieser Frage dieselbe in die zwey untergeordneten Fragen zerlegen zu müssen: a) ob die positive Anordnung des Rechts zu testiren dem Naturrechte nicht zuwider seye? b) ob ohne positive Gesetze testamentarische Dispositionen aus dem bloßen Naturrecht ihre Gültigkeit und Rechtmäßigkeit erhalten?

Beyde Fragen werden bejahend beantwortet; die erste wurde freylich wohl noch nie in Zweifel gezogen, doch ist sie durch die vom Verf. aufgestellte Gründen, welche mehr politisch als naturrechtlich sind, keineswegs erwiesen. Die zweyte Frage, welche der Verf. wahrscheinlich als der erste bejahend beantwortet hat, ist zwar weitläuftiger; aber eben so wenig befriedigend ausgeführt. Aus dem Satz: Alles ist Recht, was ohne Verletzung der Pflichten, die man als Theil des ganzen Menschengeschlechts hat, geschehen kann; über dessen Richtigkeit als obersten Satz der Rechtslehre der Rec. mit dem Verf. nicht rechten will, leitet er das Recht des Sterbenden ab, einem Andern sein Vermögen zu hinterlassen, ihm dabey Bedingungen vorzuschreiben, u. s. w. Wahrscheinlich fühlte er selbst die Schwäche dieser Deduktion, und fand daher für gut, den Erben beym Krankenbett gegenwärtig seyn, und von der Zeit des vom Erblasser erklärten Willens an, bis zu dessen Tod unablässig bey dem Erblasser und dessen Habe mit dem justo animo, eam possidendi, Wache stehen zu lassen, damit er im ersten Augenblick des sel. Entschlafens mit seinem justus animus possidendi die Herrenlos gewordenen Sachen in Besitz nehmen, und damit die nach der Ausführung dieser zweyten Frage gegen die Entscheidung derselben übrig gebliebene Zweifel ipso facto aus dem Wege räumen könnte.

Der Verfasser hätte wegen dieser Abhandlung gar nicht nöthig gehabt, sich, wie er in der Einleitung thut, von dem Verdacht eines juristischen Illuminaten loszusagen.

Wo.

Das Wichtigste von den Rechten und Verbindlichkeiten Würtembergischer Bürger, in ihren öffentlichen und Privatverhältnissen. Ein Auszug aus den Würtembergischen Gesetzen, zum Gebrauch jedes Bürgers, und besonders der Ortsvorsteher bestimmt. Von H. E. F. Bolley, Amtsschreiber zu Waiblingen. Tübingen, bey Cotta. 1801. 317 Seiten 8.

Der rastlos thätige Verfasser hat durch dieses als Volksbuch für Würtembergische Unterthanen eben so vorzügliche, als für den Beamten und Rechtsgelehrten brauchbare Werk, die bey der Beurtheilung seiner Betrachtungen über verschiedene Rechtsmaterien im 65sten Bande dieser Allg. Deutsch. Bibl. enthaltene Weissagung auf eine für ihn sehr rühmliche Art gerechtfertiget. In der Einleitung dieser Schrift, von den Rechten und Verbindlichkeiten der Würtemberger überhaupt, macht der Verf. die Würtemberger auf die Vorzüge, die sie durch ihre Verfassung in Ansehung des Eigenthums, der Ehre, Freyheit und Lebens genießen, aufmerksam. Das Ganze ist hierauf in vier Hauptstücke eingetheilt: 1) Von den Pflichten der Unterthanen in ihrem öffentlichen Verhältnisse gegen den Regenten, den Staat und die Gemeinde. 2) Von den wechselseitigen Verbindlichkeiten, welche aus dem Verhältnisse der Bürger gegen einander selbst entspringen. 3) Von vermischten Verbindlichkeiten aus Policey- und verwandten Gesetzen. 4) Einiges aus dem Privatrechte, oder von der Art und Weise, auf welche gewisse Rechte erworben, und den Bedingungen, unter welchen sie ausgeübt werden können.

Im ersten dieser Hauptstücke handelt der Verfasser in acht Abschnitten die Pflichten der Treue gegen die Obrigkeit, und Strafen des Ungehorsams, die Aufsicht über Fremde, Verbindlichkeit, Verbrecher zu entdecken und beyzufangen, die verbotene Ausstellung von Attestaten, Vorkehrungen gegen Landstreicher und Kollektanten, die Wilderey, Zoll, Accis, Umgeld, Zehnden, Frohndienste, Kriegsdienst, die Pflichten der Schultheissen, Rechnungsbeamten, Richter, Feuerbeschauer, u. and. ab. Das zweyte Hauptstück enthält vornehmlich

nehmlich die Verbindlichkeiten in Absicht auf Leben und Gesundheit der Mitbürger, die Strafen der Tödtung, gewaltsamer Wilddieberey und Holzfrevels, des Kindermords, heimlichen Gebährens, der Quacksalber, der Verfälschung von Lebensmitteln durch schädliche Beymischungen, die Vorkehrungen gegen Hundswuth, zur Rettung der Erhenkten, Ertrunkenen, Erfrornen und Erstickten; die Strafen des Raubs, Diebstahls, Falschmünzerey, Spielens, Betrugs, u. s. w. Im dritten Hauptstück beschäfftigt sich der Verfasser in dreyzehn Titeln mit den Verbindlichkeiten in Absicht auf Sittlichkeit und Ordnung, Armenanstalten, Gewerbsfreyheit und deren Einschränkung, Landbau und Mittel gegen dessen Hindernisse, Einschränkung des übermäßigen Aufwands, Anstalten gegen Theurung, für den Handel und Verschluß der prohibirten Waaren, Begünstigungen der Inländer und der Bewohner eines Orts vor Fremden, Anstalten gegen Feuersgefahr, Viehseuchen, Vorsichtsregeln bey Rechtsgeschäfften, Vormundschaft, die Rechte und Wohlstand der Gemeinden. Das vierte Hauptstück enthält Bemerkungen über die Erfordernisse und Vorsicht bey Eingehung der Verträge, insbesondere wegen Minderjährigkeit, geführter Vermögensverwaltung, über die Gewährleistung, Losungsrecht, Bürgschaften, über die außergerichtliche und gerichtliche Verfolgung seines Rechts, hauptsächlich Appellationen. In einem Anhang, über die Verhaltung bey Eidesleistungen, hat der Verf. einen Auszug aus einer vortrefflichen Königl. Preußisch. Verordnung, wegen zweckmäßigerer Einrichtung der Eidesleistungen, beygefügt.

Schon aus dieser Uebersicht sieht man leicht, daß es dem Verf. mehr um einen guten natürlichen Zusammenhang, als um strenge systematische Ordnung zu thun war, wie er auch selbst in der Vorrede sich erklärt. Bey seiner Absicht, ein Volksbuch zu schreiben, ist dieß durchaus kein Vorwurf, und dieses Werk enthält außerdem die übrigen Erfordernisse einer Volksschrift so genau, daß beynahe nichts zu wünschen übrig bleibt; die Behandlung der einzelnen Materien ist ziemlich vollständig, und meist ohne rechtliche Ausführung; wo eben diese nöthig war, ist sie kurz und überzeugend. Die Materien sind, so viel möglich, in einfache Sätze abgetheilt, denen jeder in einer Note mit einem passenden Gesetz belegt wird; die Anführung anderer Schriftsteller ist beynahe ganz ver-

vermieden. Die Sprache ist rein und kräftig; wo es die Sache erforderte, sind Auszüge aus den Gesetzen beygebracht. Ein zweckmäßiges alphabetisches Register erleichtert den Gebrauch des Ganzen. Schade ist es, daß der Verfasser in dasselbe die nachgelieferten Zusätze nicht mehr aufgenommen hat, deren Gebrauch für den Schriftgelehrten dadurch bis zu einer neuen Auflage wahrscheinlich verloren ist. Auch ist die Lehre von Kauf- Unterpfands- und andern öffentlichen Büchern ganz übergangen, und die Lehre von Testaments- Heyraths- und Erbverträgen im §. 108. allzuvollständig abgefertiget.

Bey der nahen Aussicht auf eine Verbesserung der Gesetzgebung und Gerichtsverfassung Würtembergs ist es ein froher Gedanke, daß es in demselben Männer giebt, welche mit philosophischen Talenten ausgerüstet, einen so unermüdeten Fleiß für das öffentliche Wohl, und so gründliche Einsicht in die bestehende Gesetzverfassung verbinden.

Nk.

Systematische Entwickelung der Lehre von Prälegaten, nach den Grundsätzen des römischen Rechts; vom Kanzleyrath von Nettelbladt zu Rostock. Rostock, bey Schiller. 1802. 75 S. 8. 6 gr.

Die Menge von Gesetzen, deren Erklärung und Erläuterung mit nicht geringen Schwierigkeiten hin und wieder verknüpft ist; besonders aber die so verschiedenen Meinungen der Ausleger und Rechtsgelehrten, machen die Rechtslehre von Prälegaten, deren praktische Anwendung sehr häufig vorkommt, allerdings zu einer der interessantesten des römischen Rechts. Außer der von Pfeifer im Jahr 1798. gelieferten diss. de prelegatis giebt es wenige ausführliche Abhandlungen, und es verdiente daher dieser Gegenstand eine vollständigere systematische Entwickelung. In der Einleitung wird von dem Begriffe eines Prälegats, dem Unterschiede desselben von ähnlichen in den Gesetzen vorkommenden Begriffen, von der Art, wie sie verlassen werden können, und dem Subjekt und Objekt des Prälegats gehandelt. Alsdann folgt die Auseinandersetzung der rechtlichen Grundsätze, und zwar im Allgemeinen, und in Hinsicht auf die besondern Fälle, so

nach-

nachdem der Prälegator die Erbschaft antritt, oder nicht. — Der Begriff eines Prälegats wird dahin bestimmt, daß es ein, aus der ganzen Erbschaftsmasse dem Erben verlassenes Vermächtniß sey, und es weicht also der Verfasser von den Rechtslehrern ab, welche das Daseyn mehrerer Erben zum Begriff eines Vorausvermächtnisses erforderlich achten. Der einzige singuläre Grundsatz, und die einzige Quelle, aus der man alle Eigenheiten dieser Lehre ableiten muß, beruhet auf der gesetzlichen Regel: daß das Prälegat, sofern es der Erbe sich selbst zahlen muß, unnütz verlassen sey. Den Beweis dieser Behauptung sucht der Verf. umständlich zu führen, und es beruhet darauf auch wirklich die systematische Einheit der ganzen Lehre von Prälegaten. Am Ende werden die Mittel kurz erörtert, welche dem Prälegator zustehen, seine Rechte zu verfolgen.

Ueber Besitz und Verjährung, von A. F. J. Thibaut, ordentl. Prof. d. Rechts zu Jena. Daselbst bey Mauke. 1802. 202 S. 8. 16 gr.

Die bisherigen literarischen Arbeiten des Verfassers tragen insgesammt das Gepräge der Gründlichkeit an sich. Auch in dieser kleinen Schrift findet man nichts Gemeines; vielmehr haben die hier abgehandelten wichtigen Rechtslehren darin manche neue Aufklärungen und deutlichere Bestimmungen enthalten, die man in den bekannten Schriften von Westphal, Cuper, Spangenberg, Fleck, Estor und Rave nicht antrifft. Das Werk verdankt seine Existenz den Vorlesungen des Verfassers über die Pandekten. In dem Hellfeldschen Kompendium, worüber derselbe, bis zur Vollendung seines eigenen Lehrbuchs, Vorlesungen hält, ist dem Autor eine vollständige Darstellung der Lehren, vom Besitz und der Verjährung, durchaus mißlungen. Erläuternde, berichtigende, oder ergänzende Anmerkungen konnten die Fehler desselben freylich wohl verbessern; aber nicht gründlich heben. Der Verf. entschloß sich daher lieber zur Entwerfung einer kurzen Theorie dieser bekanntlich sehr schwierigen Materien, und die Ausführung derselben ist ihm auch, nach Recensentens Urtheil, so gut gelungen, daß sie nicht bloß seinen Zuhörern, für welche sie zunächst bestimmt ist; sondern der Rechtswissenschaft überhaupt Vortheil gewährt.

Im ersten Theile wird in drei besondern Abschnitten zuerst die ursprüngliche Beschaffenheit des Besitzes entwickelt, dann gezeigt, wie derselbe durch die positiven Gesetze weiter ausgebildet und bestimmt ist, und endlich erläutert, welche Rechte und Verbindlichkeiten aus dem Besitze entspringen. Sehr einfach würde die ganze Materie vom Besitze seyn, wenn bloß der Begriff des ursprünglichen juristischen Besitzes — detentio rei und der animus detinendi — als das einzige Princip bey dieser Lehre betrachtet werden könnte. Die positiven Gesetze haben aber durch rechtliche Fictionen daran so vieles geändert, daß an die Stelle des ursprünglichen Besitzes ein ganz neues Wesen getreten ist. Der Verfasser gründet daher seine Theorie insonderheit darauf: daß die Lehre vom natürlichen juristischen Besitze die Grundsätze in dieser Materie aufstellen müsse; die Lehre vom juristischen ausgebildeten Besitze aber nur die Ausnahmen enthalten könne. Die so oft mißverstandene Eintheilung in possessio naturalis und civilis, deren Erklärung durch die abweichenden Vorstellungen der Ausleger zu einer der schwierigsten und subtilsten Lehren in dem Systeme des Civilrechts geworden ist, wird im §. 11. sehr gut und bündig erklärt. Der Verf. ist dabey im Wesentlichen Cupers Ideen gefolgt, die Glück im Commentar Bd. 2. S. 514 flg. ausführlich dargestellt hat.

Im zweyten Theile wird von der Verjährung, hauptsächlich von der praescriptio legalis, ihrem Ursprunge, ihrer allmähligen Ausbildung bey den Römern, und ihren allgemeinen Erfordernissen; von der erwerbenden und erlöschenden Verjährung, deren Erfordernissen und einzelnen Arten; von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, gegen eine vollendete Verjährung, besonders in Hinsicht der Minderjährigen und derer, welche gleiche Rechte mit ihnen haben; imgleichen der Abwesenden, und endlich von der praescriptio indefinita, oder immemorialis, gehandelt. Unter den verschiedenen Meinungen über die Frage: wenn heut zu Tage die Parteyen, da wir die römische Provincialverfassung nicht haben, für gegenwärtig bey Bestimmung der Verjährungszeit zu halten sind? soll der Gerichtsgebrauch die adoptirt haben, wenn sie unter einem gemeinschaftlichen Unterrichter wohnen. Aber ein solcher allgemeiner Gerichtsgebrauch dürfte wohl schwerlich zu erweisen, und es überhaupt der Analogie angemessener seyn, denjenigen, wider welchen verjährt wer-

werden soll, nur dann für gegenwärtig zu halten, wenn er innerhalb der geographischen Gränze der Provinz wohnt, welche unter einem eigenen obern Landesjustizkollegio stehet. Die Lehre von der erwerbenden Verjährung der Servituten ist im §. 36 flg. sehr gründlich entwickelt, und dabey gezeigt, daß sich aus keinem Gesetze die Regel vertheidigen lasse, wonach die erwerbende Verjährung eines jedweden Rechts statt finden solle, und daß daher bey der Präskription, z. B. der persönlichen Leistungen, Frohnen, Bannrechte, u. s. w. überall nicht die Grundsätze der erwerbenden; sondern nur der erlöschenden Verjährung anzuwenden wären, in sofern die letztere jedes Recht befasse, welches klagend hätte geschützt werden können. In dem §. 45. macht der Verf. die oft übersehene, aber wichtige Bemerkung, daß die erwerbende Verjährung, mit der erlöschenden Präskription der Klagen konkurriren, und die frühere Vollendung der erstern indirekt die letztere ausschließen könne. Dieser Fall kommt besonders bey der Reivindicatio vor. Es besitzt z. B. Jemand ein Dotalgrundstück aus einem rechtmäßigen Titel, in gutem Glauben, und ununterbrochen 10 Jahre hindurch inter praesentes: so ist durch die adquisitive Verjährung des Eigenthums die, nach 10 Jahren, erhobene Vindikationsklage der Ehefrau, von dem Zeitpunkte angerechnet, da sie solche rechtlich anstellen konnte, erloschen, oder doch unwirksam, wenn sie gleich nach gemeinem Rechte 30 Jahre dauert. Uebrigens hätte Recensent gewünscht, daß der würdige Verf. bey dieser Veranlassung sich über die Verjährung der Schuldforderungen aus lieyten Briefen und Siegeln, je nachdem die Verschreibungen auf wechselseitige Kündigung gestellt, oder gewisse Zahlungstermine darin bestimmt sind, umständlich geäußert haben möchte; denn dieser Gegenstand erwartet noch immer einen gründlichern Bearbeiter, als er an Fresenius gefunden hat.

Kw.

Arzneygelahrheit.

Joachim Dietrich Brandis, Med. D., Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Hofraths, wirklichen Assessors des Ober-Sanitäts-Kollegiums in

 Braun-

Braunschweig, u. Brunnenarztes in Driburg, Erfahrungen über die Wirkung der Eisenmittel im Allgemeinen, und des Driburger Wassers ins Besondere. Hannover. 1803. 17 Bogen gr. 8.

Der Verfasser, welcher sich bereits verschiedentlich vortheilhaft bekannt gemacht hat, übergiebt hier dem Publikum eine Schrift, deren Gegenstand immer noch streitig gewesen ist. Ob des Verfassers Erklärung für Alle die einzig befriedigende ist, müssen wir Jedes Ueberzeugung überlassen; so viel glauben wir aber aus eigener Ueberzeugung sagen zu dürfen, daß der würdige Herr Verfasser von allen so verschieden, jetzt bekannten, manchen nicht genug prüfenden Arzt in die Irre führenden, Theorieen abweicht, und bloß der reinen Erfahrung folgt; dieses wird Jeder, welcher diese Schrift mit Bedacht lieset, mit Vergnügen bemerken. Die Gränzen, welche uns vorgeschrieben sind, erlauben uns bloß einen gedrängten Auszug dieser reichhaltigen Schrift zu liefern. In dem ersten Kapitel theilt er uns allgemeine Bemerkungen über die Wirkung der Eisentheile überhaupt, und namentlich der eisenhaltigen Mineralwässer mit. S. 1—33. Die größte und deutlichste Wirkung des in kohlensauren Gas aufgelösten Eisens (wie dieses bey dem Driburger Wasser vorzüglich statt findet) sey die, daß es dem Blute mehr Röthe, eine grössere Menge Blutkügelchen, die sich durch den Zutritt des Sauerstoffs in den Lungen und auf der Oberfläche des Körpers hochroth färben, und eine dichtere Beschaffenheit, mehr koagulable Lymphe giebt; es sind also in jenem Fall die Eisenmittel nützlich, wo das Blut eine dünnere Beschaffenheit, weniger rothe Theile, und weniger kongulable Lymphe hat, bey welcher Gelegenheit er S. 15 zugleich den Satz aufstellt: daß der rothe Theil des Blutes vorzüglich das Organ sey, wodurch der Sauerstoff in dem Körper aufgenommen wird. In dem 2ten Kapitel giebt er einen allgemeinen Begriff von den Krankheiten, in welchen sich Eisenmittel hauptsächlich wirksam erzeigen, und welche wir am Ende kurz anzeigen wollen. Hier handelt er S. 34—73. von den Kachexien im allgemeinen Sinne genommen. Im dritten Kapitel erzählt er die Ursachen der Kachexie (S. 74—112.); beschreibt im 4ten Kapitel die Bleichsucht (S. 113—148.); im 5ten Kapitel die kachektischen Lähmungen (S. 149—182.) Er begreift

greift hierunter mehrere Arten von Lähmungen des ganzen Systems, der willkührlichen Müskeln oder einzelnen Theile, die von den Schriftstellern nach ihren verschiedenen theoretischen Rücksichten mehrere Namen erhalten haben, z. B. nervosa, scorbutica, serosa, biliosa, rachialgica, metallariorum. Im 6ten Kapitel handelt er von der Unfruchtbarkeit, zu frühen Geburten, und vom weißen Fluß der Frauenzimmer (S. 183—194.); im 7ten von Hypochondrie und Hysterie (S. 195—219.); im 8ten von Gicht, Podagra, Rheumatismus und Hämorrhoiden (S. 220—242.); im 9ten von Skorbut und Hautausschlag (S. 243—254); und im 10ten von Rachitis und Atrophie der Kinder. Nützlich fand er das Driburger Wasser: 1) in der Bleichsucht (S. 139.), wo es vor allen den Vorzug habe; Klystiere von Driburger Mineralwasser dienten bey hartnäckiger Verstopfung; 2) in allen den im 5ten Kapitel angeführten Lähmungen. Weniger nützlich seyen die Eisenmittel in denjenigen Lähmungen, wo sich in dem gelähmten Gliede eine neue Absonderung erzeugt hat, welche die Bewegung hindert; 3) bey plötzlichen Lähmungen von Schlagflüssen oder von äußern Kopfverletzungen seyen die Eisenmittel, und vorzüglich die Eisenbäder, ein allgemein wirksames und ohne Einschränkung zu gebrauchendes Heilmittel; 4) findet sich bey der Unfruchtbarkeit kachektische Konstitution und eine Neigung der Gebärmutter, sich des befruchteten Eyes bald zu entledigen: so diene vorzüglich das Driburger Wasser und andere ähnliche; auch dienen die Stahlmittel bey Blutflüssen nach der Entbindung, wenn nach diesen Umschläge erfolgen. Bey dem ächten weißen Fluß ließ er mit glücklichem Erfolge Driburger Wasser in die Mutterscheide einsprützen; 5) es bekömmt das Driburger Wasser den Hypochondristen sehr gut, welche an öfteren Leibesverstopfungen, und der damit durch Association verbundenen Beschwerden des Sensoriums, Schwindel, Beängstigung, einseitigen Kopfweh, Fehlern der großen Magendrüsen, sauern Aufstoßen, Heißhunger, besonders nach Fleisch, Mangel an Appetit, Abwechselung von Hartleibigkeit, mit sauer riechendem dünnen Stuhlgang, und häufiger Absonderung des Speichels, leiden. 6) Nützlich fand er ferner das Driburger Wasser bey Leberkrankheiten; 7) bey fehlerhafter Absonderung im untern Darmkanal; ferner 8) in der Gicht mit kachektischer Anlage. Schädlich fand er es in derjenigen Art Gicht, die eine bleibende fehlerhafte Absonderung

rung in einem der nahen Gelenke erzeugt hatte, wo die Kranken nach diesem Anfalle eine vollkommene Verdauung und Ernährung wieder erlangt hatten, bey solchen, wo sich die Ablagerung der Gicht auf die Gelenke nicht auf einmal erzeugt hatte; sondern die bey übrigens erträglich gesundem Körper und guter Konstitution, ohne vorhergegangenes Fieber erst Schmerz, dann Lähmung und Gichtknoten bemerkt hatten, auch nicht bey Versetzung der Gicht auf das Sensorium. Endlich fand er das Driburger Wasser sehr heilsam in Rheumatismus und im eigentlichen Skorbut, wo besonders der ocherartige Niederschlag als Umschlag sich bey skorbutischen Geschwüren dienlich bewies.

Ae.

Nähere Erklärung des Plans von den Anlagen des Schwefelbades zu Nenndorf im hessischen Antheil der Grafschaft Schaumburg, nebst einem Verzeichnisse aller in diesen Anlagen und in der damit verbundenen Baumschule vorhandenen in und ausländischen Holzarten und Pflanzen, von G. W. Homburg. Hannover, bey Hahn. 1801. 45 Seiten 8., nebst den auf einen Bogen gestochenen und illuminirten Plan der Anlagen in diesem Bade. Geheft. 1 Rh.

Eine kleine Schrift, welche keines Auszugs fähig ist; welche aber in Hinsicht der Erläuterung der Geschichte dieses bekannten Bades vielen Aufschluß gewährt.

Og.

Naturgeschichte des Biliner Sauerbrunnens in Böhmen, von Franz Ambros Reuß, der W. W. u. A. G. Doktor. Mit 5 Kupfern. Neue unveränderte Auflage. Prag. 1801. 316 Seiten 8. Geheft. 1 Rh.

Die

Dieses Werk hat zu seiner Zeit, als das Kind eines Mannes, welcher schon andere vollkommene Monographien von Gesundbrunnen geliefert hat, sein gebührendes Lob auch in dieser Bibliothek erhalten. Da die vor uns liegende neue Auflage, wie der Titel besagt, unverändert abgedruckt worden: so können wir uns bey einer bloßen Anzeige beruhigen.

Wt.

Der Gesundbrunnen zu Liebenstein. Eine Schilderung von Friedrich Sickler. Gotha, bey Ettinger. 1801. 76 Seiten 8. Geheft. 16 gr.

Das dabey befindliche Kupfer stellt das alte Bergschloß Liebenstein vor; die Schrift selbst ist dem Herzog Georg von Meiningen gewidmet.

Es ist dieses nach Neubecks Manier eine poetische Monographie eines Gesundbrunnens, welcher seit kurzem sehr beliebt geworden ist. Es entstand zu dieser Schrift bey dem Verf. der erste Gedanke bey seinem Aufenthalt in Liebenstein, wo er von den Reizen der Gegend so sehr begeistert wurde. Dieses Gedicht, welches zum Theil in Hexametern abgefaßt ist, läßt sich angenehm lesen, und kann einem Neubeck an die Seite gestellt werden. Beygefügt ist Ida auf Liebenstein, eine Ballade auf Noten gesetzt.

Cg.

Vieljährige Beobachtungen und Erfahrungen über die Gehörfehler der Taubstummen, als Winke beym Galvanisiren zu gebrauchen. Von G. W. Pfingsten, Vorsteh. und Lehrer des Taubstummen-Instituts zu Kiel. Kiel, bey Mohr. 1802. 78 Seiten 8. 10 gr.

Mit vielem Vergnügen hat Rec. diese kleine, aber wichtige Schrift gelesen. Der Verfasser gehört zu den merkwürdigen Menschen, welche ohne alle jugendliche Bildung durch die eigene Kraft ihres Geistes sich zu einer ansehnlichen Stuffe der Bil-

Bildung erhoben haben. Der feine Beobachtungsgeist, welchen wir in dieser Schrift finden, der anspruchslose, aber dabey leichte, bestimmte Vortrag, nehmen ungemein für den Verfasser ein. Er zeigt zuerst, aus eigenen Beyspielen von elektrischen Kuren, daß man bey solchen Reizmitteln, als Elektricität und Galvanismus, nicht auf eine vorübergehende Besserung bauen dürfe, daß die Kranken nach derselben wiederum in den ersten Zustand verfallen. Eine wichtige Erinnerung für alle zu rasche Lobredner des Galvanismus. Rec. sah bey einem Harthörigen äußerst schnelle Besserung auf die Anwendung des Galvanismus, die bey fortgesetztem Gebrauche zunahm; aber dann, bey eben so eifrig fortgesetztem Gebrauche wieder abnahm, so daß endlich der Kranke, alles Galvanisirens ungeachtet, so taub wurde, als er im Anfange gewesen war. Durch auffallende Beyspiele zeigt der Verf., wie fein das Gefühl der Taubstummen für alle Arten von Erschütterungen wird, wie leicht sie sich daher selbst einbilden, daß sie hören, weil sie von dem Gehörsinne keine richtige Vorstellung haben, und wie gerne sie behaupten, daß sie hören, um diesen Vorzug sich zuzuschreiben. Ein Mittel, sich vor aller Täuschung zu hüten, sey, hinter ihnen, wenn sie beschäfftiget sind, mit einer kleinen Glocke zu klingeln, doch so, daß sie die Glocke auch vorher nicht gewahr worden. Ueber die verschiedenen Grade der Taubheit, und über die großen Fähigkeiten der Taubstummen kommen sehr gute Bemerkungen vor. Am Ende wird ein sehr sinnreiches Hörrohr angegeben; eine Pyramide von Pappe, worin eine ausgespannte Haut gleichsam ein künstliches Trommelfell vorstellt. Wenn der Verfasser in der Folge so gehaltreiche Schriften, wie diese, liefert: so wünscht Rec. dem Publikum zu diesem Schriftsteller Glück, und hofft, daß der Schluß: Ende des ersten Heftes, im Ernste gemeint seyn möge.

Nachricht von den zu Jever durch die Galvani-Voltaische Gehör-Gebe-Kunst beglückten Taubstummen, von C. H. Wolke. Oldenburg. 1802. 224 Seiten 8. 18 gr.

Die glücklichen Kuren, welche Herr Sprenger zu Jever durch den Galvanismus anzustellen Gelegenheit hatte, erregten

ten mit Recht die Aufmerksamkeit der Aerzte. Sie sind sehr auffallend, und beweisen, daß die Voltaische Säule in manchen Fällen gute Dienste leisten kann. Von ihr, in allen Fällen der Taubheit (Zerstörungen des Organs ausgenommen), Hülfe zu versprechen, wie Hr. Wolke zu thun scheint, wird keinem Arzte einfallen; auch hat dieses der Erfolg schon berichtiget. Es geht hier, wie es mit der Elektricität und andern starken Arzneymitteln zu gehen pflegt. Hrn. Sprengers Methode hat etwas Eigenthümliches. Er bringt durch einen isolirenden Handgriff den Knopf eines Leiters, welcher mit dem positiven Pole verbunden ist, an den leidenden Theil; er giebt dem Kranken in die Hand einen metallenen Cylinder, an dessen Ende sich ein Knopf befindet, und läßt ihn mit dem Cylinder (nicht mit dem Knopfe) den Leiter berühren, welcher zum negativen Pole führt. Wolke giebt einen Elektrochronometer an, eine Maschine, wodurch diese unterbrochene Berührung ohne Mühe des Kranken geschieht. Eben derselbe liefert hier auch die Beschreibung eines Werkzeugs, wodurch man die Grade der Taubheit messen kann; eines Penduls, welches man von bestimmten Höhen herabfallen läßt. Er nennt es Akuometer, so wie er überhaupt reich an neuen Kunstwörtern ist. Uebrigens ist die Beschreibung deutlich und gut; hin und wieder z. B., wo von dem unglücklichen Zustande der Taubstummen die Rede ist, könnte sie kürzer seyn.

Rb.

1) Frdr. Benj. Osianders — Grundriß der Entbindungskunst, zum Leitfaden bey seinen Vorlesungen. Zweyter Theil. Entbindungs- und Werkzeugelehre. Göttingen. 1802. 476 S. 1 Rf. 8 gr.

2) Theoretisch - praktisches Handbuch der Geburts - Hülfe, zum Gebrauch bey akademischen Vorlesungen und für angehende Geburtshelfer, von *Ldw. Frdr. Froriep.* Mit einem Kupfer. Weimar. 1802. 452 Seiten gr. 8. 2 Rf.

1) Versuch eines vollständigen Systems der theoretischen und praktischen Geburtshülfe, nach einem durchaus neuen Plane als Handbuch zu Vorlesungen bearbeitet, von *Fz. Hnr. Martens.* Leipzig. 1802. 512 Seiten 8. 2 Rthl. 6 gr.

Es ist eine eigene Erscheinung, daß dieses Jahr so reich an geburtshülflichen Schriften ist; sollte daraus wirklich auf eine Lücke in unserer Literatur geschlossen werden dürfen: so wäre sie mit einemmale recht gut ausgefüllt, denn alle drey Schriften sind alles Lobes werth.

Den ersten Theil von Nr. 1., einem Grundrisse, der zum Leitfaden dienen soll, hat Rec. im Bd. 69. unserer N. A. D. B. angezeigt. Dieser zweyte enthält, nach dem Verf. alles, was ein Geburtshelfer bey widernatürlichen und die Hülfe der Kunst erfordernden Geburtsfällen zu thun und zu lassen habe. Er ist in 12 Kapitel getheilt, und es ist allerdings darin nichts vergessen, was ein Geburtshelfer zu thun, vielleicht eher Manches angeführt, was er zu lassen, auch Manches beygebracht, was durchaus kein Interesse für ihn hat. Zu dem Letzten rechnen wir besonders das Historische von Hrn. O. literarischer Entwickelung, §. 36. flg., welches in jeder Schrift des Verf. auf die nämliche, nicht ganz angenehme Art beygebracht wird. Die Werkzeuge zum Entbinden theilt Hr. O. in unmittelbare und mittelbare, eine ganz eigene Eintheilung! Zu jenen rechnet er Hebel, Zange, Nachgeburtszange, Schlingen, stumpfe Haken und Scheere; zu diesen Geburtsstuhl, einen Neigungsmesser, (eine sonderbare Verdeutschung von Cliseometer!) einen Maaßstab, oder einen einfachen Steinischen Beckenmesser, seinen, des Verf. Beckenmesser, mit dem Steinischen Kopfmesser, eine Steinische Wage, seinen Wassersprenger, sein Ausdehnungswerkzeug für den Muttermund, einen gabelförmigen und einen gänsefederförmigen Schwamm, eine Mutterspritze, weibliche Katheter, Hysterotom, Messer zum Kaiserschnitt, Arterienzange, Nadeln zur Bauchnath, und eine Leibbinde. Daß in diesem Verzeichnisse manches Instrument überflüssig sey, wird Jeder leicht einsehen. Dagegen ist in der Reiseapotheke §. 95. die so höchst nothwendige und gewiß wirksame Zimmtessenz vergessen; oder sollen die einzelnen

Grane

Grane Ipekakoanne die Stelle derselben ersetzen? Das Aperitorium §. 27. ist ein Speculum oris uteri, dergleichen *Scultetus* u. a. mehrere Arten beschrieben und abgezeichnet; die neuern Geburtshelfer aber ganz verworfen haben. Die Nachgeburtszange §. 37. halten wir für ein würdiges Gegenstück zu Hrn. Starks Nachgeburtslöffel. Die Anweisung zum Gebrauche der Instrumente, und zur Hülfe mit der Hand, ist deutlich und ohne Fehler, denjenigen vielleicht allein ausgenommen, welchen man so ziemlich allgemein an Hrn. O. getadelt hat, daß er die Instrumente und künstliche Hülfen zu oft empfiehlt, den Kräften der Natur bey einem der weiblichen Organisation natürlichen Geschäffte zu wenig trauet, und die Gränzen zwischen der Anwendung der Zange und dem Geschäffte der Wendung nicht scharf und richtig genug ziehet. Zangengeburten §. 64., wo die Nabelschnur um den Hals des Kindes geschnürt ist, (wir werden bey Nr. 2. und 3. den Fall auch berühren,) sind doch meist langwierig, mithin auch für das Leben des Kindes gefahrdrohend. Die Risse in dem Damm §. 73. dünken uns ein wenig kurz behandelt zu seyn. Bey der Beschreibung des Kaiserschnitts, die übrigens recht gut ist, fehlt, daß der Operateur beym Schnitte des Uterus selbst das Messer ja leicht und geschwinde führe, wegen des lockern Baues der Gebärmutter, um keine gerissene Wunde zu machen. Recht lobenswerth ist es, daß der Verf. Seite 100 nicht eigensinnig auf der Wahl der weißen Linie zum Einschnittsorte besteht. Unter die heutiges Tages nicht mehr nothwendigen Entbindungsarten rechnet der Verf. S. 115. auch die Enthirnung und Zerstückung des Kindes, und die Trennung der Schambeine; die letzte wird jedoch S. 143. in gewissen Fällen für wirklich nothwendig und nützlich geachtet. Ein schönes Kapitel ist das zehnte, von den (innern) Ursachen widernatürlicher Geburten, welche der Verf. auf allgemeine und örtliche Schwäche der Gebärenden, Hindernisse in der Respiration, beträchtliche Verletzungen des Körpers, Ohnmachten und Krämpfe (gehören unter die erste Rubrik, und sind dagegen auch wirksame innere Arzneyen anzuwenden), Wahnsinn und Rasen (nicht immer), Erbrechen, (gehört auch unter die erste Rubrik; Erbrechen vom Drucke der schwangern Gebärmutter nach der Leber wird bey der Niederkunft selten statt finden, da die Gebärmutter alsdann dazu viel zu tief steht,) zurückführt. Nun kommen die örtlichen Ursachen, schiefe Lage der Gebärmutter, ꝛc. [illegible]

Stell

Heilung eines Blutflusses aus geschwächter oder halbgelähmter Gebärmutter empfiehlt Hr. O. S. 141. unter andern auch kalte Umschläge, die unter solchen Umständen gewiß eher schaden als nutzen, vergißt auch hier die Zimmttinktur, und räth, wo eine gänzliche Lähmung der Gebärmutter alle Hülfe zu vereiteln scheine, den (problematischen) Galvanismus. Gegen die Vorfälle der Gebärmutter widerräth der Verf. S. 206. die Mutterkränze, und empfiehlt einen, wie er es sonderbar genug benennt, Muttergangszapfen. Am wenigsten fast im ganzen Buche hat uns die Abhandlung der Kopfeinkeilung S. 289. flg. gefallen. Die Anzeigen zum Gebrauche der Zange scheinen uns nicht mit genugsamer Sorgfalt entwickelt, die Grade der Einkeilung nicht genau genug berücksichtiget, das Verhältniß der Zangenoperation zur Wendung nicht scharf genug auseinander gesetzt. In S. 291. sagt der Verf. sogar: Erfordert in solchen Fällen die Lage der Frucht die Wendung, ꝛc. Rec. gesteht, daß ihm die Wendungsfälle bey eingekeiltem Kopfe, dergleichen Hr. O. wie Ehrhard mehrere in seinen Schriften anführt, immer unglaublich, wenigstens nicht nachahmungswerth vorgekommen sind. Auch ist alsdann die Lösung des Kopfes nach gebornem Leibe gewöhnlich beschwerlicher, als vorher. Der Hr. Verf. fühlt das Unglaubliche seiner Angaben S. 294. selbst, wie uns dünkt. Schlechterdings hätten auch die §. 260. angeführten drey Rathschläge mit Stillschweigen übergangen werden sollen, sie können aus keinem gesunden Gehirne gekommen seyn! Die Ursachen schwerer Geburten von Seiten des Kindes bringt er unter 4 Abtheilungen: 1) Hindernisse in Absicht der Lage einer einzelnen Frucht; 2) der Zahl der Früchte; 3) der Form und Krankheit der Frucht; 4) des Entstehungsortes der Frucht. Hier kommt auch üble Stellung des Kopfes vor. Dadurch wird aber die Sache erschwert, da die Anzeigen zur praktischen Hülfleistung, z. B. die Indikation zur Zange zerrissen werden, wie es in diesem Kapitel der Fall ist. Auch die Stellung der übrigen Materien scheint uns nicht ganz natürlich zu seyn, z. B. im 12ten Kapitel kommt erst vom Fruchtwasser vor. Das größte Verdienst der ganzen Schrift ist ohne Zweifel die Vollständigkeit und deutliche Auseinandersetzung aller denkbaren Ereignisse bey Gebärenden. In der Vorrede beschuldigt Hr. O. den Dr. Lützelberger zu Hildburghausen eines groben Plagiats, worüber dieser sich selbst vertheidigen wird.

M. 2. und F. 1 Opposita juxta se posita magis elucescunt! So wie Hr. O. im Allgemeinen den Kräften der Natur beym Geschäffte des Gebärens zu wenig zutrauet: so scheint es ein Charakterzug der beyden andern Schriftsteller zu seyn, auf dieselben recht viel Vertrauen zu setzen. Beyden rechnet der Rec. dieses zum Verdienste, beyde sind auch in der That gleich, und im hohen Grade brauchbar zu akademischen Lehrbüchern und zu Handbüchern für angehende praktische Geburtshelfer. Beyde haben jedoch auch einige Eigenthümlichkeiten, auf welche der Rec. aufmerksam machen muß. F. fängt sein Buch mit einer Geschichte der Entbindungskunst an; M. schließt das seinige damit. Bey F. ist unter jedem Paragraph und Abschnitte die Literatur, bona mixta malis, beygefügt worden; M. hat sie weggelassen. F. ist gefälliger im Aeußern; das Anatomische ist auch bey F. genauer, die Physiologie ist aber auch bey M. gut. Den Querdurchmesser des obern Beckens bestimmt M. zu 11'', F. nur zu 9 Zoll, im Ausgange der untern Beckenöffnung nimmt M. 4 Durchmesser an, F. nur zwey; den großen nimmt M. zu 4'', den kleinen gegen 4'', die schiefen zu 5'', Fr. dagegen den graden 3½, den schiefen 4 Zoll. Auch in den Achsen sind sie ein wenig verschieden. Bey Fr. ist wohl 6 Unzen Blut, welches bey der Menstruation verloren gehe, zu viel; M. nimmt nur 3—4 Unzen an. Es ist noch nicht ausgemacht, ob das Ey wirklich gleich nach der Befruchtung in der Gebärmutter sichtbar sey, wie F. S. 35. sagt. Es ist nicht richtig, daß der Liquor amnii der reinen Lymphe analog sey, wie S. 47. bey M. steht. Die gebückte Stellung des Fötus erklärt M. von der Bequemlichkeit, indem sie Aehnlichkeit mit der Stellung eines ruhenden Menschen habe; Fr. damit die Frucht den wenigsten Raum einnehmen möge. Die Zeichen vom Leben und Tode des Kindes sind bey M. besser und weitläuftiger angegeben, als bey F. Die Geburtslehre theilt F. nach regelmäßigen und regelwidrigen Geburten, M. trennet die Abhandlung von beyden ganz, und handelt Anfangs nur die natürliche Geburt ab. Hier kommt derselbe auch auf die Entbindungskunst überhaupt, auf die Schwierigkeiten der Erlernung und Ausübung derselben, die nöthigen Eigenschaften eines Geburtshelfers — Sachen, die weit natürlicher in einer allgemeinen Einleitung abgehandelt worden wären. Ueberhaupt gefällt uns Hrn. M—s Plan nicht, ob er gleich aufmerksam auf ihn, als neu, macht. Die natürliche Geburt

[illegible] M. unter drey Rubriken an, einmal S. 73., dann S. 176., und endlich auch bey der [illegible]. Bey der Stellung der Blase macht M. aufmerksam darauf, daß eine wurstförmige Blase nicht immer auf vorgetretene Hände und Füße deute. Bey dem Kolostrum sagt Hr. M. S. 189. die chemische Analyse zeigt, daß sich auch die entfernteren Bestandtheile desselben von den andern Bestandtheilen des Körpers eben nicht sehr unterscheiden (Was soll das heißen?). Die verschiedenen Geburtsarten hat aber, nach unserm Bedünken, Hr. M. praktischer abgehandelt, als Hr. F. Die Gesichtsgeburten rechnen beyde zu den unregelmäßig leichten Geburten, weil sie doch selten sind. Auch die Steißgeburten sind von beyden, nach Boer, für leichter ausgegeben worden, als sie wirklich sind. Bey M. ist unter der Abtheilung A) unregelmäßig leichte Geburten, auch die schwere Kopfgeburt abgehandelt worden. Die molimina menstruorum bey M., S. 227. flg. gehören nicht hieher, es ist zu weitläuftig. Unter den Ursachen zum Abortus wird bey F. S. 242. wahre Vollblütigkeit angeführt, die gewiß selten oder nie als Ursache zu finden seyn wird. Die auch als Ursache zum Abortus angegebene Zurückbeugung der Gebärmutter hätte müssen bey den falschen Lagen der Gebärmutter angeführt werden, dabey ist Jahn Diss. de utero retroverso Jen. 1782. übergangen worden. Auch einen eigenen Abschnitt hat F. durch die Wochenbettslehre gemacht; M. hat nur Einiges von der Wochenreinigung und dem Milchfieber angegeben. Die Ursache des letztern setzt F. in verhinderte oder versäumte Ausleerung der Milch aus den Brüsten; aber man findet oft häufigen Ausfluß, nun heftigen Fiebereintritt, nach welchem die Milch erst stockt. Der pathognomonische Unterleibsschmerz beym Kindbettfieber ist nicht, wie bey F. S. 261. steht, schneidend, sondern ausdehnend, austreibend empfindlich, besonders beym Berühren. Sollte nicht auch epidemische Einwirkung unter die Ursachen des Kindbettfiebers gehören? Auch die Abhandlung über die Krankheiten der Neugebornen ist Hrn. F. eigen; beyde Abhandlungen haben aber wenig Werth, da sie sich wenig auf die Ursachen, noch weniger auf die Behandlung einlassen. Hr. M. hat dagegen einen eigenen Abschnitt: Zeichenlehre für den gerichtlichen Arzt, worin von Untersuchung zweifelhafter Beschaffenheit der Fortpflanzungsfähigkeit beym weiblichen Geschlechte, geschehenem Beyschlafe u. s. w. die Rede ist, was nach unserm Be-

[illegible], [illegible] in das gegenwärtige Buch gehört. Besser wäre es gewesen, statt dessen, wie Hr. Fr. S. 297. flg. gethan hat, den Raum zu Regeln für das Verhalten der Schwangern zu benutzen. Die Anweisung zur Vollendung einer natürlichen Geburt ist bey beyden gut; bey M. will uns nicht gefallen, daß er S. 313. räth, im Anfange der Geburtsarbeit den Muttermund mit den Fingern allmählig über den eingetretenen Kopf zurückzuschieben, das gewiß mit größerer Beschwerde für die Kreissende verbunden ist, als das Verarbeiten der Wehen. Ueberhaupt scheint uns Hr. M. hierbey, gegen seine sonst gute Gewohnheit, ein wenig zu aktiv zu seyn. Die so nothwendige Unterstützung des Dammes hat F. besser auseinandergesetzt. Die Unterbindung des Nabelstranges am kindlichen Theile halten beyde für nöthig, am mütterlichen beyde für überflüssig. Bey Gesichtsgeburten ist der Rec. der Meinung des Hrn. M. S. 334., der sich dabey weniger auf die Kräfte der Natur verläßt, als Hr. F. S. 371., welcher leicht darüber weggeht. Beyläufig das nämliche gilt auch von der Kniegeburt. Die Behandlung der Neugebornen und der Neuentbundenen, welche bey Hrn. M. fehlt, ist bey Fr. S. 328. gut angegeben worden. Zum Wassersprengen empfiehlt M. die Borrsche Schere, F. den Osianderschen Wassersprenger; M. geht die Anzeigen zu dieser Operation weitläuftiger durch, als F. Die Anzeigen zur Lösung der Nachgeburt setzt F. in 1) Sitz des Mutterkuchens auf dem Muttermunde, 2) Umstülpung der Gebärmutter. M. fügt dazu: Blutflüsse aus der Gebärmutter, doch nur im Nothfalle, und mit vernünftiger Rücksicht auf die Naturkräfte, (Rec. ist hier ganz mit M. gegen F. einverstanden,) krampfichte Zusammenziehung des Muttermundes und Unthätigkeit (dieß scheint dem Rec. bloß hypothetisch angenommen zu seyn; M. selbst ist der Meinung, sich dann mit der Nachgeburt nicht zu übereilen), Zusammenhängen (Verwachsen) der Nachgeburt mit den Gebärmutterwänden, Einsackung (ist noch nicht ganz erwiesen). F. glaubt, bey Blutungen könne das Nichtlösen die Gefahr nicht vermehren, das Lösen sie nicht mindern, eher mehren (hat aber darin zuverlässig nicht recht), die zurückgebliebene Nachgeburt mache keine Konvulsionen (davon hat Rec. auch keine Erfahrung), sie könne nicht in Fäulniß übergehen, (davon hat Rec. leider Erfahrungen, die ganz gegen Hrn. F. sprechen! Blutungen und Fäulniß können von theilweise getrennter und zurückge-

bliebener Nachgeburt entstehen, davon haben häufige Erfahrungen dem Rec. Gewißheit gegeben, und er beschwört jeden jungen Geburtshelfer, sich nicht, zum Schaden seiner Gebärenden, und zu seiner eigenen Beunruhigung, von bloß apriorischem, grundlosen Raisonnement gefangen nehmen zu lassen!). Bey der Wendung gehen beyde Verfasser nur in unbedeutenden Kleinigkeiten von einander ab; F. z. B. widerräth mit Stein die Wendung bey lange verlaufenen Wassern, was M. nicht für eine Gegenanzeige nimmt; so auch bey eingekeiltem Hintern. Bey der Zange sind beyde für die gefensterte; F. wünscht ein Mittel gegen das Rosten, leistet der Osiandersche Ueberzug nichts? Die Anzeigen zur Zange sind bey M. weitläuftiger angegeben, und beyde weichen in einigen Stücken von einander ab; Fr. z. B. hält das Anlegen der Zange bey einer kurzen, umschlungenen Nabelschnur für eine falsche, M. für eine richtige Anzeige. Aus der bey M. am Ende beygefügten Geschichte der Entbindungskunst wollen wir noch die Behauptung auszeichnen, daß Hr. Boer aus dem Gebärhause zu Wien das Kindbettfieber verbannt habe; wenigstens werde es nie tödtlich, S. 507. wovon Rec. noch vor nicht gar langer Zeit bey Osiander (Denkwürdigk. 1. Bd. 2. Bog. S. 211.) gerade das Gegentheil gelesen hat. Auch hätte zuverlässig Hrn. Boers, den wir übrigens schätzen, Geheimnißkrämerey einen Tadel verdient!

Mz.

Ueber die Rinderpest, und die Mittel sie zu heilen und auszurotten; von D. *Gottl. Rich. Frank*, Kreisphys. des Gnesner und Powidzer Kreises. Mit einer Kupfertafel. Berlin. 1802. 214 Seiten gr. 8. 1 Rg.

Der Verfasser hatte wegen dieser Schrift ein Belohnungsdekret der Königl. Preuß. Kriegs- und Domainenkammer, und ein sehr günstiges Urtheil des Oberkollegii medici et sanitatis erhalten. Ob sie gleich in manchen Stücken örtlichen Bezug auf die Südpreußischen Länder hat: so wird doch jeder Sachkundige hier helle Ansichten, zweckmäßige Vorschriften, und größtentheils gründliches Raisonnement finden.

Im

Im ersten Abschnitte (Ueberschriften und Uebersicht der Kapitel vermißt man in dem Buche) giebt der Verfasser die richtige Benennung der Seuche an, und unterscheidet sie von den übrigen Epizootien des Rindviehes. II. Symptome der Krankheit, aus den Untersuchungen der Individuen und des Ganzen der Krankheit in ein Ganzes zusammengereihet. Hier hätten die beständigen wesentlichen Zeichen von den unbeständigen gesichtet, und das Ganze in Stadien abgetheilt, oder sie doch nicht ganz verschwiegen werden sollen. Im Anfange — unmittelbar nach der Ansteckung — sind die Thiere munterer, lebhafter, und fressen gieriger, wie neuere Beobachter, Stoll, Mezler, richtig bemerkt haben. Den Ausschlag hält der Verfasser in der Regel, womit auch des Rec. Erfahrung übereinstimmt, für wohlthätig und kritisch. Des rauschenden Brandes (Emphysems) geschieht keine Erwähnung. Sah ihn wohl der Verfasser nicht? In jeder Epizootie beobachtet man auch gelinde Grade der Krankheit bey Individuen, wobey die Thiere nur wenig krank sind, ungefähr so, wie bey Pockenseuchen manche Kinder mit Pocken herumlaufen, essen und trinken. Auch dieser hätte Erwähnung geschehen sollen. III. Sektion der krepirten Stücke. IV. Welche Krankheit die Rinderpest sey? Es wird hier gründlich gezeigt, daß sie eine asthenische Krankheit, ein Typhus, oder auch, nach der älteren Sprache, ein bösartiges, gastrisches Faulfieber sey, mit einem eigenartig modificirten Ansteckungsstoff verbunden. Die asthenische Entzündung der Organe der ersten Wege endet leicht in Brand. Die Bestimmung des Zeitraumes, innerhalb welchem die Wirkungen des eingedrungenen Pestgiftes im Körper sichtbar werden, hält der Verf. für sehr prekär. Allein die Impfung giebt hierüber Aufschluß. Nach den Impfregistern (z. B. von Tode, Adami,) zeigt sich die Krankheit den 6. 8. und bey gelinderen Fällen den 10. Tag. Daß sie sich schon nach anderthalb Tagen zeigen soll, widerspricht der Erfahrung und auch der Analogie von den Kinderblattern. Bey der natürlichen Ansteckung ist die Dauer, wie Rec. aus Beobachtungen weiß, 10 bis 14 Tage. V. Ueber die Natur des Ansteckungsstoffs. Sonderbar ist die Behauptung des Verfassers S. 39.: „Eben das Kontagium, das verschiedentlich modificiert, im menschlichen Körper Pest und gelbes Fieber, Typhus und Blattern, und alle andere Fieber und ansteckende Krankheiten hervorbringt, sucht den Bos taurus mit

der Rinderpest heim. Aber was ist das Kontagium? Ist es ein Körper, ist es ein Geist, ist es ein Dämon? Es ist Alles." Diesen Dämon findet der Verfasser in dem Salpeterstoffgas oder oxydirten Stickgas, nach Mitchill's Hypothese. Mit zuviel Vorliebe und Weitschweifigkeit huldigt er seiner Hypothese. Phosphor, Schwefel, Ammoniak, selbst Wärmestoff, Lichtstoff, läßt er hier ihre Rolle spielen. Nicht bloß der Schnuppen, selbst das venerische, Krebs- Insekten- und Wuthgift dünken ihm nur Modifikationen dieses argen proteusartigen Stoffes. VI. Praktisch ärztliche Behandlung der Rinderpest. Der Verf. erklärt sie für heilbar. Von Eichenrindenabsud mit Schwefelsäure sah er den besten Erfolg. Nach dem Gebrauch derselben will er an den Exkrementen einen Schwefelgeruch beobachtet haben. Bey starker Leibesverstopfung zeigten sich 4 bis 6 Unzen Küchensalz oder Glaubersalz heilsam. Die Säure wurde auch in Klystieren angewendet, und mehr noch, als Vitriolsäure, leistete die oxygenisirte Salzsäure. Alle Stücke, bey welchen nicht schon offenbar Gangrän des Darmkanals eingetreten war, würden gerettet. Es war, als wenn der Hauch einer wohlthätigen Fee über die leidenden Thiere ausgegossen werden wäre. Auch Körper, welche viel Wasserstoff enthielten, versuchte der Verfasser. Oele waren umsonst, Wein und Branntwein zweydeutig. Mehr wirkten stark riechende Stoffe des Pflanzenreichs, Asand, Baldrian, Pfeffer, Ingwer, Angelik, Opium zwey Gran (!), so wie auch Holzkohle. VII. Ueber die Entstehung und Geschichte der Viehpest. Rec. kann die Behauptungen keineswegs unterschreiben, daß vielleicht Jahrhunderte dazu gehörten, wenn sich das Miasma erzeugen soll; seit 1709 habe es sich durch seine unerschöpfliche Reproduktionskraft bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt erhalten, wo es bald hier bald da, stärker oder schwächer, gewüthet habe; Ungarn und die Ukraine seyen die Wiegen dieses Pestgifts. Rec. der in Ungarn nicht unbekannt ist, weiß nichts von einer Wiege des Pestgifts daselbst; die Geschichte lehrt vielmehr, daß diese Pest sich im Gefolge von Kriegen, Heereszügen, Hungersnoth, u. dgl. bey dem Rindvieh erzeuge, daß sie schnell ganze Reiche ergreiffe, aber nachher wieder aufhöre. Die Ursachen der schnellen Verbreitung der Rinderpest in Südpreußen sind die geflissentliche Verheimlichung von Seiten der Viehelgenthümer, die gewissenlosfte Sorglosigkeit bey dem Verscharren und Abledern der Aeser, das

Füttern der Hunde mit dem Fleisch, die Handelsjuden, und der Aberglaube, den die Geistlichen befördern. Die Sperrungsanstalten sind eine Satyre auf jede Sperrung. VIII. Maaßregeln und Operationsplan gegen die Rinderpest. Allgemeine Bestimmung der nöthigen Personen. Ausmittelung des Fonds zu Bestreitung der Kosten, (Eine beständige Viehsteuer in die Kreiskasse wird hiezu vorgeschlagen). Besondere Maaßregeln. Ueber Viehatteslate, Besichtigungen und Kontumazanstalten; die letzten werden vorzüglich empfohlen, Assekuranzanstalten dagegen verworfen. Als vorzügliches Vorbauungsmittel wird die Impfung genannt, und auf Camper und Salchow verwiesen. Die Methode und die Einrichtung der Anstalt werden umständlich beschrieben. Hierher gehört auch die Kupfertafel, welche einen Impfungsschoppen für 50 Stücke vorstellt, und wobey sich die Designation der Baukosten findet. Hätte doch der Verf. bedacht, was Vicq d'Azyr in Frankreich zeigte, und mehrere deutsche Aerzte bey der letzten Seuche erfahren, daß es während einer eingerissenen Viehpest nicht rathsam sey, zu impfen, weil das Miasma hier immer bösartig ist. Nur bey einer, außer der herrschenden Viehpest, fortgesetzten Impfung, durch die künstliche Fortpflanzung der Materie von Stück zu Stück, wird diese gelind wirkend. Maaßregeln bey grassirender Rinderpest. Es müssen die frühesten, gewissenhaftesten Anzeigen geschehen. Von den Besichtigungen, Absonderung, Sperrung, medicinischer Besorgung, Sorge für die Aeser und Verscharren derselben, Benutzung der Felle, und Verfügungen in den angesteckten Orten. — Maaßregeln nach geendigter Rinderpest. Der Durchzug der freyen Luft ist das vorzüglichste, und 12 Tage sind der Termin, nach welchem, nach dem Fallen oder Genesen des letzten kranken Stücks, die Seuche als beendigt angesehen werden kann.

Die Schreibart unsers Verfassers artet zuweilen in Schwulst aus. Z. B. S. 52., wo der Sinn ist, daß es auch chronische tödtliche Krankheiten gebe, heißt es: „Es ist „wahr, die Eumeniden der chronischen Krankheiten peitschen „das Thiergeschlecht mit ihrer Schlangengeissel, oft ohne „Kontagium, auf dem Dornenpfade des Leidens zu den sty„rischen (stygischen) Ufern hinab. Aber ist ihre Ausbeute „so reichlich, als die, welche die akuten Furien davon tragen?

„Wie der Gifthauch des Siroccs erwürgen sie ganze Generationen.“

Mk.

De febribus biliosis, earum indole, simplicitate, complicatione, anomalia et digressione unaque adjunctis morborum historiis per plures annos collectis, quas literato orbi communicat et submittit *Josephus Schmieg*, M. D. Norimbergae, in bibliopolio Raspeano. 1801. 184 Seiten 8. 12 gr.

Der Hr. Verfasser glaubt aus achtjährigen Erfahrungen die Beobachtungen Stoll's, Tissot's, Finke's, Richter's, u. a. über die mancherley Gestalten des Gallenfiebers, und die in dieser Hinsicht verschiedenen Heilarten desselben bestätigen zu können. Nach schulgerechter Ordnung giebt er zuerst eine Definition des Gallenfiebers — „febris acuta continua remittens, ut plurimum aestiva, varia ex causa hepar aggrediente, et multifarie ejus secretionem augente, ac diversimode depravante nata, dicitur biliosa“ — zählt dessen charakteristische Zufälle her, und geht dann zur Heilart über. Eintheilung, Verlauf, Stadien, Ursachen, Verwickelung, Vorhersehung, Dauer, Entscheidung und Prognose dieses Fiebers werden nach den bekannten Begriffen der Humoralpathologie erklärt; die Folgen, wie natürlich, mit ihren Ursachen verwechselt, die stärkenden und schwächenden Mittel genannt, womit die Gallenfieber bezwungen werden sollen — und überhaupt wird nichts gelehret, was man nicht schon in unzähligen Büchern gründlicher gelesen hätte. Die 42 Beobachtungen des Hrn. V., welche den größten Theil des vorliegenden Werkes einnehmen, sind nicht besser und belehrender, als jene einseitige, nichtssagende Prolegomenen; alle sind über einen Leisten geschlagen. Ohne leitende Principien, die allen Erfahrungen vorausgehen müssen, ohne Gründe, warum ihr Urheber so und nicht anders verfuhr, sind sie den Lesern zum Besten gegeben. Der Hr. Verfasser begnügt sich bloß damit zu erzählen: wie alt, von welchem Temperament, und von welcher Leibesbeschaffenheit die Kranken

sen gewesen seyen, und unter welchen Umständen oder Witterungseinflüssen die Krankheit angefangen habe. Er zeichnet Gruppen von Symptomen in Riesengröße und Zwergsgestalt, nennt die widersprechendsten Mittel, die er gegen diese Zufälle verordnete, und lehrt, wie er mit denselben wechselte, je nachdem sich die Zufälle änderten, oder vor andern hervorstachen.

Wer mit der neuern und wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin nicht bekannt ist, fest an der alten Humoralpathologie und Symptomatologie klebt, und doch ein Doktordiplom vorzuzeigen hat, dem empfiehlt Rec. dieses Buch; andere Aerzte können es füglich entbehren.

Mo.

Das Werden, das Leben, die Gesundheit, die Krankheit, und der Tod des menschlichen Körpers, nach Brownischer Lehre dargestellt, weiter entwickelt, und zum Gebrauche wißbegieriger Aerzte und Nichtärzte angenehm und lehrreich beschrieben von *Anton Naegele*, der Arzney- und Wundarzneykunst Doktor, und Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht zu Pfalzbaiern Hofarzt in Düsseldorf. Düsseldorf, bey Daenzer. 1801. 130 Seiten; gr. 8. 8 gr.

Der Zweck des Hrn. Verfassers — die Haushaltung unsers Körpers für Aerzte und Nichtärzte unter einen faßlichen Gesichtspunkt zu bringen, so daß denkende und gebildete Leser mit Nutzen und Vergnügen ihren Körper studiren können — ist in dieser Schrift erreicht. Der Inhalt derselben ist zwar für viele Aerzte nicht neu; aber das Bekannte ist in einem angenehmen Styl vorgetragen. Hr. Nägele will seine Leser nicht zu Selbstärzten machen; sondern sie wegen Brown's System aus der Ungewißheit ziehen, und ihnen nach eben diesem Systeme über die, auf dem langen Titel genannten, physischen Zustände des Menschen nützliche Belehrungen geben.

Dieses ist ein Wort zur rechten Zeit! Denn es ist doch wahrlich betrübt, daß noch hin und wieder in Vorurtheilen verjährte, doktorirte Quacksalber, ein eigenes Geschäffte daraus machen, ihre jüngern Amtsbrüder, die mit der Wissenschaft fortschreiten, bey ihren Nebenmenschen als gefährliche Aerzte, d. h. als Anhänger der Erregungstheorie, in einen übeln Ruf zu bringen suchen.

Auf die neuern Entdeckungen in den medicinischen Hülfswissenschaften ist in dieser Schrift Rücksicht genommen worden, und überall giebt der Hr. Verfasser Beweise, daß er Brown's System gründlich studirt und verstanden habe. Nur einige Behauptungen dürften genauer bestimmt seyn. Z. B. S. 40 — daß die Krankheiten der Mutter eher, als die des Vaters, auf das Kind übergehen (?). S. 79. wird gefragt: „Ist eine erregbare Faser unseres Körpers auch „stärker, wenn sie dichter wird?" Allerdings, wenn man mit dem relativen Begriffe dicht nicht spielen will! — S. 102. wird das spanische Fliegenpflaster ein Reizmittel genannt, und neben das Opium gestellt. Dieß versteht sich doch wohl, wenn das erstere nur als ein roth machendes, nicht als ein Blasen ziehendes Mittel angewendet wird. Auch schreibt der Hr. Verf. vergeschwindern statt beschleunigen und Hyppokrates.

Br.

Eintheilung der theoretischen Heilkunde sowohl als Heilkunst, oder Regulativ der Physiologie nach ihrem Zwecke, Heilung. Für angehende Aerzte und Wundärzte. Von *Franz G. Korpatowsky*, der Arzney- und Wundarzneykunde Doktor. Leipzig, bey Graffé. 1801. 104 Seiten 8. 12 gr.

Der Zweck dieses kleinen, unbedeutenden, und flüchtig gearbeiteten Schriftchens, ist auf dem vielversprechenden Titelblatte angeführt. Der Verfasser theilt sein Werkchen in drey Abtheilungen. Die erste begreift die Theorie der Heilkunde, und ist ein magerer Auszug aus Röschlaub's Pathogenie. Die zweyte enthält die Theorie der Heilkunst, wie sie aus Röschlaub's

laub's bekannter Schrift — von dem Einflusse der Brownschen Theorie in die praktische Heilkunde — hervorgeht. Die dritte, welche eine Rekapitulation der theoretischen Heilkunde sowohl, als Heilkunst, zum Inhalte hat, ist eine kurze Wiederholung des Gesagten, in Beziehung auf wundärztliche Gegenstände. Obgleich Hr. K. von seinem Werke eine hohe Meinung zu hegen scheint: so ist doch wahrlich nicht abzusehen, welchen Gewinn die Arzneywissenschaft im Allgemeinen davon zu erwarten habe. Die Absicht des Mannes ist lobenswerth; aber die gute Absicht, Andern durch seine Talente zu nützen, ist ja noch kein Beruf, als Schriftsteller aufzutreten, und bekannte, oft und besser gesagte Dinge in einer bald vergessenen Schrift zu wiederholen. Unser Verfasser will, laut der Vorrede: „parteysüchtige, boshafte Leute, die, „ohne weitere Gründe mit Lästerzungen über mich „herfallen werden, als verächtliche, der Menschheit „unnütze Glieder betrachten." Recensent hat keinen Grund, diese Drohung auf sich zu deuten; und in der Hinsicht räth er dem Verfasser, tiefer in den Geist der Erregungstheorie einzudringen; Brown's Elemente, besonders Röschlaub's Kommentarien darüber fleißig zu studiren, und die Grundsätze jener Männer am Krankenbette zu prüfen. Die in der zweyten Abtheilung aufgestellten Vorschriften, Krankheiten zu untersuchen, geben die Hoffnung, daß uns der Verfasser vielleicht in der Folge mit nützlichen Beobachtungen beschenken werde.

Mo.

1) Meditrine, oder ein Beytrag zur Verlängerung des menschlichen Lebens. Berlin, bey Franke. 1801. 44 Seiten 8. 5 gr.

2) Die Kunst gesund zu bleiben, und das menschliche Leben zu verlängern. Ein Buch für Jedermann. Aus dem Englischen des D. Garnett. Leipzig, bey Sommer. 1802. 80 Seiten kl. 8. 8 gr.

Seitdem Hufeland's Werk, die Kunst das menschliche Leben zu verlängern, erschienen ist, sprechen mehrere Diätetiker von

dieser Kunst, die Recensent — nicht kennt. Eine Kunst das menschliche Leben zu verlängern giebt es nicht; wohl aber eine, dasselbe nicht zu verkürzen. Der Verfasser der Makrobiotik wußte wohl, daß jedem Wesen vom Anfange seiner Existenz eine bestimmte Lebensenergie gegeben ist, die zwar durch eine zweckmäßige Anwendung der erregenden Potenzen innerhalb gewisser Gränzen erhalten; das Lebensziel selbst aber durch kein Mittel in der Welt über jene dem Individuum entsprechenden Gränzen hinaus gerückt werden könne. Das absolute Maaß des menschlichen Lebens kann von keinem Naturforscher bestimmt werden; der Arzt aber nimmt nur ein relatives Lebensziel, welches laut der Erfahrung von einigen wenigen Menschen erreicht wird, als die äußerste Gränze an, und um dieses Ziel wirklich herbey zu führen, zwecken alle seine diätetischen Vorschriften ab. Wahrscheinlich war die Wahl des Titels bey jenem allgemein gelesenen Buche zufällig. Es ist aber ein offenbarer literarischer Mißbrauch, wenn jede unbedeutende Schrift, die einige allgemein bekannte Gegenstände der Lebensordnung berühret, mit diesem anlockenden Titel gestempelt wird. Du sollst dich des Charletanism nicht verdächtig machen — ist Gebot für jeden rechtlichen Arzt.

Nr. 1. ist eine skizzirte Beurtheilung der Speisen und Getränke, wie man dergleichen in unzähligen Büchern antrifft. Der Verfasser lehrt bey der Wahl der Speisen auf das Klima, auf die verschiedenen Bestandtheile, mannichfaltige Mischung, und auf die Quantität der Nahrungsmittel vorzüglich unser Augenmerk zu richten — mit steter Rücksicht auf Körperkonstitution, Lebensart, Gewohnheit, Beschaffenheit der Luft und der Jahreszeiten. Er macht im Allgemeinen auf die Uebel aufmerksam, welche aus dem übermäßigen und allzu sparsamen Genusse der Speisen, in Hinsicht auf Qualität, Wärme oder Kälte entspringen. Um eine gute Verdauung zu bewirken, werden eine gelinde und nicht ermüdende Bewegung vor dem Essen, Gemüthsruhe und Aufheiterung des Geistes, Ruhe von Geschäfften gleich nach dem Essen, langsames Essen und gehöriges Kauen der dem Dauungsvermögen angemessenen Quantität einfacher Nahrungsmittel empfohlen. Der Schlaf während der Verdauung sey schädlich; gut hingegen zur Zeit der Ernährung. Unmittelbar nach dem Essen Taback zu rauchen, sey eine höchst schäd=

schädliche Gewohnheit. Weit nachtheiliger ist diese Gewohnheit wohl vor dem Essen. Zuletzt noch einige bekannte Dinge über Trinkwasser, Bier, Brantwein und Wein. — Vom Kaffee und Thee will der Verfasser in einem besondern Theile handeln.

Der Verfasser schwankt zwischen der Erregungstheorie und der Humoralpathologie; seine Vorschriften sind zu kurz, einseitig und unbestimmt. Z. B. Seite 21. heißt es, daß es unvernünftig sey, einen Kranken zum Essen zu nöthigen. Wenn der Verfasser einmal asthenische Krankheiten nach vernünftigen Grundsätzen behandeln sollte; so wird er die Unrichtigkeit dieser Behauptung einsehen lernen.

Nr. 2. Der erste Theil dieses Aufsatzes ist, laut der Einleitung, der wesentliche Inhalt eines Versuches, welchen der bekannte Verfasser in einer Sitzung der königlichen Gesellschaft der Aerzte zu Edinburg vorlas. Seine Absicht war dabey: die allgemeinen Grundsätze von Brown's Systeme in Schutz zu nehmen; die Gesetze des Lebens allgemeiner bekannt und deutlicher zu machen, und aus ihnen solche Regeln für die Erhaltung der Gesundheit abzuleiten, welche der Fassungskraft eines Jeden einleuchten könnten. In dieser Vorlesung ist von den Wirkungen der Luft, der Kälte und Wärme, der Nahrungsmittel und der Leibesbewegung die Rede. Brown's Lehre ist zum Grunde gelegt, und Beddoes Volksschriften sind dabey benutzt worden.

Recensent kann dieses unterhaltende Schriftchen Freunden der Gesundheit aus Ueberzeugung empfehlen.

Br.

Ueber die Ernährung der Kinder in den beyden ersten Lebensjahren. Zur Belehrung für Mütter, denen das Wohl ihrer Kinder aufrichtig am Herzen liegt. Herausgegeben vom (von) D. J. H. Sternberg. Hamburg, bey Hoffmann. 1802. 166 Seiten 8. 12 ß.

In 13 Kapiteln handelt der Verfasser die diätetische Pflege und Erziehung der Kinder ab. Der Verfasser scheint ein junger talentvoller Arzt zu seyn; seine Schrift hat wenigstens alle Eigenschaften solcher Schriftsteller; das Gute derselben — Lebhaftigkeit und Feuer des Vortrags bey guten Schulkenntnissen, und die Fehler derselben — üppige Wortfülle, leere Deklamationen, unzulängliche praktische Bekanntschaft mit den Kinderstuben. In den meisten Stücken hat er die Hufelandschen Grundsätze benutzt; doch ist er, nicht unbekannt mit der Erregungstheorie, mit lobenswürdiger Vorsicht manchmal davon abgewichen, und hat, besonders im Punkte der Speisen, eine mehr stärkende Methode empfohlen. Hierin hat er gewiß Recht! Wir haben überhaupt bisher ein sehr buntes Chaos von Maximen in der Diätetik gehabt, die nirgends mehr schadeten, als im Kindesalter. Weniger Recht mag der Verfasser haben, wenn er S. 10. den milcharmen Stillenden empfiehlt, nebenbey noch eine gesunde Amme zu halten, oder das Kind täglich einigemal einer gesunden und redlichen Frau ihrer Bekanntschaft zu schicken. So auch S. 11. Es sey eine unverantwortliche Sünde, einer Mutter nur darum die Milch frühe vertreiben zu wollen, weil sie nicht viel habe. (Rec. hält dieß für sehr verantwortlich; unverantwortlich aber, wenn viel Milch da ist.) S. 13. Wenn das Kind an der Brust einschlafe, gerinne die Milch leicht im Magen, und daraus entstehe die Säure. (Alle Milch gerinnt im Magen. Man hat aber Schwämmchen vom Einschlafen an der Brust entstehen sehen.) S. 14. Es müsse schon daraus Schwäche entstehen, daß das Kind mit vollem Magen einschlafe. (Auch das ist irrig!). S. 17. Der Verf. fand nirgends genügende Bestimmung, wenn die Kinder zu entwöhnen seyen; fast Alle bestimmten sie die Zeit nach dem ersten Zahnausbruche dazu. (Das ist ja folglich Bestimmung genug, und eine ganz richtige.) S. 44. widerräth der Verf. das Abkochen der Milch mit Hufeland und Hildebrand. Die Erfahrung lehrt aber, daß abgekochte Milch von den Kindern weit besser vertragen wird, als rohe. S. 46. Neugebornen Kindern so viele süße Milch zu geben, als sie trinken wollen, ist gewiß nicht rathsam. Das Wirkungsvermögen ihrer Verdauungsorgane ist zu schwach, als daß ihnen das allzuviele Trinken nicht schaden sollte. Den Zucker hält der Verf. für nachtheilig, und fragt: Was beweisen einzelne Beyspiele? Nichts, gar nichts! Das 7te

Ka-

Kapitel hat uns vorzüglich wohlgefallen. Nur würden wir kleinen Kindern nicht Anfangs die starken Brühen von Hühnern, noch weniger von zerstampften, geben, sondern schwächere. S. 50. Die Salabwurzel hält der Rec. nicht für so empfehlenswerth, als der Verfasser mit dem würdigen Hufeland; was soll der zähe Kleister im Leibe thun? Die Schneckenbrühe ist ein eckelhaftes Nahrungsmittel. Hier mischt doch auch der Verf. Zucker zu. S. 70. wird empfohlen, den Zwieback einzuweichen; es ist aber auch nöthig, ihn wieder vor dem Kochen auszudrücken, um alles Hesichte, Kleibrichte herauszubringen. S. 79. Vor Ablauf des ersten Jahres soll kein Kind, nach dem Verfasser, Gemüse bekommen; durchgeriebene Wurzeln, besonders Zucker- und gelbe Wurzeln schaden zuverlässig nicht. Auch die Küchenkräuter werden unrecht S. 84. als blähend verworfen, da es wenigstens beym Zellerie, Meyran u. a. zuverlässig nicht der Fall ist. Die Kartoffeln dagegen nimmt der Verf. sehr in Schutz. Zu hart scheint es dem Rec., wenn der Verf. S. 131. vom Weine sagt: nicht einen Tropfen dürfen Kinder bekommen! Eichelkaffee empfiehlt der Verfasser S. 135. bey Krankheiten der Drüsen ꝛc.; bey Krankheiten ist aber auch der Thee, den der Verf. nur für ungemein erschlaffend hält, nicht durchaus zu verwerfen. Beyspiele von überladener Deklamation finden sich unter andern S. 2. flg., S. 62., wo von Herzen, kalt und hart, wie Klippen nordischer Gestade, gesprochen wird, und S. 115.

Mz.

Peter Campers vermischte Schriften, die Arzney- Wundarzney- und Entbindungskunst betreffend. Uebersetzt und aus der Handschrift vermehrt. Mit (8) Kupfern. Lingen, bey Jülicher, 1801. 640 Seiten 8. 2 Rthl. 8 gr.

Diese Nachlese zu der in Leipzig bey Crusius 1784—1790. erschienenen Sammlung der kleinen Schriften des verewigten Campers wird gewiß allen deutschen Aerzten willkommen seyn. Camper (geb. 1722. den 11. May und gestorben 1789. den 7. April) war einer der größten Aerzte

des achtzehnten Jahrhunderts. Um dieß zu werden, vereinigten sich für ihn die günstigsten Umstände: Genie, reger Forschungsgeist, körperliche Gesundheit, Reichthum. Gute Sprachkenntnisse, Studium der Mathematik, der Natur und der Kunst — seine Zeichnungen waren meisterhaft, und in einer eigenthümlichen Manier — legten bey ihm den Grund zum großen Arzt. Reisen, Korrespondenz und fortgesetztes Studieren und Beobachten vollendeten ihn. Er hat sich vorzügliche Verdienste um die Anatomie, auch der Thiere, und um die vergleichende Anatomie, um Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneykunde erworben, und verschiedene Theile der Natur- und Arzneykunde mit wichtigen Entdeckungen und Verbesserungen bereichert. An Anderer Entdeckungen nahm er früh und thätig Theil. Er beförderte die Inokulation der Kinderpocken, so wie die der Viehseuche, in seinem Vaterlande. Die Operation der Schambeintrennung stellte er auf die erste 1769. aus Paris als bloße Idee ihm zugekommene Nachricht sogleich an todten Menschen und lebendigen Schweinen mit gutem Erfolge an, ward zwar verhindert, sie bey Gebärenden anzuwenden; empfohl sie jedoch in Fällen, wo sie anwendbar scheint, wo der Querdurchmesser des Beckens widernatürlich enge ist. Zehnmal erwarben ihm seine gelehrten Abhandlungen bey verschiedenen Akademieen die ersten Preise. Von mehreren ward er als Mitglied aufgenommen, auch von der Pariser (1785.), worin bekanntlich nur acht Stellen für auswärtige Gelehrte waren.

Die gegenwärtige Sammlung enthält folgende, theils ungedruckte, theils aus der Handschrift verbesserte und vermehrte Aufsätze: 1) S. 1. Vom Bruch der Kniescheibe und des Olekranon, zuerst gedruckt 1754. Vor des Verfassers Tode neu ausgearbeitet. 2) S. 73. Betrachtungen über die Geburtshülfe. Sechs Abhandlungen vor der neuen Ausgabe der holländischen Uebersetzung des Mauriceau. Amsterdam 1759. Hie und da verbessert. 3) S. 215. Briefe an den Wundarzt van Gesscher, über die Schambeintrennung. Gedruckt 1771. holländisch, 1774. lateinisch. 4) S. 261. Bemerkungen über den eingekeilten Kopf und den Gebrauch des Roonhuysischen Hebels; ursprünglich französisch geschrieben. 5) S. 287. Beschreibung zweyer 1783 und 1785. an der nämlichen Frau (vom Wundarzt Damen im Haag,) glücklich für Mutter und Kinder verrichteten Operation der Scham-

Schambeintrennung. (Der Uebersetzer hätte sie wohl gleich auf Nr. 3. folgen lassen mögen.) Die letzte geschah am 11. August 1785. und Camper, nebst Dr. v. d. Laar, untersuchte die Frau am 6ten Jul. 1786., deren Zeugniß hier S. 334. abgedruckt ist. Sie hatte einen natürlichen, festen Gang, die Schambeine waren völlig zusammengewachsen, der Harnweg war in natürlichem Zustande, sie konnte den Harn und Stulgang völlig einhalten, und befand sich wohl. 6) S. 335. Zusätze zu den Betrachtungen über die Geburtshülfe. (Hätten statt Nr. 5. gleich auf Nr. 2. folgen können.) Bisher ungedruckt. Sie enthalten das Letzte, was der Verf. über die Geburtshülfe, welche er mit außerordentlichem Erfolge ausübte, kurz vor seinem Tode niederschrieb. 7) S. 397. Gerichtliche und anatomische Abhandlungen, über die Kennzeichen des Lebens und des Todes neugeborner Kinder. Interessant, auch wegen der Versuche, die der Verf. mit den Lungen Todtgeborner anstellte, die auch nach abgefaultem Kopf, Armen, Beinen, u. s. w. im Wasser sanken, also bestätigten, daß die Lungen zuletzt faulen, und die hydrostatische Lungenprobe also auch noch spät mit Erfolg angestellt werden kann. Durch Versuche bestätigte C. auch das Schwimmen aufgeblasener Lungen todtgeborner Kinder. Daß aber hiedurch das Erbrecht zweifelhaft gemacht werden könne, ist wohl ein Irrthum. Der große Mann erwog nicht, daß wenn gleich aufgeblasene Lungen todtgeborner Kinder, so wie die, welche respirirt haben, blaßröthlich scheinen, und auf dem Wasser schwimmen, doch in jenen das charakteristische Zeichen geschehener Respiration, (Falls keine Verblutung geschah,) die Anfüllung der großen Lungengefäße mit Blut, fehlet. 8) S. 501. Gedanken über den Kindermord, über den Nutzen der Findelhäuser, über die Ursachen des Kindermordes, und über den Selbstmord. 9) S. 544. Ueber die Behandlung neugeborner Kinder, 1786. ungedruckt. 10) S. 555. Bemerkung über die scheinbar große Anzahl Gestorbener in Harlingen vom Jahr 1779. und einige diesen Gegenstand betreffende Umstände. 11) S. 577. Bemerkungen über den Lippenkrebs und die Bleykolik, aus Monro von den Nerven, mit Campers Zusätzen. Daß der lateinische Uebersetzer des Monroischen Werks, Dr. Georg Coopmans, (gest. zu Franecker 1800. im 83sten Jahre,) von Camper Manches gelernt habe, ist nicht zu bezweifeln. Aber nach der Vorrede scheint es, Coopmans habe Kollegia beym

Prof.

Prof. Camper gehört: dieß wäre dann ein Irrthum. Der Rec. hat Coopmans, der noch im Jahr 1789. eine schätzbare Neurologie herausgab, persönlich gekannt, auch mit ihm über seine Verhältnisse mit Camper gesprochen. Coopmans war vier Jahre älter als C. Seit 40 Jahren waren sie Freunde. Veränderte politische Gesinnungen brachten sie 1787. auseinander. Camper war ganz prinzlich. Coopman hieng der Gegenparthey an. 12) S. 589. Bemerkungen über den Callus zerbrochener Knochen. 13) S. 600. Wunderbare Wiederherstellung einer durch den (venerischen) Beinfraß vernichteten Nase und des Gaumens, (des bekannten Johann Beck,) ein fliegendes Blatt. 14) S. 605. Sendschreiben an Albinus, über das Zeichnen anatomischer Gegenstände, worin er beweiset, daß dieser, wie Eustach, die Abbildungen, nach der Malermethode; nach dem Gesichtspunkt, (punctum opticum) gegeben habe. C. tadelt dieß, und setzt seine eigene Zeichnungsmethode näher auseinander; er bediente sich, statt des Gesichtspunkts, der Zeichnungsart der Architekten.

Der Uebersetzer verspricht, die noch übrigen naturhistorischen kleinen Aufsätze Campers in einem Bändchen folgen zu lassen, welches wir mit Verlangen erwarten. Auf Reinigkeit der Sprache sollte aber mehr Fleiß gewandt werden. Sie ist voll von Verstößen gegen die Grammatik. Hie und da findet man auch Belgicismen, z. B.: Andacht statt Aufmerksamkeit.

Dw.

Anton Portal's — Beobachtungen über die Natur und Behandlung der Lungenschwindsucht. Aus dem Französischen. Von Georg Friedrich Mühry in Hannover. Zweyter Band. 1802. 8. 14 Gr.

Der erste Theil dieses Werkes ist im 63sten Bande dieser Bibliothek angezeigt worden. In diesem rekapitulirt der Verfasser die Systeme der Schwindsucht, und zeigt, daß einzeln genommen, keines ganz diagnostisch sey. Gut ist die Bemerkung, daß nicht nur Lungen- und Leberkrankheiten sich wechselsweise erzeugen können; sondern daß auch zuweilen

scheint

scheinbare Leberkrankheiten wahre Lungenkrankheiten sind, als wenn z. B. Anschwellen der Lunge das rechte Hypochondrium ausdehnt. Die Dauer der Schwindsucht ist sehr verschieden, manchmal ist sie viele Jahre daurend, manchmal galloppirend. Doch dieß hat schon Hippokrates, indem er so manche Φϑοη aufführt, bemerkt. Der Blutmangel in vollendeten Schwindsüchtigen, welchen der Verf. der auflösenden Kraft des Eiters zuschreibt, wird eher von den beschleunigten Lebensprocessen abzuleiten seyn. Reich ist der Abschnitt, welcher die Leichenöffnungen enthält. So verschieden die Arten der Schwindsucht in ihrem Ursprunge sind: so kommen sie doch am Ende ihrer Laufbahn mit einander überein; über die Behandlung in eben diesem letzten Stadium bringt der Verf. Einiges bey, und neigt sich auf die antiphlogistische Heilart. Als Anhang finden wir die Beobachtungen über einige Kommunikationswege der Lungen mit den Armen und den äußern Theilen der Brust, welche aus des Verf. Mémoires sur la nature et le traitement de plusieurs maladies in die Sammlung auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte XX. Bd. aufgenommen wurde.

Uz.

Karl White's Esq. Untersuchung der Geschwulst bey Kindbetterinnen an den untern Gliedmassen. Aus dem Engl. übersetzt. Mit einer Kupfertafel. Wien, bey Camesina. 1802. 103 Seit. 8. 12 Kr.

Nachdem der Verf. 1784 seine Beobachtungen und Theorie über die besondere Krankheit der Kindbetterinnen, welche er phlegmatia alba dolens puerperarum nannte, in einer kleinen Schrift bekannt gemacht hatte, erhoben besonders drey englische Schriftsteller, Feriar, Trye und Hull, sämmtlich Männer von Bedeutung, dagegen erheblich scheinende Zweifel, und suchten des Verf. Meinung zu widerlegen. Gegen diese Angriffe vertheidigt er sich in gegenwärtiger Schrift, und sucht seine Theorie noch mehr zu befestigen. Er geht dabey sehr ordnungsmäßig und seiner Würde gemäß so zu Werke, daß der unbefangene Leser befriedigt und über-

zeugt wird, daß die Gegner mit der phlegmatia alba dolens andere entzündliche oder wassersüchtige Geschwülste verwechselt haben, und also von andern Dingen sprachen, als der Verf.; denn es fehlten den mehresten von ihnen angeführten Fällen die auszeichnenden Merkmale der Krankheit, von welcher hier die Rede ist, so wohl in ihrem Anfang als Ende. Den Leser auf diese sonderbare und seltene Krankheit, welche von 2000 Wöchnerinnen nur eine befällt, aufmerksam zu machen, hebt Rec. ihre charakteristischen Zeichen aus. In der zweyten oder dritten Woche nach der Entbindung entsteht gewöhnlich nur auf der einen Seite plötzlich eine feste, eben ausgedehnte, milchweiße, glänzende, warme (nicht heiße) elastische, (den Druck des Fingers nicht annehmende) schmerzhafte Geschwulst, zuerst an der Schaamleiste. Sie verbreitet sich schnell auf die Gegend des Unterbauchs, genau bis an die weiße Linie und das Rückgrad, auf die Lenden, das Gesäß, den Ober- und Unterschenkel, hat nie aufgelaufene rothe Adern oder Streifen, zeigt weder Entzündung noch Eiterung oder Brand, vermindert sich nicht durch horizontale Lage, bringt die Haut nie zum Platzen, läßt wenige oder gar keine Flüßigkeiten ausfließen, wenn mit dem Lanzett hineingestochen ist, macht die vor ihrem Daseyn vorhandnen rothen, selbst varikösen Adern verschwinden, und verliert sich ohne Gefahr nach und nach in der Ordnung, wie sie entstanden ist. Die mehrsten Schmerzen sind an den Gelenken. Der Puls ist dabey schnell; aber nicht voll, hart, noch stark, und weder absolute noch negative Vollblütigkeit in dem Gliede. Diese Krankheit war allemals weder Folge noch Ursache einer andern. Sie befällt auch das Glied nur einmal. Mit vielem Scharfsinne und überzeugenden Gründen leitet der Verf. sie von der Ausdehnung der Saugadern her, deren Stamm bey der Geburt zerrissen, und nachher verheilt und verschlossen ist, daß diese Adern so lange in der Ausdehnung erhalten werden müssen, bis vermittelst der Anastomosis zu ihrer Entleerung ein neuer Weg frey gemacht seyn kann. Zu Erläuterung dieser Theorie dient das beygefügte Kupfer.

Pk.

Neper.

Repertorium chirurgischer und medicinischer Abhandlungen für praktische Aerzte und Wundärzte, fortgesetzt von D. J. C. F. Leune. Vierter Band.

Auch:

Neues Repertorium u. s. w. von D. J. C. F. Leune. Leipzig, bey Reinicke, 1801. Erster Band. 360 Seit. 8. 1 Rthl. 4 gr.

Der erste Herausgeber dieser Sammlung gab viele kleine praktisch merkwürdige Aufsätze in jedem Bande. Diesen Plan scheint Herr L. nicht zu befolgen; sondern mit Abhandlungen unterhalten zu wollen, deren drey in diesem Bande enthalten sind, von denen er selbst die erste und letzte übersetzt hat, und die zweyte von einem Andern bearbeitet ist. Sie sind 1. Cruickshanks Versuche über die Wirkung des Sauerstoffs gegen venerische Krankheiten. 60 Seit. — Ein ehemaliger Abdruck der Schrift, welche in eben dem Jahre unter dem Titel: W. Cruickshanks Versuche und Erfahrungen über die Wirksamkeit des Sauerstoffs zur Heilung der Lustseuche, aus dem Englischen mit einer Einleitung von D. J. C. F. Leune, 60 Seit. 8. herauskam, und in der N. A. D. Bibl. LXIX. Bd. S. 72 f. nach ihrem Inhalt, der ebenfalls ganz auf diese Abhandlung paßt, angezeigt ist. — 2. Claudius Champelle Versuch über die Behandlung des Krebs (es), eigentlich: neue und geprüfte Mittel, den Krebs und alle bösartigen, fressenden, skrophulösen Geschwüre, wie auch den Krebs in der Gebärmutter zu heilen. Diese Abhandlung ist gar elend und Gehaltlos, und muß durch einen Zufall sich hierher verirrt haben. Lernen kann man daraus gar nichts. Denn von dem vornehmsten Heilmittel, welches er ein mildes auflösliches Quecksilberpräparat nennt, sagt er S. 65 nur: „es ist ein „Merkurialsalz, dem ich die Entdeckung meines Heilmittels „wider den Krebs und andern (e) Geschwüren (n) zu danken habe;“ und verheimlicht die Bereitung, weil er nach S. 76 Note *** „es nicht für nützlich und sicher „hält, dieß Salz aufrichtig und als ein Mann bekannt zu „machen, der keine andere Absicht hat, als der Menschheit „nützlich zu seyn.“ Dieser Traktat ist übrigens ebenfalls

schon im J. 1801 besonders erschienen, und bereits im LXXIII. Bde. S. 297 der N. A. D. Bibl. als ein sehr unnützes Geschmiere gewürdigt. — 3. Berlinghieri von venerischen Krankheiten. Rec. vermuthet, daß man hier nichts mehr findet, als Berlinghieri Handbuch der venerischen Krankheiten ꝛc., frey bearbeitet von Lenne. Leipzig. 1801. — Also auch einen abermaligen Abdruck des letztern. Rec. sieht sich genöthigt, die Besitzer dieses Repertoriums zu warnen, so lange Herr L. solches herausgiebt, keine von ihm unter eignen Titeln herauskommende Uebersetzungen anzukaufen, weil sie sonst Gefahr laufen, ihr Geld zweymal anzulegen. Möchte doch Herr L. lieber den Weg seines Vorgängers wieder einlenken; besonders aber geben, was man außer seinem Repertorium auf deutschem Boden gar nicht findet.

Ar.

Ueber Deklamation, in medicinischer und diätetischer Hinsicht, von *Ge. Friedr. Ballhorn*, der A. W. D., Königl. Kurfürstl. Hofmedikus und Arzte des Georgianums in Hannover. Hannover, bey Helwing. 1802. 92 Seit. 8. 8 gr.

Ein interessantes Schriftchen über die Wirkung der Vociferation auf den Gesundheitszustand des Menschen, als eines großen diätetischen Mittels. Der Verf. wurde zu genauern Betrachtungen über diesen Gegenstand durch die Bemerkung veranlaßt, daß einem Manne, der Leibesbewegungen und Gemüthszerstreuungen bedurfte; aber von Promenaden und Gesellschaften abgehalten wurde, die tägliche Uebung im Lautlesen und Deklamiren, als ein völliger Ersatz jenes Bedürfnisses nützlich war. Es ist ein Verdienst für ihn, daß er hier eine bisher wenig betrachtete Sache zur Sprache bringt, die wirklich alle Aufmerksamkeit der Aerzte verdient. Sollte er auch aus Vorliebe für sie in der Anpreisung zu weit gegangen seyn: so schadet ihr das nicht, und ist ihm leicht zu verzeihen. Er stellt die Deklamation, das laute Reden, laute Lesen, Singen als ein reizendes und erweckendes Mittel auf, welches, vorzüglich nach einiger Dauer der Anwendung,

dung, wie Wein wirkt, durch stete Uebung und Stärkung der Sprachorgane den Nerven ihre zu große Beweglichkeit nimmt und sie stärkt, (durch Ueberreizung aber auch gewiß schwächt). Es wirkt erschütternd, blutumtreibend, Brust und Unterleib stärkend, und für das Gemüth hebend und aufheiternd, nämlich auf den Körper durch allgemeine Erschütterung und örtliche Wirkung auf Brust und Sprachorgane; auf den Geist durch lebhafteres Eindringen von Ideen. Nach Erfahrung und Vermuthung nutzt die Deklamation in der Anlage zur Schwindsucht durch Stärkung der Lungen, wie das Reiten u. a. Körperbewegungen unter der gehörigen Mäßigung der Dauer und Stärke; in allen langwierigen Nervenkrankheiten, besonders des weiblichen Geschlechts, da dieß weniger erschütternde Bewegungen vorzunehmen hat, als das männliche, und vorzüglich, wenn jenes sich in Verhältnissen befindet, welche die Uebung der natürlichen Geläufigkeit der Sprachorgane verbieten; gegen Magenüberladung, Magenkrämpfe, Schwäche der Verdauung und des Unterleibes, weil die bey Tische viel redenden Menschen ohne Nachtheil gern und viel essen, und weil Jeder in muntrer Gesellschaft mehr als gewöhnlich ohne Schaden essen kann; (Hier spielt wohl die gute Laune auch eine wichtige Rolle zur Magenstärkung mit, wenn auch die Speisen und Getränke nicht selbst etwas dazu beytragen, indem sie der Gesellschaft wegen, von der gewöhnlichen Art abweichend dargeboten zu werden pflegen.) Epilepsie und Krämpfe, Brustwassersucht, weil das Reiten nützlich befunden ist; Kälte der Füße, lautes Lesen im Herumgehen hilft am Tage, wie das erste statt der Wärmeflasche im Bette. Die zitternde, stotternde, schwache Sprache wird durch Uebung im Deklamiren fest und stark, worüber die Erfahrung bereits entschieden hat. Ueber die Wirkung des Lautlesens auf den Geist zur Minderung der Nachtheile der Einsamkeit, der intellektuellen Uebel, zum tiefern Eindringen in den Geist und die Sprache des Schriftstellers, zur Uebung des Gedächtnisses, (zur Vertreibung der Langeweile, auf Reisen paßt das Deklamiren auswendig gelernter Stellen noch besser,) zur Erholung bey niederdrückenden Geschäfften, die keine gesellschaftliche Zerstreuung erlauben, zur Beförderung der grammatischen Richtigkeit der Sprache und Verbesserung des Styls, zur Vertreibung des hypochondrischen Angstgefühls; über den Nutzen des Lautredens beym Zorn,

 und

welche sich jenes Werks beym Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. Nr, 67. 68. gr. 8. 8 Gr. oder 36 Kr.

Gaspari, A. C., Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schulatlasses. 1r Kursus. 6e verbesserte Auflage. gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 Kr. Neuer methodischer Schulatlas dazu, entworfen von J. C. Gützfeld in 15 Quartseiten neu verbessert. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 Kr.

Gita-Govinda, ein indisches Singspiel von Jajadeva, aus der Ursprache ins Engl. von W. Jones, und aus diesem ins Deutsche übersetzt und mit Erläuterungen von D. F. Majer, mit Kupf. gr. 8. 9 Gr. oder 40 Kr.

Jacksons, J., Reise zu Lande von Benggalen nach England im Jahre 1797, im Auszuge aus dem Engl. gr. 8. mit 1 Charte. (aus der Bibliothek der Reisebeschreib. besonders abgedruckt.) 1 Thlr. oder 1 fl. 48 Kr.

Introduction à l'Etude de l'art de la guerre, ouvrage enrichi de Planches et Chartes par le Cte. de la Rocheaymon. Vol. II. av. 23 Pl. gr. 8. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 Kr.

Journal des Luxus und der Moden. Herausgeg. von Bertuch und Kraus. 17r Jahrg. 1802. 11s und 12s Stück, und 18r Jahrg. 1803. 1s—6s Stück, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 4 Thlr. oder 7 fl. 12 Kr.

Kraus, G. M., A B C des Zeichners mit 10 Kupfertaf. 4e verm. Aufl. gr. 8. 8 Gr. oder 36 Kr.

Loders, Dr. J. C., anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers. IV. Lieferung 4ter Abschnitt. Splanchnologie, Tab. 74—80. gr. Fol. mit deutschem oder latein. Text. 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 Kr. Dieselbe Lieferung mit den Kupfern auf größeres Schweizerpapier und mit einem Text. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 Kr. Der lateinische oder deutsche Text besonders. gr. Fol. 9 Gr. oder 40 Kr. Derselben V. Liefer. Angiologie II. Abtheil. 1. H. Venen Tab. 119—125. gr. Fol. mit deutschem oder latein. Text. 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 fl. 45 Kr. Dieselbe Lieferung mit den Kupfern auf grösseres Schweizerpapier und mit einem Text. 4 Thlr. 8 Gr. oder 7 fl. 48 Kr. Der lateinische oder deutsche Text besonders. 12 Gr. oder 54 Kr.

Lon-

London und Paris. V. Jahrg. 1802. 7s und 8s Stück, und VI. Jahrg. 1803. 1s und 2s Stück mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrgang von 8 Stücken 6 Thlr. 8 Gr. oder 11 fl.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgeg. von J. A. Hildt. I. Jahrg. 1803. Jan. — Jun. mit ausgemalten und schwarzen Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Thlr. oder 10 fl. 45 Kr.

Müller, F. G., Beschreibung der Sparösen und Heerde, welche in der Grafschaft Mark schon seit vielen Jahren gebräuchlich und bewährt gefunden sind. Nebst einer Nachricht vom Brodtbacken, Bierbrauen und Branntweinbrennen, bey Steinkohlen, und einem Anhange über die Thermolampen, Fumivoren und Phlogoskopen der Franzosen, mit Kupfern. gr. 8. 15 Gr. oder 1 fl. 8 Kr.

Navigateur (le premier) Poëme en IV Chants pr. Mr. le B. de Gross. av. 4 gravures. gr. 8. 18 Gr. oder 1 fl. 21 Kr.

Obstgärtner, der deutsche, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Deutschlands sämmtlichen Kreisen. Verfaßt von einigen Freunden der Obstkultur, und herausgeg. von J. V. Sickler. IX. Jahrg. 1802. 11s und 12s Stück, und X. Jahrg. 1803. 1s — 6s Stück mit illuminirten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 6 Thlr. oder 10 fl. 48 Kr.

Patriot, der deutsche, eine Monatsschrift für die Gebildeten im Volke, seine Vorsteher, Lehrer und übrigen Freunde, herausgeg. von C. G. Steinbeck. 2r Jahrg. 1803. mit Kupfern. Jan. — Jun. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Thlr. oder 5 fl. 24 Kr.

Rocheaymon, Grafen de la, Einleitung in die Kriegskunst, mit Kupfern und Planen. II. Bd. mit 23 Pl. gr. 8. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 Kr.

Sauer, M., Reise nach den nördlichen Gegenden von Rußland, Asien und Amerika unter dem Commodore J. Billings, in den Jahren 1785 — 94, aus dem Engl. mit Anmerkungen von M. C. Sprengel, mit 1 Charte. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 Kr.

Voigt, J. H., Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften. IV. Bds. 5s und 6s Stück. 8. 1 Thlr. oder

1 fl. 48 Kr. Desselben V. und VI. Band oder J. 1802 in 12 Stücken 8. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 Kr.

Wieland, C. M., der neue deutsche Merkur vom J. 1803. Jan. — Jun. der Jahrg. von 12 Stücken. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 Kr.

In Kommission.

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués par A. L. Millin. T. I. 3me Livraison 4. Paris.

Grands Prix d'Architecture et autres Productions de cet art couronnés par l'Institut National de France, chaque Cah. à 6 feuilles — Cahier 1 — 8 Papier ord. 8 Thlr. S. oder 14 fl. 24 Kr. Papier d'Hollande 10 Thlr. 16 Gr. S. oder 19 fl. 12 Kr. le meme lavé à l'Encre de la Chine. 56 Thlr. S. oder 100 fl. 48 Kr.

Méthode sur la Charpente inventée p. Ph. Delorme et reduite à sa plus simple démonstration p. le Cit. Detournelle en 2 Pl. fol. Pap. ord. 12 Gr. oder 54 Kr. Pap. d'Hollande. 18 Gr. oder 1 fl. 21 Kr. lavé et colorié. 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 fl. 18 Kr.

Fr. Schulz, Königl. Preuß. Kammerreferendar, über den allgemeinen Zusammenhang der Höhe auf der Oberfläche der Erde. Nebst einer Gebirgscharte von Europa. Schreibp. 2 Thlr. 4 Gr. Druckp. 1 Thlr. 20 Gr. Dieselbe Charte besonders, Royalfol. 1 Thlr.

Neue Charten, Kupferstiche und andere Kunstsachen, welche im Verlage des Landes-Industrie-Komtoirs in Weimar zur Leipziger Oster-Messe 1803 erschienen, und in allen Kunst- und Buchhandlungen zu haben sind.

Charten.

A. Größere Charten im gewöhnlichen Landchartenformat, wovon die mit * bezeichneten zum Gasparischen Handatlas gehören.

* Charte von der französischen Republik nach ihrer neuesten geographischen Verfassung und den vorzüglichsten Hülfsmitteln, neu entworfen. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf holländ. Ollfol. Papier mit engl. Gränzillumination 12 Gr. oder 54 Kr.

* Charte

* Charte von Deutschland nach den Besitzungen der Kur- und Fürstl. Häuser und der Reichsstädte, nebst den Entschädigungen nach dem definitiven Reichsdeputationsschlusse vom 10. November 1802 nach astronomischen Ortsbestimmungen, entworfen von F. L. Güssefeld Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf holländ. Olifpap. 12 Gr. oder 54 Kr.

Postcharte von Deutschland, neu entworfen und berichtiget, von Güssefeld. 2 Blatt Royalfol. 16 Gr. oder 1 fl. 12 Kr.

* Der nördliche Theil des großen Weltmeers, nach den neuesten Bestimmungen und Entdeckungen, von C. G. Reichard. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf Olifpap. mit engl. Gränzillum. 12 Gr. oder 54 Kr.

B. Kleine Charten aus den A. G. Ephemeriden, Reisebeschreibungen, u. s. w.

Charte von dem Staate Algier. 4. 3 Gr. oder 15 Kr.

Charte von dem Meere von Kamtschatka, mit Kapitän Jos. Billings und M. Sauers Reiserouten, gez. von F. Götz. Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

Charte von der Mündung des Mississippi. 4. 3 Gr. oder 15 Kr.

Charte der englischen Niederlassungen in Neusüdwallis. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

Charte von dem Laufe des Rheins, von seinem Ursprunge an bis zu seinem Ausflusse in die Nordsee. 4. 3 Gr. oder 15 Kr.

Versuch einer Berichtigung von Südamerika, nach den neuesten und sichersten astronomischen Bestimmungen, und nach der Charte von Olmedilla, von C. G. Reichard. Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

Charte von Deutschland, nach dem definitiven Indemnisationsplane von 1802. Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

Kupferstiche, Porträts und andere Kunstsachen.

Abbildungen aller Obstsorten aus dem deutschen Obstgärtner. Der Aepfel 8te Lieferung, 12 Blatt. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 Kr. Derselben Birnen, 8te Liefe-

rung.

rung, in 12 Blatt. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 Kr.

Porträt von Fr. Andreossy. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— — Vivant Denon. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— — A. H. Jaillot, Königl. franz. Geograph. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— — Jos. Nic. de l'Isle. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— — Ch. Messier. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— — Sam. Graf von Schmettau, Feldmarschall. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— — M. C. Sprengel zu Halle, en Silhouette. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— — der Roswitha, gelehrten Nonne zu Gandersheim. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— — Gleim, nach einer Originalzeichnung, v. C. Tischbein. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

Herrn Hofmaler Seele's in Stuttgard militärische Kompositionen in Aquatinta kolorirt, in Kommission.

Nr. 1. ein abgelebtes Kavalleriepferd } beyde 1 Thlr. 16 Gr.
— 2. ein Invalid } oder 3 fl.
— 3. ein kaiserlicher Vorposten.
— 4. ein französischer Vorposten.

beyde von Kunz geätzt. 4 Thlr. 14 Gr. sächs. oder 8 fl. 15 Kr.

— 5. das entschlossene Mädchen. 4 Thlr. 14 Gr. sächs. oder 8 fl. 15 Kr.

Pomologisches Kabinet, enthaltend alle im deutschen Obgärtner beschriebenen Obstfrüchte Deutschlands, über die Natur selbst geformt, in Wachs mit möglichster Treue nachgebildet, und herausgegeben unter Aufsicht von J. V. Sickler. XIII. Lieferung in einem Kästchen. 3 Thlr. 4 Gr. oder 5 fl. 30 Kr.

Herrn Prof. Frorieps Hysteroplasmata, oder Nachbildungen der Vaginalportionen, des Uterus und des Muttermundes in verschiedenen Perioden der Schwangerschaft und Geburt (Touchir Apparat) in einem Kästchen. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 Kr. Dessen Pelviarium (das weibliche Becken) von Papiermaché mit seinen Durchmessern und Axen. 4 Thlr. 8 Gr. sächs. oder 7 fl. 48 Kr. Dasselbe ohne Durchmesser. 4 Thlr. sächs. oder 7 fl. 12 Kr. Dessen Fantom, von lakirtem Papiermaché, mit dazu gehöriger künstl. Puppe, Uterus und Keil von Leder. 9 Laubthaler.

Thaler. oder 24 fl. 45 Kr. Dasselbe ohne Uterus. 8 Laubthaler. oder 22 fl. Dessen verbesserte Geburtszange. 10 Thlr. oder 18 fl. Dessen Pessarien, oder Mutterkränze verschiedener Art. — Ein Cylinder Pessar. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 Kr. Ein Scheiben Pessar. 6 Gr. oder 27 Kr.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Europa. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von Friedrich Schlegel. Ersten Bandes zweytes Heft.

Inhalt. I. Vom Raphael. II. Uebersicht der neuesten Fortschritte der Physik. Von O. III. Beyträge zur Geschichte der modernen Poesie, und Nachricht von provinzialischen Manuskripten. IV. Ueber das spanische Theater. Von A. W. Schlegel. V. Gespräch über die neuesten Romane der Französinnen. Von D. VI. Einige Nachrichten von den neuesten Arbeiten der Pariser Philologen. Von S. VII. Sylbenmaaße. VIII. Kleine Gedichte. IX. Pariser Neuigkeiten.

Antikritiken.

Rüge gegen die allgemeine Literaturzeitung, eingeschickt aus Basel.

In der allgemeinen Literaturzeitung Nr. 310. 2. Nov. 1801, befindet sich eine Recension von Heinrich Zschokkes Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Wald-Kantone. Bern und Zürich, bey Geßner. 1801.

Eben diese Recension war schon früher erschienen, in einem wenig gelesenen und wenig geachteten Wochenblatte, genannt: der helv. Volksfreund, herausgegeben von J. J. Hausknecht in St. Gallen. Drey und vierzigste Woche 24sten Okt. 1801.

Die

Die allgemeine Literaturzeitung, welche doch als eines unsrer vorzüglichsten Journale gilt, behalf sich also damit, eine Recension Wort für Wort aus dem Wochenblatte einer kleinen Stadt in der Schweiz abzudrucken, und sich ein Plagiat zu Schulden kommen zu lassen, was man von solcher Anstalt, wie die der Jenaischen Literaturzeitung, am wenigsten erwarten sollte; oder, und dieß ist dem Einsender wahrscheinlicher, der Recensent war ein Schweizer, Verfasser jenes Wochenblatts, (Herr Leonhard Meister soll vorzüglichen Antheil daran gehabt haben), und hatte die Unvorsichtigkeit, seine Recension in zwey Journale zugleich, und in das schlechteste zuerst einrücken zu lassen. In diesem Falle begieng die Literaturzeitung kein Plagiat; aber den grossen Fehler, daß sie ein für die neuere Geschichte der Schweiz so bedeutendes Werk einem Schweizer ausschließlich zur Recension übergab, der wohl oder übelbefreundet mit dem Verfasser, mehr oder minder einer politischen Parthey angehörig seyn konnte, und daher nur parteyisch zu urtheilen fähig war. In jedem Falle bewies hier allem Anscheine nach, die allgemeine Literaturzeitung nicht diejenige Delikatesse, welche man von ihr zu erwarten berechtigt ist, und Verdacht einflößt, daß ähnliche Fälle auch wohl bey andern Recensionen statt finden dürften. Es muß den Herausgebern der Literaturzeitung selbst daran liegen, sich von diesem Verdacht zu befreyen.

Korrespondenz.

Auszug aus einem Schreiben aus Helmstädt vom 13ten Aug. 1803.

Unser Herr Generalsuperintendent Dr. Lichtenstein, hatte kaum seine wichtigen Untersuchungen über die persepolitanischen Inschriften mit dem Ihnen bekannten Glücke beschlossen, als sich seinem Scharfsinne eine neue, vielleicht auch wichtigere, wenigstens ungleich frappantere Materie zu untersuchen darbot. Bekanntlich haben nämlich schon von Münchhausen, Fr. von Paula Schrank u. a. die Meinung geäußert, daß die Schwämme und mehrere kryptogamische

Gewächse Thiere wären, und man hat diese Behauptung kaum beachtet, wenigstens sehr bald wieder bey Seite gelegt. Jetzt findet Herr Lichtenstein folgende merkwürdige, und höchstes Erstaunen erregende Thatsachen, welche sich alle augenscheinlich erweisen lassen. Eine Molecula organica wächst auf schicklichem Boden unter der Gestalt eines Schwammes (Boletus, vielleicht Agaricus etc.), bis die in ihr, wie in einem Utero gravido, enthaltenen Eyer lebendiger Thiere sich in der Form von Larven entwickeln. Bis dahin erhielten diese Eyerchen gemeinschaftlich aus dem Stiele des Schwammes (gleichsam der umbilicus communis) ihre Nahrung. Jetzt reißt sich der untere Theil des boletus von dem pileo ab, und die Larven stehen unter diesem pileo, um durch den noch stehenden umbilicum communem, und durch eigne, jeder einzelnen angehörige Organe, Nahrung zu erhalten. Formt sich die Larve zur Puppe: so fällt der pileus ab, die Puppen stehen aufwärts, und erhalten jede einzelne durch sich selbst ihre Nahrung. Aus diesem unvollkommenen Zustande gehen sie in den vollkommnen Zustand eines Luftzoophyten über, dessen Leben, Bewegungen, Hervorstrecken schöngeformter Tentaculorum, man früh, kurz nach Sonnenaufgang, während des Thaues, deutlich genug wahrnehmen kann. Steigt die Sonne höher: so geht dieses Thier durch den Tod wieder in den Zustand der Pflanze über, wird Clathrus nudus, Clavaria ophioglossoides, Stereacaulon paschale, Lycoperdon epiphyllum etc. Thiere dieser Art sind z. B. Tubulifera cremor und Ceratum, und viele andere bisher für vegetabilische Substanzen gehaltene Dinge. — Herr Dr. Lichtenstein hat bereits auf einem halben Bogen eine kurze Skizze von der allgemeinen Geschichte dieser Luftzoophiten drucken lassen; welche aber Ihnen ohne Zeichnung nicht verständlich seyn würde, und ich habe nur eine noch bloß entworfene Zeichnung dazu. Allein Sie werden bald in Voigts Magazin eine Anzeige, vielleicht eine Abbildung von dem Ganzen finden; und von jetzt an sammelt Herr Dr. Lichtenstein sehr eifrig, läßt Zeichnungen machen, und wird bald seine Entdeckungen heftweise mit Kupfertafeln begleitet, dem naturhistorischen Publikum vorlegen.

Ver-

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Die Schrift: Der belehrende Uhrmacher u. s. w. Leipzig, bey Linke. 1800. 116 S. 8., ist weiter nichts als der abgeschriebene zweyte Theil von Friedrich August Schmidts Beytrag zur Zeitmeßkunst. Liegnitz, bey Siegert. 1797. Bloß einige Anmerkungen und das Kapitel von Thurmuhren sind weggelassen, so wie einige Nachweisungen auf die Kupfer des letzteren Buches. Der Herausgeber des ersteren, der sich im Vorberichte A. L. Stein nennt, sagt zwar, er habe Schmidts Beytrag zur Zeitmeßkunst benutzt; nicht aber daß ers wörtlich abgeschrieben. Er beklagt ferner, daß er jenes Verfassers Belehrungen für die so Taschenuhren tragen, vergeblich in den Buchläden gesucht habe, welches ihn veranlaßt, diesen Mangel (wir sollen verstehen: aus seinem Kopfe) zu ersetzen. Er sah aber doch, indem er Schmidts Buch benutzte, (scilicet abschrieb) daß dieser wörtlich abgeschriebene zweyte Theil desselben nach seines Verfassers eigenem Geständniß mit jenen Belehrungen eins sey.

Meißner's Skizzen sind unter dem Titel: Contes moraux. 2 Vol. 12mo ins Französische zu übersetzen angefangen worden. — Auch ist eine neue französische Uebersetzung von E. C. von Kleists Frühlinge erschienen.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Ein und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Friedrich Spee's auserlesene Gedichte. Herausgegeben von *Ign. Heinr. v. Wessenberg.* Zürich, bey Orell. 1802. VIII und 64 S. gr. 8. 8 gr.

Erst nach dem Tode dieses in der That achtungswerthen Jesuiten wurde sicher bekannt, daß Niemand anders als er Verfasser jener berühmten Cautio criminalis, seu de Processibus contra Sagas gewesen, die zu Rinteln 1631 gedruckt erschienen war, und dem heillosen, jetzt kaum noch glaublichen Hexenprozeß eine die Menschheit minder entehrende Wendung zu geben angefangen hatte. Warum er als Jesuit, oder ein zu Kölln, Trier, u. s. w. angestellt, seinen Namen sorgfältig verschwieg, läßt aus dem Geist des besagten Zeitraums sich leicht erklären. Desto lebhaftern Dank hat ihm die Nachwelt gezollt; und schon aus dieser Cautio criminalis ergiebt sich, daß der für Menschenverstand und Menschenwohl so heißfühlende Mann, wo er seinen Empfindungen Luft machen durfte, nirgend unberedt und geistleer werde geblieben seyn. Noch nicht 44 Jahre alt starb er 1635 zu Trier, als Opfer seines damaligen Berufs; der Pflege nämlich kranker und verwundeter Soldaten. Daß er sich auch in deutschen Gedichten versucht gehabt, und diese 14 Jahre erst nach seinem Tode mit der sonderbaren Aufschrift: Trutz-Nachtigall, oder geistlichs-poetisches Lustwandeln ꝛc. Kölln, 1649, zum Vorschein gekommen, wußte

man freylich; aber bey dieser Notiz war es auch geblieben; und Rec. hat über den etwanigen Werth dieser kleinen Blumenlese nirgend Auskunft finden, noch weniger das Buch selbst auftreiben können.

Ein Exemplar davon fiel dem seinen Vorbericht aus Regensburg datirenden Hrn. v. Wessenberg unlängst in die Hände; und dieser Fund war ihm so erfreulich, daß er auch das Publikum daran wollte Theil nehmen lassen. So erträglich nun, mit unter auch zierlich, der wackre Sp. sich im Lateinischen ausdrückte; mit unsrer deutschen Muttersprache, besonders in rein katholischen Kreißen, sah es damals noch viel zu roh und ungelenk aus, als daß von dieser Seite seine dichterischen Versuche rühmlich sich auszeichnen konnten. Zwar hatte schon Martin Opitz seine Laufbahn begonnen; allein gesetzt auch der gute Sp. habe während seiner Mission in's Hildesheimische von unserm Ketzer etwas gehört, oder gar ihn benutzt; der nachherige Aufenthalt zu Trier und Kölln, mußte diesen bessern Saamen doch bald wieder ersticken. Kurz, Hr. v. W. selbst gesteht: in ihrer primitiven Form wären Spee's Gedichte für jetzt so gut als ungenießbar; und eben deßhalb sey nicht nur durchweg die Feile nothwendig geworden, sondern auch Wegschnitt des ganz Mißrathnen, Zusammenguß mehrerer Stücke in eins, Verpflanzung des Einzelnen an schicklichere Stellen, u. s. w.; wobey der Aristarch jedoch versichert, mit möglichster Behutsamkeit der kitzlichen Operation sich unterzogen zu haben. Der solchergestalt behandelten, und noch beybehaltnen Gedichte sind zehn. Da Rec. sie nicht gegen die Originalausgabe halten kann, muß er dem Operateur aufs Wort glauben; genug, auch der Umguß belegt zur Gnüge, daß der Niederrheinische, unweit Kaiserswerd geborne Landsmann die Sprache noch zu spröde fand, um für den Drang seines überall Nahrung fodernden Herzens hinreichend von ihr unterstützt zu werden. Wer indeß schon darin Genuß findet, den für jeden Reiz der Natur offnen, von Dankbarkeit gegen den Schöpfer durchdrungnen, Menschenwerth tief fühlenden, und mit Bruderliebe Alles umfassenden Sänger gegen die Schwierigkeiten eines rauhen Idioms muthig ankämpfen zu sehn; wird auch diese wenige Bogen nicht ohne neue Achtung

für

für ihren Vers aus der Hand legen; gern seine Sorglosigkeit, Sprachhärten und andre Ungehörigkeiten darüber vergessen! Wer weiß überdieß, durch was für ungeschickte Fäuste die Papiere des ehrlichen Sp. erst gelaufen seyn mögen, eh' die Presse sie vervielfältigte; und wenn ihr Inhalt auch noch unbedeutender wäre, dem Autor selbst ist diese Geringfügigkeit keinesweges aufzumutzen; als der ja nur für den Bedarf seines eignen, so frommen Herzens poetisirte!

Bey so bewandten Umständen hält es doppelt schwer, dem mit Sp. übrigem Verdienst noch unbekannten Leser Proben seiner Dichtungen vorzulegen, ohne diesen anderweitigen Werth dadurch zweifelhaft zu machen. Daß keines, auch der Feile unterlegten Stücke für ganz korrekt gelten könne, ist schon gesagt worden. Nicht einmal fehlerfreye Strophen bieten sich dar; um jedoch von den gewählten Versarten einen Vorschmack zu geben, so wie von der Lebhaftigkeit, die wenigstens dann und wann ihn über's Alltägliche hob, mögen folgende Stellen als Beleg dienen. Z. B. aus dem zweyten Liede, das in der Vergänglichkeit des Blumenreichs ein Bild des menschlichen Lebens verfolgt:

Die Morgenröth' entschwindet!
Sie, die ihr Purpurschein
Als Göttinn angezündet,
Zieht im Triumph herein!
Ihr Aug mit sanften Strahlen
Das Blümlein übergießt,
Sich alle Blättlein mahlen
Von Strahlen geküßt.

Wo indeß die letzte Zeile doch ein wenig nach Verbesserungen des neuesten Herausgebers schmeckt! Oder aus dem Frühlingsgesange:

Wo man nur schaut, man alle Welt
Zur Freude sieht sich rüsten.
Von Scherz und Sang die Brust geschwellt,
Schwebt Alles hoch in Lüften.
Ich sollt' allein
Nicht fröhlich seyn? —
O Schöpfer der Naturen!
Dich dankbar preis't
Mein froher Geist
Vor allen Kreaturen!

Hier der Anfang des in der schönsten Jahreszeit zum Lobe Gottes gesungnen Liedes:

Itzt wickelt sich der Himmel auf,
Gewälzt von Feuerrädern;
Der Frühling rüstet sich zum Lauf,
Den Gurt von Rosenfedern:
O wie so schön, und frisch und kraus!
Voll Glanz die Elementen!
Genugsam mögen's streichen aus
Nicht Redner, noch Scribenten.

Triumph, o Königinn des Lichts,
Wie glühen Roß und Wagen,
Die Wonne deines Angesichts
Erfreut uns zuzutragen! — —

Oder die letzte Strophe des Gedichts, worin er die Bienenzucht besingt, und welches die kleine Sammlung schließt:

Steigt auf, und steigt hinunter
Der großen Schöpfung Reih'n!
Ruft überall: Welch Wunder
Muß erst der Schöpfer seyn!
Ruft, Brüder! Welche Wunder
In seiner Schöpfung Reih'n!
Welch Wunder, ha! welch Wunder
Muß er wohl selber seyn!

In eben diesem Gedichte, dem längsten von allen; denn es zählt mehr als 40 Strophen; giebt jedoch der fromme Dichter in Rücksicht auf seine Naturkenntniß gewaltige Blößen. Man höre, mit welcher Naivetät er z. B. die Erzeugung der Bienen sich erklärt:

Sie wundersam sich mehren
Im keuschen Cölibat,
Sich ohne Brunst beschweren
Mit großer Kindersaat.
Sie nur von Blumen lesen
Die Kleinen ihrer Art;
Drum ist der Bienlein Wesen
So lieblich, fein und zart!

Da um 1649 zu Köln schwerlich Jemand auf dergleichen Beobachtung sich besser verstand, und erträgliche Reimerey wohl noch seltner daselbst zu hören war, mag man dem Verleger der Trutz-Nachtigal es gern zu gut halten, wenn er auf dem Titelblatte treuherzig hinzufüg-
te:

te: »desgleichen noch nie zuvor in deutscher Spra-»che gesehen.« — Bey dem Allen muß in der Residenz der heiligen drey Könige gerade damals das Bedürfniß einer Geschmacksreform doch fühlbarer als sonst geworden seyn. Wenigstens kennt Rec. ein paar kleine, schon 1647 in Kölln gedruckte Versuche, deren gute Absicht allemal zu loben ist, und die wohl aus Sp. Papieren selbst noch, oder doch aus seiner Schule sich herschreiben mögen. Das eine dieser Taschenbücher in eigentlichem Verstande; denn ihr Format ist äußerst kleines Sedez; führt den Titel: »Der unartig deutsche Sprachver-»derber. — Wider alle diejenige, welche die reine deut-»sche Muttersprach mit allerley frembden ausländischen »Wörtern vielfältig zu vermehren vnd zu verdunkeln »pflegen. Kölln. Vor den Minnebrüdern im Loret. Ao. »1647.« — Der gar nicht werthlosen Deklamation, die es besonders mit den schon damals französelnden Sprachverderbern in Prosa zu thun hat, und 38 Seiten füllt, ist auf 5 andern ein gereimter Schwank über die wunderbaren Thiere Ars Lex Mars beygefügt; der, wenn nicht überall für witzig und fein, doch für drollig genug gelten kann. — Das andre Traktätchen hat zur Aufschrift: Io. Cocay (Anspielung auf den bekannten Maccaronisten Merl. Cocajus, eigentlich Folengo) Deutscher Labyrinth, in welchem durch viel artige Historien lustige liebliche Discursen die Melancholey vertrieben wird; sammt einem poetischen Lustbringer und deutschen Sprachverderber (der aber, wie man so eben gesehn, auch besonders zu haben war), Kölln, bey Andr. Bingen; 1647. Ohne den Sprachverderber 96 S. gleichfalls Sedez, und beyde sauber gedruckt. In dem poetischen Theile des Büchleins steckt mancher Einfall, der in der Folge von unsern Schöngeistern ohne Angabe der Quelle benutzt worden, und dessen Geburtsort man schwerlich in Kölln gesucht hätte.

Hr. v. W. meint: außer einer alten, endlich von ihm aufgefundnen Chronik — die er doch billig kenntlicher machen sollen! — habe das seltsame Aristarchengeschlecht von Fr. Spee, der, im Vorbeygehn erwähnt, auch ein guter Edelmann war, so gut als gar nichts gewußt. Schon das Allgemeine historische, und Jöchers

Gelehrten Lexikon, die man beym ersten Ankauf doch zu befragen pflegt, hätten ihm seinen Irrthum benehmen können. Beyde hatten, wie sich erwarten ließ, ihre Notiz aus Alegambe's Bibliotheca Scriptorum Societatis Iesu geschöpft. In der ersten Ausgabe dieses Folianten, Antverpiae, 1643, ist jedoch der Name des Ordensbruders noch nicht befindlich. A. der sonst ein viel gereister Mann war, und Deutschland genau genug kannte, trug vielleicht schon deßhalb Bedenken seiner zu erwähnen, weil in der Cautio criminalis den Schülern Loyola's doch Manches ziemlich heterodox vorkommen mußte. Da dieses Buch indeß allgemeinen Beyfall davon trug; so besannen die Jesuiten in der Folge sich eines bessern, und nahmen den so berühmt gewordnen Ordensbruder auch ad maiorem Dei gloriam endlich in ihre Annalen auf. Wirklich figurirt er nunmehr in der von Nath. *Sotvel* 1676 zu Rom in Folio sehr vermehrt herausgegebnen, in Deutschland aber, Gott weiß nicht, warum? ungleich seltner anzutreffenden Bibliotheca Scriptorum Societatis Iesu; und seine Cautio criminalis etc. wird da mit der schlauen Wendung gelobt: quae mirifice *multis* placuit. Daß S. entweder sie nicht gesehen, oder ihrer zu Rom nicht habhaft werden können, erhellet schon aus der fehlerhaften Angabe: typis *Renselii* ad Visurgim, statt Rintheli typis *Lucii*. Dieß nämlich ist die erste Ausgabe; andre wurden bald darauf anderwärts gedruckt. Dagegen erbaut er den ächtkatholischen Leser mit der herzbrechenden Nachricht, Spee habe das Städtchen Peina im Hildesheimschen (wo der ketzerische Adler seit kurzem wieder nistet) durch seine Beredsamkeit innerhalb wenig Wochen in den Schooß der Kirche zurückgebracht; sey aber von deßhalb erbitterten Acatholicis mit 7 Wunden an Kopf und Rücken meuchelmörderischer Weise heimgesucht worden; was ihn jedoch nicht abhielt so lange fortzupredigen, bis er kraftlos zu Boden sank. — Joseph Hartzheim, auch ein Jesuit, dessen Bibliotheca *Coloniensis* erst 1747 erschien, und die Hrn. v. W. am ersten hätte einfallen sollen, führt den ganzen Vorgang noch tragischer aus; vergißt aber doch zu sagen, wo eigentlich diese Märterscene statt gehabt. Aus der Anzeige seiner Schriften sieht man indeß, daß die deutsche Trutz=Nachtigall bis 1660 schon dreymal, und in der

Fol-

Folge noch oft, mit und ohne musikalische Noten zu Köln aufgelegt worden. — Vermuthlich würde der Jesuit Fr. Reiffenberg (auch von Adel, und Reichs-Freyherr) in seiner so weitläuftigen und gutgeschriebnen Historia Societatis Iesu *ad Rhenum inferiorem* uns noch allerhand von Spee erzählt haben. Von diesem Werke aber kam 1764 zu Kölln nur der erste bis 1626 erstreckende Band in Folio heraus und da R. in eben diesem Jahre gestorben: so zweifelt Rec. daß die Arbeit fortgesetzt worden. Auch in diesem Bande jedoch wird des wackern v. Spee schon mit Ruhme gedacht; bey Gelegenheit nämlich des Hexenunfugs, der zu Ende des XVI. S. am Niederrhein ärger als irgendwo wüthete. Die neuesten Lehrbücher und Zeitschriften, wo Sp. mehr oder weniger, immer aber mit Ruhm erwähnt wird; z. B. Henke's Kirchengeschichte, und das Journal von und für Deutschland 1785, will Rec. nur im Vorbeygehn bemerklich machen. —

Mit dem Alter der von Hrn. von W. erwähnten Chronik muß es übrigens nicht weit her seyn; denn laut derselben hat auch Leibnitz (Leibnitz in einer Chronik!) im zweyten Theile seiner bekanntlich französisch geschriebnen Theodizee unsern Spee mit dem Lobspruche beehrt: excellentis viri memoria eruditis etiam ac sapientibus in pretio esse debet. — Aus der lateinischen Uebersezung vermuthlich, die 1719 in Frankfurt am M. zum Vorschein kam, und, was sonderbar genug, auch einen Köllner Jesuiten zum Verfasser soll gehabt haben. Die seinen Namen anzeigenden Buchstaben M. D. L. sind, so viel Rec. weiß, bis jetzt noch nicht näher bekannt geworden; und seine Ordensbrüder möchten für diese Bemühung ihm ebenfalls wenig Dank wissen; denn in den Annalen der Societät ließ, bis jetzt wenigstens, nicht die mindeste Aufklärung hierüber sich vorfinden. Was das günstige Urtheil Leibnitzens betrifft: so steht solches mit gleichgeltendem französischen Ausdrucke wirklich im 97. §. der ersten Abtheilung seiner Theodizee; der Essais nämlich sur la bonté de Dieu etc.; wo im 96. §. auch andern theologischen Ansichten, wie Sp. solche gefaßt, Beyfall gegeben wird. In seinen Briefen gedenkt er des Mannes, und der Sittenlehre desselben ebenfalls mit grosser Achtung; den deutschen Versen des Jesuiten aber

 kann

kann er keinen Geschmack abgewinnen, und meint, was diesen Punkt beträfe, ständen die katholischen Dichter Deutschlands doch ziemlich weit noch hinter ihren protestantischen Mitbrüdern im Apoll zurück; worin, vor hundert Jahren etwa, schwerlich Jemand ihm widersprechen konnte.

Nachschrift.

Erst nachdem obige Anzeige schon zum Abdrucke gesendet war, erhielt der Rec. die dritte Originalausgabe von Spee's Trutz-Nachtigall (Köln, 1660) zur Einsicht mitgetheilt. Dieser hat den nicht karg bedruckten Duodezband von 320 S. unverzüglich durchblättert, und denkt von Sp. Herzen und Dichteranlage noch eben so vortheilhaft wie vorher. Von Anfang bis Ende derselbe für Natur und Sittlichkeit rege Sinn; mit unter freylich in's Kindische gleitend, wo sein gar zu empfängliches Gefühl nur Kindlichkeit ausdrücken wollen; überall ein unverkennbares Streben nach religiöser Nutzanwendung; die dann, wie es der Geist jener Zeit mit sich brachte, nur zu oft noch in Mystik, Tändeley, wohl gar in abergläubischen Bilderdienst ausartet, und allerdings gegen seine Besonnenheit in der Cautio criminalis etc. gewaltig absticht. Was die Reinigkeit seiner Sprache betrifft, merkt der ehrliche Mann selber Unrath, und nimmt deßhalb in der Vorrede zum Privilegio der Dialekte Zuflucht. Auch in Rücksicht auf Sylbenmaaß und poetische Licenzen enthält besagter Vorbericht Manches, was für ein transrhenanisches Boeotien brauchbar und nöthig genug seyn mochte, seitdem aber weit gründlicher ist behandelt worden. Kurz, auch nach durchschütteltem ganzen Vorrathe des Kölnischen Sängers, fand Rec. von seiner Aeußerung wenig oder nichts zurückzunehmen.

Schon etwas unzufriedner war er mit dem Benehmen des Auswählers; als der doch wirklich nicht genug beherzigt hat, bis wie weit man im Aufputzen eines veralteten Dichters gehen könne, ohne denselben um seine Physiognomie selbst zu bringen. Dadurch, daß Hr. v. W. der Sache bald zu viel, bald zu wenig thut, entsteht unter seinen Händen ein Januskopf, der in sehr ungleichartige

tige

nige Jahrhunderte vor- und rückwärts blickt. Die in der Auswahl beybehaltnen oder umgeformten Stücke gegen ihre Originale zu halten, und die Abweichungen derselben anzugeben, erlaubt der Raum nicht mehr. Hier also nur ein paar der oben ausgezognen Stellen; wie sie nämlich in der Ausgabe von 1660 lauten:

Die Morgenröth verschwunde,
Weil ihren Purpurschein
Der helle Tag umwunde
Mit Klarheit noch so rein.
Die Sonn mit sanften Strahlen
Die Blümlein übergoß,
All Blättlein thät sich mahlen
Sammt bluets in ihrem Schooß. (Alles blühet)

Oder:

Jetzt wicklet sich der Himmel auf
Jetzt bewegen sich die Räder,
Der Frühling rüstet sich zum Lauf,
Vmbgürt mit Rosenfeder.
O wie so schön, vnd frisch vnd krauß!
Wie glantzendt Elementen!
Mit mügens gnugsam streichen auß
Noch Redner, noch Scribenten.

Du schnelle Post, o schöne Sonn!
O gülden Roß und Wagen!
O reines Rad auf reinem Bronn
Mit zartem Glanz beschlagen! — —

Oder die Strophe aus dem Liede über die Bienenzucht:

So häufig sich vermehren,
Doch keusch, ohn' Heyrath sein,
Ohn Lieb sie sich beschwären
Mit süßen Kinderlein.
Sie nur von Blumen lesen
Die Kleinen ihrer Art;
Da findet sich das Wesen
All' ihrer Erben zart:

wo auch das in der Auswahl gebrauchte Ohne Vernunft eben nicht poetischer ist, und dem frommen Dichter vermuthlich zu profan klingen mochte. Der Vergleichungen mehr noch anzustellen, ist vielleicht schon deßhalb unnütz, weil immer die Frage bleibt, ob die vom Anthologen befolgte Ausgabe des Jahrs 1649, als die erste von allen, nicht ganz andre Lesarten mit unter aufwiese. Wenig-

stens erzählt ihr Herausgeber, der Kölnische Buchhändler Wilh. Friessem, ein dankbarer Schüler Spee's, daß es von den Herzensergießungen des Mannes schon der schlechten und verderbten Abschriften in Menge gegeben, und man deßhalb endlich an eine ordentlicher Weise revidirte und approbirte Ausgabe habe denken müssen. Wie es mit dieser Revision, und vollends Approbation der Obern, wird beschaffen gewesen seyn, kann man sich vorstellen; denn selbst die dritte Ausgabe noch ist voll sinnentstellender Druckfehler. Kein Wunder bey so bewandten Umständen, daß im Journal von und für Deutschland (1785, Bd. 3. S. 206 ff.), wo ein unsern Sp. und seine Cautio criminalis betreffender Aufsatz zu finden ist, der Herausgeber des Journals zwar den Verdiensten des Jesuiten um die leidende Menschheit alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt; der Trutz-Nachtigall desselben aber nur beyläufig als eines bloßen Gesangbuchs erwähnt, um disiecti membra poëtae sich wenig kümmert, und, dem sonst so aufgeklärten Pater zu Ehren, das ganze Ding für untergeschoben hält! Ob nun aus der Trutz-Nachtigall nicht eine Blumenlese sich veranstalten ließe, die uns mit Sp. besserer Seite hinreichend bekannt machen, und alles nicht mehr Verdauliche beseitigen könnte? ist wieder eine Frage, deren Beantwortung viel zu weit führen würde.

P.

Gita-Govinda, oder die Gesänge Jajadeva's, eines altindischen Dichters, aus dem Sanskrit ins Englische, aus diesem ins Deutsche übersetzt, mit Erläuterungen von F. H. von Dalberg. Erfurt, bey Beyer. 1802. 12 Bog. 8. 12 gr.

Gita-Govinda, der Wohnsitz, oder das Elysium des Hirtengottes, ist ein indisches Gedicht religiösen Inhalts, und führt eine Mythe aus dem Leben des Gottes Crischnas aus. Als dieser in der neunten Verwandlung Vischnus in menschlicher Gestalt auf die Erde herabstieg, lebte er vorzüglich in der, an schönen Weibern reichen, Ebene Madura, und gewann daselbst Radha, die Tochter seines

Pfle-

Pflegevaters, Nanda, lieb. Die Leidenschaft dieser Schöne zu dem ihr nichts weniger als treuen Gotte ist es, die Jajadeva, ein Dichter, der noch vor dem Kalidas, dem Verf. der Sakontala, (56 J. v. Chr) gelebt haben soll, in allen ihren mannichfaltigen Aeußerungen und zärtlichen Abstufungen in diesem Gedichte aufgefaßt und geschildert hat.

»Wem die Gerüche dieser indischen Blumen,« sagt der deutsche Uebersetzer, »zu gewürzt, die Farben der Gita-Govinda zu glänzend, ihre Schilderungen zu lebhaft, »ihre Bilder zu fremd scheinen, der denke, daß er in einem indischen und keinem nördlichen Blumengarten »wandle, und dem europäischen zwar geläuterten, aber »kältern Geschmack Manches mißfallen könne, was auf »dem asiatischen Boden mit reicherer Fülle und größerer »Freyheit gedeiht.« Wir fürchten in der That, daß dieses kleine Gedicht für die meisten Leser mehr ein historisches als poetisches Interesse haben wird; indeß ist doch nicht zu läugnen, daß es wirklich einige sehr malerische, und manche höchst zart empfundene Stellen enthält, die jedem Unbefangenen an und durch sich selbst gefallen werden. In folgenden Worten schildert eine dienstfertige Freundinn Radha's ihr die Untreue Crischna's:

»Mit einem Kranz wilder Blumen, die zum gelben »Mantel herabhängen, der seine blauen Glieder umgürtet; mit lächelnden Wangen und Ohrgehängen prangend, »die funkelnd umherspielen, frohlocket Heri in der Gesellschaft liebender Jungfrauen. Sanft schmiegt die eine »sich mit schwellender Brust an ihn, und singt frohe Lieder; die andere, von seinem Strahlenblick angezogen, »steht nachsinnend vor dem Lotus seines Antlitzes; eine »dritte (als wollte sie ihm Geheimnisse ins Ohr flüstern) »nähert ihre Schläfe den seinen, und küßt sie mit Inbrunst; die eine, seinen Mantel ergreifend, zieht ihn zu »sich, und winkt auf jene Sommerlaube an der Bank »Jamuna's, wo niedliche Vangulazweige sich mischen. »Er aber lächelt einer andern, die im Kreise tanzt, indessen ihre Armspangen erklingen, und sie mit zarten »Händchen den Takt schlägt; bald liebelt er mit jener; »bald umarmt er diese; bald lächelt er einer dritten zu; »jetzt sucht er diejenige zu ereilen, für deren Reize er am

»mei-

»meisten Liebesdrang fühlt. — Also flattert und scherzt »der liebende Heri, zur Zeit des süßen Lenzes mit den »Mädchen von Braja, die sich zu seinen Umarmungen »drängen, als wäre er die Freude selbst, in Menschenge»stalt gehüllt.« Noch beredter sind die Quaalen, die Radha empfindet, ihre Verzweifelung und die Rückkehr ihres Glückes in Crischna's Armen dargestellt. Es ist unmöglich, sich Alles in diesem Gedichte anzueignen; aber es ist nicht schwer, Einiges mit Liebe zu umfassen.

Eine nützliche Beylage enthält das Wissenswürdigste, und zum Verstehen der Gita-Govinda Unentbehrlichste aus der Geschichte Crischna's.

Bb.

1) Poetische und prosaische Versuche von *Susanne v. Bandemer*, geb. *v. Franklin*. Zweyte, sehr vermehrte und durchaus veränderte Auflage. 11 Bog.

2) Neue vermischte Gedichte, von *Susanne v. Bandemer*, geb. *v. Franklin*. Mit dem Bildnisse der Verfasserinn. Berlin, gedr. bey Decker. 1802. 8. Beyde Theile 2 Rß. 16 ℊℊ.

Es ist das erstemal, daß Rec. mit den Geisteswerken der Frau von Bandemer Bekanntschaft macht; aber sie ist ihm durch den bescheidnen, anspruchlosen Charakter, der sie bezeichnet, gleich zu einer sehr werthen geworden. Mit Vergnügen hat er in ihnen den Abdruck einer edlen weiblichen Seele gefunden, und mit inniger Theilnahme die rührenden Ergießungen ihres Herzens über ihr, wie es scheint, nicht allzugünstiges Schicksal gelesen. Auch war es, wie sie in der Vorrede zu den Versuchen erzählt, nur dieß ihr nicht freundliche Schicksal, das, nebst des verewigten Ramlers Aufmunterungen, dessen Freundinn und Schülerinn sie sich nennt, sie bewog, durch öffentliche Bekanntmachung von einem Talente Nutzen zu ziehn, das eigentlich nur zur Versüßung mannichfacher Leiden von ihr angewandt wurde, bey der ersten Bekanntmachung

machung desselben unterwarf sie sich ihres Freundes bessernder Hand mit Dank und Ergebung; in der gegenwärtigen aber, Nr. 1, wagte sie es, ihre eigne Lesarten wieder herzustellen. Dazu brachte sie aber, nach ihrer Erklärung, kein Schatten von eitler Anmaaßung; sie fühlte sich nur zu schwach, in der Rüstung eines Riesen einherzuschreiten; und es schien ihr, daß diese Unförmlichkeit zu einer Disharmonie des Ganzen Gelegenheit geben würde, die sie gern vermeiden wollte.

Daß diese Bescheidenheit nicht versteckte Eitelkeit oder Eigenliebe ist, davon wird sich Jeder überzeugen, der diese Versuche liest. Ueberall enthüllen sie eine höchstbescheidne Meinung der Verf. von sich selbst und eine ungemein anziehende Schüchternheit bey ihrem Hervortreten unter das richtende Publikum. Wenn ihr also ihr Gefühl, aus den obern angeführten Gründen, verbot, mit fremden Schmucke vor ihren Richtern zu erscheinen: so bürgen zugleich ihre bescheidne Meinung von sich selbst, und ihre rühmliche Schüchternheit, daß sie sich wenigsten die bessernde Hand ihres Freundes zur Richtschnur für eigene Verbesserungen wird haben dienen lassen.

Was nun diese Versuche, in kritischer Hinsicht betrifft: so theilt Rec. seine Bemerkungen darüber um so unbefangener mit, je sicherer er bey einer so anspruchlosen Schriftstellerinn, wie Frau von Bandemer, eine freundliche Aufnahme derselben erwarten darf. Er beginnt dann mit dem poetischen Theile des Buches.

Die religiösen Gedichte, die den Anfang dieser Sammlung machen, sind fromme Empfindungen eines erwärmten Herzens in leichten Reimen; erheben sich aber selten zur andächtigen Begeisterung, zum Psalmenschwunge. Sie verdienen, ihrem Ton und Ausdrucke nach, eine Stelle unter unsern guten Kirchenliedern; erreichen aber die schönen Muster nicht, die uns Gellert und Cramer in dieser Gattung der geistlichen Poesie gegeben haben. Auch unter den Gedichten, weltlichen Stoffes, zeichnen sich die meisten nur durch Leichtigkeit des Reimes und der Versifikation aus. Mehrere von ihnen haben indeß noch einen höhern poetischen Werth. Dahin gehört, z. B. das Gedicht an Morpheus S. 44; die Ode bey

der Geburt des jetzt regierenden Königs. Das erste charakterisirt eine süße, anziehende Schwermuth, und ist das gefällige Kind einer sanftgeregten Phantasie, die letzte haucht lebhaften Patriotismus, und hat schöne Stellen. Das vorzüglichste der Sammlung aber dünkt Rec. die Hymne nach dem Frieden zu Campo Formio, S. 113. Aus diesem einige Proben;

Heil uns! sie floh des Krieges Eumenide,
 Zum schwarzen Erebus, mit Blut und Schlangenhaar!
Entzückt jauchzt hoch des Volkes Jubel: Friede!
 Und hingelehnt auf's Schwerdt lauscht ihrer Kriegesschaar.

Sie fleht, die Natternbrut, die frech um Thronen
 Verrath und Rache sprüht: die mit der Zwietracht Glut
Die ganze Welt entflammt und beyde Zonen
 Empört zu Menschenmord und schwelgt in Bürgerblut.

Durchdrungen von dem tiefsten Mitgefühle,
 Klagt' ich, Teutonia, mit dir, die du befleckt
Mit Blut, den Furien zum schnöden Ziele,
 Das schreckliche Panier der Krieges aufgesteckt.

War Zeugin, wie, gleich schwarzen Ungewittern,
 Verheerung gräßlich über dich zusammen schlug:
Sah deine Weiber, Greise, Kinder zittern
 In stummer Todesangst — Gott sprach: Es ist genug!

Minerva schützt mit himmlischer Aegide
 Den heilgen Oelbaum, der voll junger Blüthen steht;
Auf ihren Wink wallt sanft herab der Friede,
 Von Millionen Zungen sehnsuchtsvoll erfleht.

Hier ist Begeisterung, lyrischer Flug, Poesie! Man sieht die Dichterinn bewegt, ergriffen von dem besungnen Gegenstand, und fühlt sich mit bewegt und ergriffen; also auch poetische Wirkung!

Unter den prosaischen Versuchen gereicht der Aufsatz über die Bestimmung des Weibes dem Geist und Herzen der Verf. sehr zur Ehre. Er enthält viel Wahres, zur Belehrung ihres Geschlechts Heilsames, und hat, wie ihr prosaischer Vortrag überhaupt, ein leichtes und gefälliges Gewand.

In den neuen vermischten Gedichten, Nr. 2, ist Ramlers Schülerinn nicht zu verkennen. Sylbenmaaß, Strophenbau, vielfältiger Gebrauch der griechischen und römi-

römischen Mythologie, Bilderwahl und Wortfügung erinnern an ihn, ohne, daß man die Dichterinn eines poetischen Kirchenraubs beschuldigen könnte. Sie ist eine freye, nicht sklavische Nachahmerinn; sie tritt in die Fußtapfen ihres Lehrers; aber sie erhält sich ihre Eigenthümlichkeit. Man urtheile selbst. In einem Gedichte: an den Liebling bey'm Heere — in einem fremden Namen gedichtet — S. 34 heißt es unter andern:

Ich seh', dein Auge blitzt ein doppelt Feuer,
Von Lieb' und Tapferkeit entflammt;
Mir strahlt es Lieb', und Tod dem Ungeheuer,
Das von Lernäens Hydra stammt.

Die Heldentugend winkt dir, gleich Alciden,
Ich seh's, dass du entschlossen bist;
Ich seh', dir ist der Ehrenkranz beschieden,
Der meines Lieblings würdig ist.

Horch, horch! Es tönt der Aufruf zu dem Streite.
— O dass ich dir nicht folgen kann! —
Nimm mit, was dir gehört, nimm deine Beute,
Mein zärtlich Herz, und kämpf' als Mann!

Ueberhaupt enthalten diese vermischten Gedichte des Vorzüglichen ungleich mehr, als die frühern Versuche. Vor allen aber verdienen die Auszeichnung, die der Dichterinn von Lieb' und Zärtlichkeit eingegeben worden. In ihnen tönt eine lebendigleidenschaftliche Sprache, und ein volles, überströmendes Herz, wodurch sie einen eigentlich-poetischen Charakter erhalten. Zu diesen rechnet Rec. das Gedicht, S. 54: der Kampf, z. B. die Stanze:

Ein namenloses, unbekanntes Beben
Zieht mich zu dir, heisst mich dir widerstreben,
Vernunft und Liebe sind im Streit.
Ach! weh mir! wer wird überwinden?
Ihr Götter, lasst den Tod mich finden,
Wenn mir die Pflicht zu fliehn gebeut.

S. 61: der Fußtritt des Geliebten.

Er kommt, ich fühl's an diesen stärkern Schlägen
Des armen Herzens, dem er alles ist!
Es klopft entzückt dem Augenblick entgegen,
Wo er die heisse Thräne küsst;
Die Thräne, die sich von der Wange schleichet,
Und halb beschämt auf einen Busen stiehlt;
Der, ach! von seinem holden Blick erweichet,
Nicht mehr sich unempfindlich fühlt.

S. 79:

S. 79: An den Mann der Liebe.

Wachend denk ich dein und seh' dich immer
Vor mir schwebend, wie dein süsses Bild
Jeden Raum in diesem kleinen Zimmer
Jede Faser meines Herzens füllt.

Auch in Träumen hält sie des Geliebten Bild umfangen, und auch in diesen ist sie nur glücklich, wenn sie ihm zu sagen träumt, wie sehr er von ihr geliebt wird:

Die den Fürsten ihre Hoheit gönnet,
Und sich glücklicher in Hütten preist,
Wenn sie, Holder, die von dir getrennet,
Die *Geliebte* des *Geliebten* heisst.

Dann mag die Natur aus ihren Fugen sinken,
Welten wieder in ihr Nichts vergehn;
Und des Himmels Seligkeit mir winken,
Nur dich, Mann der Liebe, werd ich sehn.

Selbst unter den Gedichten der leichtern Gattung, die Rec. Konversationsstücke nennen möchte, giebt es einige gelungne. Kurz, Frau von B. ist keine unwürdige Schülerinn ihres berühmten Lehrers. Sie hat Talent, Phantasie und Empfindung, eine korrekte Sprache und leichte Versifikation; nur artet diese Leichtigkeit zuweilen in Wortreichthum und poetische Geschwätzigkeit aus.

Wr.

1) Gedichte, von *I. D. C. Lauenstein.* Hannover, bey den Gebr. Hahn. 1801. 12 Bog. 8. 18 gr.

2) Gedichte, von J. H. Keerl. Erster Band. Fürth, im Büreau für Literatur. 1802. 12 Bogen. 8.

3) Poëtische Versuche, von *Louise v. Fink.* Breslau, bey Buchheister. (1802.) 8 Bog. gr. 8. 18 gr.

Es gehört zu den merkwürdigen Erscheinungen unsrer Zeit, daß, obgleich die Poesie gar nicht an der Tages-

stimmung ist, dennoch so viele mittelmäßige Gedichte erscheinen. Der Wahrheit zur Steuer müssen wir gestehen, daß die vorliegenden drey Sammlungen zu dieser Gattung gehören.

Nr. 1. Der Verf. hat sich an mancherley Gegenständen versucht. Er hat Könige und Völker, Tonkünstler und Schauspieler, Freund' und Geliebte, Krieg und Frieden, ja sogar Gänse und Hasen besungen; aber nirgends die Gränze der plattesten Alltäglichkeit überschritten. Er hat weiter kein Verdienst, als das sehr geringe: matte, wäßrichte Prosa, in größtentheils reine Reime gebracht zu haben.

Zur Rechtfertigung dieses Urtheils geben wir eines der kürzesten Gedichte zur Probe. S. 172:

Wahrheit.

»Gern verspritzt der Redliche sein Blut,
»Um für Recht und Tugend obzusiegen,
»O das heißt im edeln Kampf erliegen!
»Dazu fühl' ich Kraft in mir und Muth.

»Doch zu höhnen ächter Freyheit Gluth,
»Feig dem Nacken unter's Joch zu schmiegen
»Gegen Wahrheit und Vernunft zu kriegen,
»Dazu dünk ich mich, bey Gott! zu gut!

»Wer zu solcher Schmach sich läßt erkaufen,
»O der kennt des Menschen Würde nicht,
»Der entkroch dem großen Alltagshaufen!
»Wahrheit ist dem Biedermanne Pflicht.

»Wahrheit schlägt der Menschheit keine Wunde,
Denn mit Tugend steht sie fest im Bunde.«

— — — — —

Kann man sich etwas Prosaischeres und Alltäglicheres denken, als dieses Sonnet ist? —

Mit der Sprachrichtigkeit ist es auch hie und da übel bestellt, z. B. S. 17:

»Die Kleine lacht die Mutter an,
»Als wenn sie schon ihr danken kann (könnte).«

S. 45:

»Die jüngstens (jüngst) noch erstorbnen Bäume.«

Nachstehende Stelle, aus einem, an die Schmeichler der Großen, gerichtetem Gedichte, legt von dem guten Geschmack und dem Zartgefühle des Verf. kein vortheilhaftes Zeugniß ab. S. 104 und 105:

»Buhlt um Gold und Titel! Heuchelt,
»Speichellecker, groß und klein!
»Krümmt den Rücken, kriechet, schmeichelt,
»Um dafür gepreist (s't) zu seyn.

»Wenn die Großen Unschuld morden,
»Nennt die That — Galanterie!
»Rühmt als Helden wilde Horden,
»Die der Hölle Schlund ausspie!

Wenn wir dem Verf., nach unsrer besten Ueberzeugung, einen wohlgemeinten Rath ertheilen sollten, so wäre es der: auf die Poesie Verzicht zu leisten.

Nr. 2 wird von denselben Fehlern entstellt, die wir an Hrn. Lauensteins Gedichten gerügt haben. Auch hier werden sehr gewöhnliche Gedanken in Reime gezwängt. Eins der kleinsten Gedichte mag dazu dienen, unsre Leser selbst urtheilen zu lassen. S. 76:

An mein Klavier.

»Geschenk von Göttern herabgesandt,
»Um uns zu stärken im Prüfungsland.
»Entfloh'nen Frieden find' ich bey Dir,
»Und Trost im Kummer, Du, mein Klavier.
»Entschlafner Lieben Erinnerung,
»Und hoher Hoffnung Begeisterung;
»Zum Dulden Kräfte, wann (der) Muth entfiel,
»Versagt mir nimmer Dein Saitenspiel.
»O töne lieblich von Freundes Hand,
»Kehr' ich einst wieder zum Vaterland!«

An häufigen Fehlern gegen die Sprachrichtigkeit fehlt es auch hier nicht. Der Verfasser schreibt: im Lenzen, der Schärre, Pantoffelraub, des Schmerzens, der Gecke, das Geschmeise, u. s. w. Nicht minder wird gegen Anstand und Delikatesse mehrmals gesündigt, z. B. in der Erzählung: der Fall der Erde, S. 107 108 u. 121, wie auch an folgender Stelle, wo vom Hayfische gesagt wird. S. 159:

»Nach einem meisterlichen Fraas, (aß)
»Ließ er sein wohlgenährtes Aas.

»Ganz

»Ganz sorglos schlummernd fürbas (ß) treiben.
»Du mächten Fischer auf ihn Jacht (Jagd)
»Und ungewarnt und unbewacht,
»War's leichte Müh das Untier (thier) zu entleiben.«

Dagegen fehlt unserm Verf. ein Vorzug, welchen wir an Nr. 1 rühmen konnten, — die Reinheit der Reime. Mit diesen hat er es sich sehr bequem gemacht. Ihm verschlägt es nichts: heute und Freude, Väter und jeder, scheiden und begleiten, schweigen und Sträuchen, Rose und Schooße, weichen und Reigen, Wade und Rache, Leide und Breite, Bahn und an, Erde und zerrete, ꝛc. zu reimen. An mehrern Stellen ist der Ausdruck ganz verfehlt. So wissen wir nicht, was S. 56 die wirthschaftlichen Wogen eigentlich bedeuten sollen. S. 73 heißt es:

»Wird uns Schweis vom Antlitz rinnen,
»Kühlt ihn Erade(te)trank.«

Der Schweis kann nicht gekühlt werden; wohl aber der, welcher ihn vergießt.

Nr. 3. Wir glauben gern, daß diese poetischen Versuche den Freunden der Verf. gefallen, und sie ganz angenehm unterhalten haben mögen; halten auch die Anfertigung mittelmäßiger Verse, wenn keine Pflichten darüber versäumt werden, für eine den Damen gern zu verzeihende unschuldige Spielerey. Nur hätte die Vf. sie nicht der Presse übergeben, oder, wenn sie sich diesen Genuß nicht versagen konnte, wenigstens einen kritischen Freund ersuchen sollen, sie von mehrern groben Flecken, dergleichen z. B. S. 68:

»Der sanft wallend vom Munde schwimmende Silberbart.«

und S. 78:

»Das Gewühl der Saiten am Klavier.«

sind, zu reinigen.

Zu.

Romane.

Vignetten; gezeichnet vom Verfasser des Abällino. Basel, bey Flick. 1801. 284 S. 8. Mit grössern und kleinern Kupferstichen. 1 Rz.

Also von Hrn. Zschokke, der auch das Schauspiel Sidonia geschrieben; beyde jedoch mit so schnell vorüber rauschendem Beyfall, daß Empfehlungen daher zu entlehnen ein sehr unsicheres Hülfsmittel bleibt, und der Verf. wirklich auf Erzeugnisse höhern Werths, als die er gleichfalls seitdem geliefert, hätte hinweisen können! Vielleicht aber wollte er durch den Fingerzeig auf jene, nur den schwächern Gehalt vorliegenden Produkts andeuten; und eben dieß giebt der kurze Vorbericht zu verstehen. Bekanntlich war Hr. Z. unlängst noch Regierungsstatthalter oder Präfekt des neu organisirten Kantons Basel, und von der Helvetischen, si Diis placet, untheilbaren Republik vorher schon zu Beruhigung der kleinern Bergkantons gebraucht worden, denen ihr kurzer Widerstand so theuer zu stehen gekommen! Während der in diesem Berufe verlebten drey Jahre, blieb Umgang mit den Musen das Einzige, was nach meist traurigem Amtsgeschäfft ihm Erholung gewährte; und für das, was in leidiger Sinnenwelt vorgieng, hielt die ideale ihn schadlos. Gutherzige Zuhörer wurden gleichfalls dadurch erheitert; und eine so wohlthätige Wirkung durch den Abdruck noch allgemeiner zu machen, ist die Veranlassung desselben.

Nur zwey Mährchen — denn hierzu stempelt seine Idealisirungen der Verf. selbst — theilen sich in die achtzehn Bogen. Das erste, Harmonius betitelt, stellt einen 70jährigen Greis gleiches Namens auf, der diesen nicht vergeblich führen will, und daher, so weit seine Erfahrung reicht, Alles in Einklang zu bringen, und die auf seine Weisheit lauschenden jüngern Freunde, mit Schicksal, scheinbarem Uebel, Tod, u. s. w. wieder auszusöhnen versucht. Seine Trostgründe sind die gewöhnlichen; nicht so die Vorrichtungen, wodurch er ihre Empfindsamkeit zu erhöhen, und diese selbst mit Thieren niedrigern Ranges, als der Mensch ist, in geistigen Rapport zu setzen unternimmt.

Der gute alte Mann glaubt nämlich an Seelenwanderung, und die trefflich gearbeitete Bildsäule seiner längst verstorbnen Gattinn, wobey ein Vogel oben, unten aber ein Schooshündchen angebracht sind, dienen zum Anlaß, seine ganze Lebensgeschichte zu erzählen. Den ihm als Knaben zugeflogenen, nachher gestorbnen Vogel, glaubt er in einem Hunde wieder bekommen zu haben, der in der Folge sich eben so sympathetisch zu ihm gesellte; und als auch er den Weg alles Fleisches gieng, mit dem Nachrufe begleitet wird: »Ruh »sanft, du theurer Staub! ruh sanft! O Mylon, wir fin»den uns wieder; ewig währt unsre Trennung nicht!« — Schade, daß der Verf. den Faden unausgesponnen ließ, und ein so treu erfundnes Geschöpf nicht vollends bis zur Theilnehmerinn in Menschenfigur veredelte! Allein diese fand sich bald hinterher auf einer höchstabentheuerlichen Reise in Italien unter Bettlern, und von so exemplarischer Demuth, daß ihre berühmte Landsmänninn Griseldis bey'm Vergleich sehr zu kurz fällt. Uebrigens ist es eine Abart Jean Paul'scher Manier, die in diesem Harmonius sichtbar bleibt; und was gar nicht zu verachten: ohne die heillosen Quersprünge in's Possenhafte, wodurch die Sal-bung gedachten Humoristen meist auf halbem Wege schon wieder verdunstet.

Den Raum von S. 125 an, kostet Hrn. Quints Verlobung: eine Erzählung, die schon weniger idealisirt; dafür aber auch in ein Meer von Kleinlichkeiten des Alltagslebens sich ergießt, auf dem sich herumtreiben zu lassen, Rec. wenigstens, alle Geduld verlohr. Hr. Quint nämlich ist ein blöder, lichtscheuer, sonst ungemein geistreicher und liebenswürdiger junger Mann, (reime das zusammen, wer es kann!) der zu einer hübschen Braut, er weiß nicht wie, kömmt; sich aber noch immer so ungereimt beträgt, daß er auch am Verlobungstage zu spät erscheint, deßhalb wieder umkehrt, und in eben dem Bette, das unterwegs ihn aufnimmt, Morgens drauf die holde Braut, neben sich findet; wodann, weil das gute Mädchen ihm sein bisheriges Zaudern verzeiht, die Verlobung brevi manu, in Zucht und Ehren versteht sich, vollzogen wird. Wer sieht nicht, daß in zehn, auf Erzählung eines Vorfalls dieser Art verwandten Bogen es von Amplifikationen, oder Auszerrungen vielmehr, wimmeln müsse? Schon vom dritten Blatte an verlei

leiden bloß das Weiterlesen; und daß Engels Darstellungsgabe dem Verf. in diesem Mährchen vorgeschwebt zu haben scheint, kommt dem langweiligen Histörchen wenig zu Statten. — Auch Hrn. Z. Vortrag entartet in der Schweiz, und fängt sich in Idiotismen zu gefallen an, die in der Büchersprache niemals ihr Glück machen werden. Sehr wohl haben übrigens der oder die Fertiger der Kupferstiche daran gethan, anonym geblieben zu seyn; denn nur unter das Mittelgut gehört ihre Arbeit, und in Rücksicht auf Figuren, sichtbar unter das Schlechte. Im Anfange besonders stoßen Druckfehler auf, die zum Theil äußerst plump sind; und dem mit deutschen Lettern gedruckten Buche ein Titelblatt mit lateinischen vorgesetzt zu haben, war gleichfalls unschicklich: so wie der ganze Einfall, ein Werkchen mit dem Namen Vignetten zu taufen, das nur zwey und bis zum Ueberfluß ausstaffierte Schildereyen aufzuweisen hat!

Ff.

Die beyden Marillo's. Eine italiänische Geschichte, von C. F. W. R—r., Verfasser von den Zöglingen meiner Phantasie. Leipzig, bey Gräff. 1801. 344 S. 8. 1 Rh., mit Kupf. geb. 1 Rh. 12 gr.

Dieser Roman, oder Halbroman, in welchem ein Bruder, wegen der seltensten Aehnlichkeit seines Aeußern mit einem andern Bruder vielfältig verwechselt, öfters in den Fall geräth, unschuldig die Bubenstücke des letztern büßen zu müssen; immer aber wieder durch allgewaltige Errettungen im rechten Moment aus der Verlegenheit gerissen, und endlich zur Belohnung seines beschwerlichen Umhertreibens wohlbehalten, und aus der Niedrigkeit zum Marchese und Herrn des Marquisats Orlando erhoben, als der dankbar anerkannte Retter mehrerer Unglücklichen an der Hand seiner heißgeliebten Antonien, zu deren Besitz er zuvor wegen Ungleichheit des Standes seine Hoffnungen nicht erheben durfte, in den Hafen des ehlichen Glücks wonnetrunken eingeführt wird, zeichnet sich von keiner Seite vor der zahllosen Menge der Romanengeburten aus, und kann nur der

der auf das Verdienst einer tief angelegten Verwicklung, noch auf das einer künstlichen, überraschenden Entwicklung der Begebenheiten Anspruch machen. Man kann sich's meistens voraussagen, wie es kommen wird, und zuletzt häufen sich die Ereignisse so stark, daß es wirklich Anstrengung kostet, alles klar zu behalten und zu unterscheiden. Durch die Menge von Personen, die in dem engen Raum von 344 Seiten der Reihe nach auf den Schauplatz der Handlung gestellt werden, macht es sich der Verf. unmöglich, auch nur einen Charakter vollständig zu zeichnen, und ihn durch einen zu seiner Entfaltung hinreichenden Wechsel und Reichthum von Situationen zu führen. Unter die besten Partien des Ganzen zählen wir das Räsonnement, mit welchem S. 99 der Banditenstand von einem Mitglied desselben als eine ganz ehrbare Lebensweise, wirklich der Denkart dieser Leute vollkommen angemessen, gerechtfertigt wird; ferner die Probe von Banditen-Ehrgefühl S. 287 ff., endlich die gute Art, wie die Banditengesellschaft in Neapel aufgelöst, und ihr zu ihrer großen Freude zur Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft, und zu einem für sie selbst gefahrlosern, so wie für den Staat nützlichen Nahrungserwerb der Weg gebahnt wird, indem man sie zu öffentlich besoldeten Gehülfen der Polizeygerichte bestellt S. 297 ff. Mit welchen feinen Scheingründen κατ' ἄνθρωπον die Sophistik sich bey jener Klasse von Leuten hören läßt, und dem Erwachen des sittlichen Gefühls zuvorzukommen weiß, davon geben wir unsern Lesern folgenden Beleg zum Besten: »Ein »Bandit ist so gut ein ehrlicher Handwerksmann, als ein »Fleischer; denn dieser kann so wenig sein Recht über das »Leben der Thiere beweisen, als jener sein Recht über das »Leben der Menschen. Dieser ist freylich im Staate geduldet, und wir nicht; aber die Thiere haben auch keine »Stimmen im Staatsrathe, und die Menschen geben, als »die Stärkern, ihnen Gesetze. Der Fleischer ist grausamer, als ein Bandit, denn er quält das Thier; wir quälen Niemand. Der Menschenmord mag unerlaubt, und »durch die Gründe, die ihn veranlassen, wirklich oft schädlich seyn; dadurch verlieren wir bey unserm Gewissen nichts, mögen das die verantworten, die ihn »anbefahlen. Macht sich doch der Soldat kein Gewissen »aus dem Todtschießen, wenn ihn der König beordert, der »ihn besoldet; warum soll es denn der besoldete Bandit »thun?

»thun? Ein Bandit, zumal wie er jetzt in Neapel lebt, »ist ein ehrlicher und redlicher Kerl; sein Versprechen hält »er treu und unverbrüchlich; er hört wöchentlich die Messe »zweymal, und betet immer ein andächtiges ave Maria für »die Seele, die er heimschickt. Er raubt nie, er lügt nicht, »er ist treuer Freund und treuer Gatte; er geht monatlich »zum heiligen Abendmahl, und ist barmherzig gegen die »Armen; was verlangst du mehr?« — Wem fällt hier nicht der Pharisäer ein: »ich bin kein Räuber, kein Ungerechter, kein Ehebrecher, kein Zollerpresser, ich faste zwier »in der Wochen und gebe den Zehnten von allem, was ich »habe —!«

Ch.

Der Todtengräber. Ein Gegenstück zur Urne im einsamen Thal, von demselben Verfasser. Vier Bände. Leipzig, bey Voß und Kompagnie. 1801. Zusammen 1052 S. 8. Mit vier Titelkupfern, gestochen von Penzel und Schule. 5 Rk. 8 K.

Mit Materialien ist dieser neue, à la Spieß, Cramer und Vulpius auf ganze Bibliotheken, wie es scheint, es anlegende Fabrikant auf Jahrzehnde hinaus versehn, und jeder von ihm zur Welt gebrachte Roman wird den Saamen zum nächstfolgenden enthalten; von seiner Betriebsamkeit aber dem bereits producirten den Umlauf zu sichern, gleich hier ein Pröbchen! Weil in der Urne, einem eben so weitwanstigen Machwerke, schon des Todtengräbers Waldmann gedacht wird, nicht alle Leser aber die Urne, trotz ihrer Vortrefflichkeit kennen dürften, muß der alte Zuschauer sich gefallen lassen, hier zwey ganze Bogen mehr zu bezahlen; denn soviel Papier verwendet der Töpfer auf Zusammenstellung derjenigen Bruchstücke seiner leidigen Urne; (auf die er auch sonst fleißig zurückweis't) ohne die man mit der frühern Lebensgeschichte des Todtengräbers unbekannt bleiben würde. Eben diese Bruchstücke belegen wieder die Unerschöpflichkeit seiner Hülfsquellen. Man urtheile! Ein Bauerjunge, Sohn des Todtengräbers im Dorfe, rettet ei-

ne Scheintodte, die aus Gram über den ihr aufgedrungnen Bräutigam in diesen Zustand gerathen war, und geht mit ihr sofort über alle Berge; wird aber bald darauf an Werber verkauft, und findet das holdselige Geschöpf in seiner Garnison wieder. Hier macht die Eifersucht ihn so unsinnig, daß er Prügel über Prügel bekommt, und endlich davon läuft. Unterwegs rettet er einen englischen Legationssekretär aus Wassersgefahr, der ihn dafür dem Gesandten zum Lakay empfiehlt. Auf diesem Posten bildet der flinke Bauerbursch so geschwind sich aus, daß sein Brodtherr ihn bald selber als Sekretär brauchen kann, und mit nach England nimmt; wo sich aber die Schwester des Britten sogleich in unsern Landsmann, und mit solcher Heftigkeit verliebt, daß der arme Schelm nachgeben, und gern oder ungern ihr zu Willen seyn muß. Vermuthlich würde diese Condescendenz ihm sehr übel bekommen seyn, wär' ihm, noch vor der Entwicklung, nicht mitten in London eben die Pachterdirne begegnet, der er in Deutschland, hauptsächlich durch Küsse, das Leben gerettet, und die noch viel schöner sich findet, als sie jemals gewesen war. . .

Hier endigen die Bruchstücke der Urne, und Held Waldmann, ehmals Todtengräber, beginnt seine wundervolle Laufbahn; oder setzt vielmehr solche fort. Denn nicht etwa in London, wo die alte Geliebte ihm aufstieß, greift die Geschichte wieder ein; sondern in Deutschland, wo er als vollendeter Kunstkenner und Liebling eines mächtig reichen Grafen erscheint, und goldne Tage würde durchlebt haben, hätte die liebreizende Gemalinn des impotenten Dynasten nur nicht seine Ruhe gestört! Auch hier muß er, trotz seiner Anhänglichkeit an's Bauermädchen, endlich sich fügen, und was aus diesem geworden, erfährt man nur beyläufig. So kokett, um nicht liederlich zu sagen, das Ding ganz offenbar ist, dennoch wußte solches durch seine Naivetät den quondam Todtengräber wieder zu fesseln. Hiervon aber war die Schwester des Lords wenig erbaut, fordert die Nebenbuhlerinn auf Pistolen heraus, und bekommt von der Deutschen einen Denkzettel in's dicke Fleisch. Nunmehr wird guter Rath theuer; der in seiner Schwester beleidigte Lord will unsern Landsmann beym Kragen fassen, und dieser muß sich zum spanischen Gesandten retten; der an dem saubern Pärchen sogleich und

dermaaßen Geschmack findet, daß er mehrerer Sicherheit halber es nach Spanien schickt. Aus dem Regen unter die Traufe! Hier geräth die schöne Deutsche der heillosen Inquisition endlich in die Klauen, und was da für Abscheulichkeiten vorgehn, läßt sich nicht beschreiben. Um Alles noch anschaulicher zu machen, wird die erzählende Form ein Weilchen beseitigt, und plötzlich in's Dramatische übergegangen; wirtlich auch mit soviel Kraft, daß dem Leser die Haare zu Berge stehn, und der Maler große Hoffnung giebt, im Romanenfache unser Höllen-Breughel zu werden. Einmal im Zuge dramatisirt er auch den meist übrigen Theil des ersten Bandes hindurch. Hier ist der Held wieder in Deutschland, besucht seine Gräfinn im Gesundbrunnen, und spielt auf den dasigen Maskeraden eine äusserst geistreiche Rolle; die aber doch damit endigen, daß er eben diese Dame, die nur ganz für ihn zu athmen schien, in sehr bedenklicher Lage mit einem jungen Laffen überrascht, und, wer hält so was aus? auf der Stelle das Weite sucht.

Was für verwünschtes Zeug im zweyten und dritten Bande steht, mag aufsuchen wer thöricht genug ist, den Faselepen eines so albernen Romansudlers seine Zeit preiszugeben! Auf den vierten warf Rec. einen Blick, weil der Verf. im Präludio sich anheischig gemacht, auf moralischen Zweck hinarbeiten, und einen Menschen schildern zu wollen: »der aus der dürftigen Hütte seines Vaters zu schnell »in eine höhere Sphäre getrieben, selbst bey der mühsamesten fleißigsten Ausbildung der seltsamsten (sic) Naturgaben, ein Sonderling bleibt, bis, schärfer an den Menschen gerieben, er endlich von beyden Extremen, an welchen Menschen seiner Art gewöhnlich anstoßen, mit blutendem Herzen abprellte, und die bequeme Mittelstraße »des Lebens an der Hand der Erfahrung wandeln lernte.« — Von allen diesen, oben in sehr kauderwelsch vorgetragenen Aufgaben, hat der Großsprecher keine einzige gelöset; sondern durchweg einen selbstsüchtigen Narren in Handlung gesetzt, der für diejenigen Klassen, worin sein Roman vorzüglich cirkuliren wird, um so gefährlicher seyn muß, da dem tollen Phantasten das Meiste glückt, und der noch ungewitzigte bartlose Leser so was ungemein anziehend finden dürfte. Jener Ankündigung zu Folge, versprach sich Rec.

daß

sich wahrscheinlich den ganzen Roman nur geträumt haben, und am Ende sich wieder als Todtengräber darstellen würde? Keinesweges! Nach tausend Abentheuern (wo auch trefflich von ihm organisirte Räuberbanden vorkommen, und der Verf. mit dem berühmten Rinaldo Rinaldini unvermuthet in Kollision geräth) und funfzig durchstürmten Jahren, ist und bleibt der Schwindelkopf so unbändig wie zuvor, findet seine unschuldig gewesene Gräfinn, so wie das gut versorgte Bauermädchen wieder; und damit Holla! Daß bey einem Kopfe, der nichts als Abentheuer und Unarten aufzuthürmen weiß, an Welt- und Herzenskenntniß, an Geschmack der Kunst nirgend zu denken sey; das Ganze hingegen von Proben der gröbsten Unwissenheit wimmle, versteht nach dem bisher Gesagten sich von selbst. Für solch ein tolles Buch aber fünf Thaler und mehr noch bezahlen zu müssen, ist doch fürwahr sehr arg! — Vor mehrern Jahren schon will eben dieser Verf. einen andern Roman: *Cyane, ou les jeux du destin,* geschrieben haben. Wenn er in dieser Sprache doch nur fortgepfuschert hätte! Wie mag es in der gleichfalls vier Bände zählenden Urne erst aussehn! Diese von unsern kritischen Tribunalen noch nicht beurtheilt zu wissen, scheint dem Künstler unangenehm zu seyn. Wie man sieht, weiß solcher durch seine superfödirende Feder selbst, uns geplagte Recensenten zur Aufmerksamkeit zu nöthigen!

Kk.

Darstellungen aus dem Gebiet der Phantasie. Ein Geschenk für philosophische Lüstlinge. Breslau, bey Korn. 1802. XII und 236 S. 8. 20 gr.

Der Verf., welcher glaubt, man könne nicht aufhören, die Menschen, oder, wenn man will, seine Freunde durch Erzählungen zu unterhalten, selbst, wenn der Gegenstand schon da gewesen ist, liefert uns acht Phantasiestücke, welchen es nicht an den Eigenschaften mangeln soll, wodurch sie eine Stelle unter den Fragmenten aus dem großen Buche der Erfahrung und Lebensphilosophie einnehmen. Fast alle Erzählungen sind fremde Gewächse, nach dem Französischen mehr, oder weniger frey bearbeitet. So

wenig

wenig uns H. S. G. Uebersetzungen geben wollte: so läßt doch schon die häufige Einmischung französischer Wörter den ursprünglichen Boden, aus welchem seine Dichtungen hervorgiengen, errathen. Unsere für den Sprachschatz besorgten Puristen werden es dem Verf. nicht Dank wissen, daß er so oft vom Auslande borgt. Oder fehlt es etwa unserer Sprache an gleichbedeutenden Ausdrücken für brillant, Retour, retourniren, arrangiren, Habits, Attaque? Die erste Erzählung Prometheus liefert gefällige Ansichten von dieser bekannten Dichtung des Alterthums. Zwey deutsche Jünglinge Adolf und Heinrich reisen nach Italien, und finden in der Gegend von Neapel einen Greis Alfassi. Der Alte unter Italiens Citronenbäumen giebt ihnen in einer Nische, welche zu einem alten Tempel der Juno oder Freya (?) gehört, zu einem Gemälde, die Schöpfung des ersten Menschenpaars vorstellend, den Kommentar, spricht dabey so begeistert, und malt mit so grellen Farben die erste Verbindung zwischen Mann und Weib, daß man einen schwärmenden Jüngling zu hören glaubt. Zugleich ist er in unserer deutschen Literatur einheimisch genug, um eine Stelle aus Göthens Prometheus anführen zu können.

Der Verf. scheint sich in der Schilderung des höchsten Sinnengenusses der Liebe zu gefallen, und behauptet gleichwohl, daß das sittliche Mädchen sein Geschenk eben so gut in die Hand nehmen könne, als der Liebhaber von Nachtstücken. Ohne gerade zu den Frommen zu gehören, deren Anathema der Vf. im Voraus verzeiht, möchten wir doch dem Zartgefühl des deutschen Mädchens nicht viel zutrauen, welches die Erzählung: Adele, oder die Liebe im Bade, ohne Erröthen lesen könnte. Adele trifft einen Jüngling, welchen sie für ein Mädchen hält, im Bade, und wird von ihm in den Anfangsgründen der Schwimmkunst unterrichtet. Dem schönen Verführer, welcher es albern findet, die Scene als eine schaale Posse zu beschließen, schlägt bald am Ufer, »schnell, süß und schrecklich die schöne Stunde, welche nie wiederkehrt in des Menschen Geschichte.« Das Ganze beschließt eine Hochzeit, welcher nach sechs Monaten ein Sohn folgt.

Die letzte Erzählung, die Tasso, ist ein Originalstück, nach einer wahren Geschichte, in welcher die Hauptpersonen sehr verehrungswürdige Menschen seyn sollen, bearbeitet.

Die

Die Verkettung der Begebenheiten, welche eine Wundtasse veranlaßt, ist sonderbar genug, und nicht übel dargestellt, so wie überhaupt diese Erzählungen unsere Lesewelt, deren Langeweile der Verf. vertreiben will, anziehend beschäfftigen mögen. Die Erzählung, der Einbruch, wird wohl die meisten Stimmen für sich haben.

Lh.

Emigranten- und Ehestandsscenen. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Kummer. 1802. 224 S. 8. 16 gr.

Daß dieser Roman ein ziemlich buntes Allerley enthalte, werden unsre Leser schon zur Genüge aus dem Titel desselben ersehen, der eben nicht die gleichartigsten Dinge zusammenpaart; und wir können überdieß versichern, daß noch manches Andre in dieser Geschichte vorkömmt, was weder in das Kapitel des Ehestands, noch in das der Emigranten gehört. Uebrigens hängen diese undique collata membra nur durch ein sehr lockeres, mehrentheils vom Zufalle gewebtes Band zusammen, und verrathen daher theils die Eilfertigkeit, mit der sie gesucht, theils die Nachlässigkeit, mit der sie verbunden worden sind. Als ein Pröbchen von der Manier, in welcher der Verf. die einzelnen Fragmente, aus denen das Ganze besteht, an den Hauptfaden seiner Geschichte knüpft, führen wir Folgendes an. S. 79 heißt es: »Nach dem Abendessen in einer Dorfschenke, wo sie »logirten, da von den Franken eben die Rede war, »sagte Ludwig: wer hätte denken sollen, daß man die Leute »fliehen müßte, die sonst wegen ihrer feinen Lebensart und »Galanterie so berühmt und anziehend waren? Haben Sie »Lust, ein Geschichtchen zu hören aus jenen Zeiten, das zu»gleich eine Probe seltner Treue eines Franzosen gegen sei»ne Geliebte giebt? — Lassen Sie hören. — Ludwig zog »ein Büchlein hervor, das er zur Unterhaltung bey sich »führte, und las, wie folgt.« — Und nun folgt eine Erzählung, nach deren Beendigung die Damen, die damit regalirt werden, darin übereinkommen, »daß Ludwig etwas »viel Besseres und Erbaulicheres hätte erzählen können; »welches — setzt der Verf. hinzu — wir auch glauben, »u. s. w.

u. s. w. — Wir, unserntheils, sind nicht nur ebenfalls dieser Meinung; sondern glauben auch überhaupt, daß der Verf. etwas viel Besseres und Erbaulicheres, als dieser ganze Roman enthält, wenigstens hätte erzählen sollen.

Begegnisse auf der Lebensreise. Leipzig, bey Kummer. 1802. 205 S. 8. 16 gr.

Ludwig, — der Sohn eines Müllers, der sich der Theologie gewidmet, und während seiner akademischen Laufbahn der Göttinn von Paphos fleißig geopfert hat, auf seiner Rückreise von der Universität, in einem Gerichtsdorfe, für einen mit Steckbriefen verfolgten fugitivum gehalten und arretirt, gleich darauf aber für unschuldig erkannt, und in den Armen der schönen Roszura, der jungen Gemalinn des alten Gerichtsherrn dieses Ortes, für das erlittene Unrecht reichlich entschädigt wird; aus Eifersucht, deren Ungrund er in der Folge erfährt, diesen Aufenthalt der Liebe heimlich verläßt; unterwegs ein Mädchen, »reizend wie »Venus,« Namens Klärchen, kennen lernt, und sie zu heyrathen beschließt; durch die Empfehlung ihres Bruders, des Lieutenants Uster die Hofmeisterstelle bey den natürlichen Kindern eines Prinzen erhält, und zuletzt von Rosaura, mit der er sich wieder ausgesöhnt hat, und die unterdessen Wittwe, und die Dulcinea seines Freundes Uster geworden ist, zum Pfarrer ihres Dorfes ernannt wird, und nun sein geliebtes Klärchen heyrathet; — dieses ist der Held des angezeigten Romans, und dieses sind die Begegnisse auf seiner Lebensreise. Wer sie interessant findet, und deßhalb nach einer detaillirtern Darstellung derselben Verlangen trägt; wer mit den hier vorkommenden Haupt- und Nebencharaktern, die jenen Begegnissen treulich entsprechen, näher bekannt zu werden wünscht, und unter andern eine Durchlaucht von ganz eigner Art, wie sie der Verf. selbst nennt, kennen lernen will, die bey der ersten Audienz, die sie unserm Helden giebt, mit tausend Schock Schwernoth um sich wirft, und, um seine Furchtlosigkeit auf die Probe zu stellen, ihm mit der Hetzpeitsche droht; die alle Morgen, stimulandi causa, eine Schüssel lebendige Maykäfer verzehrt, und zu diesem Frühstücke einmal einen Schneider einzuladen die Gnade hat; wer dieses alles selbst in Augenschein

schein zu nemen Lust hat, der komme, und lese die Ergebnisse auf der Lebensreise.

Dw.

Romantische Erzählungen wahrer Begebenheiten. Von Johannes Cosmopolito. Pensylvanien. 1802. 729 S. 8. 2 Rß.

Die erste Erzählung: Geschichte meines Freundes, mag wohl, im Ganzen genommen, eine wahre Geschichte seyn; sie ist auch, der vielen Unregelmäßigkeiten, die einem im Lesen aufstoßen, ohngeachtet, nicht ohne Interesse vorgetragen; wird aber freylich diejenigen mehr interessiren, denen das Wahre bekannt ist, und welche dieses von den Zusätzen zu unterscheiden wissen.

Der Vortrag ist sich nicht gleich, zu weitläuftig, und hat zu viel Episoden, Einschaltungen, 2c. So ist z. B. gleich im Anfange eine Einleitung von fast 8 Seiten, die entweder abgekürzt werden, oder gar wegbleiben, konnte; und nun, nach einer kurzen Erzählung von der Erziehung seines Freundes, kommt eine noch längere Digression über Aeltern und Erzieher, die er mehr den Leser aus der Erzählung abstrahiren lassen, als selbst vortragen sollte. S. 108 wieder eine Episode über reine Liebe, und so geht es durch die ganze Erzählung fort.

Die Ausdrücke sind oft nicht gut gewählt, z. B. Freundschaft und Liebe, ihr seyd mehr als idealischer Traum, ihr habt euch verwirklicht — mag das Ideal meiner raschen Wünsche und Hoffnungen sich auflösen in schöne Wirklichkeit. — Freundschaft und Liebe! Versehen mit diesen beyden Knotenstöcken, durchwandelt er die Wüste des Lebens. — S. 20. Seine Frau, die aller Schande den Kopf abgebissen hatte — mehrmals kommt der Ausdruck vor: die Zöglinge waren unbändige Ranzen. — S. 53: vertuschen statt verheimlichen. — Das, was der Verf. S. 46 und 47 der Mutter in den Mund legt, was sie ihrem Wilhelm, der sich als Knabe mit einem Mädchen eingelassen hatte, hätte sagen sollen, scheint nicht ganz zweckmäßig zu seyn, u. s. w.

Eben

Eben diese Fehler der Weitschweifigkeit hat auch die zweyte Erzählung: Josepha: eine meistens aus eignen Aussagen und fremden Nachrichten gezogne Kriminalgeschichte. Eine Einleitung von S. 375—395, die sich bloß mit dem Benehmen gegen Verbrecher beschäfftigt, die öffentlich vom Leben zum Tode gebracht werden; eine Episode über Freyschulen und Winkelschulen von S. 396—412, und viele andere Weitschweifigkeiten vergrößerten diese Geschichte ohne Nutzen.

Die dritte Erzählung: Rudolph von der Wart, welche die Ermordung Kaiser Albrechts von Oesterreich schildert, und eine Scene der Barbareyen des 14ten Jahrhunderts darstellt, ist am besten gerathen. Sie hat nicht so viele, wenigstens nicht so langweilige, Digressionen, Einschaltungen, Episoden, &c. und ist daher unterhaltender als die vorhergehenden, denen man aber doch auch, wenn man die überflüssigen wegrechnet, das Angenehme der Unterhaltung nicht absprechen kann.

Ha.

Don Diego Godoi, oder Pudelnärrische Avantüren eines Hans Ohnesorge. Nicht zum Nachdenken; sondern zur Unterhaltung niedergeschrieben, von einem dergleichen Goldsohne. Leipzig, bey Köhler. 1802. 1 Rg. 12 gr.

Rec. hat keinen rechten Begriff vom Pudelnärrischen, weder von der Art, noch von dem Grade des Lächerlichen, welchen es enthalten soll. Das aber weiß er gewiß, daß dieses Machwerk ganz in die Klasse der gewöhnlichen Romane gehört, und daher auch auf die gewöhnliche Klasse von Romanlesern Rechnung machen darf. An Begebenheiten fehlt es nicht, wovon aber viele, nicht unnatürlich, welches sonst wohl der Fall bey Romanen war; sondern zu natürlich und alltäglich sind. Eines vollständigen Auszuges der Geschichte werden unsere Leser uns überheben. Der Styl ist zwar größtentheils korrekt; aber weder schön noch anziehend, sondern ganz gewöhnlich und nicht selten etwas gedehnt. Nochmals können wir versichern, daß er demohngeachtet, besonders

ders in den gewöhnlichen Lesegesellschaften Leser, und diese durch ihn Unterhaltung finden werden.

Vt.

Friedrich von Lichtenstein der Unerschütterliche. Eine romantische Geschichte. Mit Kupfern (mit einem Kupfer außer dem Titelblatte). Bremen, bey Seyffert. 1802. 184 S. 8. 21 ℋ.

Ein politischer Roman, wie schon ein zweytes Titelblatt lehret, auf welchem unser Held »der Patriot, wie er »seyn muß« genannt wird; aber ein gar dürftiges Produkt. Vergebens erwartet man eine lebendige Darstellung des Patriotismus oder der unerschütterlichen Tugend Friedrichs von mehrern Seiten, und unter mannichfaltigen Angriffen und Versuchungen. Die Hauptsache ist vielmehr nur diese: Friedrich von L. schmiegt sich an dem Hofe eines durchaus unthätigen, und der Wollust ergebnen Fürsten dadurch, daß er sich zum Scheine den herrschenden Sitten gleichstellt, (ein zweydeutiger Zug in dem Ideale, welches der Verf. aufstellen will;) zu den ersten Stellen empor; befreyt den Erbprinzen, welchen man in ein Kloster gebracht hatte, und für todt ausgab, und sorgt in der Stille für eine zweckmäßige Erziehung desselben. Unterdessen widersetzt er sich in Vereinigung mit der Fürstinn den verderblichen Untenehmungen der Günstlinge, welche an des Fürsten Stelle regieren, bis dieser stirbt, und die Fürstinn ihrem Sohne, welcher zu seinem Amte auf das beste vorbereitet, auf einmal hervortritt, die Regierung übergiebt. Die Darstellung dieser Sachen nun hat eben so wenig Verdienst als die Erfindung. Der Vortrag verstößt zuweilen nicht nur gegen den guten Geschmack; sondern auch gegen die Deutlichkeit und Reinheit des Ausdrucks. Rec. rechnet dahin die fast ekelhaften Schilderungen des wollüstigen Fürsten und seines Günstlings S. 37 und 25 ff. Die unrichtigen, unverständlichen Worte S. 50: »er fiel durch seine eigne Gemahlinn,« den Ausdruck: Paradebette, S. 77 von einem in der Gruft beygesetzten Sarge, die Ausdrücke: wider den Schwang halten, irreparabler Nachtheil und dergl.

Das nicht schlechte Kupfer stellt eine Abschiedsscene zwischen Friedrich und seiner Geliebten vor. Hier erscheint er natürlicher Weise nur als Liebhaber, und bloß, in seinen darunter stehenden Worten, als Patriot.

Wk.

Männliche Standhaftigkeit und männlicher Wankelmuth in wahren Begebenheiten. Leipzig und Züllichau, bey Darnmann. 1802. 17 Bog. 8. 1 Rl.

Unter diesem Titel gruppirt der Verf. Hr. Prof. M. Eschke, Direktor des Taubstummeninstitutes in Berlin, zwey sehr heterogene Geschichten, eine Revolutionsgeschichte, und einen psychologischen Roman. Die erste ist die durch Cola die Rienzo in der Mitte des 14ten Jahrhunderts bewirkte Revolution in Rom. Er, eines Gastwirths Sohn, faßte in seinen Schuljahren aus den alten Schriftstellern begierig die Beyspiele römischen Heldenmuthes auf, zu einer Zeit, da Rom, bey Abwesenheit des päpstlichen Hofes in Avignon, durch die Colonnesen tyrannisirt, und Raub und Mord daselbst ungeahndet ausgeübt wurden. Er nährte den Gedanken, Rom von seinen Tyrannen zu befreyen, bereitete die Revolution durch allegorische Gemälde und durch Reden an das Volk vor, und führte sie, weil man seine Herkunft verachtete, glücklich aus, machte sich unter dem Titel eines Tribun, zum Herrn und Gesetzgeber von Rom, anerkannt, beynahe von ganz Italien, doch mit Anerkennung der päpstl. Oberherrschaft. Prachtliebe, die sich auch auf seine Gattinn fortpflanzte, Schwelgerey und Unmöglichkeit seine Soldaten zu bezahlen, bereiteten seinen Fall; er wurde bey einem Aufstand hülflos ermordet. Der Verf. hat diese Geschichte aus Quellen zeitverwandter Geschichtschreiber gezogen und gut vorgetragen. Indem der Rec. gewissen Parallelen nachhieng, wozu sie in Erinnerung an die neueste Revolution Veranlassung giebt, unterschreibt er zwar die Worte des Vf. mit denen er diese Geschichte beschließt: »ich erlaube es mir nicht, die Leser an die »Begebenheiten manches Parisers zu erinnern, mit wel»chen

»chen Cola's Geschichte eine sprechende Aehnlichkeit hat.« Die zweyte Geschichte ist: Karl Reinbrecht, eine psychologische Romaneske, überschrieben. Nach dem Titel sollte man hier ein Beyspiel männlichen Wankelmuths erwarten, da Cola's Geschichte die Erwartung der ersten Hälfte, männlicher Standhaftigkeit, genug befriedigt hatte. Dem widerspricht aber der Inhalt der ganzen Geschichte. Karl Reinbrecht ist ebenfalls ein Beyspiel unüberwindlicher Standhaftigkeit; aber nicht, wie Cola, in Befriedigung des Ehrgeizes und der Herrschsucht; sondern in Verfolgung einer unglücklichen und unstatthaften Liebe gegen die tugendhafte Gattinn seines Vorgesetzten, die ihm zuletzt von Seiten des hintergangenen Mannes den Giftbecher zuzieht. Das Gemälde der reizenden Frau ist der Feder des Verf. sehr gelungen, und erregt bey dem Leser die gespannteste Erwartung über das Schicksal ihres treuen Freundes; der Charakter aber und die Jugendgeschichte Reinbrechts ist mit Zügen und Kleinigkeiten überladen, die auf das Folgende keinen Einfluß haben. Psychologisch ist der Roman nicht mehr, und nicht weniger als es jede Wertheriade ist; eigenthümliche Ansprüche auf psychologische Resultate haben Charakterzeichnung und Entwickelung der Geschichte nicht. Der Verf. verlegt die Scene nach Dresden, und der Titel schränkt die Erwartung wahrer Begebenheiten nicht auf Cola die Rienzo ein; ob es gleich die letzte, so wie sie hier erzählt wird, zuverlässig nicht ist.

Gi.

Die Zigeuner. Ein Roman. Nach dem Spanischen. Von dem Verfasser des Rinaldini. Arnstadt, bey Langbein. 1802. 15 Bog. 8. 1 Rthl.

Es hat dem großen Verf. des Rinaldini nicht gefallen, das Original anzugeben, nach welchem dieser Roman bearbeitet seyn soll. Indessen glaubt es Rec. errathen zu haben, wenn er auf ein Cento aus mehrern alten spanischen Romanen schließt. Dieses mit einer guten Portion Plattheit, u. s. w. vermischt, und à la Rinaldini verarbeitet, wird sicher bey allen Verehrern dieses berühmten

Schriftstellers die günstigste Aufnahme finden. Man sieht, unsere schlechten Schriftsteller wollen sich nun auch einmal wieder auf Spanien werfen, als ob nichts weiter dazu gehörte, als hier und da ein paar Phrasen, oder ein paar Blätter aus Cervantes, u. s. w. abzuschreiben! Uebrigens kann Rec. die Versicherung geben, daß weder Bourgoing noch Fischer diese Zigeuner für spanische erkennen würden.

Ub.

Die Familie Ludwig in der Abtey Fontaine-Andree. Berlin, bey Quien. 1802. 346 S. 8. 1 Rg.

Eine gewöhnliche Lebens- und Liebesgeschichte, die zwar das Eigene hat, daß sie in der Nähe von Neufchatel spielt; sich aber sonst weder in Ansehung des Planes, noch der Darstellung über die gemeinste Mittelmäßigkeit erhebt.

Bm.

Die Einsamen im Thale; oder Reue versöhnt. Eine Familiengeschichte aus der wirklichen Welt, von A. K. Lübben, bey Gotsch. 1802. 330 S. 8. 1 Rg. 6 gr.

Es ist mit unserer sogenannten schönen Literatur leider! so weit gekommen, daß bey den Produkten derselben fast nur vom Oppiniren die Rede seyn kann. Hierunter gehört denn auch diese Familiengeschichte, man mag nun auf den Plan, oder auf die Darstellung sehen. Da ist auch nicht die mindeste Spur von Genie oder Weltkenntniß zu entdecken; sondern das Ganze dreht sich um die beschränkte ärmliche Lebensansicht des Verf. herum. Was soll ein Rec. zu einem solchen lauen Kandidatenprodukte sagen? Ey nun, der Bücherverleiher hat eine Nummer mehr damit.

W.

Leben und Weben Jacob Staarmaß, Burgermeisters zu Kopfleerhausen. Leipzig, bey Linke. 1802. 325 S. 8. 1 Rh.

Es ist mit den schlechten Schriftstellern wie mit den schlechten Komödianten. Mit dem Weinerlichen wissen sie zur Noth noch fertig zu werden; wenn sie aber komisch werden wollen: so bringen sie einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung. Das kann denn auch in vollem Maaße von dem geistreichen Vf. des obigen komisch seynsollenden Romanes gelten. Die einzige komische Empfindung, die Rec. dabey gehabt hat, fand sich gerade erst auf der letzten Seite ein, wo der Vf auf einmal wieder pathetisch wird, und der Vorhang plötzlich herunterrollt. Wer indessen eine Menge platter, frostiger, und zum zehntenmale aufgewärmter Späße à la Schilda lesen will, der unterhalte sich mit Hrn. Staarmaß. In einer Wachstube z. B. wird der Vf. mit seinem Helden gewiß willkommen seyn.

W.

Die getäuschte Liebe. Eine Autobiographie von Eduard Blum. Weißenfels, bey Severin. 1802. 302 S. 8. 20 gl.

Bey der großen Neigung, die man hier und da immer noch zur Romanenlektüre hat, ist es kein Wunder, daß auch fast täglich neue Romanenschreiber entstehen. Denn wenn ein Mann von Kopf sich so sehr vergessen kann, daß er Unterhaltungen dieser Art liebt: so gehört zur Entstehung eines Romans, und auch eines Romans wie der vor uns liegende ist, eben nicht gar viel. Ein Dutzend gute Romane gelesen zu haben, und nun entweder selbst dergleichen Abentheuer bestanden zu haben, oder sie irgend einen Freund oder Bekannten bestehen sehen: so ist, wenn Lust zu einer solchen Schriftstellerey da ist, ein solches Ding bald fertig — es ließt sich gut, es wird bezahlt, und der wirklichen und eingebildeten Bedürfnisse sind heut zu Tage ohnedem so viele, daß man ein oft auch nicht eben großes Honorar gern mitnimmt.

Die darinnen sehr reichlich angebrachten Verschen hat Rec. fast alle ziemlich gut angebracht und passend gefunden.

Ha.

Jesus, der Auferstandene. Nachtrag zur natürlichen Geschichte des großen Propheten von Nazareth. Aegypten (Kopenhagen, bey Schubothe). 1802. 21 Bog. 8. 1 Rk. 8 gr.

Wer die natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth (man vergl. unsere Bibl. Bd. LXIV. S. 369) gelesen hat, wird ohne unsern Bericht wissen, was er in diesem Nachtrage erwarten darf. Jesus erwacht auf eine, wenigstens für den Verf., höchst natürliche, Weise wieder zum Leben. Die Einbalsamirung, die warme Felsengrotte, selbst der Stich in die Seite tragen, jedes, das Ihrige, dazu bey, und das zur rechten Zeit eintretende Erdbeben rüttelt ihn vollends aus dem Todesschlafe auf. Mitten in diesem Erdbeben und unter röthlich aus der Erde hervorbrechenden Flammen eilt ein Zögling von der heiligen Brüderschaft der Essäer, die in der ganzen Geschichte eine gar wichtige Rolle spielt, zu dem Grabe, um zu sehen, ob Jesus vielleicht wieder zu sich gekommen sey, läßt den Stein hernieder, und findet gerade, was er hofft und wünscht, den eben Aufgelebten. Natürlich nimmt er ihn mit sich, und leistet ihm, in Verbindung mit Joseph und Nicodemus, die ebenfalls zur Essenischen Ordensverbindung gehören, allen möglichen Beystand. In kurzem hat sich Jesus völlig erholt. Die Thüren der Wohnungen, wo seine Jünger versammelt sind, öffnen sich ihm, weil er den bestellten Wächtern das unter dem Orden übliche Zeichen zu geben weiß, und so führt er seine Erscheinungen alle, der Reihe nach, auf eine gar unbegreiflich-begreifliche Art aus. Endlich nachdem er seine Anhänger hinlänglich gestärkt, und mit neuer Kraft zu dem großen Bekehrungswerke, das durch sie beginnen soll, ausgerüstet hat, beschließt er, sich in das einsame Thal der Essäer zurückzuziehn, und von nun an in der Stille zu leben. Aber um durch das Geheimnißvolle seines

nes Abschieds ihre schwärmerisch gestimmten Seelen auf immer zu elektrisiren, wählt er den Oelberg zum Schauplatz seiner letzten Erscheinung. Es ist Abend, und der Nebel bedeckt schon den Berg, als er auf dessen Gipfel ankömmt. Segnend hebt er die Hände empor über seine Jünger. Die Gerührten werfen sich auf ihr Antlitz nieder, bleiben betend lange in dieser Stellung, und Jesus — ist verschwunden. Zwey Essäer in weißen Gewändern sind mittlerweile hervorgetreten, und berichten den Umstehenden, ihr göttlicher Freund sey in die Wohnungen des ewigen Friedens aufgenommen. — Und wozu alle diese Erklärungen einer ewig unerklärbaren Geschichte, oder vielmehr wozu diese Dichtungen? Der Philosoph und Menschenkenner bedarf ihrer nicht; der Philolog lacht über den Roman, wie er über Paulus romanhaften Kommentar zum neuen Testamente lacht, und bedauert die verlorne Mühe und Zeit; und der religiöse Verehrer des Christenthums, der in Jesu Sendung eine wunderbare Anstalt Gottes zum Wohl der Welt erblickt, legt den Propheten von Nazareth, nicht bekehrt, sondern erbittert, bey Seite, und erklärt es für höhnenden Spott und für bösartiges Spiel mit den Worten, wenn der Verf. einmal über das anderemal betheuert: er sehe nicht ein, wie durch eine solche Darstellung der Charakter des göttlichen Stifters und seine Religion leiden könne.

V.

Julie, oder Erzählungen zweyer unglücklich Liebenden. Eine wahre Geschichte aus den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, bey Richter. 1801. 202 S. 8. 14 gr.

Wenn mancher Verfasser auf den Titel seines Romans (mit mehr oder weniger Recht) die Worte: Eine wahre Geschichte, setzen zu können glaubt, oder sie auch nur darum darauf setzt, um seine Leser zu täuschen: so denkt er sich dadurch zugleich hinlänglich entschuldigt zu haben, daß er etwas Entbehrliches geschrieben hat. Aber welche Entschuldigung! Wenn alle wahre Geschichten gedruckt werden sollten: so würde jede kleine Stadt, und

auch manches Dorf Materialien genug liefern; und wenn nur die Geschichten aller Liebenden, die durch den letzten Krieg getrennt worden sind, (unter welche Klasse die vor uns liegenden Erzählungen gehören) durch einen Roman verewigt werden sollten: so würden wir ganze Regimenter von solchen Büchern aufmarschiren sehen. — Wahre Geschichten sind nur dann eines immerwährenden Andenkens werth, wenn sie einen wichtigen Einfluß auf die Zeitgenossen einer ganzen Stadt, eines ganzen Landes, ꝛc. oder wohl gar auf die Nachwelt haben.

Doch noch ein Wort vom Titel, vom Vortrage im Buche, und vom Verf. selbst, und dann Punktum. — Wenn man den Titel liest: so sollte man glauben, daß darinnen zwey Liebende, entweder eins dem andern, oder jedes für sich, ihre Geschichten und Abentheuer erzählten; dieses ist aber nicht der Fall, sondern der Verf. erzählt selbst. Also kann es nicht heißen: Erzählungen zweyer Liebenden; sondern: Geschichte zweyer Liebenden. — Was den Vortrag betrifft: so weiß ich nicht, ob es vielen Lesern angenehm seyn wird, eine Erzählung mit so vielen Verschen ausgeschmückt zu sehen; und wäre dieses auch einem oder dem andern Leser angenehm: so verliert doch die Geschichte gewissermaaßen dadurch etwas von ihrer Wahrscheinlichkeit, wenigstens ist Rec. bey einer wahren, mit Versen gespickten Erzählung, als wenn sie nicht wahr wäre.

Der Autor scheint noch ziemlich jung zu seyn; denn er schwärmt und taumelt und blümelt gar zu sehr; und ist er es nicht, tant pis.

Hn.

1) Theodor, König der Korsen. Von dem Verfasser des Rinaldini. Drey Theile. Rudolstadt, bey Langbein. 1801. 42 Bog. kl. 8. Mit Kupf. 2 Rt. 12 gr.

2) Sebastiano der Verkannte. Von dem Verfasser des Rinaldo Rinaldini. Berlin, in der akademi-

demischen Buchhandlung. 1801. 17½ Bog. 8. Mit Kupf. 1 Rl. 4 gl.

3) Aurelia. Von dem Verfasser des Rinaldini. Rudolstadt, bey Langbein. 1801. 8½ Bog. 8. Mit 1 Kupf. 12 gl.

Herr Vulpius, der Verfasser dieser Romane, ist einer unserer rüstigsten Vielschreiber. Die vorstehenden drey Produkte seiner flinken Faust hat er in einem Jahre zu Tage gefördert. Der Himmel wolle verhüten, daß seine literarische Fruchtbarkeit nicht permanent sey! —

Bey Nr. 1 liegt die bekannte, auch schon als Opernstoff benutzte Geschichte des Baron Neuhoff, aus Westphalen, der kurze Zeit König von Korsika war, zum Grunde; die aber mit vielen willkührlichen Zusätzen verbrämt, und mit welcher die schon bis zum Ueberdruß erzählte Geschichte des sogenannten ewigen Juden, und die eines Zauberers und Propheten Astramonte genannt, verflochten ist. Daß dem Helden des Buchs auf jedem Schritte verliebte Abentheuer aufstoßen, daß er von Damen und Zofen gleich emsig verfolgt, und in allen Erdtheilen zu Liebeserweisungen gleichsam bey den Haaren gezogen wird, ist in der Ordnung. Nur hätte sich der Verf. der grellen, oft ans Unzüchtige gränzenden Ausmalung solcher Scenen, so wie der gemeinen Floskeln und trivialen Spaße, die er dem ewigen Juden in den Mund legt, enthalten sollen.

Mit Nr. 2 hat es dieselbe Bewandtniß. Auch hier ist die, bekanntlich an merkwürdigen Vorfällen ziemlich arme Geschichte des angeblichen Königs von Portugall, Sebastian, mit allerley erfundenen Staats- und Liebeshändeln untermischt; auch mit herzbrechenden Liederchen ausgeschmückt worden: so daß sie für Leute, die ihre Zeit nicht besser anzuwenden wissen, eine recht behagliche Lesetey abgeben mag.

Mira, ist eine höchst armselige, langweilige Novelle, der man es ansieht, wie geflissentlich sie gerückt und gedehnt worden ist, um ein Bändchen zu füllen.

X.

Raphael von Salvatara, oder der Mann ohne Liebe, von J. Schr. Leipzig, bey Rein. 1801. 360 Seiten 8. Mit 1 Kupf. 1 Rh. 12 gr.

Der Verf. mag wohl den Willen gehabt haben, etwas Besseres als einen mittelmäßigen Roman zu schreiben; allein der Mangel an Talent hinderte das glückliche Vollbringen. Und dadurch, daß er die Liebe nicht, wie die übrigen mittelmäßigen Romanenschreiber zum vorzüglichen Mittel aller Erscheinungen in dem Werke gemacht hat, wird er sich wahrscheinlich um das Glück gebracht haben, in den Lesebibliotheken von vielen, wenn gleich nur gemeinen Lesern gesucht zu werden. Denn dieser Mann ohne Liebe wird sich auch nicht die Liebe, nicht einmal das Mitleiden der Leser erwerben, eher kann das Letztere dem Vf. selbst von dem verständigen Leser zu Theil werden. Dieser angezeigte Raphael ist ein kalter, selbstsüchtiger, in sich verschlossener, ehrgeitziger und herrschsüchtiger Bösewicht. Als solcher erscheint er; aber man vermißt überall an seiner Zeichnung die Hand des großen Künstlers, der uns das Wirken der Leidenschaft sehen läßt, und die Umstände so geschickt zu verweben versteht, daß der Leser glaubt, er habe Natur vor sich, wo doch die Kunst nur gearbeitet hatte. Raphael, der jüngste Sohn des Marquis von Salvatara, und Bruder des Octavio und Diego von Salvatara, strebt nach dem alleinigen Besitz der väterlichen Güter und Würden, und nach der höchsten Ehrenstelle im Staate. Zur Erlangung dieses Zwecks ist ihm kein Mittel verdächtig. Er entführt Antonien, die Braut des Octavio; und als dieser sie wieder findet, und mit ihr nach einem Landguthe reiset, verfolgt sie Raphael, und tödtet seinen Bruder im Zweykampf. Seinen Vater, der ihm seine Einwilligung zur Heyrath mit Eugenien Rivaldi, einer berüchtigten Person, versagt, überfällt er mit dem Degen, und bringt ihn dadurch, und durch den Mord des Bruders in's Grab. Seinen

zwey-

zweyten Bruder, den nunmehrigen Erben der väterlichen Güter, verwickelt er bey einem Feste, das der Erbprinz von Parma giebt, dem auch sein Vater zu lange lebt, in einen verabredeten Zwist, wobey Diego gefangen, und für wahnsinnig ausgegeben, eingesperrt wird. Der alte Fürst stirbt über die falsche Nachricht, daß sein Erbprinz dabey getödtet worden. Nun setzt der junge Fürst seinen Freund Raphael in den Besitz der väterlichen Güter und Würden, und macht ihn zu seinem Günstling und ersten Minister. Jetzt glaubt Raphael alles, wornach er gestrebt, zu besitzen, selbst auch die ausschließliche Liebe seiner Gattinn Eugenie, und sucht sich damit den Verlust der Liebe aller andern Menschen zu ersetzen. Allein Eugenie liebt einen jungen Deutschen, den Raphael bey ihr trifft, und tödtlich verwundet. Er trennt sich von seinem Weibe, und beherrscht noch den jungen Fürsten und das Volk mit eiserner Hand. Ein kühner Jüngling macht den Fürsten aufmerksam, wie Raphael ihn und sein Volk beherrscht. Antonie, die Geliebte des ermordeten Octavio, kommt wahnsinnig zur Stadt, und schreit über Raphael als Mörder. Die Wahnsinnige kann zwar nicht beweisen; aber sie vermehret doch den Haß gegen Raphael. Er fühlt seinen Untergang sich nähern, und das Gewissen erwacht. Er versucht nun seine Gewalt über den Fürsten zu gebrauchen, und seinen Bruder Diego aus dem Gefängniß zu entlassen. Aber nicht er, sondern die Verwendung seines Gegners bewirkt die Erlaubniß dazu. Bey der Eröffnung des Gefängnisses findet er seinen Bruder selbst entleibt liegen. Raphael wird von dem gleichen Entschluß, sich das Leben zu nehmen, noch kurze Zeit durch ein Kind abgehalten, das er kurz vorher in einer einsamen Gegend schlafend gefunden. Dieß verirrte Kind von einem schwächlichen Körper, einem regen Geiste und der lebhaftesten Phantasie kettet sich mit Liebe an Raphael. Dieser beschließt endlich doch Gift zu nehmen. Nachdem er dieß gethan, sieht er noch einmal das gute, kranke Kind, drückt es an seine Brust, und es giebt in Raphaels Armen seinen Geist mit einem Seufzer auf. Ihn selbst tödtet der Gift. Dieß ist kurz der Gang der Geschichte, die zwar in einem reinen Styl geschrieben, aber dennoch nur mittelmäßig und größtentheils langweilig ist. Das Beste im ganzen Buche ist die letzte, rüh-

ren-

rende Episode mit dem Kinde; allein gerade dieses gehört nicht eigenthümlich dem Verf.; denn wäre Mignon in Meisters Lehrjahren nicht gewesen: so wäre dieses Kind auch nicht gewesen; hätte Göthe nicht vorgezeichnet: so hätte unser Verf. nicht nachgezeichnet.

Im.

1) Kriminalgeschichten voller Abentheuer und Wunder, und doch ganz der Wahrheit getreu. Nachlaß von C. H. Spieß. Hamburg und Mainz, bey Vollmer. 1801. 20 Bog. 8. Mit 1 Titelkupfer. 1 Rl. 4 gr.

2) Lorenzo der kluge Mann im Walde, oder das Banditenmädchen. Ein Seitenstück zu Rinaldo Rinaldini. Leipzig, bey Hilscher. 1801. 1 Alph. 1 Bog. 8. Mit 1 Titelkupf. 1 Rl. 4 gr.

3) Coram der schwache Prinz. Eine Legende aus den Zeiten der blühenden Phantasien. Berlin, bey Quien. 1801. 14½ Bog. 8. 16 gr.

4) Dolko der Bandit, Zeitgenosse Rinaldo Rinaldinis. Vom Verf. der Lauretta Pisana. Mainz und Hamburg, bey Vollmer. 1801. 17 Bog. 8. Mit 1 Titelkupf. 20 gr.

5) Nothanker der Andere, oder Leben und Meinungen eines Exprofessors, im Druck gegeben durch seinen Vetter. Leipzig, bey Rein. 1801. 21¼ Bog. 8. Mit 1 Titelkupf. 1 Rl. 16 gr.

Nr. 1. Es ist erstaunenswerth, wie weit in unsern Tagen die Unverschämtheit mancher Büchermacher gehe! — Auf dem Titel dieses Buchs wird dasselbe für einen Nachlaß des bekannten Vielschreibers Spieß ausgegeben; und in der Vorrede, welche unterzeichnet ist: der Verfasser der Fürsten des neunzehnten Jahrhunderts, sagt dieser:

Nr. 1 daß er die in demselben enthaltenen Geschichten und Phantasien aus seinem Schreibepulte hervorgesucht, theils selbst geschrieben, theils aus den Papieren eines verstorbenen Freundes entnommen habe. Sonach ist die Behauptung des Titels, als ob sie von Spieß herrühren, eine grobe Unwahrheit! — — Aber noch nicht genug! — Auch die Bezeichnung des Inhalts auf dem Titel ist falsch! — In dem ganzen Buche befindet sich nur eine Erzählung — S. 93 die den Namen einer Kriminalgeschichte verdient; alles Uebrige besteht aus höchst alltäglichen Histörchen, und — sollte man es glauben! — aus Mährchen aus Tausend und Einer Nacht! — die eben so sehr ohne Interesse als schlecht und langweilig vorgetragen sind. — Auch mit der Grammatik und Rechtschreibung sieht es übel aus; der Verf. schreibt Petillance für Petulanz, Stickgaze statt Gas, Stillet für Stilet, Inzichten für Indicia, der größte Stänker für Händelmacher, u. s. w.

Nr. 2 ist eine Geister- und Wundergeschichte vom gewöhnlichsten Schlage, in welcher seltsame und unglaubliche Begebenheiten, Erscheinungen und Mordthaten mit Blitzesschnelle auf einander folgen, ohne daß man über das Wie und Warum? — belehrt wird. Die Hauptrolle spielt ein alter kluger Mann im Walde, der alles weiß, alles lenkt und alles vermag; aber wieder nur ein Werkzeug einer ihm selbst unbekannten Hand ist. — Ohngeachtet der Titel nichts davon sagt: so scheint die Geschichte hier noch nicht geendigt zu seyn; wahrscheinlich droht uns also noch ein zweyter Band, in welchem die hier in Menge aufgegebenen Räthsel ihre Auflösung finden werden. —

Nr. 3 ist die sehr mittelmäßig gerathene Uebersetzung eines alltäglichen französischen Feenmährchens, dessen Lesung uns in einen so sanften Schlummer gewiegt hat, daß wir es allen Pesonen, die an Schlaflosigkeit leiden, als ein probates Narkotikum empfehlen können.

Nr. 4 ist ein höchst erbärmliches Produkt. Wer nicht, wie der Rec., Pflichthalber dazu genöthigt ist, wird es schwerlich bis zu Ende durchlesen können. Die erzählten Begebenheiten sind ohne Interesse, und in einem abscheulichen Style vorgetragen. Zum Beweise dieses Urtheils

nenen Sammlung von Thorheiten zurückhielt) ist der schönste, interessanteste Theil des Buchs. Jedoch sie stirbt, mit Hinterlassung eines Sohnes, Heinrichs, der eigentlich den ganzen Roman eröffnet, und dem der Vater, nach epischer Art, nach und nach seine Geschichte erzählt. Nun ist Hardenberg wieder allen Thorheiten Preiß gegeben. Eine Buhlerinn zieht ihn und seine Taschen, an sich; aber nicht mit den gewöhnlichen Künsten der Koketterie, sondern auf eine eben so abentheuerliche Art, daß die langweilige Erzählung davon Ekel und Mißfallen erweckt. Sie verwandelt ihre Zimmer in schwach erleuchtete Göttershayne, wo der, zur Nachtzeit zugelassene Schwärmer durch Dianen, Nymphen und Amors unterhalten und geneckt wird, und dagegen auch diese Unterhaltungen mit reichlichen Opfern von Dukaten in den Köcher der Diana erwiedert; ob er gleich diese Sitte weder aus der Mythologie, noch aus Wielands Agathon, woraus einige Scenen dieser Feerey entlehnt sind, gelernt haben konnte; allein er sollte nun einmal ein unvernünftiger Verschwender seyn. Deswegen werden ihm, wie einem dummen Jungen, bey allen Gelegenheiten die Taschen ausgeleert. Ein Jude verkauft ihm für seine Diana einen Schmuck für 1500 Rthl., der nur 600 werth war; sie aber verschwindet, und er ist geprellt. Er verkauft sein Haus, und läßt sich auch hier betriegen, hängt sich nun an einen Geisterseher und Goldmacher, der ihm 2000 Dukaten (weniger nichts) abnimmt. Seine entlaufene Diana sucht ihn wieder auf, beruhigt ihn mit einem erdichteten Roman, er heyrathet sie unter ihrem wahren Namen, Josephine, läßt sich von ihr überreden, mit dem Rest seines Vermögens ein Gut zu kaufen, und weil er selbst nichts von der Wirthschaft versteht, einen mit ihr einverstandenen Betrüger ins Haus zu nehmen, um solche einzurichten. Er thut dieses mit einer so plumpen Betrügerey, die nur bey einer völligen Gedankenlosigkeit eines Kindes oder eines Wahnsinnigen ausgeführt werden kann, daß er ihm in kurzem eine Rechnung von Vorschüssen und Auslagen vorlegt, die den Werth des Gutes übersteigen. Hardenberg muß ihm also das Gut abtreten, wird ein Bettelmann, und bringt sich in Königsberg (hier ist die Scene des Romans) mit Notenschreiben fort. Hier legt nun sein alter Freund Krüger, der ihn bisher verlassen, und an dem Raub seines Vermögens auf manche Art Theil genommen hatte, die angenommene

Maske

Maske eines falschen Freundes und Betrügers an, und rettet ihn. Er hatte ihn mit ausziehen helfen, weil er einige Trümmern seines Vermögens, die außerdem andern Gaunern in die Hände gefallen seyn würden, für seinen Freund aufsparen wollte. Der Verf. ertheilt diesem Manne die ganz sonderbare Kunst, einem hintereinander in mehreren Gestalten zu erscheinen, ohne erkannt zu werden. Er war es, der Hardenbergen als Jude, als Goldmacher und als Vermittler des Hausverkaufs um sein Geld brachte. Noch mehr: als Geisterbanner läßt er ihm fürs Geld, seine verlorne Diana erscheinen, und sitzt nebst ihm, als ihr Bild vor ihm vorüber geht. Wie einfältig! Nun also, nachdem er Hardenbergen sogar ein Almosen abgeschlagen hatte, rückt er mit seinem scheinbaren Raube hervor, macht ihn wieder wohlhabend und glücklich, und zum Besitzer des mit Unrecht verlornen Gutes. Auch Heinrich sein Sohn wird glücklich durch eine Heyrath mit Leonoren, einer Tochter eines benachbarten Pachters, die er als Student liebte, Schwierigkeiten fand, und nun, der Himmel weiß, durch welche Verwandlung, in ihr Krügers Tochter zur Frau bekommt. Dieß ist ohngefähr der Hauptinhalt dieses Bändereichen Romans, der weder die gerechten Ansprüche des guten Geschmacks an Wahrscheinlichkeit der Erdichtung befriedigt, noch seiner moralischen Absicht entspricht, junge Leute vor Verschwendung, Leichtsinn, und blindem Zutrauen gegen verkappte Betrüger zu warnen, weil Jeder, der ihn liest, und daraus gebessert werden sollte, zu seiner Entschuldigung denken wird, er sey nicht in dem Grad Thor, wie es Hardenberg war.

Ol.

Theater.

Die Brüder, ein Lustspiel nach Terenz, in fünf Akten. Leipzig, bey Göschen. 1802. 9 Bog. 8. 1 Rh.

Man kann dieses Schauspiel, dessen Verfasser bekanntlich der Herr von Einsiedel in Weimar ist, aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten, — als eine freye, bloß zum

[illegible] bestimmte, Nachbildung des römischen Lustspiels, und als ein für die Bühne umgearbeitetes Stück.

Der erste Zweck scheint uns glücklich erreicht. Ungeachtet, wie das jede freye Nachahmung mit sich bringt, Manches von dem Originale verwischt ist: so empfindet man doch überall, daß man die Arbeit eines gebildeten Römers, oder, wie man eigentlich sagen sollte, Griechen liest, und nimmt vielleicht einen um desto geistigern Eindruck von dem Ganzen mit hinweg, weil des Fremden und Befremdenden weniger ist, als dessen bey einer treuen, und der Urschrift sich genau anschmiegenden Uebersetzung seyn würde.

Die zweyte Frage, ob das Stück für den Zuschauer eben so berechnet sey, wie für den Leser? getrauen wir uns nicht zu entscheiden, da wir es nicht haben aufführen sehen. Es ist zwar bekannt, daß man es in Weimar gegeben, und bey dieser Gelegenheit die alten Masken wieder auf die Bühne gebracht, und die ungemein vortheilhafte, durch Stück und Masken erzeugte Wirkung laut und vielfältig gerühmt hat; aber es ist auch nicht weniger bekannt, daß die Lobeserhebungen, die von Weimar ausgehn, ein verdächtiges Gepräge tragen, und ihre volle Gültigkeit von denen, die unterscheiden können und wollen, nicht leicht anerkannt wird. Was uns betrifft: so wünschten wir, daß, bey der Umbildung des Stücks, das, wenn es auf unserer Bühne gefällt, einzig als Charakterstück gefallen kann, wenigstens auf eine größere Haltung und Selbstständigkeit im Charakter des Demea hingearbeitet worden wäre. So oft wir im Terenz an die zweyte Scene des letzten Aufzuges gekommen sind: so oft ist uns auch die schnelle Umwandlung des mürrischen Mannes, dieser unerwartete Uebergang von Ernst zu Freundlichkeit, von Strenge zu Nachsicht, von, wir möchten sagen, Katonischer Rauhigkeit zu Aristippischer Gefügigkeit aufgefallen, und Alles, was die Ausleger zur Entschuldigung oder Erklärung beybringen, ohne Wirkung auf uns geblieben. Gleichwohl ist in der deutschen Ueberarbeitung nichts geschehn, was die auffallende Ungleichheit milderte, oder die unerwartete Sinnesänderung begreiflicher machte. Vergebens, sagt Demea hier, wie in der Urschrift:

Vergebens baut der Mensch auf seinen Willen,
Sein ernster Vorsatz, die gereifte Frucht
Geprüfter Denkart, wird ein Spiel der Zeit.
Die Lage ändert sich, und die Erfahrung
Bezeichnet ihm den neuen Lebensplan.
Sie schärft sein Auge. Er erwählt, was er
Verwarf; und was ihm werth war, läßt er fahren. —
Dieß sey mein Fall! — Ich mildre mein Gemüth;
Entsage der gewohnten rauhen Sitte;
Und zwinge mich ein andrer Mann zu scheinen.
Das leichte Beyspiel stellt mein Bruder dar,
Er ist gesellig, schickt sich in die Welt,
Spricht nie ein hartes Wort, kommt Jedermann
Mit Freundlichkeit zuvor. — Die Milde ist
Bequem. Man macht sich Freunde, und man liebt
Und lebt sich selbst am meisten. — Ueberall
Hör' ich des Bruders Lob. Mich rühmt kein Mensch! —
Ich war ein strenger, düstrer, karger Landmann.
Ich floh die Welt, nahm mir ein Weib — die Noth
Begann! Ich zeugte Kinder — das Elend wuchs!
Mich labte kein Genuß. Mein ganzes Leben
War Müh und Schweiß. Ich darbte, sparte für
Die Söhne. — Was gewinn' ich? — Ihren Haß. —
Mein Bruder legt die Hand in Schooß, müht sich
Um nichts; und ihm wird jede Vaterfreude.
Die Söhne lieben ihn; mich fliehen sie.
Sie hängen nur an ihm, sie beten für
Sein Leben; mir wünschen sie den Tod. — Mein Sohn
Ist nicht mehr mein. Um leichten Preis hat er
Sein Herz erkauft. — Hier gilt ein Wettstreit! Wohl,
Ich nehm' ihn auf. Ich werde sanft, gefällig.
Mein Aeußres schreckt nicht mehr. Die barsche Zunge
Giebt glatte Worte. Kurz, ich zwing die Meinen
Zu gleicher Gunst; und stech den Bruder aus.
Ich schenke drauf und drein, geb' Alles hin. —
Gebrichts am Ende? Was kümmerts mich? Ich bin
Der Aelteste: so lang' ich lebe, wirds
Wohl reichen.

und sagt das Alles, nachdem er unmittelbar vorher getobt, gescholten, und das Benehmen seines nachsichtigen Bruders als baare Unvernunft verhöhnt und gelästert hat. Uns dünkt, hier wäre der Ort gewesen, wo sich der Uebersetzer schon einige Abänderungen in der Oekonomie des Stücks hätte erlauben, oder die Charaktere anders schattiren dürfen.

Uebrigens sind dem Buche noch vier Kupfertafeln beygefügt, welche die Hauptpersonen des Schauspiels in dem

Kostume, wie sie auf dem Weimarischen Theater aufgetreten sind, darstellen, und sich Jedem als eine nützliche und gefällige Zugabe empfehlen werden.

V.

1. Schauspiele von C. F. von Bilderbeck. In zwey Bänden. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig, bey Voß und Komp. 1801. 44 Bog. 8. geh. 3 Rthl. 8 gr.

2. Hermione. Ein Schauspiel mit Gesang, von F. A. C. Werthes. Stuttgard, bey Metzler. 1801. 7 Bog. 8. 10 gr.

3. Eginhard und Emma. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von F. Kratter. Frankfurt am Main, bey Eßlinger. 1801. 9 Bog. 8. 10 gr.

Durch Nr. 1. hat die deutsche Bühne eben keine bedeutende Bereicherung erhalten. Der Verf. ist hier wie in seinen Romanen breit, weitschweifig und leer. Er hat sich nach französischen Mustern gebildet; bleibt aber sowohl im Materiellen als Formellen, sehr weit hinter ihm zurück. Seine Personen haben eine Redseligkeit, die man oft versucht wird, Geschwätzigkeit zu nennen; den Charakteren fehlt es an Haltung; vor allem aber an Kraft. Am meisten Lob verdient noch der Dialog, welcher ziemlich leicht und geschmeidig ist. Auf die Reinheit der Sprache hätte mehr Sorgfalt gewandt werden sollen; Fehler wie z. B. das ist heut ein heiser Tag! Herr Geheimerath! — wie artlich! — ach Herr je! ich habe Sinnen — finden sich fast auf allen Seiten! — Am mehresten ist gleich das erste soi-disant Schauspiel: Vaterland und Weiberliebe, mißrathen. Die darin auftretenden Deutschen — verläugnen den Charakter ihrer Zeit und ihres Volks — sie sind Cherusker, bald nach Herrmanns Periode! so sehr, daß man, wenn nicht hier und da von Wodan die Rede wäre, gar füglich wähnen könnte, im Palais d'Egalité, unter ganz modernen Galliern zu seyn, wozu noch manche französirte Namen: z. B. Darmond, ein Katte (wahrscheinl-

scherzlich Natte) kommen, die die unselige Täuschung rechtfertigen können. — Druck, Papier und Titelkupfer verdienen Lob.

Der Stoff zu Nr. 2. ist aus Shakespeares Wintermährchen entlehnt, und das Ganze kein ganz mißlungener Versuch, das höhere Interesse des Drama, mit der demselben untergeordneten Belustigung der komischen Opern, so wie sie jetzt im Schwange sind, zu vereinigen. — In dieser Rücksicht schließt sich dieses bunte Spiel der Phantasie an Gotters bekannte Geisterinsel an, und verdient ihr zur Seite zu stehen. Wahrscheinlich fehlt es jenem nur an einem solchem Unternehmen gewachsenen Komponisten, um auf dem Theater sein Glück zu machen.

Bey Nr. 3. liegt die allbekannte und geschichtlich konstatirte Anekdote von der Liebschaft der Tochter Karls des Großen mit seinem Geheimschreiber zum Grunde. Die Bearbeitung ist wohl gerathen; vorzüglich verdient der Dialog Lob.

X.

Schöne und bildende Künste.

Conjectures sur l'urne de Barberini, appartenant au Duc de Portland. Par *A. F.* Comte *de Veltheim.* Trad. de l'Allemand, avec des Notes, par *E. C. J. van de Viwere.* à Helmstedt, de l'Imprimerie de Fleckeisen. 1801. 4 Seit. 8. und XIV Seit. Vorrede des Uebersetzers. Mit einem Kupf. 8 gr.

Es ist bekannt, daß diese Vase seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts viele Gelehrte und Alterthumsforscher in Italien, Deutschland, Frankreich und England beschäfftigte, und daß hier und da darüber geschrieben worden ist. Beynahe alle Schriftsteller, die über diesen Gegenstand Nachrichten oder Vermuthungen lieferten, findet man in der Abhandlung angegeben: Description of the Portland-Vase:

the manner of its formation and the various opinions hitherto advanced on the Subjects of the Basreliefs; by Josiah Wedgwood. London. 1790. 4. *) Mit allen diesen nicht zufrieden, weil man den Sarkophag, in welchem diese Vase gefunden worden war, nicht damit verbunden hatte, gab der verewigte Hr. von V. diese hier in der Uebersetzung erscheinende Abhandlung schon im Jahre 1791 in Helmstädt auf 22 Seit. 8. heraus; das zweytemal erschien sie in der kurz vor seinem Ende erschienenen Sammlung einiger Aufsätze, historischen, antiquarischen, mineralogischen und ähnlichen Inhalts. (Helmstädt. 1800. 2 Bände. gr. 8.) Nach dieser letzten Ausgabe ist gegenwärtige gut gerathene französische Uebersetzung gefertigt.

Da also der Inhalt dieser Abhandlung schon bekannt ist: so ist es nicht nöthig darüber Etwas zu sagen. Was die angehängten Anmerkungen betrifft, die sich im Original nicht befinden: so kann Rec. nicht anders, als ihnen Beyfall geben. Sie sind lesenswerth, Alles ist in gedrängter Kürze vorgetragen, und daher nicht wohl eines Auszugs fähig; aber dem ohngeachtet betragen die Anmerkungen mehr, als die Abhandlung, die sich gegen jene wie Eins zu Vieren verhält. Alterthumsforscher und Freunde der Kunst werden manches Interessante darinnen finden.

Rh.

*) Auch eine französische Uebersetzung hat man hiervon, unter dem Titel: Description abrégée du vase de Barberini, maintenant vase de Portland, de la méthode que l'on a suivie pour en former les Bas Reliefs; accompagnée de conjectures sur les sujets qui y sont répresentés. Par Jos. Wedgwood. à Londres. 1790. 8.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

In der Weidmannischen Buchhandlung in Leipzig sind in der Ostermesse 1803 folgende Bücher herausgekommen:

Croix, Herrn de la, Verfassung der vornehmsten europäischen und der vereinigten amerikanischen Staaten. Aus dem Französischen, mit Berichtigungen des Uebersetzers. 6ter und letzter Theil, mit einem vollständigen Register über alle 6 Theile. gr. 8. 21 Gr.

Donndorffs, J. A., europäische Fauna, oder Naturgeschichte der europäischen Thiere; in angenehmen Geschichten und Erzählungen für allerley Leser. Angefangen von J. A. E. Göze. 9ter Band. gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Eichhorns, Joh. Gottfr., Einleitung ins Alte Testament. 1ster Theil. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Eichhorns kritische Schriften. 1ster Band. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Harlesii, Theoph. Christ., Notitia literaturae romanae, inprimis scriptorum latinorum, in usum scholarum conscripta. 8. 1 Thlr.

Kunads, Christ. Aug., rechtliche Abhandlung über die Gesinde-Mieth- und Vermiethung, nach den in Kursachsen geltenden Gesetzen. gr. 8. 16 Gr.

Mitfords, W., Geschichte Griechenlands. Eine freye Uebersetzung von H. C. A. Eichstädt. 4ter Band. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Ramlers, C. W., Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehrt. 4 Bände. Fünfte verbesserte Auflage. gr. 8. 3 Thlr.

Schröckhii, Joannis Matthiae, Acta sacrorum secularium Academiae Vitebergensis, Anno 1802. 4 maj. 1 Thlr. 12 Gr.

— Idem liber, charta belgica. 2 Thlr. 4 Gr.

Suckows, Dr. G. A., Anfangsgründe der Mineralogie, nach den neuesten Entdeckungen. 1ster Band. Zweyte gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Tittmanni, D. Caroli Christiani, Opuscula theologica. 8 maj. 3 Thlr.

Ankündigung einer malerischen Reise auf dem Rhein, unter dem Titel: Ansichten des Rheins, von A. Klebe. Mit 30 Kupfertafeln, die schönsten Rheingegenden darstellend.

Dieses Werk, welches bey dem bisherigen Mangel an einem ähnlichem, jedem Reisenden in Deutschland willkommen seyn muß, wird sich durch den literarischen und künstlerischen Werth seines Inhalts aufs Vortheilhafteste auszeichnen, und in drey Heften mit 30 Kupfern, auf gr. 8., im Formate der Wielandschen Werke erscheinen.

Den Druck des Textes wird die berühmte Göschensche Officin in Leipzig besorgen, und die Landschaften, von Herrn Rath Krause in Weimar, Herrn Schütz in Frankfurt u. m. berühmten Zeichnern nach der Natur aufgenommen, werden vom Herrn Günther in Dresden gestochen.

Der Pränumerationspreis ist bis den 1sten October dieses Jahres 5 Thlr. sächsisch oder 9 fl. rheinisch für jedes Heft. Bey der Unterzeichnung auf das 1ste Heft macht man sich natürlich für das ganze Werk verbindlich. Der nachherige Ladenpreis wird um ⅓ erhöhet. Die Pränumeranten genießen überdieß noch den Vortheil, ihre Exemplare auf dem

dem schönsten Velinpapier, und die besten Kupferabdrücke zu erhalten, die übrigen werden auf ein gutes Schreibpapier abgedruckt.

Eine ausführliche Anzeige davon, nebst einem Probekupfer, findet man in allen deutschen Buch- und Kunsthandlungen zur Ansicht, die auf das Werk selbst Bestellungen und Gelder annehmen. Frankfurt am Mayn, im Aug. 1803.

Friedr. Wilmans.

Bey Mancke in Jena ist bereits der erste Theil eines neuen Lehrbuchs des Civilrechts unter dem Titel: System des Pandektenrechts von A. Thibaut, vollendet; und der zweyte, welcher das Ganze beschließt, wird auch schon während der Vorlesungen des Verfassers in diesem Sommer gedruckt, und nächstens fertig seyn. Diese Nachricht wird gewiß das juristische Publikum sehr interessiren.

Todesfälle.

1803.

Den [illegible]ten August starb zu Rostock der Prof. Emeritus der griechischen Literatur, Herr M. H. J. [illegible], in einem Alter von 82 Jahren. Vielleicht war er unter allen Philologen in Deutschland bisher der älteste. Er war im Jahre 17[illegible] zu Greifswalde geboren. Seine Schriften sind in Meusels gelehrtem Deutschlande verzeichnet.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Am 4ten August 1803 hielt die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin wegen der Geburtsfeyer Sr. Majestät eine öffentliche Versammlung. Herr Direktor Merian eröffnete sie mit einer dem Zweck dieses Tages angemessenen Rede, und zeigte an, daß die Akademie den Herrn Geheimen

H 5 Ober-

Ober-Bergrath Karsten als außerordentliches Mitglied in die physische, den Herrn Prediger Ancillon in die philosophische, und den Herrn Professor Spalding in die philologische Klasse, den Herrn Professor Tychsen zu Rostock aber als auswärtiges Ehrenmitglied aufgenommen, und Sr. Majestät bestätigt habe. Hierauf wurde von demselben bekannt gemacht, daß die physische Klasse der Akademie dem Verfasser der Abhandlung: „über die Wirkung der elektrischen „Materie auf gährende Körper," welche mit der Devise überschrieben ist: In magnis et voluisse sat est, den Preis von funfzig Dukaten zuerkannt habe. Bey Eröffnung der Devise fand man als Verfasser: Herrn Ernst Friedrich Wrede, Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasio zu Berlin. Die philosophische Klasse hatte die Frage aufgegeben: „Wie weit darf die moralische Schätzung einer „Handlung bey der Festsetzung eines Strafgesetzes und „bey der Anwendung desselben in Anschlag kommen?" Unter den vielen eingekommenen Abhandlungen hat die Akademie der mit der Devise: Omni ratione colenda et retinenda justitia est etc., den Preis zuerkannt. Nach Entsiegelung derselben war der Verfasser, Herr Friedrich August Boysen, Prediger an der Schloßkirche zu Quedlinburg. Das Accessit ist den beyden Schriften mit den Devisen: 1) Diis proximus ille est, quem ratio, non ira movet etc., und 2) Non omnia vi ac minis cogenda, zuerkannt worden. Man ersucht die Verfasser sich zu nennen, und sich zu erklären: ob ihre Aufsätze gedruckt werden sollen. Vier Abhandlungen mit den Devisen: 1) Optimus ille est qui minimis urgetur. 2) Justitia unicuique suum tribuit. 3) Respice mores, und 4) In magnis voluisse sat est, sind nach dem Schlusse des bestimmten Termins, folglich zu spät eingegangen, haben also nicht mehr, nach den feststehenden Gesetzen zur Preisbewerbung zugelassen werden können; daher es den Verfassern frey stehet, solche zurück zunehmen. Von der Abhandlung mit der Devise: Optimus ille u. s. w. ist zwar ein Theil zu rechter Zeit, jedoch der andere erst am 17ten Mai eingelaufen. Die Akademie bedauert indessen sehr, daß die Abhandlung: in magnis voluisse sat est, sich unter den zu spät eingegangenen befunden hat. Zugleich macht die Königl. Akademie, wie sie schon oft erklärt hat, bekannt, daß den Verfassern der nicht gekrönten Abhandlungen solche nicht zurück gegeben werden können. Die physische

sche Klasse hat für das Jahr 1805 folgende Preisfrage aufgegeben:

„Ist das Mariottische Gesetz ein allgemeines Gesetz „für alle elastische Flüssigkeiten, oder nur für die „atmosphärische Luft?“

und dazu einen Preis von 50 Dukaten bestimmt. Für das nämliche Jahr 1805 hat gedachte Klasse von dem Legat des verstorbenen Geheimen Raths Eller folgende Preisfrage aufgegeben:

„Was ist der, bey dem Hornvieh häufig grassiren„de, Milzbrand für eine Krankheit? woher ent„stehet er? wie wird er erkannt? wie wird er ge„heilet?“

und dazu gleichfalls einen Preis von 50 Dukaten bestimmt. Noch hat die physische Klasse der Akademie für das Jahr 1805 von dem Legat des verstorbenen Geheimen Raths Cothenius, folgende Preisfrage zur Beantwortung vorgelegt: Da die Lungen aus einer knorpelichten Luftröhre und aus Zellgeweben bestehn, zu welchen lymphatische Gefäße, Bronchial-Arterien und Venen, und endlich Nerven hingehen; da ferner die Pulmonal-Arterie und Venen die ganze Blutmasse durch die Lunge führen; so fragt man: 1) Wie und wo endigt sich die knorpelichte Luftröhre? geht sie in das Zellgewebe der Lunge selbst über, und verwandelt sich in Zellgewebe? oder hat die knorpelichte Luftröhre bestimmte Gränzen? bleibt sie auch in der kleinsten Zertheilung noch immer ein knorpelichtes Wesen, und endigt sich als ein solches in das sie umschließende Zellgewebe? 2) Gehören die Bronchial-Gefäße ganz allein der knorpelichten Luftröhre, oder auch zugleich dem Zellgewebe der Lunge? das heißt; ernähren die Bronchial-Gefäße allein die Luftröhre oder auch zugleich das Zellgewebe? 3) Wie endiget sich die Pulmonal-Arterie der Lungen? Führt sie das Blut durch Hülfe des Zellgewebes bloß durch die ganze Lunge, und übergiebt es sogleich den Venen der Lungen? oder haucht sie auf diesem Wege eine Flüssigkeit in das Zellgewebe der Lungen aus, welche bey der Ausathmung durch die Luftröhre ausströhmt, oder sondert auch zu gleicher Zeit die Pulmonal-Arterie auf der äußern Fläche der Lungen eine Feuchtigkeit ab? 4) Wie entstehen die Pulmonalvenen? entstehen sie aus den Arterien selbst

selbst und ganz allein, oder nehmen sie zum Theil auch als einsaugende Gefäße aus der Luftröhre, aus dem Zellgewebe der Lungen und an der äußern Fläche der Lungen ihren Ursprung? 5) Wie endigen sich die Nerven vom achten Paar und vom Interkostal-Nerven? Endigen sich die vom achten Paar (plexus bronchialis) allein in der Luftröhre, oder aber laufen sie auch ins Zellgewebe der Lungen? Verbindet sich auch das achte Paar (plexus bronchialis) mit den Zweigen, die der Interkostal-Nerve (nervi cardiaci) zu den feinsten Gefäßen in die Lunge sendet? Die Königl. Akademie wünscht auf diese in der theoretischen und praktischen Medicin gleich wichtige Frage eine befriedigende Antwort. Da sie von der Wichtigkeit derselben völlig überzeugt ist: so setzt sie zur Beantwortung derselben einen Zeitraum von zwey Jahren, und eine goldene Medaille von achtzig Dukaten, oder statt dieser, achtzig Dukaten in natura aus, und erwartet eine Antwort, die sich auf Versuche gründet, und durchs Mikroskopium bestätigt seyn wird. Die philosophische Klasse hat von dem Legat des verstorbenen Hauptmanns von Milozewski folgende Frage vorgelegt, und dazu einen Preis von 50 Dukaten bestimmt:

„Man soll die Eigenschaft der Analysis und der „analytischen Methode in der Philosophie be„stimmt angeben; und untersuchen, ob es Mittel „giebt, ihren Gebrauch festzustellen und zu er„leichtern, und diese Mittel, wenn es deren giebt, „genau auseinandersetzen.“

Hiernächst las Herr Geheim. Ober-Finanz-Rath Gerhard eine Denkschrift auf den verstorbenen Staats-Minister, Herrn Freyherrn von Heinitz vor. Herr Geheim. Rath Erman las einige merkwürdige Züge aus dem Leben der Prinzessinn Barbara von Brandenburg, Tochter des Kurfürsten Johann des Alchimisten, vermählte Marggräfinn von Mantua; Herr Nicolai eine Denkschrift auf den berühmten Herrn J. J. Engel, ab; und endlich beschloß Herr Professor Fischer diese Versammlung mit Ablesung einer Abhandlung: „über die Pestalozzische Lehrmethode.“

In der Versammlung der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt am 21sten Mai, las der Herr Prä-

Präsident von Dacheröden eine Abhandlung: Ueber die nothwendigen Vorkehrungen und zweckmäßigste Einrichtung des bey der Akademie anzulegenden Archivs, und einer Bibliothek zur Geschichte von Erfurt und Gleichen, in Beziehung auf das vom Herrn Rath Hellbach geschehene Anerbieten. Dann theilte der Herr Professor Dominicus einen Aufsatz mit: Ueber den Gedanken von der Vertheilung der Erfurtischen Universitäts-Fonds an andere Königl. Preuß. protestantische und katholische Universitäten, vorzüglich in rechtlicher Hinsicht. Namentlich erörterte der Verfasser die Stiftung der philosophischen Fakultät, des Collegii Amploniani, Collegii Saxonici, vieler ausdrücklich an Erfurt gebundenen Stipendien, u. s. w.

Anzeige kleiner Schriften.

Das Hospital zu Haina. Versuch einer Darstellung seiner ehemaligen und gegenwärtigen Beschaffenheit. Den Wohlthätern des evangel. luther. Waisenhauses zu Marburg bey'm Anfange des Jahres 1803 geweihet. Marburg. 1803. 52 Seit. 4.

Diese Schrift enthält eine ausführliche, mit vieler Einsicht und einem gefühlvollen, menschenfreundlichen Herzen entworfene Nachricht von einem im Auslande zur Zeit wenig bekannten, zum Besten der leidenden Menschheit bestimmten Institute von großem Umfange, dem auf dem Titel genannten Samt-Hospital der Hessischen Lande. Verfasser dieser Nachricht ist der als ein trefflicher Bibel-Erklärer, und als Dichter und Kunstkenner rühmlichst bekannte Herr Konsist. Rath und Superintendent K. W. Justi zu Marburg. Den Charakter der geschmackvollen Darstellung, welcher den übrigen Schriften des Verf. eigen ist, verläugnet auch die gegenwärtige nicht. Sie ist in historischer, statistischer und humaner Hinsicht zu merkwürdig, als daß die N. D. Bibl. nicht Einiges daraus mittheilen sollte. „In einem einsam „schönen und romantischen Thale des Oberfürstenthums Mar„burg, in einer Gegend, wo sich drey Bäche malerisch

„ver-

„vereinigen; hat die Menschenliebe ein rührendes Denkmal „ihrer Sorgfalt gestiftet, und einen Sitz des Wohllebens, des „Müssigganges und der Ueppigkeit in einen Zufluchtsort für „Unglückliche umgeschaffen. Ein ehemaliges Cisterzienser-„Kloster zu Haina — zwischen Ober- und Niederhessen „und dem Waldeckischen Amte Wildungen gelegen, gegen „Morgen, Abend und Mitternacht von waldigten Gebirgen „umschlossen; gegen Mittag aber, nach dem ¼ Meilen da-„von entlegenen Landstädtchen Gemünden hin, offen, und „mit trefflichen Fluren umgeben — wurde nämlich von dem „preiswürdigen Hessischen Landgrafen Philipp dem Groß-„müthigen zu einem Hospitale für Leidende eingerichtet, „und noch bis auf diese Stunde finden hier nahe an vierhun-„dert Unglückliche, Blödsinnige, Wahnsinnige, Blinde, „Lahme und dürftige Kranke Wohnung, Unterhalt und Pfle-„ge.“ — Das ehemalige Kloster, dessen Stiftungs-Urkunde vom Jahr 1144 ist, wurde schon frühe durch die (jetzt erloschenen) Grafen zu Reichenbach, und Grafen zu Ziegenhayn sehr reich dotirt, und erlangte nach und nach theils durch Ankauf, theils durch Mönchs-Politik auf der einen, und durch Fanatismus und frommen Aberglauben auf der andern Seite noch eine Menge ansehnlicher Güter und Besitzungen, und mehrere Kaiser bestätigten dieselben, und nahmen das Kloster mit allen seinen Rechten in Schutz. Kaiser Wenzeslaus aber trug im J. 1398 den Schutz desselben dem Erzbischofe Johannes von Mainz, dem Landgrafen Herrmann von Hessen, und dem Grafen von Falkenstein auf. Nach dem Abgange der Grafen von Ziegenhayn, wurden die Landgrafen von Hessen die einzigen Obern und Beschützer des Klosters. Deßhalb nahm denn auch Landgraf Philipp der Großmüthige, der die Kirchenreformation in seine Staaten einführte, im J. 1533 die Säkularisation des Klosters vor, dessen Mönche größtentheils durch ihre unaufhörlichen Schwelgereyen und Händel in dem nachtheiligsten Rufe standen. Der damalige Abt des Kl. Meinolph reisete freylich selbst nach Rom, und brachte den Papst Klemens VII. gegen den Landgrafen auf; der Papst ersuchte auch den Kaiser Karl V. den Abt mit seinem Kloster zu schützen, und den Landgrafen zu züchtigen, und der Kaiser bewilligte wirklich eine Untersuchungs-Kommission; aber die gute Sache siegte. Denn der Obervorsteher des in ein Hospital umge-

geschaffenen Klosters, Heinz von Lüdder, ließ alle mit den mannichfaltigsten Gebrechen behaftete Hospitaliten in zwey langen Reihen den Kaiserlichen Kommissarien vorstellen, und fragte sie: „Ob sie es dereinst gegen Gott und diese „Unglücklichen zu verantworten gedächten, wenn sie dieselben „aus ihrem Zufluchtsorte wieder verjagten, und dafür faule, „zanksüchtige und gefräßige Mönche„ die zum Gräuel der „ganzen Nachbarschaft das ärgerlichste Leben geführt hätten, „mästeten?" Die durch einen solchen unerwarteten Anblick zum Mitleid gerührten Kaiserl. Bevollmächtigten standen von ihrem Vorhaben ab, und der Kaiser ließ auf ihren Bericht die Sache ruhen. — Nach der Vertheilung der Hessischen Länder haben die beyden Fürstenhäuser Kassel und Darmstadt über das Hospital zu Haina, so wie über die übrigen Landeshospitäler besondere Vergleiche getroffen, und beyden Häusern stehen gleiche Rechte auf dieselben zu. Eine Schuldenlast von 15000 Rthlr., worin das Hospital zu Haina durch den siebenjährigen Krieg gerieth, ist in den Jahren 1773 bis 1787 glücklich getilgt worden, und das Hospital hat sich wieder zu dem besten Flor erhoben. Im Nov. 1801 befanden sich in demselben 381 Hospitaliten, nämlich 65 Wahnsinnige (eine schrecklich große Anzahl für den Hessischen Landesbezirk!), 100 Blödsinnige, 39 Epileptische, 48 Lahme, 37 Blinde und andere Augenkranke, 8 Taubstumme, 13 vor Alter Schwache, u. s. w. — Die innere und äußere Einrichtung des Ganzen hat Herr Justi sehr genau und zweckmäßig beschrieben. Man freuet sich des milden Geistes, welchen nach den hier gegebenen Nachrichten der jetzige (seit 1786) Obervorsteher des Hospitals, Herr von Stamford, in der Aufsicht über das Institut beweiset. Besonders hat derselbe zur Verschönerung des Orts und seiner Umgebungen nicht wenig beygetragen. Die Mängel, die dieser Anstalt bey allen fortschreitenden Verbesserungen immer noch ankleben, hat Herr KR. Justi mit lobenswerther Offenheit bemerklich gemacht. Dahin gehört, daß — worüber man allerdings erstaunen muß — bey der ganzen großen Anzahl der Leidenden nicht mehr als vier Aufwärter angestellt sind, und daß das Hospital keinen eigenen Arzt hat. Hoffentlich wird nichts weiter nöthig gewesen seyn, als nur die Aufmerksamkeit auf diese Mängel zu wecken, um ihnen abzuhelfen; denn wer könnte wohl an dem Willen

der beyden edlen, jetzt zu größerer Macht und größerem Glücke fortgeschrittenen Haupt-Fürstenhäuser Hessens zweifeln?

Dissertatio inaugur. philosophica, sistens examen argumentorum Platonis pro immortalitate animi humani — auctore G. F. Wiggers, Megalopol. Rostochii. 1803. 148 S. 4.

Die Beweise des Platon für die Unsterblichkeit der Seele, sind aus den verschiedenen Büchern desselben vom Herrn W. sorgfältig ausgehoben, und mit einer kurzen Prüfung aus dem Gesichtspunkt der Kantischen Philosophie begleitet worden. Neues enthält diese Schrift für denjenigen nicht, der mit den Werken eines Tiedemann, Buhle und Tennemann bekannt ist, und die Prüfung möchte man hin und wieder etwas gründlicher und ausführlicher wünschen. Indeß hat Herr W. doch durch diese Arbeit gezeigt, daß er sich in philosophische Gegenstände hineinzustudieren versteht, und daß er der, durch diese Schrift gesuchten und verlangten, philosophischen Doktorwürde, nicht unwerth sey.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Ein und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Weltweisheit.

Versuch der einzig zweckmäßigen Propädevtik zum richtigen, gründlichen, und fruchtbaren Studio der Vernunftlehre, oder der Logik, von D. Joh. Karl Wetzel. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1802. 427 S. gr. 8. 1 Rt. 8 gr.

Die reine allgemeine Logik, sagt die Vorrede, setzt eine gemeine Bekanntschaft mit den wesentlichen Lehren der empirischen Psychologie voraus; und wird daher, wie die Erfahrung zur Genüge lehrt, von den Anfängern, welchen sie im philosophischen Unterrichte zuerst vorgetragen wird, nicht verstanden. Diesem Mangel abzuhelfen, entschloß sich der Verf. alles das zusammen zu fassen, was das Verständniß erleichtern kann. Er handelt daher in der Einleitung von dem Begriffe, der Entstehung, und Eintheilung der Vernunftlehre, und geht dann im Werke selbst die ganze empirische Psychologie durch. Da das Buch bloß Anfängern bestimmt ist: so darf man neue Gesichtspunkte und Untersuchungen nicht erwarten; aber das darf man doch erwarten, daß die Ausführung nicht mehr enthält, als zur Erreichung des Zweckes durchaus nothwendig ist. Hiergegen findet sich mehr als ein Verstoß; denn es wird hier auch die Lehre vom Begehrungsvermögen und dem Gefühlvermögen abgehandelt, welche beyde doch offenbar mit der Logik nichts gemein, und auf ihr Verständniß nicht den geringsten Einfluß haben. Hieraus, wie aus mehreren gleich aufzuführenden Gründen erhellt, daß es

dem Verf. darum hauptsächlich zu thun war, ein ziemlich dickes Buch zu schreiben. Im Vortrage der Sachen selbst, fehlt es an unnöthigen Wiederholungen, wie an fehlerhafter Zusammenstellung, mit unter auch an leerem Gerede nicht, so daß die Flüchtigkeit unverkennbar ist, womit die Ausarbeitung begleitet war.

Zum Belege wollen wir Einiges aus dem Anfange der Einleitung vorlegen. Es soll darin zuerst der Ursprung der Wortbedeutung des Ausdrucks Logik, nebst dem Grunde und der Veranlassung zu dieser Wissenschaft aufgestellt werden. Der Verf. hebt so an: „Durch die so mannichfaltigen Ereignisse, Naturbegebenheiten und Erscheinungen, Vorfälle „und Schicksale der Menschen, sahe man sich (wie dieß der „Fall noch jetzt täglich ist) schon von jeher sehr oft veranlaßt, „über sich selbst, über Bestimmung des menschlichen Daseyns, „über Gegenwart und Zukunft, Freyheit und Unsterblichkeit, „ernstlich nachzudenken. Die für jeden Vernünftigen hieraus „fließenden höchst interessanten Fragen des menschlichen Forschungsgeistes über alle diese, und tausend andere wichtige „Dinge gaben von jeher, und geben noch jetzt die erste „natürliche Veranlassung, sowohl zum Philosophieren und „zur Erfindung der Philosophie überhaupt, als auch zu einer „besondern philosophischen Wissenschaft, welche sich vorzüglich mit der Lehre des richtigen Denkens, oder mit den „Denkgesetzen des Verstandes und der Vernunft ausschließend „beschäfftigt, und daher Vernunftlehre, oder Logik heißt. Diese „ebenfalls von den alten Philosophen Griechenlandes zuerst „erfundene Denklehre, welche, wie wir bald sehen werden, „anfänglich mehr eine Unterredungs- oder Dialogirkunst, als „eine eigentliche Wissenschaft war, auch lange Zeit unter dem „Namen Dialektik, eine bloße Unterredungs- oder vielmehr Ueberredungskunst blieb, wurde zuerst von Aristoteles „wissenschaftlich bearbeitet.“ (S. 1.) Hier ist von der in der menschlichen Natur liegenden Veranlassung zur Erfindung der Logik insbesondere nichts sichtbar, und ihr bestimmter Zweck wird noch nicht klar. In einer langen Anmerkung (S. 2.) wird daher dieß größtentheils wiederholt, und dann erst folgen die bestimmten Veranlassungen zur Erfindung der Logik nach. Welche Verwirrung! billig hätte zu allererst aus der menschlichen Natur das Bedürfniß einer Logik hergeleitet, und dann die besondere Veranlassung angegeben werden müssen,

sen, die die Griechen zur Bearbeitung dieser Wissenschaft hatten. Unter die Ursachen, welche eine Vernunftlehre uns unentbehrlich machen, rechnet der Verf. 1) die Bemerkung, daß unsere Sinne uns oft zum Irrthum verführen; 2) daß auch der innere Sinn uns zu vielen Irrthümern verleitet; 3) daß die Worte und Dinge, welche auf unsere Einbildungskraft und Sinnlichkeit leicht wirken, uns sehr bald von der Wahrheit entfernen; 4) daß Unwissenheit, Aberglaube, Leichtgläubigkeit, übertriebene Eigenliebe u. s. w., uns verführen; 5) daß endlich andere Menschen uns nicht selten auf Irrwege führen. (S. 10.) Auch hierin erblickt man das Bedürfniß der Logik noch nicht vollständig und hell genug; weil nicht klar ist, wiefern dieß auf den Gedanken bringen mußte, eine besondere Kunst zu erfinden, wodurch diesem abgeholfen würde. Die Sache verhält sich wohl eigentlich so: nachdem mancherley streitende Meinungen auf die Bahn gebracht, und über deren Gültigkeit lebhaft war gestritten worden, fand sich der Wunsch, ein etwas Festes und Zuverlässiges auszumitteln; und dieser Wunsch führte nach und nach zur Aufsuchung der Regeln, wodurch feste Erkenntniß bewirkt, und der Irrthum klar nachgewiesen werden könnte. Es hätte daher der Verf. nicht nöthig gehabt, gleich Anfangs, und auch nachher noch, auf den Ursprung alles Philosophierens zurück zu gehen, um die Entstehung der Logik zu erklären, dieser wird vielmehr hier als schon vorhanden vorausgesetzt. Selbst hierbey verfällt er auf unbefriedigende, und im Grunde tautologische Beantwortung: „Die Griechen,“ heißt es, „sind „unter allen uns bekannten Völkern des Alterthums nicht al„lein das erste Volk, welches eigentlich zu philosophieren an„fieng, und philosophische Systeme aufstellte; sondern auch „die ersten Erfinder und Verbesserer der Logik, welche anfäng„lich Dialektik genannt wurde.“ Die Anmerkung fügt zur weitern Aufhellung hinzu: „Zwar konnte es von jeher kei„nem kultivirten Volke an Veranlassung zum Philosophieren „fehlen; aber die Griechen waren deßwegen unter allen uns „bekannten kultivirten Völkern die ersten, im Stande zu „philosophieren, weil sie wirklich schon durch Begriffe dach„ten.“ (S. 11.) Das ist so ziemlich idem per idem erklärt, und man begreift hieraus allein noch nicht, warum die Griechen im Alterthume zuerst philosophierten. Die eigentliche Frage ist: woher kam es, daß die Griechen unter allen Zeitgenossen zuerst durch Begriffe dachten? Nicht lange hernach

 heißt

heißt es: Zeno — theilte die Dialektik in folgende drey Theile, „1) in die Kunst, wichtige und richtige Folgerungen herzuleiten, oder Trugschlüsse zu erfinden und zu beurtheilen; „2) in die Kunst, Gespräche zu halten; 3) in die Disputierkunst." (S. 13.) Welcher Zeno? Es gab ihrer mehrere. Von dieser Eintheilung ferner wissen die alten Nachrichten nichts; eine Dialektik hat Zeno nie geschrieben noch gelehrt. Endlich die Kunst, wichtige und richtige Folgerungen herzuleiten, steht die nicht mit der Kunst, Trugschlüsse zu erfinden, im Widerspruche? Am allersonderbarsten aber lautet Folgendes: „diese Aristotelische oder Peripatetische Logik, welche ihrem eleatischen Ursprunge nach, eine elementarische Rhetorik, (eine Kunst des wörtlichen Denkens) war, wurde „durch die wissenschaftliche Bearbeitung des Aristoteles ein „System von allgemein gültigen Regeln." (S. 21.) Also Aristoteles, der Urheber der Aristotelischen u. Peripatetischen Logik, hätte diese nämliche Logik, die also vor ihm schon vorhanden seyn mußte, durch wissenschaftliche Bearbeitung zu einem Systeme von allgemein gültigen Regeln gemacht?

Hw.

Grundriß der einzig zweckmäßigen Propädevtik zum gründlichen, richtigen und fruchtbaren Studio der Metaphysik, oder der Transcendentalphilosophie, als der Grundlage des Kerns und Geistes aller wahren Philosophie, von D. Johann Karl Wezel. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1802. 380 S. 8. 1 Rk. 8 K.

Der Titel lautet sehr großsprecherisch, wie man leider! an den Büchertiteln mancher heutigen Philosophen nur zu sehr gewohnt ist. Er lautet nicht nur so; sondern er ist es auch, wie wir sogleich zu zeigen uns bemühen werden. Die Vorbereitung oder Propädevtik zum Studium der Metaphysik setzt der Verf. mit Recht darin, daß man alle bisher aufgestellte Systeme derselben gründlich kennen, und richtig beurtheilen muß; denn nur dadurch wird man in den Stand gesetzt, beydes sowohl was schon geleistet ist, als auch was noch gethan werden muß, gehörig einzusehen. Demnach zerfällt

fällt das Buch in zwey Theile, deren ersterer die mancherley metaphysischen Systeme, bis auf die allerneuesten von Schelling und Bardili darstellt; der zweyte aber eine Beurtheilung derselben anfügt. Die Einleitung macht mit der Metaphysik selbst, und dem, was man darunter in verschiedenen Zeiten verstanden hat, den Leser bekannt. Hierbey kommt es nun auf zweyerley wesentlich an, daß die Systeme richtig, und in ihrer ganzen Stärke gefaßt, und dann daß sie richtig beurtheilt werden. Auf das Erstere lassen wir uns vorjetzt der Kürze halber nicht ein, sondern wählen das Letztere zu unserm Hauptaugenmerk. Dieß beruht wieder hauptsächlich darauf, daß man bestimmt wisse, was denn die Metaphysik eigentlich leisten soll? Schon hier kommt uns der Verf. mit einer Vorklage entgegen, die gegen die prächtige Ankündigung des Titels nicht geringen Verdacht erregt, nämlich das Problem der Metaphysik kennen wir noch nicht bestimmt und vollständig genug. Wie können wir aber da schon von einer einzig zweckmäßigen Propädeutik derselben sprechen? Der Verf. sucht sich herauszuwickeln, denn er setzt hinzu: „es giebt ein negatives Merkmal, die Unzulänglichkeit einer Philosophie zu erkennen, „und dieß wird so ausgedrückt, läßt sich an einer vorhandenen Auflösung des ersten Problems der Philosophie entweder die Unzulänglichkeit, die Nichtbefriedigung derselben, „oder auch ein Widerspruch entdecken, und zugleich zeigen, „daß, und warum beydes — unter Voraussetzung des gerade „so, und nicht anders aufgefaßten und dargestellten Problems schlechthin unvermeidlich gewesen, und noch sey: so „wird dadurch wenigstens einleuchtend, daß der eigentlich „vollkommen wahre Sinn des Problems — verfehlt seyn „müsse." (S. 344.) Hierin sind zwey Stücke enthalten, erstlich: es soll die Unzulänglichkeit der Auflösung gezeigt werden; wo aber kann das geschehen, wenn man den vollen Sinn des Problems nicht kennt? Oder soll etwa die Unzulänglichkeit bloß darauf gehen, daß ein System seine von ihm selbst gesetzte Aufgabe nicht hinlänglich beantwortet habe? dann erhellt daraus nicht, daß diese Philosophie nichts taugt; sie kann vielleicht, indem sie nicht leistet, was sie leisten will, zufällig gerade leisten, was sie soll. Dieser Punkt ist demnach völlig zum Kriterium der Beurtheilung unbrauchbar. Das zweyte, der innere Widerspruch ist es nicht weniger; es kann ja dieser vielleicht nur aus einer augenblicklichen Unachtsamkeit eingeschlichen, und mittelst einiger Modifikationen leicht zu heben

hen seyn. Von diesem Probleme sagt der Verf. kurz vorher: „das eigenthümliche Geschäfft und Ziel der Philosophie „bestand von jeher in dem Bestreben, die Realität aller Erkenntniß und Ergründung derselben, zu bewähren.“ (S. 342.) Wie viel Schwankendes hierin liegt, sieht Jeder auf den ersten Blick, der Verf. nimmt es in der ganzen Folge immer so, als ob es nur auf die Erforschung abgesehen sey, ob wirklich Gegenstände existiren; da es doch zugleich auch sehr wesentlich darauf geht, ob unsere Erkenntnisse Gewißheit, apodiktische Festigkeit haben? Dann vermischt er auch hiermit eine andre Nachfrage, nach dem ersten und alleinigen Realgrunde von allem was ist. Schon hieraus ist ersichtlich, daß der Titel um ein Beträchtliches zu großsprecherisch seyn muß.

Noch mehr aber geht es aus der Beurtheilung der Systeme selbst hervor. Der Mauerfraß aller realistischen Systeme, das ist derer, die von einem Dinge an sich ausgehen, sitzt nach dem Verf. in folgender Stelle: „da nicht bloß alle „Erkenntniß, deren Realität aber die Metaphysik, und eigentliche Philosophie überhaupt darthun soll, sondern auch „alle Gefühle und Willensäußerungen zuletzt ohne Bewußtseyn so wenig möglich sind, daß dieses vielmehr der erste „Anfangspunkt, und in so fern der nächste Grund aller Erkenntnisse, Gefühle und Willensäußerungen ist: so kann die „Realität der Erkenntniß, ohne die Untersuchung des absolut „letzten Grundes alles Bewußtseyns, niemals wirklich entdeckt und angegeben werden. Folglich vermag dieß kein „System zu leisten, welches die Möglichkeit alles natürlichen, gegebenen empirischen Bewußtseyns entweder gar „nicht, oder doch nicht hinlänglich zu erklären weiß.“ (S. 355.) Eben dieß wird gegen die übrigen Systeme, und zuletzt auch gegen das Fichtische und Schellingische erinnert. Ob aber der Verf. hierbey wohl erwogen hat, ob eine solche Erklärung uns Menschen möglich seyn möchte? Bis hieher sind alle Versuche, die man im neuesten Idealismus, und sonst wo hierüber gemacht hat, mißlungen, und alle Erklärungen oder Definitionen des Bewußtseyns unstatthaft befunden worden. Bis hieher hat sich das Bewußtseyn immer als etwas Unauflößliches und Unerklärliches gezeigt, ja, es hat sich auch gezeigt, daß es von dieser Art seyn muß, und daß von keiner Seite ein Zugang zu demselben sich

finden

finden läßt. Sitzt also der Manerfraß aller bisherigen Systeme hier: so wird ihm von uns Menschen offenbar nicht abzuhelfen seyn; und so müssen wir also Aussicht auf eine gründliche Philosophie und Metaphysik gänzlich fahren lassen; welches doch unsers Verf. Meinung nicht im geringsten ist. Es erhellt also, daß diese Kritik von keinem Werthe ist.

Nicht besser fällt diese Kritik im Detail aus; man höre Folgendes: „da die Gottheit im Spinocismus und Pantheismus, nicht bloß die einzig unendliche, sondern auch „überhaupt die einzig mögliche, wahre, absolute Substanz ist, „alle endliche Wesen hingegen, bloße Accidenzen und Modifikationen der Gottheit seyn sollen: so muß der Pantheist „mit Spinoza jedem endlichen vernünftigen Wesen 1) alles „Bewußtseyn absprechen — aber auch dieser wieder 2) eine „gänzliche Bewußtlosigkeit beylegen, eben weil er nicht erklären kann, wie die der Gottheit zugeschriebene unendliche „Vorstellkraft, verbunden mit der ihr angedichteten unendlichen Ausdehnung, jemals soll zum Bewußtseyn gelangen, „und sich von etwas Anderm unterscheiden können, da es außer ihr der Realität nach nichts Anders giebt.“ (S. 356.) Hiegegen wird der Pantheist mit Fug protestiren; und erwiedern, daß nach seiner Theorie das Bewußtseyn allen Handlungen und Modifikationen der Gottheit wesentlich anklebt. Freylich kann er dieß im Einzelnen nicht begreiflich machen; denn jede unserer einzelnen Ideen hat doch kein Selbstbewußtseyn, wie sie diesem gemäß, als eine Modifikation unsers Bewußtseyns schiene haben zu müssen; allein er kann sich doch dadurch wenigstens retten, daß er entgegnet, zwischen unsern Ideen und den Ideen Gottes, sey ein himmelweiter Unterschied, und von den erstern gelte auf die letztern kein Schluß. Auf das zweyte kann er erwiedern: wenn das Bewußtseyn in einem Unterschiede allein besteht: so folge freylich, daß das einzige unendliche Wesen kein Bewußtseyn haben könne; wer aber berechtigt den Verf., dieß anzunehmen? Sind nicht Erfahrungen da, welche das Gegentheil sagen? und überdem, muß man sich dessen nicht schon bewußt seyn, was man unterscheiden soll? fällt also hiermit die ganze Folgerung nicht über den Haufen? Diesem allem gemäß würden wir den Verf. ersuchen, die Philosophie noch einmal mit mehrerm Ernste zu studieren.

Gz.

Versuch eines neuen Entwurfs des einzig richtigen, und zweckmäßig dargestellten Systems der transcendentalen Elementar-Philosophie, oder sogenannten Metaphysik, als der Grundlage des Kerns und Geistes aller wahren Philosophie und Wissenschaft überhaupt, von D. Johann Karl Wetzel. Leipzig, bey Küchler, 1802. 459 Seit. gr. 8. 2 Rt. 8 gr.

Auch dieser Titel ist, wie einige andere desselben Verf., viel zu prächtig und großsprecherisch vor das Werk selbst. Nicht eine ganze Metaphysik, oder auch nur einen Grundriß derselben trifft man hier an; sondern höchstens nur die ersten Grundlagen davon. Es wird nämlich hier bloß gehandelt, von dem Begriff der Philosophie überhaupt, die Deduktion desselben, und die Eintheilung aller Philosophie; von dem, was die Fundamental-Philosophie leisten soll, nebst der systematischen Entwickelung des Begriffs der absoluten Grundwissenschaft, und der hypothetischen Eintheilung dieser Wissenschaft, von Prinzipien und Grundsätzen, und dem absolut letzten Grunde, nebst der Bedingung der Möglichkeit alles Bewußtseyns; endlich vom Ursprunge alles Bewußtseyns, in Verknüpfung mit einer Prüfung des Schulzischen Skepticismus. Die Hauptlehren der Metaphysik selbst, die Untersuchung über die Substanzen, über Gott und die menschliche Seele, werden gar nicht berührt. Zu großsprechend ist dieser Titel auch darin, daß man schwerlich die hier angestellten Behauptungen für die einzig richtigen, und ihre Darstellung für die einzig zweckmäßige erklären wird. Dieß letztere sind wir schuldig, etwas ausführlicher zu erweisen.

Zu diesem Ende berufen wir uns darauf, daß der Verfasser das eigentliche Ziel einer der Hauptuntersuchungen in dieser Materie mächtig aufgefaßt hat. Von den Verfechtern des neuesten Idealismus nämlich, hat er einige Gedanken zu voreilig in seine Ueberzeugung herübergenommen, durch welche dieß Ziel gänzlich verrückt wird. Davon giebt der Anfang der Vorrede sogleich einen hinlänglichen Beleg in folgenden Worten: „man hat bisher gewöhnlich bald die sogenannte allgemeine Logik, bald die Metaphysik überhaupt, „vorzüglich in Rücksicht auf die Ontologie, endlich auch die

„Tran-

„Transcendentalphilosophie Kants für die eigentlich erste oder „höchste Fundamentalphilosophie gehalten, und die Metaphysik „für die Wissenschaft des wahren Inhalts, die Logik hingegen, „für die Wissenschaft der wahren Form aller Erkenntnisse an„gesehen, ohne — erst zu bestimmen, ob die eigentliche tran„scendentale Elementarphilosophie, entweder 1) wie sol„che Metaphysik seyn müsse, welche sich selbst, und zugleich „die Logik begründet, oder 2) eine solche Logik, welche sich „selbst und zugleich die Metaphysik begründet, oder 3) eine „von beyden ganz verschiedene, und über sie erhabene Wis„senschaft, welche weder Metaphysik noch Logik sey, aber „beyde, und sich selbst unmittelbar begründen könne. Hier„durch wird das Bedürfniß einer über alle bisherige Logik „und Metaphysik hinausgehenden absolut höchsten Grund„wissenschaft fühlbar, welche die Realität des Inhalts und „der Form aller Erkenntniß zugleich ergründet. Denn die „wissenschaftliche Auflösung des Fundamentalproblems aller „Philosophie, muß auch die Realität jener beyden Wissen„schaften aus einem und demselben absolut höchsten Prinzip „darthun, weil Inhalt und Form ursprünglich unzertrenn„lich mit einander verbunden sind. (Vorr. S. 1. ff.)

Hier wird eine bisher ganz unbekannte Wissenschaft unter dem Namen der Elementarphilosophie gesucht, deren Inhalt schon längst gefunden und bekannt war; denn in der Seelenlehre muß unsers Erachtens das alles geleistet werden, was hier von der Elementarphilosophie verlangt wird; weil doch die Quellen und ersten Gründe aller unserer Erkenntnisse nothwendig zuerst in uns selbst müssen gesucht, und aus unserer Natur hergeleitet werden. Wozu will man also eine neue Wissenschaft erschaffen? dadurch verwirrt man sich und die Dinge nur noch immer mehr und mehr. Das alles kommt daher, daß man die Kantische Vernunftkritik, weil sie einen neuen Namen führt, als eine eigene und neue Wissenschaft angesehen hat, da sie doch in der That nichts ist, als eine aus der Kenntniß unserer Seelenkräfte abgeleitete Folgerung über die Natur und den Umfang unserer Erkenntniß. Es bedarf also weder einer Logik, die sich und die Metaphysik, noch einer Metaphysik, die sich und die Logik, noch endlich einer höhern Philosophie die beyde begründete; sondern das alles muß aus dem Kapitel der Seelenlehre genommen werden, welches unsere Erkenntniß, und deren Beschaffenheit zu ergründen sucht.

Eben daher ist es auch leeres Vorgeben, wenn behauptet wird, es müsse die Realität des Inhaltes und der Form unserer Erkenntniß aus einem Princip ergründet werden. Bis hieher sind alle Bemühungen hierin vergeblich gewesen, und schwerlich wird je ein einziges solches Princip entdeckt werden, man versuche nur, es ganz klar zu machen, was man unter der Realität des Inhaltes, und der Realität der Form unserer Erkenntniß versteht, und man wird finden, daß entweder beydes so verschieden ausfällt, daß es auf ein Princip nicht gebracht werden kann, oder daß es gar am Ende auf Eins hinausgeht.

Diese an sich schon nicht leichte Untersuchung in der Seelenlehre, hat die neueste Philosophie dadurch noch verworrener gemacht, daß sie die Hauptaufgabe in ganz ungewöhnliche, und auf etwas ganz anders führende Worte gehüllt hat. Um überall neu zu erscheinen, und sich das Ansehen einer gänzlichen Umformung und Revolutionirung der Philosophie zu geben, hat sie die bekannten und verständlichen Ausdrücke zu entfernen gesucht. Wollen wir aus diesem Labyrinthe uns wieder herausfinden, und allem leeren Geschwätze ein Ende machen: so müssen wir durchaus zu der ältern und einfachern Bezeichnung der Aufgaben wieder zurückkehren, so sehr dieß auch manche neuere Kraft- und Revolutionsphilosophen anekeln mag. Dieß wird freylich nicht so gar leicht seyn; denn selbst das Publikum ist durch die pretiösen und erkünstelten Ausdrücke schon so sehr verwöhnt worden, daß es an der Simplicität und Verständlichkeit des Vortrages fast allen Geschmack verlohren hat. Man lese zur Bestätigung bey unserm Verf. Folgendes: „daher vermag keine von allen übrigen Wissenschaften, außer der Metaphysik, die Realität unserer Vorstellungen, und zu allererst den absolut letzten Grund alles Bewußtseyns darzuthun; gleichwohl kann ohne Ausstellung dieses absoluten Grundes auch keine menschliche Erkenntniß ein unerschütterlich festes Wissen enthalten, und nicht eher eine strenge Wissenschaft möglich seyn, als bis die Möglichkeit alles Wissens völlig befriedigend erwiesen ist.“ (Vorr. S. 7.)

Ehe wir weiter gehen, bitten wir die Leser sich zu merken, daß hier auf ein strenges Wissen ausgegangen werden soll, welches der Verf. nur so im Vorbeygehn hinwirft, statt ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, weil in der Be-

urtheilung dessen, was er wirklich geleistet hat, sehr viel hierauf ankommt. Zu seiner Zeit werden wir hieran erinnern müssen.

Das eigentliche Problem in seiner einfachen und verständlichen Gestalt lautet so: haben unsere Vorstellungen und Begriffe Gegenstände außer sich, und außer uns? Wenn sie dergleichen haben, in wiefern stimmen sie mit diesen Gegenständen überein? dieß zu erforschen, muß die Entstehung dieser Vorstellungen und Begriffe ausgemacht werden: denn nur daraus können wir abnehmen, ob wir selbst ihre alleinigen Urheber sind; muß in der Natur unsers Empfindens und Vorstellens nachgesehen werden, ob darin etwas enthalten ist, das auf Gegenstände außer ihnen hinweiset, und uns nöthigt, dergleichen Gegenstände anzunehmen. Von dem absolut ersten Grunde alles Bewußtseyns ist hierbey nicht die Rede, dieser kann uns immer unbekannt und unerforschlich bleiben. Auch führt die Erforschung desselben ganz wo anders hin, als wo man hinkommen sollte und wollte. Man versteht nämlich unter diesem Grunde das, woraus das Bewußtseyn erklärlich ist, die innersten Operationen, welche dazu erfordert werden, und das Anschauen derjenigen Grundkraft, aus welcher er hervorgeht, welches alles erörtert werden könnte, ohne daß daraus erhellt, ob unsere Vorstellungen Gegenstände außer uns haben. Unter der Gestalt, daß die Transcendentalphilosophie den absolut ersten Grund alles Bewußtseyns aufschließen soll, trägt unser Verf. nebst mehrern neuesten Philosophen seine Hauptaufgabe am liebsten vor, und bringt folglich in die ganze Untersuchung eben dadurch Dunkelheit und Verwirrung.

Dieß wird sich noch klärer zeigen, wenn wir die Grundlage vom System des Verf. einer schärfern Prüfung unterwerfen. „Um fest bestimmen zu können," spricht er, „ob, „und daß es ein einziges absolut erstes höchstes Princip aller „Philosophie und Wissenschaft gebe; müssen wir vorher den „absolut letzten Grund der Möglichkeit alles Bewußtseyns „aufsuchen, weil in dem letztern am Ende alles Wissen und „Wollen, folglich auch das gemeinschaftliche höchste Princip „von beyden, und von aller Wissenschaft gegründet ist, oder „doch im Bewußtseyn vorkommt. Denn die Behauptung „des Skeptikers, daß die Richtigkeit der Aussagen des na„türlichen Bewußtseyns ungewiß und unerweislich, wo nicht

„gar täuschend seyn, kann nur dadurch befriedigend widerlegt, „der Skeptiker und jeder Afterphilosoph von dem Ungrunde „seiner Behauptung überführt, und mithin auch in jeder an„dern Hinsicht auf immer zum Schweigen gebracht werden, „daß man ihm den schlechthin letzten Grund der Möglichkeit, „folglich auch die ganze Entstehungsart des Bewußtseyns „überhaupt darthut und zeigt, daß es gar nicht anders als es „gerade gefunden wird, entstehen, folglich auch nicht täu„schen könne. Dieß haben alle positiven Dogmatiker (Rea„listen und Idealisten jeder Art) bisher vergebens zu bewei„sen gesucht." (S. 319.) Den schlechthin letzten Grund der Möglichkeit, und mithin auch die ganze Entstehungsart des Bewußtseyns, soll der Philosoph wohl unaufgewiesen lassen; denn wie in uns das Bewußtseyn zu Stande kommt, und welcherley Aktion dazu erfordert wird, liegt hinter aller unserer Erkenntniß; hier ist offenbarer Mißbrauch der Worte. Aber auch das soll jeder Philosoph wohl unerwiesen lassen. Daß das Bewußtseyn gar nicht anders entstehen kann, als es gerade gefunden wird; denn eben da sitzt gerade die Unmöglichkeit die Idealisten völlig zum Stillschweigen zu bringen: daß wir nicht apodiktisch erweisen können, die Sache müsse schlechterdings sich so verhalten, als sie der Realist in seine Erfahrungen aufzeigt. Der Idealist nämlich beruft sich immer darauf, es könne doch wohl anders seyn, und es bleibe demnach für seine Theorie immer noch ein Plätzchen offen, weil a non posse ad non esse non valet consequentia; und ab esse ad non esse alio modo posse, nicht geschlossen werden darf. Man sieht hieraus, und das wird sich gleich noch mehr zeigen, daß der Verf. diese Streitfrage noch lange nicht scharf genug durchgedacht hat. Hiermit fällt denn auch zugleich sein Anspruch auf ein strenges Wissen sogleich als nichtig dahin.

Es fällt augenscheinlich dahin, sobald man nur die erste Grundlage betrachtet, auf welcher das ganze Gebäude ruhen soll. Diese giebt der Verf. mit Folgendem an: „Ob aber „gleich die Idealisten die Realität der äußern, die Materia„listen hingegen, die der innern Erfahrung läugnen, endlich „die Skeptiker die Realität der auf ein nothwendiges Be„wußtseyn sich beziehenden Gegenstände bezweifeln, und die „Unerweislichkeit derselben behaupten: so kommen doch alle die„se darin mit den übrigen philosophischen Parteyen überein,

„daß

„daß sie das Bewußtseyn selbst, folglich das Daseyn der idea„len Erfahrung (oder die ideale Existenz des ganzen Bewußt„seyns) für gewiß halten. Daher muß die Fundamentalphilo„sophie, welche die Realität alles Bewußtseyns zu beweisen „und zu begründen sucht, von derjenigen Behauptung und „Voraussetzung ausgehen, die allen philosophischen Par„teyen gemein ist, um sie alle zu vereinigen, und auf im„mer zum Schweigen zu bringen." (S. 320). Sonach wird hier auf etwas gebaut, was alle philosophischen Parteyen annahmen; erhellt aber daraus, daß die Sache gar nicht anders seyn kann? daß diese Annahme apodiktische Gewißheit hat? kann also, was daraus weiter abgeleitet wird, über alle Möglichkeit des Gegentheils erhoben seyn? Es wird hier als Thatsache angenommen, daß das Bewußtseyn eine ideale Existenz hat; hat aber eine Thatsache je apodiktische Gewißheit? Man sieht hieraus, daß die Philosophen ihr Streben nach apodiktischer Gewißheit oder strenger Wissenschaft aufgeben sollten, und daß, die dergleichen zu erringen wähnen, selbst nicht recht wissen, was sie eigentlich wollen und vermögen. Mit seiner idealen Existenz des Bewußtseyns setzt sich der Verf. in eine noch mißlichere Lage; was soll nämlich diese bedeuten? Schwerlich etwas anders, als eine Existenz in seinen Gedanken, eine bloß gedachte Existenz. Von dieser aber zu einer realen hinüber zu kommen, dürfte ihm nicht gar leicht seyn, denn da müsse er erweisen, daß alles, oder irgend etwas Gedachtes, auch außer dem Denken vorhanden ist, und dieß hat seine unüberstelglichen Schwierigkeiten. Er übergeht dieß aber lieber mit gänzlichem Stillschweigen, und verhehlt sich selbst die Schwäche seines Baues. Indem endlich hier die ideale Existenz des Bewußtseyns zum Grunde gelegt wird, werden wir in Ansehung des Hauptproblems getäuscht. Es sollte der absolut letzte Grund des Bewußtseyns aufgestellt, und das Bewußtseyn daraus erklärt werden; erfahren wir hierdurch im mindesten, wie dieß Bewußtseyn der idealen Existenz desselben zu Stande kommt? wie dieß Bewußtseyn zu begreifen ist? Daraus erhellt, daß der Verf. bey dem Ausdrucke: die Transcendentalphilosophie habe das Bewußtseyn aus seinem absolut letzten Grunde zu erklären, nichts ganz Bestimmtes dachte, und mithin besser gethan hätte, diese Formel ganz dahinten zu lassen.

Den fernern Gang des Beweises zeichnet sich der Verfasser so vor: „in jeder Erfahrung und Erkenntniß, folglich „in allem Bewußtseyn, kommt ein Subjekt und ein Objekt „(nach Fichte ein Ich und ein Nicht-Ich) vor, aber beydes „bloß als endlich. Gleichwohl läßt sich nichts Endliches und „Bedingtes ohne etwas Unendliches und Absolutes denken, „nichts für endlich und negativ bestimmen, ohne ein Absolutes und Unendliches, weil es uns sonst an dem hierzu erforderlichen Maaßstabe fehlen, und das endliche beschränkte Vernunftwesen ohne Hülfe eines absolut unendlichen, unumschränkten Princips, oder Vernunftwesens, das wir „Gott nennen, den Endzweck seines unendlichen Strebens, „(seiner in der Wirklichkeit im Handeln beschränkten Freyheit) nie völlig erreichen würde. Daher sind die ursprünglich wesentlichen Objekte des ganzen Bewußtseyns überhaupt, „welches als ein organisches Ganzes aus diesen drey Theilen „seiner Natur nach besteht, die Intelligenz, (als Ich gedacht), die Natur (Fichtens Nicht-Ich), und die Gottheit. „— Die Fundamentalphilosophie hat demnach zu zeigen, „daß diese drey Hauptobjekte und Glieder alles Bewußtseyns, „eben so gewiß seyen, als die ideale Existenz des Bewußtseyns selbst.“ (S. 326.) Schwerlich wird ein Skeptiker, oder sonst ein Philosoph hier Beruhigung finden, und dennoch schmeichelt und berühmt sich der Verf. alle Philosophie als strenge Wissenschaft fest gestellt zu haben! Daß in allem Bewußtseyn ein Subjekt und Objekt gefunden wird, bestätigt die Erfahrung keinesweges; in allen den Augenblicken, wo wir ganz in uns einkehren, und wo entweder ein Stillstand der Ideen erfolgt, wie wenn der Mystiker das große Nichts betrachtet, und sich in sich selbst verliert; oder wo wir in Zerstreuung und Distraktion verfallen, verschwindet aus unserm Bewußtseyn alles Objekt; so wie in denjenigen, wo wir uns einem Gefühle ganz hingeben, und ganz Ohr oder Auge sind, das Subjekt sich verliert. Ein Subjekt und Objekt gehört also nicht nothwendig zum Bewußtseyn; beydes ist nur derjenigen Art des Bewußtseyns eigen, welches im Denken und durch Denken zu Stande kommt. Noch weniger gehört zur Möglichkeit des Bewußtseyns nothwendig die Gottheit. Denn erstlich erscheinen beyde Subjekt und Objekt nicht nothwendig, als endlich in unserm Bewußtseyn, wir können von beyden Bewußtseyn haben, ohne hierüber das Geringste zu entscheiden, wie in den Jahren der Kindheit

und

und ersten Jugend unläugbar hierüber keine Entscheidung vorhanden ist. Aber zweytens auch dann, wenn diese Endlichkeit zur Kenntniß gelangt, ist noch das Bewußtseyn von einem Unendlichen dazu nicht absolut erforderlich. Jeder von uns stellt sich ein Viereck, ein Dreyeck, oder jede andere Figur vor, ohne an den unendlichen Raum zu denken, oder davon irgend etwas zu wissen. damit ein Bild in seinen bestimmten Gränzen von der Phantasie gezeichnet, und von dem Sinne aufgenommen werde, ist die Kenntniß des Unendlichen keinesweges erforderlich. Diese ist mir da nöthig, wo das Bild aus dem Unendlichen gleichsam herausgeschnitten, und von einer großen Masse gesondert werden soll, nicht da, wo es sich selbst mit seiner Gränze uns giebt. Der andere vom Verf. angefügte Grund will noch weniger sagen; daß nämlich das endliche Vernunftwesen ohne Hülfe eines absolut unendlichen Princips den Endzweck seines unendlichen Strebens nie völlig erreichen würde. Um das verstehen zu können, müßte man vorher wissen, worin dieser Endzweck besteht, und auf welche Art er erreicht wird, welches aber der Verf. nicht bekannt gemacht hat. Endlich alles zugegeben, sehen wir noch lange nicht, daß ein solches Unendliches gerade die Gottheit seyn muß; es genügt ja hierzu ein jedes Unbegränztes und Unbestimmtes; oder ist ihm etwa jedes Unbestimmte und Gränzenlose, die Gottheit, wie es dieß mehrern unsrer neuesten Philosophen, vermittelst einer Verwechselung zweyer ganz verschiedenen Begriffe in der That zu seyn scheint? Daß wir auf diesem Wege zu einer streng wissenschaftlichen Philosophie, die allem Zweifel troß bietet, nicht gelangen werden, ist schon hieraus ersichtlich.

Damit dieß noch deutlicher erhelle, wollen wir den Verfasser ein wenig weiter ins Einzelne begleiten. Den Ursprung des Bewußtseyns erklärt er, nach Anleitung der neuesten Idealisten, so: „der schlechthin letzte (aktive) innere Grund „alles Bewußtseyns, ist die Intelligenz; die Bedingung oder „der äußere Grund hingegen, mithin das passive Princip „und Mittel, des Ursprungs alles Bewußtseyns, die äußere Natur. Denn die in uns unendliche strebende Vernunftthätigkeit findet in ihrem Wirken an der äußern Natur eine Hemmung ihres Handelns, folglich Anstoß und Widerstand, wodurch die Intelligenz auf sich selbst zu achten zurückgetrieben, sich ihrer selbst bewußt wird, und sich von

„den

„den ihr widerstrebenden Dingen der Objektenwelt unter„scheidet. Ohne eine selbstthätige Intelligenz wäre dem„nach Bewußtseyn eben so wenig möglich, als ohne äuße„re Objekte." (S. 329.) Hiermit nun sollte sich der Skeptiker begnügen? Er müßte wahrlich seine Kunst schlecht verstehen, wenn er nicht erstlich die Frage aufwürfe: woher wißt ihr, daß die Vernunftthätigkeit eine stets wirkende, und ins Unendliche strebende ist? Aus der Erfahrung und der Anschauung wißt ihr es unmittelbar nicht, mithin müßt ihr es entweder willkührlich annehmen, und davor habe ich keinen Respekt, oder aus andern Thatsachen erschließen, und dann gebt ihr nur nicht das erste, an sich einleuchtende Princip der Philosophie. Dazu, daß das Bewußtseyn entstehe, ist eine solche Vernunftthätigkeit nicht durchaus erforderlich: denn dieß konnte auch so entstehn, daß die ruhende Thätigkeit durch einen äußern Eindruck, gleich der Reaktion des Körpers, erst aufgeregt wurde, wie die Erfahrung in der That es auszusagen scheint. Er müßte seine Kunst schlecht verstehen, wenn er nicht zweytens fragte: ob denn hieraus die Entstehung des Bewußtseyns begreiflich, ob es nicht vielmehr schon stillschweigend vorausgesetzt werde? wie durch einen solchen Anstoß, oder eine solche Hemmung einer aus sich stets fortwirkenden Kraft ein Bewußtseyn hervorkommt, wo keins vorher ist, läßt sich doch schlechterdings nicht einsehen. Bekommt denn auch der elastische Körper, dessen Kraft zur Ausdehnung, oder der schwere, dessen Kraft zum Sinken rastlos strebt, ein Bewußtseyn, wenn ersterer gepreßt, letzterer aufgehängt wird? Bekommt aber nur die Intelligenz dadurch Bewußtseyn: so liegt ja in ihr offenbar schon das Haupterforderniß desselben, und mithin wird der absolut erste Grund des Bewußtseyns nicht angegeben. Er müßte seine Kunst schlecht verstehen, wenn er nicht anmerken sollte, daß hieraus etwas folgt, was aller Erfahrung widerspricht; dieß nämlich, daß nach dieser Theorie ohne äußere Hemmung kein Bewußtseyn statt finden kann, und daß folglich unser Bewußtseyn verschwinden muß, sobald von außen auf uns nicht gewirkt wird. Nun aber haben Menschen im tiefen Schlafe beym Träumen, haben Eckstatiker und Kataleptiker, bey welchen alle Sinne verschlossen sind, dennoch Bewußtseyn und mancherley Vorstellungen und Gedanken. Er müßte seine Kunst

schlecht verstehen, wenn er nicht endlich erwiedern sollte, daß dieser ganze Beweis am Ende nichts mehr sagt, als was andere Philosophen längst deutlicher vorgetragen, und die Idealisten als unzulänglich verworfen haben. Es wird hier geschlossen: wir finden in unserm Bewußtseyn eine Hemmung; also existiren in der That Gegenstände außer uns. Andere hatten dieß so ausgedrückt: wir finden uns bey den äußern Empfindungen bloß leidend; folglich ist außer uns eine wirkende Ursache, ein thätiges Prinzip, das uns Eindrücke ertheilt. Dagegen aber bemerkten die Idealisten, und schon die Leibnitzianer, daß diese Hemmung auch wohl aus einem innern Grunde hervorgehen, und eine besondere Thätigkeit der Intelligenz seyn könne, deren wir uns als einer solchen nur nicht bewußt werden, und die uns daher als leidentlich erscheint. Die Möglichkeit hiervon läßt sich nicht bestreiten, und mithin der Idealist nicht völlig widerlegen. Das Einzige was der Realist hierin vor ihm voraus hat, besteht darin, daß er sich darauf beruft, er nehme die Dinge, wie er sie findet, und so müsse er sie nehmen; denn will man ihm dieß nicht zugestehen: so hat alles Philosophieren ein Ende, weil man sich doch am Ende auf Thatsachen berufen muß, von welchen die Unmöglichkeit des Gegentheils nie zu erweisen steht.

An diese letzte Schwäche seines Beweises hat unser Verfasser nicht sonderlich gedacht; sonst würde er von einem strengen Wissen nicht gesprochen, noch in der Transcendentalphilosophie auf so etwas ausgegangen seyn. Im Vorhergehenden scheint ihm freylich von dieser gefährlichen Klippe seines strengen Wissens etwas zu Gesicht gekommen zu seyn; allein er berührt es nur ganz im Vorbeygehen, und leistet nicht, was er zu leisten versprochen hatte. „Alles, was in unserm „Bewußtseyn als realer Gegenstand vorkommt, spricht er, „erscheint uns als ein schon bestimmtes Seyn, welches unserer „Intelligenz vorschwebt, und dieselbe so bestimmt, daß alles „Vorstellen eines solchen Gegenstandes beschränkt, gebunden „und nothwendig ist. Denn wir können uns das im Be„wußtseyn Gegebene (wenn es Realität haben soll,) nicht an„ders, sondern nur so vorstellen, als und wie es gegeben „ist. Daher ist dasjenige Bewußtseyn, welches sich auf et„was Reales bezieht, ein nothwendiges, kein freyes Be„wußtseyn (ein unmittelbares Wissen von einem bestimmten

„Seyn, und vorhandenem Thun oder Leiden). Folglich „hängt hierbey unser Vorstellen von dem Objekte des Be„wußtseyns, als dem gegebenen Seyn, nothwendig ab.“ (S. 323).

Auch hier wird ein ächter Skeptiker noch Schwäche genug für seinen Angriff finden. Er wird zuvörderst bemerken, daß das nothwendige Bewußtseyn kein genugsames Merkmal der Realität des Vorgestellten ist, weil Verrückte und im hitzigen Fieber Phantasirende sich nicht anders die Dinge vorstellen können, als sie sich sie vorstellen, wie daraus erhellt, daß keine Gegengründe sie von ihrer Phantasie abzubringen vermögen. Hier steht nun seine Sache durch die Einmischung eines nicht gewöhnlichen Ausdruckes schlechter, als die der ältern Verfechter des Realismus. Diese sprachen bestimmter, indem sie bloß behaupteten, gewisse Vorstellungen könnten wir nicht ändern, so lange wir unsere Wahrnehmungs-Werkzeuge auf die nämliche Art richteten. Unter andern Bedingungen hingegen sind diese Vorstellungen nicht unabänderlich, oder nothwendig; denn den süßschmeckenden Zucker kann ich mir auch bitter vorstellen, wenn ich aufhöre ihn zu schmecken. Indem also hier ohne Noth Vorstellungen untergeschoben werden, und indem man von der Erklärung nothwendiger Vorstellungen und eines nothwendigen Bewußtseyns anfängt zu reden, führt man neue Zweydeutigkeiten und Unbestimmtheiten herbey. Es war deßhalb nicht wohl gethan, daß die neuesten Philosophen der Aufgabe die Gestalt gaben, daß sie das Bewußtseyn erklären, und dessen erste Gründe aufsuchen sollte.

Eine solche Nothwendigkeit aber, wird der Skeptiker fortfahren, wie sie beym Empfinden angetroffen wird, ist noch kein zureichender Beweis vom wirklichen Daseyn eines äußern Gegenstandes, weil sie nach dem so eben Bemerkten, auch aus einem innern Grunde, nämlich aus gewissen uns verborgenen Gesetzen unsers Vorstellens hervorgehen kann, vermöge welcher wir unter gewissen Umständen, uns gewisse Vorstellungen, so und nicht anders bilden müssen. Es hängt also unser Vorstellen nicht nothwendig von einem Objekte des Bewußtseyns, als dem gegebenen Seyn, ab.

Ein anderes wäre es freylich, wenn das Bewußtseyn oder die Empfindung, ein unmittelbares Wissen von einem bestimm-

bestimmten Seyn, und vorhandenem Thun oder Leiden wäre, wie die Phantasie besagt. Allein dieß hätte denn aus andern Gründen nachgewiesen und dargethan werden müssen, daß in der Empfindung selbst etwas von einem Gegenstande enthalten ist. Hätte sich der Verf. hierauf eingelassen: dann hätte er seiner Sache eine neue und nicht verächtliche Unterstützung gegeben. Dieß nun läßt sich allerdings bewerkstelligen, und es kommt darauf an, es mehr ins klare zu bringen und zu versuchen, ob man einen nicht äußerst hartnäckigen Idealisten und Skeptiker dadurch überzeugen kann. Für jetzt aber dürfte man in der Hitze des Streites damit noch nicht viel ausrichten, weil bekanntlich ein erhitzter Disputiergeist durch nichts zu überzeugen ist.

Dh.

Grundsätze der allgemeinen Logik, von G. E. Schulze, Hofrath und Prof. in Helmstädt. Helmstädt, bey Fleckeisen. 1802. 234 S. gr. 8. 18 gr.

Die Logik des Verf. besteht, neben einer kurzen Einleitung, aus zwey Theilen, wovon der eine die Analytik des Denkens, und der andere die Methodenlehre des Verstandesgebrauchs begreift. In dem erstern kommen die Lehren von den höchsten Gesetzen des Verstandes, den Verhältnissen der Begriffe zu einander, den Urtheilen und den Schlüssen; in dem andern aber die von der logischen Deutlichkeit der Vorstellungen, von der Wahrheit und dem Irrthum, von den Stufenunterschieden des Fürwahrhaltens, und von der Erweiterung der menschlichen Erkenntniß vor. Den Anhang macht eine kurze Geschichte der Bearbeitung der Logik, bis auf unsre Zeiten.

Man sieht hieraus, daß der Verf. bey seiner Logik im Wesentlichen den Plan der ältern Logiker beybehalten hat. Aber bey der Behandlung einzelner Materien, kommen Unterschiede vor, auf welche der Verf. in seiner Vorrede selbst hinweiset, und von denen er wünscht, daß sie von Kennern geprüft werden möchten. Recensent will seinem Wunsche, so weit es die Gränzen einer Recension erlauben, zu entsprechen suchen.

Eine Abweichung von den bisherigen Logiken ist die Behauptung des Verf., daß in dem negativen Urtheile, die Negation nicht die Kopula, sondern das Prädikat angehe, und daß man von demselben nicht sagen könne, daß das Prädikat von dem Subjekte getrennt werde, weil eine solche Trennung das Urtheilen gänzlich aufheben würde. Der Verf. folgert dieses aus seiner Definition vom Urtheil, nach welcher in jedem Urtheil, das Prädikat als ein Merkmal oder als eine Bestimmung des Subjektes gedacht wird; (§. 44.) allein es fragt sich, ob diese Definition nicht zu eng ist, und ob nicht das Urtheilen überhaupt darin besteht, daß irgend ein Verhältniß zwischen zwey Dingen gedacht wird. Die Verschiedenheit ist ohne Zweifel ein Verhältniß; und in einem negativen Urtheile, wird eine Verschiedenheit zwischen zwey Dingen gedacht, die nicht gerade die Setzung eines Widerspruchs ist. Wenn ich z. B. sage: ein Thier ist kein Mensch; so sage ich damit nicht, daß das Thier dem Menschen nach allen seinen Bestimmungen entgegengesetzt ist; sondern nur, daß in dem Menschen eine oder mehrere Bestimmungen sind, die dem Thiere mangeln. Der Verf. sagt auch selbst (S. 55.), daß in einem negativen Urtheile die Abwesenheit einer Beschaffenheit an einem realen Objekte vorgestellt werde. Dadurch hebt er seine Definition vom Urtheil wieder auf; denn die Abwesenheit einer Beschaffenheit gehört doch wohl nicht zu den Beschaffenheiten eines Dinges, besonders wenn unter Dingen nicht Individuen, sondern Arten und Gattungen verstanden werden, wenigstens müßte man zwischen positiven und negativen Bestimmungen unterscheiden. — Nach dem Rec. ist das negative oder verneinende Urtheil eben so wesentlich von dem bejahenden unterschieden, als die Begriffe von Identität und Verschiedenheit von einander unterschieden sind; auch sieht Rec. nicht ein, was dadurch gewonnen wird, wenn die Negation zum Prädikat und nicht zur Kopula gesetzt wird. Die lateinische Sprache drückt die Verschiedenheit zwischen Mensch und Thier besser durch: homo *non est* brutum, aus, als die deutsche durch: der Mensch ist kein Thier; auch stimmen alle Sprachen, die Rec. kennt, hierin mit der lateinischen überein; denn man will offenbar durch diesen Satz nicht sagen, was der Mensch ist, sondern was er nicht ist; man will den Menschen von dem Thier unterscheiden. — Sehr gegründet aber ist die Verwunderung

des

der Verf. (S. 53.), daß in der neuern Philosophie das Zusammenfassen zweyer Vorstellungen in eine Einheit für das Eigenthümliche der Handlung des Urtheilens erklärt, und gleichwohl noch immer von einer Trennung des Subjektes und Prädikats in den negativen Urtheilen, oder von einem Afficirtwerden der Kopula durch die Negation (welche alle Vereinigung des Prädikats mit dem Subjekt gänzlich aufheben müßte:) geredet wird. Allein die neuere Philosophie richtet sich nach ihrem jedesmaligen Bedürfniß. Bald braucht sie den Begriff des Urtheils, um ihre Theorie vom Ursprunge der menschlichen Erkenntniß zu gründen; und da muß das Urtheilen in einem Zusammenfassen zweyer Vorstellungen in die Einheit, bestehen. Bald aber hat sie einen neuen Stammbegriff nöthig, um ihre Kategorientafel so vollständig als möglich zu machen; und da muß das negative Urtheil in einer Trennung des Subjekts und Prädikats bestehn.

Was der Verf. über die Kantische Eintheilung der Urtheile sagt, hat Rec. eben so scharfsinnig als wahr gefunden. Bekanntlich hat Kant in seiner Vernunftkritik, die Eintheilung der Urtheile, ihrer sogenannten Form nach, zur Entdeckung eines vollständigen Systems der reinen Verstandesbegriffe, und einer Theorie von denselben, zu benutzen gesucht. Dagegen bemerkt der Verf. (S. 49.), daß die Verschiedenheit der Urtheile in Ansehung der Quantität und Qualität, nicht, wie Kant behauptet, ein bloß formaler Unterschied ist, indem die Quantität zu den Bestimmungen des Subjekts, die Qualität aber zu den Bestimmungen des Prädikats gehöre. — Gegen die Kantische Eintheilung der Urtheile, der Modalität nach, in problematische, assertorische und apodiktische, wovon die erstern von dem Bewußtseyn der bloßen Möglichkeit, die zweyten von dem der Wirklichkeit, und die dritten von dem der Nothwendigkeit begleitet sind, erinnert der Verf. zuvörderst: „daß die Eintheilungsglieder „keine Opposita sind: denn das wirkliche Urtheil müsse zu„gleich ein mögliches, und das apodiktische zugleich ein wirk„liches seyn. In wie fern aber dieselbe sich auf diejenige „Beschaffenheit der Urtheile beziehen soll, nach welcher sie „mit realen Dingen übereinstimmend gedacht werden, oder „nicht; in sofern gehöre solche nicht zu den Eintheilungen „der Urtheile ihrer bloßen Form nach; wozu sie aber vor„geblich gehören soll. Sollte jedoch etwa gar das Problema-

„tische in den Urtheilen, nicht die Beschaffenheit derselben,
„nach welcher von ihrer Wahrheit gänzlich abstrahirt wird,
„sondern das Verhältniß des Prädikats zum Subjekte
„selbst betreffen: so wären problematische Urtheile etwas völ-
„lig Ungedenkbares, indem es zum Wesen eines Urtheils ge-
„höre, daß das Prädikat vom Verstande wirklich auf das
„Subjekt, als dessen Merkmal, bezogen werde; und indem
„so lange, als diese Beziehung fehle, und man nur erst un-
„tersuche, ob das Prädikat mit dem Subjekte vereinbar sey,
„oder nicht, auch noch kein Urtheil im Verstande vorhanden
„sey." Rec. wünscht, daß diese scharfsinnigen Bemerkun-
gen von denjenigen, die die Kantische Kategorientafel noch
für das Fundament der menschlichen Erkenntniß halten, un-
parteyisch geprüft werden möchten.

Kant bringt bekanntlich aus den sogenannten unendlichen Urtheilen, die Kategorie der Limitation heraus, weil in einem solchen Urtheile das Subjekt nicht nur außerhalb der Sphäre des Prädikats, sondern zugleich in die Sphäre des entgegengesetzten Begriffs gesetzt werde. So werde z. B. in dem Urtheil: die Seele ist nicht sterblich; (anima est non-mortalis) die Seele nicht bloß aus der Sphäre der Sterblichen hinaus, sondern zugleich in die Sphäre der Nichtsterblichen hinein gesetzt. Subtil genug! aber auch ganz willkührlich, wie der Verfasser (Seite 56.) sehr richtig bemerkt. Denn wenn ich ein Subjekt durch die Vorstellung des Mangels einer Realität bestimme: so denke ich nicht nothwendig hinzu, daß ihm statt der mangelnden Realität, eine andere, (jedoch völlig unbestimmt gelassene) zukomme. „Sollte übrigens, fügt der
„Verf. S. 57 hinzu, der angegebne Unterschied zwischen den
„negativen und unendlichen Urtheilen gültig seyn: so würde
„dadurch zugleich die Richtigkeit des Prinzips, daß es von
„kontradiktorisch-opponirten Urtheilen nicht mehr als nur
„zwey geben könne, umgestoßen. Außer den zwey Urthei-
„len: diese Figur ist rund, und: diese Figur ist nicht
„rund; würde nämlich alsdann noch ein drittes Urtheil
„möglich seyn, worin der Begriff der Figur weder unter den
„Begriff des Runden, noch auch unter den des Nichtrunden;
„sondern unter einen Begriff subsumirt würde, der etwas
„vom Runden und Nichtrunden noch Verschiedenes anzeigte,
„in Ansehung seines Inhalts jedoch eigentlich ganz unbe-
„stimmt gelassen worden wäre." Diese scharfsinnige Be-

Mer-

merkung beweiset allerdings, daß der Unterschied zwischen den negativen und unendlichen Urtheilen ungegründet ist, und daß einige Logiker sich sehr irren, wenn sie die negativen Urtheile, durch Verwandlung in unendliche, zu bejahenden Urtheilen zu machen glaubten; auch daß Hr. Kant diesen unbedeutenden unendlichen Urtheilen zu viel Ehre erwiesß, daß er sie zu Gründung einer Kategorientafel gebrauchte.

In Ansehung der Kantischen Eintheilung der Urtheile, ihrer Relation nach, in kategorische, hypothetische, und disjunktive, bemerkt der Verf. (S. 59.), daß sie offenbar nur zum Behufe der Transcendentalphilosophie dieser Schule, und des Systems der Kategorien wegen, den Eintheilungen der Urtheile ihrer Form nach, noch beygefügt worden sey. Denn wenn Kant in seiner Logik (S. 162.) in Rücksicht auf jene Eintheilung sage: „die gegebenen Vorstellungen im „Urtheile sind eine der andern zur Einheit des Bewußtseyns „untergeordnet, entweder: als Subjekt dem Prädikate, „oder als Folge dem Grunde, oder als Glied der Eintheilung dem eingetheilten Begriffe: so werde hierbey „der Begriff der Unterordnung einer Erkenntniß unter eine andere, in einem sehr vieldeutigen Sinne genommen, „um nur das Denken der Verhältnisse ganzer Urtheile gleichfalls unter diesen Titel bringen zu können. Auch mache „die Unterordnung einer Vorstellung, als eines niedern Begriffs, unter eine andere, als den höhern, gar nicht das „Charakteristische derjenigen Einheit der Vorstellungen aus, „welche durch das Verbinden derselben in ein Urtheil hervorgebracht wird, weil sonst Urtheile sich gar nicht würden „(simpliciter) umkehren lassen, und Vorstellungen von einerley Sphäre nicht in ein Urtheil könnten vereinigt werden. Daß es endlich bey den disjunktiven Urtheilen nicht „auf eine Unterordnung der Glieder der Eintheilung unter den eingetheilten Begriff zur Einheit des Bewußtseyns, „sondern vielmehr auf eine Entgegensetzung der Urtheile, „vermöge welcher sie in keine Einheit des Bewußtseyns „zusammengefaßt werden können, abgesehen sey, und diese „Entgegensetzung solche für die Erkenntniß von Dingen „erst wichtig mache, dieß sey in der Kritik der reinen Vernunft (S. 98.) selbst angeführt worden." Man erkennt an diesen Bemerkungen den scharfsinnigen Prüfer der Kanti-

schen Philosophie. Um sie zu machen, ja selbst, um sie zu verstehen, dazu wird freylich mehr erfordert, als die Fertigkeit eines Tieftrunks und Konsorten, die Kantischen Kunstwörter zu wiederholen, und ganze Stellen aus den Kantischen Schriften abzuschreiben, und für seine eigne Gedanken auszugeben. —

Kontradiktorisch-entgegengesetzte Urtheile sind bekanntlich solche, wovon das eine allgemein bejaht, was das andere partikulär verneint (A und O); oder das eine allgemein verneint, was das andere partikulär bejaht (E und I). Die Regel ist: daß sie nicht beyde wahr, aber auch nicht beyde falsch seyn können; daß also aus der Wahrheit des einen die Falschheit des andern, und umgekehrt, folgt. Es fragt sich, was ist der Grund hiervon? der Verf. antwortet (S. 69): „Das eine Urtheil kann nur unter der Bedingung „falsch seyn, daß das andere wahr ist; z. B. das Urtheil: „einige Menschen haben kein Begehrungsvermögen, kann „nur unter der Bedingung falsch seyn, daß das Prädikat, „ein Begehrungsvermögen haben, allen Menschen oh„ne Ausnahme zukommt. Eben so ist das Urtheil: einige „Menschen sind (oder zum wenigsten Einer ist) allwissend, „nur unter der Bedingung falsch, daß das Urtheil: kein „Mensch ist allwissend, wahr ist. Denkt man also das er„stere Urtheil als falsch: so muß das zweyte als wahr ge„dacht werden." In den Beyspielen trifft das immer zu; allein wenn man bloß die Form betrachtet: so ist das, was der Verf. hier sagt, nicht so evident. Ist wirklich das Urtheil: einiges S ist nicht P, nur unter der Bedingung falsch, daß das Prädikat P allen S zukommt, oder daß alle S sind P? und würde es nicht auch in dem Falle falsch seyn, wenn P nur einigen S zukäme, oder wenn nur einige S P wären? Folgt also aus der Falschheit des Urtheils: einiges *S* ist nicht *P*, nothwendig: alles *S* ist *P*? — Hierüber sind auch die scharfsinnigsten Logiker getheilt: denn Baumgarten stellt in seiner Logik (§. 184.) die allgemeine Regel auf: vera contradictoriarum una, falsa est altera; *falsa una, vera est altera.* Dagegen giebt Ploucquet in seiner Logik zwar die erstere, aber nicht die zweyte Regel zu, indem er (§. 51.) sagt: si vera est A, necessario falsa est O; *si autem falsa est O, non necessarium est, ut vera sit A, sed ut vera sit I.* Die erstere Regel hat allerdings gar keine Schwierigkeit; denn wenn es wahr ist: alle *S* sind

P, so ist es offenbar falsch: kein *S* ist *P*. Und eben so folgt aus der Wahrheit des letztern Satzes die Falschheit des erstern. Bey der zweyten Regel hingegen tritt die Schwierigkeit ein, daß, wenn man das Urtheil: einiges *S* ist nicht *P*, für falsch erklärt, man nicht gerade zu bestimmt, was und wie viel daran falsch ist; ob es die Quantität oder die Qualität, oder beydes ist. Gleichwohl hält Rec. mit Baumgarten auch die Regel für richtig, wo aus der Falschheit des Urtheils: einige *S* sind nicht *P*, die Wahrheit des Urtheils: alle *S* sind *P*, gefolgert wird. Denn wenn es z. B. falsch ist, daß irgend ein Kretenser nicht lügt: so muß es wahr seyn, daß alle Kretenser lügen. Wenn es unmöglich ist, daß eine gerade Linie unter gewissen Bestimmungen auf die rechte Seite einer andern geraden Linie falle: so müssen alle gerade Linien, unter den gegebenen Bestimmungen, auf die linke (entgegengesetzte) Seite dieser Linien fallen. So schließt Euklides häufig bey seinen apagogischen Beweisen.

Eine richtige Bemerkung des Verf. ist es noch (§. 71.), daß die entgegengesetzten Individualitätsurtheile, z. B. Cajus ist gelehrt, Cajus ist nicht gelehrt, ob sie wohl bloß der Qualität nach verschieden sind, doch als eigentliche kontradiktorische Urtheile müssen angesehen werden; denn da jedes wirkliche Ding durchgängig bestimmt ist: so muß ihm auch von allen möglichen einander entgegengesetzten Prädikaten immer eines zukommen; mithin muß von zwey kontradiktorisch entgegengesetzten Urtheilen immer eines wahr seyn.

Bey der Syllogistik des Verf. vermißt Rec. hie und da die erforderliche Deutlichkeit und Bündigkeit in den Beweisen. Schon die Erklärung, die der Verf. (§. 94.) von dem kategorischen Schlusse giebt, daß nämlich darin ein Merkmal auf ein Ding vermittelst eines andern Merkmals, das dem Ding zukomme, bezogen werde, scheint bloß auf bejahende Schlüsse zu gehen. Der Verf. macht sich in der Anmerkung diesen Einwurf selbst, sucht ihn aber dadurch zu heben, daß er behauptet, die Regel schließe auch schon den Grundsatz in sich, daß ein verneinendes Merkmal des Merkmals eines Dinges zugleich ein verneinendes Merkmal des Dinges selbst sey. Man sieht hieraus, daß der oben von dem Verf. aufgestellte, nicht ganz richtige Begriff vom Urtheil auf seinen Begriff vom Vernunftschluß Einfluß gehabt hat. Besser wäre es immer gewesen,

wesen; der Verf. hätte die gewöhnliche, (von ihm selbst S. 92. in der zweyten Anmerkung angeführte) Erklärung beybehalten, nach welcher ein kategorischer Schluß darin besteht, daß das Verhältniß zweyer Begriffe vermittelst der Beziehung derselben auf einen dritten, bestimmt wird.

Der Beweis, den der Verf. (S. 96.) von der allgemeinen Regel giebt, daß die Prämissen nicht lauter partikuläre Sätze seyn dürfen, gilt eigentlich von der Regel, daß der Mittelbegriff nicht zweymal partikulär genommen werden darf. Diese Regel, (deren der Verf. nicht besonders erwähnt;) ist aber mit der vorhergehenden nicht einerley. Denn in den zwey Prämissen: einiges *M* ist *S*; einiges *P* ist nicht *M*, wird der Mittelbegriff nicht zweymal partikulär genommen; und diese Schlußart wird gleichwohl verworfen, weil, wenn daraus richtig gefolgert werden sollte, man die Konklusion so ausdrücken müßte: einiges *S* ist nicht einiges *P*; welches in unsern Sprachen nicht üblich ist.

Die bekannte Regel, daß nicht beyde Prämissen verneinend seyn dürfen, drückt der Verf. (S. 96. c.) so aus: „in den Prämissen muß dieses gedacht werden, daß „der Oberbegriff ein Merkmal des Mittelbegriffes ausmache, „dieser aber als ein Merkmal von den Dingen gelte, die „durch den Unterbegriff vorgestellt werden." Dieser Beweis paßt zwar auf die Schlußart: alles *M* ist *P*; alles *S* ist *M*; folglich alles *S* ist *P*. Allein auf folgende paßt er gar nicht: kein M ist P; einiges *S* ist *M*; folglich einiges *S* ist nicht *P*; welche Schlußart doch eben so richtig ist, als die vorhergehende. In der Anmerk. S. 98 sucht der Verf. seine dießfallsige Abweichung von den ältern Logikern zu rechtfertigen, und führt wieder seinen obigen Begriff vom Urtheil an; wegen dessen aber Rec. bereits das Nöthige bemerkt hat.

Die Regel: conclusio sequitur partem debiliorem, (oder, wie der Verf. sie ausdrückt, *deteriorem*,) wird aus der Regel hergeleitet, daß nichts anders und nicht mehr in der Konklusion enthalten seyn soll, als was in den Prämissen gedacht worden ist. Allein der Beweis paßt wieder nur auf gewisse Schlußarten, und ist daher nicht allgemein. Wenn ich sage: einiges *M* ist *P*; alles *S* ist *M*; folglich

alles S ist P: so wird kein Terminus in der Konklusion in einem andern Umfange genommen, als in den Prämissen; es ist also in der Konklusion nicht mehr und nicht weniger enthalten, als in den Prämissen gedacht worden ist: und doch taugt diese Schlußart nichts.

Auch mit den Beweisen, die der Verf. von den besondern Regeln der Schlüsse in den vier Figuren giebt, ist Rec. nicht durchgängig zufrieden. Diese Regeln selbst sind nicht überall richtig ausgedrückt. So giebt der Verf. (§. 103.) als Regel der Schlüsse in der ersten Figur an, daß der Obersatz allgemein seyn, d. i. daß in demselben das Prädikat dem Subjekte ohne alle Ausnahme müsse beygelegt werden. Dieser Ausdruck paßt nur auf die bejahenden Urtheile; nun aber kann der Obersatz in dieser Figur auch verneinend seyn. Sodann ist die Regel selbst nicht bewiesen. — Und doch hätten die Regeln der ersten Figur um so schärfer bewiesen werden sollen, da der Verf. die übrigen Figuren, um ihre Regeln zu beweisen, auf die erste reducirt.

Von der zweyten Figur sagt der Verf. (§. 99.), daß der Mittelbegriff in dem Obersatze nicht an der ihm zukommenden Stelle stehe. Er nimmt also die erste Figur als Maaßstab aller übrigen an, und behauptet, daß nur in dieser, der Mittelbegriff am rechten Ort stehe. Allein dieß ist eine ganz willkührliche und grundlose Voraussetzung, da auch in der zweyten Figur sehr natürlich geschlossen wird. Der Verf. glaubt, daß in den Schlüssen dieser Figur keine Absolge seyn würde, wenn der Obersatz nicht entweder simpliciter oder per contrapositionem umgekehrt würde, und führt das Beyspiel an: alles Metall läßt sich schmelzen; Holz läßt sich nicht schmelzen; also ist Holz kein Metall. Allein diese Folgerung ist einleuchtend, ohne daß man nöthig hätte, mit den Prämissen eine Veränderung vorzunehmen; denn der Untersatz sagt, daß das Holz von allem Schmelzbaren verschieden sey; wenn man sich nun das Metall als schmelzbar denkt: so muß das Holz in dieser Hinsicht vom Metall verschieden seyn. Das wird Jedermann sogleich einsehen.

Rec. ist durch die Art, wie der Verf. die Syllogistik abgehandelt hat, aufs neue überzeugt worden, daß sich die Regeln derselben nicht mit der erforderlichen Bündigkeit und

Syl-

Evidenz beweisen lassen, wenn man sich nicht der Charakteristik bedient. Das Lob, das gewöhnlich der Logik beygelegt wird, daß ihre Regeln sich mit einer mathematischen Evidenz beweisen lassen, betrifft auch nur die Lehre von den Schlüssen: in den übrigen Theilen hat sie nichts vor andern Wissenschafften voraus. Um so mehr sollte man ihr dieses Lob zu erhalten suchen.

Bey dem hypothetischen Schlüsse leitet der Verf. die Regel der verneinenden Schlußart (modi tollentis), wo von der Falschheit des Hintergliedes (consequens) im Obersatz, auf die Falschheit des Vordergliedes (antecedens) in demselben geschlossen wird, daraus her, daß das Hinterglied schon im Vordergliede enthalten und gedacht sey (S. 110). Allein wenn dieser Grund richtig wäre: so würde man auch von der Falschheit des Vordergliedes auf die Falschheit des Hintergliedes schließen können; welcher Schluß doch bekanntlich nicht angeht. Ueberhaupt hält Rec. es nicht für richtig, daß in einem hypothetischen Urtheile, das Hinterglied in dem Vordergliede enthalten sey: denn so würden dergleichen Urtheile analytische seyn; welches sie doch nicht sind. In dem Urtheil: wenn die Kugel *A* an die Kugel *B* stößt: so muß sich die letztere bewegen; wird zwar die Bewegung der Kugel B als eine nothwendige Folge von dem Stoß der Kugel A gedacht: aber deßwegen ist die eine Vorstellung nicht als Bestandtheil, in der andern enthalten. Der Grund, warum ich in diesen und andern Fällen nicht subsumiren darf: nun stößt die Kugel *A* nicht an die Kugel *B*; folglich wird sich die letztere nicht bewegen; ist ohne Zweifel, weil die Veränderung in einem Dinge (wenn sie nicht in ihrer durchgängigen Bestimmung gedacht wird, welches uns bey unserer mangelhaften Kenntniß aller Umstände unmöglich ist;) mehr als Eine Ursache haben kann. Dagegen schließe ich ganz richtig; nun bewegt sich die Kugel *B* nicht; folglich stößt die Kugel *A* nicht an sie an. Denn wenn sich die Kugel B nicht bewegt: so muß es an einer Ursache ihrer Bewegung überhaupt, mithin auch an dem Stoße der Kugel A fehlen. Rec. sieht daher nicht ein, wie man die Regeln des hypothetischen Vernunftschlusses ohne den Satz der Kaussalität, oder des Grundes überhaupt, beweisen kann. Uebrigens ist es eine richtige Bemerkung des Verf. (S. 110. Anm. 3.), daß, wenn das Vorderglied die einzig-mögliche Bedingung

gung des im Hinterglied ausgedrückten Verhältnisses des Prädikats zum Subjekte enthält, durch Aufhebung der Wahrheit des Vordergliedes allerdings auch die Wahrheit des Hintergliedes aufgehoben wird. Dieses läßt sich aber nur aus der Materie eines hypothetischen Schlusses beurtheilen; daher dergleichen Schlüsse in der Form immer fehlerhaft sind.

Der wichtigste Abschnitt in der Logik ist wohl der von der Wahrheit und dem Irrthum (S. 147. ff.). Da der Skepticismus, zu dem sich der Verf. bekennt, von ganz besonderer Art ist: so will Rec. dem Leser die Grundzüge desselben mittheilen.

1) Der Verf. geht von der (auch aus andern seiner Schriften schon bekannten) Behauptung aus, daß, wenn wir einen Gegenstand anschauen, der Gegenstand selbst unmittelbar unserm Bewußtseyn gegenwärtig ist: und er hält es für eine unerwiesene und unerweisliche Meinung des Dogmatismus, daß wir nie den Gegenstand selbst, sondern immer nur die Vorstellung desselben im Bewußtseyn gegenwärtig haben.

2) Diese in der unmittelbaren Anschauung des Gegenstandes bestehende Erkenntniß hält der Verf. für wahr. Er zweifelt also keinesweges, daß z. B. der Baum, wenn ich vor mir sehe, ein außer meiner Vorstellung vorhandenes Objekt ist. Dieß ist ihm vielmehr das Gewisseste in unserer Erkenntniß; wohl verstanden, daß hierbey die bekannten Regeln der Erfahrung beobachtet werden. (§. 139.)

3) Aber auch die auf die unmittelbare Anschauung des Gegenstandes sich beziehende, und mit derselben genau übereinstimmende Erkenntniß ist nach dem Verf. wahr. Wenn ich mir also den Baum gerade so vorstelle, wie ich ihn gesehen habe: so ist Wahrheit in meiner Vorstellung. Die Erklärung des Verf. hierüber ist folgende: (S. 152. Anmerk. 2.) „mit Recht kann man sagen, daß wahre Vorstellungen zu „den ihnen entsprechenden Objekten in eben dem Verhältnisse „stehen, in welchem Gemälde und Abbildungen, wenn sol„che richtig sind, zu den Originalen stehen, welche sie dar„stellen sollen. Denn gleichwie das Gemälde dieses lei„stet, daß wir uns von dem Originale eine Erkenntniß ma„chen können, und sobald als das Original angeschaut wird, „es als dasjenige Ding erkennen, welches in dem Gemälde

„abge-

„abgebildet worden ist; eben so setzen uns auch wahre Vor„stellungen in den Stand, die ihnen entsprechenden Dinge „nach ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen, und wenn die„se Dinge angeschaut werden, in solchen dasselbe Etwas zu „finden, welches vorher durch Vorstellungen dem Bewußt„seyn vorgehalten worden war."

4) „Ganz anders verhält es sich, nach der fernern Theorie des Verf. mit unsern Gedanken, die wir mit der gedachten Sache nicht vergleichen können. Von diesen giebt es kein allgemeines Kriterium der Wahrheit. Der Unterschied zwischen materialer und formaler Wahrheit ist, das Wenigste zu sagen, dem Sprachgebrauche nicht gemäß, (§. 141). Die Realität unsers Denkens bleibt daher immer ungewiß, sobald es Dinge betrifft, welche sich aller menschlichen Anschauung entziehen." (S. 157).

5) „Gleichwohl giebt es ein Fürwahrhalten aus unvollständigen Gründen, d. i. einen Glauben, vermöge dessen auch solche Dinge als wirklich angenommen werden, die niemals selbst Gegenstände des menschlichen Bewußtseyns seyn können. Der allgemeine Charakter dieses Glaubens ist ein Bedürfniß der Vernunft, dessen Merkmale S. 183 — 185 angegeben sind."

6) „Es giebt nur zwey Ideen in der menschlichen Vernunft, deren Fürwahrhalten alle Bedingungen des Glaubens hat: nämlich die Idee von einer ursachlichen Verbindung der Begebenheiten in der Sinnenwelt, und die von der Freyheit der menschlichen Entschliessungen." (S. 186.)

Die Gränzen einer Recension erlauben nicht, diese Theorie von der Wahrheit vollständig zu prüfen. Rec. begnügt sich daher, dem scharfsinnigen und wahrheitsliebenden Verf. folgende Bemerkungen mitzutheilen.

a) Begreift Rec. nicht, wie der Verf. bey unsern äußern Anschauungen, z. B. den Gesichtsempfindungen, auf die allein jene Benennung paßt, ein unmittelbares Verhältniß zwischen dem Gegenstand und dem Bewußtseyn annehmen kann. Wenn auch das äußere Medium, wodurch wir die Gegenstände sehen, nicht in Anschlag gebracht wird: so nehmen wir doch bekanntlich die Gegenstände nur vermittelst unserer sinnlichen Organe wahr. Sie sind

uns also nicht unmittelbar gegenwärtig. — Sodann ist ja das vorstellende Wesen selbst (man mag es nun Seele oder Gemüth nennen;) ohne Zweifel keine tabula rasa: es hat seine ursprüngliche Einrichtung, seine Anlagen, Vermögen, Kräfte, u. s. w. Sollte durch diese ursprünglichen Anlagen der Eindruck, den die Gegenstände auf uns machen, nicht modificirt werden? — Daraus folgt freylich noch keinesweges, was der Idealist behauptet, daß wir uns bloß unserer Vorstellungen bewußt sind, und von den Gegenständen lediglich nichts wahrnehmen; aber so viel doch, daß das, was wir die äußern Gegenstände nennen, zum Theil aus subjektiven Bestimmungen besteht. Durch diese Betrachtung kommt man auf den Leibnitzischen Begriff von einem Phänomen, in dem Realität ist, (phaenomenon bene substantiatum;) welches wohl am Ende die richtigste Vorstellungsart von unserer sinnlichen Erkenntniß seyn dürfte.

b) Unter Wahrheit scheint der Verf. bloß die Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit einem wirklichen, und zwar sinnlichwahrnehmbaren Objekte zu verstehen. Ist dieser Begriff von der Wahrheit nicht zu eng? — Der Verf. weiß ohne Zweifel so gut als der Rec., daß die geometrischen Figuren keine wirklichen Dinge sind, und daß, eigentlich zu reden, kein geometrisches Dreyeck, kein geometrischer Kreis, u. s. w. existirt. Gleichwohl schreiben wir den Sätzen im Euklid Wahrheit zu; und das mit größtem Rechte. Die reine Geometrie wäre also allein schon ein Beweis, daß es auch von nicht-wirklichen Dingen eine wahre Erkenntniß giebt. — Noch mehr: wir schreiben auch Erkenntnissen, die sich noch weiter von dem Sinnlichen entfernen, als die Geometrie, Wahrheit zu. Wir sagen z. B. von einem guten Moralsysteme, in welchem lauter abstrakte Begriffe und Urtheile vorkommen, daß es wahr sey. Wo ist hier die Uebereinstimmung mit einem wirklichen Gegenstande? Wollte man antworten: der wirkliche Gegenstand sey hier die menschliche Natur; so würde es nicht schwer seyn, bey allen unsern discursiven Erkenntnissen einen solchen Gegenstand ausfindig zu machen. Dann würde aber der Verf. seinen Begriff von der Wahrheit aufgeben, und ihn wenigstens sehr erweitern müssen.

c) Der Verf. kann nicht einmal, ohne inconsequent zu seyn, läugnen, daß, wenn bey den äußern Anschauungen, nicht der Gegenstand selbst, sondern nur die Vorstellung desselben,

selben, unserm Bewußtseyn gegenwärtig ist, in unserer Erkenntniß dieser Art Wahrheit sey. Denn wenn, wie er zugiebt, in den Vorstellungen der Einbildungskraft, die sich auf gehabte Empfindungen beziehen, und eine getreue Nachbildung derselben sind, Wahrheit ist; warum sollte nicht auch in denjenigen Vorstellungen Wahrheit seyn, die sich auf die Gegenstände unmittelbar beziehen, und als getreue Abbildungen derselben angesehen werden können? —

d) Der Verf. hält es (S. 147.) „für einen Mißbrauch des Wortes Wahrheit, wenn man diejenige Beschaffenheit des Denkens, vermöge welcher es frey vom Widerspruche, und mit sich selbst übereinstimmend ist, für eine Art der Wahrheit ausgegeben, und solche die formale Wahrheit genannt hat. Dieser Mißbrauch sey wohl dadurch mit veranlaßt worden, daß man die Verknüpfung nach logischen Gesetzen zugleich für ein Kennzeichen der Uebereinstimmung derselben, mit den dadurch vorgestellten Sachen angesehen habe." — Allerdings ist die bloße Gedenkbarkeit eines Gegenstandes, und gewisser demselben zukommenden Prädikate, wenn diese auch den logischen Gesetzen ganz gemäß deducirt seyn sollten, noch nicht hinreichend, zu behaupten, daß es in der Wirklichkeit einen solchen Gegenstand giebt. Das hat auch, so viel Rec. weiß, noch kein Philosoph behauptet. Aber eine ganz andere und höchst wichtige Frage ist es, ob wir nicht, wenn einmal wirkliche Gegenstände mit gewissen Beschaffenheiten von uns angenommen sind, und angenommen werden müssen, vermittelst der nothwendigen Gesetze unsers Verstandes, auf andere in der Wahrnehmung nicht gegebene Bestimmungen derselben, ja selbst auf wahre Gegenstände kommen können, die ihrer Natur nach, zu keiner Wahrnehmung und Anschauung geeignet sind; ob z. B. wenn wir einmal uns und Dinge außer uns, als wirklich annehmen, wir nicht, vermöge des Grundsatzes der Kaussalität, auf eine von uns und der Welt verschiedene Ursache schliessen, und diese Ursache gleichfalls als wirklich, ja als das Princip aller Wirklichkeit annehmen müssen, ob sie gleich kein Gegenstand einer sinnlichen Anschauung ist, noch seyn kann. — Die Kantische Philosophie ist bekanntlich über diesen wesentlichen Punkt unsrer Erkenntniß höchst schwankend und inconsequent. Denn auf der einen Seite schränkt sie den Grundsatz der Kaussali-

sie bloß auf die Sinnenwelt ein, und behauptet, daß er auf die Dinge an sich schlechterdings nicht anwendbar sey: auf der andern, nimmt sie gleichwohl reelle, von unsern Vorstellungen verschiedene Dinge, Dinge an sich an, die noch dazu die Ursachen unserer Vorstellungen seyn sollen. Sie geht also mit dem Grundsatze der Kaussalität, aus der Welt der Erscheinungen hinaus, und wendet ihn auf Dinge an, die keine Erscheinungen sind. — Was unsern Verf. betrifft: so scheint er den Gebrauch dieses Grundsatzes bloß auf die Sinnenwelt einzuschränken (S. 186.); und auch dieses wissen wir eigentlich nicht, sondern glauben es bloß, d. i. es ist ein bloßes Bedürfniß unserer Vernunft, die Begebenheiten in der Sinnenwelt in einer ursachlichen Verbindung zu denken. Von dieser Einschränkung des Grundsatzes der Kaussalität sieht aber Rec. keinen hinlänglichen Grund in der Theorie des Verf. Denn die S. 183 — 185. angegebenen Kriterien von einem Bedürfnisse der Vernunft führen auf eine uneingeschränkte Anwendbarkeit des Grundsatzes der Kaussalität; nach denselben muß dieser Grundsatz sowohl außer als innerhalb der Sinnenwelt gültig seyn. Das Letztere anzunehmen, wäre nach des Rec. Ueberzeugung wohl das Beste, und möglich besser, als sich mit den Worten Glauben, Bedürfniß der Vernunft, u. s. w. zu behelfen, wodurch doch eigentlich nichts Neues gesagt wird. Bey dem Worte Glauben ist hoffentlich von keinem blinden, sondern einem philosophischen Glauben die Rede: man muß also, wie der Verf. selbst sagt, immer Gründe haben, etwas zu glauben. Was können aber diese Gründe anders seyn, als die Erfahrung, verbunden mit den nothwendigen und höchsten Gesetzen der Vernunft? Dieß sind und bleiben die einzigen ächten Bestandtheile der Philosophie, und aller menschlichen Erkenntniß. Wer sie trennt und isolirt, wird nie ein haltbares System errichten. — Die neue und neueste Geschichte der Philosophie ist ein sprechender Beweis hievon.

Was der Verf. (§. 159.) von den indemonstrabeln und unmittelbar gewissen Urtheilen sagt, ist für Rec. nicht ganz deutlich. Auf der einen Seite gesteht er, daß, wenn es in unsrer Erkenntniß nichts unmittelbar Gewisses gäbe, auch keine vermittelte Gewißheit darin vorkommen könnte. Auf der andern aber läugnet er ausdrücklich, daß es unmittelbar gewisse Urtheile gäbe. „Denn," sagt er

(in der Anm. 1.) „wenn ein Satz unmittelbar wahr seyn sollte: „so müßte er es entweder kraft seiner Materie, oder kraft seiner „Form seyn. Zum Wesen der Vorstellungen nun, welche in einem Satz verbunden worden sind, gehört nicht dieses, daß sie „sich auf ein von ihnen verschiedenes, und außer der Vorstellungskraft befindliches Ding beziehen, und damit übereinstimmen; denn man kann sich Dinge vorstellen, die gar „nicht da sind. In der Materie der Sätze ist also keinesweges schon die Wahrheit derselben unmittelbar gegeben. „Aber auch nicht in ihrer Form; denn die Kopula bedeutet „nur ein Verhältniß der Vorstellungen zu einander im Verstande, und drückt gar keine Beziehung derselben auf ein „von ihnen verschiedenes Ding aus.“ Wenn dieses Raisonnement richtig wäre: so sieht Rec. nicht ein, wie der Verf. von der Wahrheit irgend eines Satzes überzeugt seyn kann. — In der folgenden Anmerkung bestreitet der Verf. die gewöhnliche Meinung, daß doch wenigstens die analytischen Urtheile unmittelbar wahr seyen. Er giebt zu, daß zwar jedem analytischen Satze Nothwendigkeit in Ansehung der Verbindung des Prädikats mit dem Subjekte zukomme. Allein diese Nothwendigkeit enthalte noch gar keine Beziehung des Begriffes, der zum Subjekt diene, auf ein von diesem Begriffe verschiedenes (wirkliches) Ding, u. s. w. — Man sieht, daß hierbey wiederum der Begriff, den sich der Verf. von der Wahrheit gemacht hat, zum Grunde liegt; daß er aber selbst diesem Begriffe nicht überall getreu geblieben, und dieses Wort auch in einer weitern Bedeutung genommen hat, beweiset die Stelle S. 66., wo er von dem hypothetischen Urtheile sagt, daß der Vordersatz desselben falsch, und doch das Urtheil wahr seyn könne, wenn nur der Hintersatz in dem Vordersatze als nothwendige Folge enthalten sey. Hier ist von keiner Beziehung auf ein wirkliches Objekt, sondern bloß von einer nothwendigen Verknüpfung der Begriffe die Rede. — In der dritten Anmerk. behauptet der Verf., daß wir die sogenannten Axiome um der Gewißheit der Anschauungen willen, auf welche sie sich beziehen, und aus denen sie abgeleitet sind, für wahr gelten lassen. Das geometrische Axiom: „zwischen zwey Punkten giebt es „nur Eine gerade Linie,“ wäre also bloß um deßwillen wahr, weil es sich auf Anschauungen (ohne Zweifel von existirenden Gegenständen) bezieht; und wenn wir zwischen zwey physischen Punkten keinen geraden Faden, keinen ge-

nden Stab u. s. w. gesehen hätten: so würden wir dieses geometrische Axiom nicht für wahr halten können.

Rec. muß bekennen, daß er dieser Theorie von der Wahrheit, und dem Kriterium derselben, die, wie man wohl sieht, auf die Lockische hinausläuft, nicht beystimmen kann, und daß er durch die bekannte Distinktion zwischen den zufälligen und nothwendigen Wahrheiten, die auch dem gemeinen Menschenverstande einleuchtet, (verités de fait, und verités de raison, wie sie Leibnitz nennt,) ungleich mehr befriediget wird. Mein gegenwärtiger Gedanke: die Sonne scheint, ist ohne Zweifel wahr, weil er mit einem wirklichen Objekt außer mir übereinstimmt. Allein der Gedanke: „die drey Winkel in einem Dreyecke sind „gleich zweyen rechten," ist nicht minder wahr, weil ich durch die nothwendigen Gesetze des Denkens, die der Grund aller Wahrheit sind, darauf geführt werde; und er würde wahr seyn, wenn auch kein Dreyeck existirte; wie denn, genau zu reden, kein rein geometrisches Dreyeck existirt. Ja, wenn es erlaubt wäre, Grade der Wahrheit, wie Grade der Gewißheit, anzunehmen: so könnte man mit Grund sagen, daß das letztere Urtheil wahrer ist, als das erstere; denn dieses hört auf, wahr zu seyn, wenn die Sonne untergegangen ist; auch bin ich nie ganz vor dem Betrug der Sinne gesichert; da hingegen das Urtheil von den drey Winkeln in einem Dreyecke, ewig wahr ist und bleibt, und in Ansehung seiner, kein Irrthum zu fürchten ist. Hr. Kant hat dieses so sehr gefühlt, daß er die Wahrheit der geometrischen Sätze durch seine sogenannten Anschauungen *a priori* zu sichern gesucht hat. Allein da er diesen Anschauungen a priori nur deßwegen und in so fern Wahrheit beylegt, als sie sich auf (wirkliche oder mögliche) Erfahrung beziehen: so trifft er wieder mit Locken zusammen, und seine ganze Theorie von der Wahrheit wird einseitig und schwankend.

Nach dem Bisherigen zu urtheilen, könnte man den Verf. leicht zu den Skeptikern zählen; und dieses um so mehr, da er an mehrern Orten die skeptische Methode als die einzig gute in der Philosophie empfiehlt. Allein das, was er die skeptische Methode nennt, ist keine andere, als die kritische, und besteht nach §. 167. „in einer Art von Zweifel; der aber aus „einem lebhaften Interesse, das man an Wahrheit und Ge-

„wißheit nimmt, entspringt, und es nicht bey der Aufsu„chung und Verstärkung der Einwürfe gegen die Wahrheit „der Lehren in den Wissenschaften bewenden läßt, sondern zu„gleich zu Versuchen antreibt, die Einwürfe aus dem Grun„de zu heben, und die in der menschlichen Erkenntniß ent„deckten Mängel zu verbessern." Diese skeptische Methode zu philosophiren, ist nicht nur schädlich, sondern sie hat ihren großen Nutzen. Sie ist besonders in einem Zeitalter nothwendig, wo eine neue Philosophie alle andere philosophische Systeme zu zerstören, und sich auf den Trümmern derselben zu erheben gesucht hat. Diese kann man am besten mit skeptischen Waffen bestreiten: und wer hat es mit mehr Scharfsinn und besserm Erfolge gethan, als der Verf.? — Aber mit dieser skeptischen Methode läßt sich die dogmatische sehr gut vereinigen: zwar nicht diejenige, die der Verf. meint, und die darin besteht, „daß die Grund- und Folge„sätze einer Doktrin deßwegen als völlig zuverlässig behan„delt werden, weil sie schon seit langer Zeit von andern „Menschen für ausgemachte Wahrheiten gehalten worden „sind." (S. 192.) Eine solche dogmatische Methode wird billig in der Philosophie verworfen. — Warum soll man aber nicht, wenn man lange genug die verschiedenen philosophischen Systeme geprüft, und Gründe gegen Gründe abgewogen hat, endlich zu einem Systeme gelangen können, das die meisten und stärksten Gründe für sich hat? Und wenn denn dieses System im Wesentlichen mit den Systemen der größten Philosophen älterer und neuerer Zeiten übereinstimmte; sollten nicht diese Autoritäten ein neues Gewicht in der philosophischen Waagschale seyn, die sich zum vernünftigen Dogmatismus wiegt? — Daß ein solcher selbstdenkender Kopf, auch nachdem er seine Parten genommen hat, doch noch immer für neue Wahrheiten, neue Ansichten, und Berichtigungen seines Systems offen ist, versteht sich von selbst; aber gewiß wird er sich nicht mehr von jedem Wind einer neuen Lehre, wie ein Rohr hin und hertreiben lassen, und nicht jeden philosophischen Marktschreyer anstaunen, der mit der Versicherung auftritt, daß es vor ihm keine Philosophie gegeben habe! — Noch kann Rec. eine Bemerkung nicht zurückhalten, die er allen akademischen Lehrern zur Beherzigung vorlegt. Die skeptische Methode taugt nichts bey dem ersten akademischen Unterrichte; sondern der Lehrer muß der akademischen Jugend, die er unterrichten

soll,

ten, jüngerern ein dogmatisches System vortragen, wenn er Nutzen stiften will. Rec. hat sogar bemerkt, daß die skeptische Behandlungsart einer philosophischen Materie die Jugend nicht einmal interessirt. Und das ist auch ganz natürlich: denn der wißbegierige Jüngling möchte gern wissen, nicht was sein Lehrer bezweifelt, sondern was er für wahr hält. Freylich kommt es in diesem Falle sehr viel auf die Güte des Systems an. Allein Rec. wagt es zu behaupten, daß ein mittelmäßig gutes System doch immer besser ist, als das ewige Hin- und Herschwanken zwischen allerhand Meinungen, wobey man zu keinem festen Punkte kommt, auf dem man stehen kann. Der gute Kopf, der ein solches System gelernt hat, (denn auch philosophische Systeme lassen sich so gut lernen, als die Geometrie, was auch Hr. Kant, Hr. Fichte, Hr. Schad, u. s. w. dagegen sagen mögen;) wird schon hinternach noch weiter darüber nachdenken, es berichtigen, und es allenfalls mit einem andern bessern vertauschen. —

Ungeachtet aller bisherigen Kritik kann Rec. diese Schulzische Logik, wegen der Deutlichkeit, Gründlichkeit und Präcision, die im Ganzen herrschen, dem Leser mit gutem Gewissen empfehlen. Besonders hat Rec. in der Methodenlehre viele treffliche Reflexionen gefunden, wovon er nicht umhin kann, einige auszuheben:

„Nichts hat wohl zu allen Zeiten so nachtheilig gewirkt, „die möglichen Fortschritte in der Erkenntniß des Wahren „so sehr gehemmt, und den Gebrauch der Vernunft einem „lähmenden Mechanismus unterworfen, als wie das Lobpreisen der grossen Männer. Zwar kann der Eifer, „mit welchem diese Männer die menschliche Erkenntniß zu „erweitern, oder von Irrthümern zu reinigen bemüht ge„wesen sind, nicht genug gepriesen, und muß immer als „Muster der Nachahmung empfohlen werden. Aber jenes „Lobpreisen wird äußerst nachtheilig, wenn man die Urtheile „der großen Männer für unverbesserlich richtig, oder für das „non plus ultra in der Erkenntniß eines Gegenstandes aus„giebt, und dadurch mittelbarerweise alle fernere Nachfor„schungen über denselben Gegenstand für überflüssig erklärt. „Mehrentheils wird man aber finden, daß seichte, und nur „mit oberflächlichen Einsichten von den Wissenschaften verse„hene Köpfe, sich in solchen Lobpreisungen am meisten gefal-

 „len,

„len, indem sie darin Nahrung, eben sowohl für ihre Trägheit, als für ihre Eitelkeit finden. Die Unfehlbarkeit des hochgepriesenen Mannes macht nämlich das Prüfen seiner Aussprüche, und alles weitere Nachspähen über eine Sache überflüssig: die Uebereinstimmung ihrer Gedanken mit den seinigen aber scheint ihnen doch immer eine Aehnlichkeit mit ihm selbst zu verschaffen.“ (S. 166.)

Da man in unsern Zeiten so sehr auf systematische Einheit in der philosophischen Erkenntniß, und auf ein erstes Princip dringt, aus welchem die ganze Philosophie sich soll herleiten lassen; so ist Folgendes ein Wort zu seiner Zeit geredet:

„Die systematische Einheit hat ein großes Interesse für den Verstand, und er geht ihr daher bey allen Arten der Erkenntniß von selbst so eifrig nach, daß man eben nicht nöthig hat, ihn dazu noch besonders anzuhalten. Es ist vielmehr sehr nützlich, sein Streben darnach zu mäßigen, und ihm bey der Befriedigung derselben Vorsicht einzuschärfen, indem, wenn er demselben blindlings folgt, sehr leicht der wesentliche Unterschied der Dinge übersehen, und mit eingebildeten Aehnlichkeiten ein leeres Spielwerk getrieben wird. Auch kann man nicht sagen, daß der Mangel einer systematischen Einheit der Gewißheit der Lehren einer Wissenschaft Abbruch thue. Vielmehr können diese Lehren über alle Besorgniß eines Irrthums erhaben seyn, und sich doch auf mehrere Grundsätze, die in Ansehung ihrer Gewißheit von einander gänzlich unabhängig sind, stützen; wie dieses z. B. in der Mathematik der Fall ist.“ (§. 171.)

Hier und da ist der Verf. von der bisherigen Bedeutung der logischen Kunstwörter ohne Noth abgegangen. So erklärt er (S. 199.) den bekannten Ausdruck: vitium subreptionis, dadurch, daß bey dem Beweise der Falschheit eines Satzes, auf eine Einschränkung, womit der Satz als wahr aufgestellt worden ist, keine Rücksicht genommen wird. Diese Bedeutung hat Rec. noch in keiner Logik gefunden.

Bey den ausschließenden Sätzen (propos. exclusivae) soll nach S. 61. die Allgemeinheit eines Urtheils durch Anführung einer Ausnahme, aufgehoben werden. Dieß ist nicht die Natur der exklusiven Sätze; vielmehr enthält ein solcher Satz zwey Sätze, wovon der eine allge-

allgemein bejahend, und der andere allgemein verneinend ist. Wenn ich sage: nur der Tugendhafte ist glücklich; so sage ich damit 1) ein jeder Tugendhafter ist glücklich; und 2) wer nicht tugendhaft ist, ist nicht glücklich. Durch den letzten Satz wird die Allgemeinheit des erstern keineswegs aufgehoben.

Endlich ist es eine Unrichtigkeit, wenn der Verf. aus Gelegenheit des Kalkuls der Wahrscheinlichkeit (S. 204.) sagt, „daß, wenn mit zwey Würfeln gespielt wird, über„haupt ein und zwanzig verschiedene Würfe möglich seyen; „und daß unter diesen von den Nummern 6, 7 und 8, jede „auf drey verschiedene Arten können geworfen werden." Mit zwey Würfeln sind nicht nur 21, sondern 36 verschiedene Würfe möglich: und unter diesen kann die Zahl 7 auf sechs verschiedene Arten geworfen werden. Sie ist es aber allein, die auf so viel Arten geworfen werden kann.

Hd.

Was ist Religion, und was kann sie nur seyn? Eine genaue Bestimmung der einzigen höchsten Religion. In Briefen zweyer Freunde. Zerbst, bey Füchsel. 1803. 296 S. 8.

Man hat seit ein paar Decennien so viele Versuche gemacht, den Begriff der Religion auf mannichfaltig verschiedene Weise zu bestimmen, und zum Theil sehr willkührlich die Bedeutung dieses Wortes verändert. Aber keiner dieser Versuche zeugt von einem so hohen Grade der Geistesverwirrung, und der absprechendsten, unbescheidensten Verläugnung alles dessen, was die weiseren und besseren Menschen aller Zeiten für den Gegenstand der Religion erkannten; als dieser angebliche Briefwechsel zweyer Freunde, der indessen, wie es scheint, das Werk eines einzigen Verfassers ist; denn in allen siebenzehn Briefen ist keine Verschiedenheit der Schreibart und des ganzen Charakters merklich. Die Absicht ist nichts Geringeres, als allen Glauben an Gott, als ein wirkliches von der Welt unterschiedenes Wesen, und an eine wirkliche Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, und an eine göttliche Fürsehung und Weltregierung, durch bloße Verspottung

tung und Machtsprüche, als durchaus nichtig und grundlos zu stürzen, und dagegen das Universum als Gott, und Gefühle der Bewunderung, der Entzückung, der seligsten Wonne, bey den unendlich verschiedenen Arten der Anschauungen des Universums, (namentlich auch in den Armen eines reizenden Mädchens, S. 119) als die einzige Religion darzustellen. Keinen andern Gott zu glauben, als das Universum, oder, wie der Verf. schreibt, dasselbe in seiner Unendlichkeit, Universalität, Totalität, als das Unendliche, das Göttliche anzuschauen; das Universum als den Vater anzubeten, oder sich desselben stets zu freuen, und alles Schöne wonniglich zu genießen, und den Tod als den Uebergang zur Seligkeit zu betrachten, weil er der Uebergang ist aus dem Endlichen ins Unendliche, aus dem Zustande des Bewußtseyns in den Zustand der Bewußtlosigkeit, das ist es, was dieser ungenannte Apostel des Unglaubens unter dem Namen der höchsten einzigen Religion predigen will. Er scheuet sich nicht, fast auf allen Blättern mit den Worten: Göttlichkeit, Gott, heilig, u. s. w. ein muthwilliges Spiel zu treiben, da er sie in ganz anderen Bedeutungen und Beziehungen, als worin sonst diese Worte, und die Worte: religiös, Religiosität, irreligiös, Irreligiosität, fromm, gottlos, u. s. w. bisher gebraucht wurden, in diesen Briefen gebraucht hat. Eben so wenig scheuet er sich zu behaupten, das, was er fälschlich Religion nennt, sey die einzige wirkliche Christusreligion. Die christliche Religion sey ganz etwas Anders, als die Religion Jesu Christi, sie sey ein bloßer Wahn, und Unsinn. Frech mißbraucht er sehr häufig Stellen des Neuen Testaments, welchen er einen ganz anderen, als ihren wirklichen Sinn, unterlegt, um sich den Schein zu geben, als stimme seine Meinung mit der Lehre Jesu und der Apostel Jesu überein. Er verhehlt es auch gar nicht, daß man seine Exegese in Anspruch nehmen könne. Er schreibt S. 26 — 27.) in einer Note, daß er selbst wohl wisse, den Sinn, den er in den Stellen finde, die er anführt, sey nicht der buchstäbliche Sinn. Aber die Apostel müßten Jesum nicht recht verstanden haben. Denn sie versicherten ja, daß Jesus die einzige wahre Religion gehabt habe; folglich müsse er so gedacht haben, wie der Verf., weil es keine andere wahre Religion gebe, als die, die er habe. Es leuchtet von selbst ein, daß ein Mann, der einen solchen Schluß machen kann, entweder in einer gänzlichen Gemüthsverwirrung

geschrieb

geschrieben haben müßte, wenn er das wirklich für wahr hielte, was er schrieb; oder mit seinen Lesern Muthwillen treiben, und ihnen einbilden wolle, seine Lehre stimme mit Christus Lehre überein, damit er seiner Lehre desto leichter Eingang und Anhänger verschaffen möge. Bisweilen wird man versucht zu glauben, es sey im Kopfe des Verf. nicht allerdings richtig; allein der Totaleindruck des Ganzen nach wiederholter Lektüre macht dem Recensenten, der ungerne das Schlimmste denken möchte, es dennoch am wahrscheinlichsten, daß es dem Verf. nur darum zu thun ist, seine Meinung, (von welcher allerdings er sich überzeugt haben mag,) geltend zu machen, und daß er, um die Christen für dieselbe zu gewinnen, wider besseres Wissen sich nur das Ansehen giebt, als glaube er wirklich, Christus habe von Gott, Fürsehung, Unsterblichkeit und Universum, so wie er gedacht und gelehrt. Dieß bestätigen einzelne Aeußerungen, wie es scheint, wovon nachher Proben folgen sollen; obgleich andre wieder eine wenigstens partiale Geistesverwirrung zu verrathen scheinen.

Es gehört zu den Eigenheiten dieser Schrift, daß ihr Verf. weder mit Kant und den Kantianern, noch mit Fichte, noch mit der sogenannten Naturphilosophie zufrieden ist. Am meisten aber stimmt er doch Fichte bey, wenn gleich nicht in seiner Ansicht der Religion und des Universums. Ferner ist er mit der Vernunft sehr unzufrieden. Vor dem Erwachen der Vernunft zum Bewußtseyn, im bewußtlosen Zustande, lebte und webte der Geist im freyen Spiele der ganzen Fülle seiner Kraft im Unendlichen, in einem seligen Zustande. Mit dem Erwachen der Vernunft trat er ein in das Endliche und Beschränkte; und nun fühlt er, sich selbst unbewußt, in sich eine Sehnsucht nach dem Unendlichen, und diesem nähert er sich, wenn er sich vom Endlichen, vom Grübeln und Spekuliren der Vernunft losreißt, und mithin zugleich vom Glauben an Gott und Unsterblichkeit, und das Universum als seinen Gott in seiner Unendlichkeit anschaut, sich bey diesem Anschauen ganz seiner Phantasie überläßt, und in seligen Gefühlen der Bewunderung und Entzückung verliert. Spinoza und Jakob Böhme heißt ihm der Gotterleuchtete, der Göttliche! In diesem Zustande wird der Mensch außer sich keinen Gott anbeten; er bedarf keinen Gott, er ist selbst ein Gott. Phantasie ist ihm das Höchste, das Göttliche; Vernunft das Geringere, das Menschliche. Phantasie führt zur Anschauung des Unendlichen, des Göttlichen; die Ver-

 nunft

nunft vermag sich nicht über die Schranken des Endlichen und Irdischen zu erheben. Das Gute und das Sittliche nennt der Verf. das Irdische und Menschliche; zwar nothwendig für die Menschen zu ihrem Nutzen, aber doch nicht das Höhere, das Göttliche. Das Schöne hingegen ist ihm das Höhere, das Göttliche, und das höchste Gefühl in der Anschauung und im Genusse des Schönen in seinen unendlich verschiedenen Gestalten im Universum, beliebt er die höchste Religion zu nennen. Er ist sehr unzufrieden mit denjenigen, welche das Sittlichgute zu befördern zum Endzweck der Religion machten, und will eben darin den Grund der geringeren Religiosität unserer Zeit suchen. Poesie ist nach seiner Meinung das Göttliche. Aristophanes Dramen, worin er die Götter durchzieht, sind ihm nicht minder göttlich, als Hymnen zum Preise der Gottheit. Schicksal ist ihm ein höherer Begriff als Fürsehung. Schicksal ist das Göttliche, Fürsehung ist ein menschlicher Begriff, von der menschlichen Vernunft erdacht, die überall Zweckmäßigkeit und Sittlichkeit fordert. Den Einwurf, daß doch der Begriff einer Fürsehung erst unter kultivirteren Menschen; die Meinung von einem Schicksal aber früher entstanden sey, fertigt er mit der Bemerkung ab, daß die sogenannte Kultur der Menschen nicht die wahre sey; daß die Menschen im ursprünglichen Naturzustande religiöser gewesen, durch die Kultur aber zwar sittlicher, jedoch minder religiös, aus Göttern Menschen geworden, aus dem Unendlichen in das Endliche übergegangen seyn, und daß die vollendete Kultur wieder zu dem Zustande führen müsse, worin die Menschheit ursprünglich bewußtlos gewesen sey, da sie noch keinen Gott außer dem Universum in seinen unendlichmannichfaltigen Anschauungen, die Natur, in allen ihren Handlungen und Wirkungen anbetete. Unter allen vorhandenen hält er daher die griechische Religion für die vollkommenste, weil sie das Produkt der unendlich mannichfaltigen Anschauungen der Natur, und das Universum in allen seinen Handlungen und Wirkungen ihre Gottheit war, und weil die Griechen überall das Schöne als das Höchste betrachteten, und demselben das Gute und Sittliche unterordneten. Das Universum offenbart sich als Körper und Geist, beyde sind ursprünglich eins, und der Organismus, der beyde als Harmonie zwischen beyden verbindet, ist das Höchste. Alles ist Eins, ein Ganzes, und die Individuen sind Theile eines Ganzen. Das Ganze aber, das Univer-

sum in seiner Unendlichkeit, ist in seiner Individualität angeschauet, die Gottheit! — Als Belege des bisherigen Berichts von diesem abentheuerlichen Produkte, setzt Rec. die eigenen Worte der Schrift an einigen Stellen hinzu.

So heißt es gleich S. 16. von allen andern Menschen: „Ihr Gott sey ihnen also entrissen, und ihre sterbliche Unsterblichkeit vernichtet; ohne ihren Götzen und ihre sterbliche Unsterblichkeit sollten sie stehen und beten, bis sie geheiligt sind zu dem alten Gott, und zu der Fortdauer im Universum, das seit Christus Uebertritt ins Unendliche so vereinzelt ist, daß es die Menschheit nicht mehr erkennt! Aufgeschreckt sollen sie werden, weil jede leise Berührung ihr Innerstes nicht trifft; fühlen sollen sie, daß ihr Glaube nichts ist, weil ihr Gott und ihre Unsterblichkeit nichts ist; einsehen sollen sie, daß nur das Unendliche, das Universum, ihre Gottheit, und nur das Hinübertreten in das Unendliche ihre Unsterblichkeit, daß nur das Anschauen dieses Unendlichen in seinen zahllosesten Gestalten, Modifikationen, kurz in allen möglichen Erscheinungen, mit dem seligsten Gefühl begleitet, Religion seyn kann!“ — S. 26. „Nur das Anschauen des Alles in Allen, wie Christus von der Gottheit redet, des Universums, der Unendlichkeit oder Totalität, mit der Bewunderung, den Gefühlen und Empfindungen, die sie begleitet, ist Religion!“ — S. 46. heißt die Einbildungskraft das einzig Wahre und Göttliche. — S. 66—67. „Jedes Volk betet einen Gott an, erkennt ein allmächtiges Wesen, das heißt, es hat religiöse Empfindungen und Anschauungen. Im Wesentlichen stimmen alle überein; denn alle leitet die Ahndung, das Gefühl, die Anschauung des Unendlichen, des Universums. Das, worin sie abweichen, ist eben bloß die endliche leere Hülle. Der Philosoph wird diese wegwerfen, und den innern Kern, das bleibende Uebersinnliche, das in Allen Identische, aufsuchen. Für die Philosophie ist das Göttliche, Absolute, der Indifferentismus, das Ewige, Identische. — Diejenigen, welche auf dem höchsten Standpunkte des Indifferentismus standen, schauten das Göttliche unter dem Bilde eines ewigen, lebendigen, organischen Ganzen an, unter dem Bilde einer Kreislinie.“ — S. 69. „Das Gute oder Moralische ist ein niedrigerer Begriff, als das Schöne, absolut Harmonische, Göttliche.“ — S. 93. „Mich wandelt oft ein Trieb

„an

an, mit meinen eigenen Ideen, oder mit den Meinungen und Grundsätzen andrer Menschen ein Spiel zu treiben. — Und so entzückt mich der Liebling der griechischen komischen Muse, wenn er bald den ehrwürdigen Sokrates in der Gestalt eines Sophisten vor dem Volke lächerlich macht, bald selbst die Götter durchzieht." — S. 120. „Liebe, Poesie und Religion sind eins, vom höchsten Standpunkte aus betrachtet. In allen weht der Geist, die unendliche Harmonie des Göttlichen, Ueberirdischen; denn ewige, unendliche Harmonie ist der Geist, das Leben des Universums. Religion ist die objektive Ansicht des Göttlichen, Liebe die subjektive, und Poesie die subjektobjektive." — S. 128. „Ich muß ein Höheres haben, um das, was ich erlernen will, daran anzuknüpfen, deutlich zu machen, und sein Verhältniß, seine Verbindung mit anderen Dingen zu zeigen. Aber wie kann dieß beym Unendlichen statt finden?" — S. 150. „Wo du nur deinen Blick hinrichtest, du magst etwas aus der Sinnen- oder Geisterwelt auffassen, überall wirst du, wenn du es potenzirst zum Unendlichen, wenn es deine Phantasie hinaufsteigert bis ins Unermeßliche, das Göttliche erhalten." — S. 166. „Die Komödien des Aristophanes, wo er die Götter durchzieht, sind eben so religiös, als die geistlichsten Hymnen." — S. 170. „In heiliger Begeisterung zog Aristophanes seine Götter durch, und ich — die Götzen der alten Welt. (Er meint die kirchliche Dreyeinigkeitslehre.) So wie in ihr die Gottheit das Höchste ist, und der Sohn vom Vater gezeugt wird, und der heilige Geist vom Vater und Sohn ausgeht: so ist es in unserer Lehre. Religion ist das Höchste, sie ist der Vater; Philosophie wird von ihr gezeugt, sie ist der Sohn, und die Poesie geht vom Vater und Sohn aus, sie ist der heilige Geist." — S. 185. „Dichter wollt ihr doch nicht verstehen? denn darüber streitet ihr, und sagt selbst, wer dieß versuche, der erhalte leere Gedanken, und benehme dem Gedichte alle Schönheit; man müsse es lesen, aber nicht erklären; denn wenn man es erkläre, gehe der Sinn verloren! und ihr habt Recht!" — S. 202. „Die Menschen waren, ehe sie (durch Kultur) Menschen wurden, Götter. Erst mit dem Erwachen des Bewußtseyns durch die Vernunft wurden sie endliche Wesen. Es ist Zweck der Bildung, die Menschen durch Kunst wieder zu dem zu bilden, was sie vorher, ohne Kunst, von Natur waren!" — „Der

„Mittel-

„Mittelbegriff, der beyde, Schicksal und Vorsehung, ver„bindet, ist der des Schönen, der Harmonie der göttlichen „Natur, oder wie du es nennen willst. Der Charakter „des Mittelbegriffs muß bewußtlose Zweckmäßigkeit „seyn, so wie sie sich im organischen Körper „findet." — S. 210. „Entweder hatte Christus die wah„re Religion, oder er hatte sie nicht. Nun aber behaupten „die Apostel, daß er sie hatte; ihre Erklärungen und Lehren „hingegen beweisen das Gegentheil. Der Sinn der Schrif„ten der Apostel also muß entstellt seyn, wie durch unsre ein„zig wahre Ansicht der Religion streng bewiesen ist." — S. 237. „Das Universum ist der höchste einzige Organis„mus, dieses ist göttlich; unsre Seelen sind Individua des „Universums, Ausflüsse der Gottheit." — S. 236. „Das „Göttliche wird bewußtlos und mit Bewußtseyn producirt: „Wir bringen es bewußtlos hervor, und in dem Bewußtlo„sen unseres Handelns, die Welt. — Gott erzeugt sich be„wußtlos durch unser Handeln." — S. 260. „Wie es für „die Natur keine andere Gesetze giebt, als nur Bildungsge„setze," (es ist ein Gräuel der neuen sogenannten Naturphilosophie, wenn sie behauptet, nothwendige Gesetze für die Natur a priori festzusetzen, und das Weltenall in seinen nothwendigen Mechanismus zu zerlegen!) „so giebt es auch für „den Menschen keine andere, als nur Bildungsgesetze. Er „wird nur für das Universum erzogen und gebildet, und soll„te keine andre Gesetze kennen, als die, welche von diesem „ausgehen, und zu diesem hinführen." — S. 262. „Der „Mensch so wie der Staat ist dann erst heilig und vollendet, „wenn er das Wahre und Gute nur durch das Schöne, und „umgekehrt, erkennt und ausübt. — Dann wird er kein „Wesen mehr außer sich zu verehren und anzubeten brauchen, „weil er dieses Wesen selbst ist, er lebt in Gott und Gott in „ihm." — S. 263—264. „Für sich selbst zwar ist Gott „(das Universum) von Ewigkeit her gleichsam fertig und „vollendet; denn er ist unendlich, über den Gränzen des „Raums und der Zeit erhaben. Aber für uns, die wir je„des nur unter der Form der Zeit und des Raums anschauen „können, wird er erst, oder wird werden Gott. An sich sind „wir es schon von Ewigkeit her; aber für uns werden wir es „erst in der Zeit. Denn Gott ist das sich ewigbildende Uni„versum, welches wir, ob es gleich unendlich ist, folglich auch „nie entstanden seyn kann, doch nur in der Zeit und im

„Raume

„Raume anschauen und auffassen können. Gott ist das „Universum, das ewige sich selbst producirende; er ist nichts „außer seinen Werken, sein Werk ist bloß die Anschauung „seiner selbst, die Natur ist der Leib Gottes, wie der Gott„erleuchtete Böhme sagt, und in jedem Individuum „lebt sein Wort, sein Geist, der Geist der gesammten Mensch„heit des Universums, das ewig nur sich selbst darstellt in „tausendfachen Formen und Gestalten. Diese höchste Wahr„heit, die Wurzel aller Wahrheit, haben schon die Indier „anerkannt. Denn sie sagen, Achan, ihr Gott, habe nicht „allein die Seelen, sondern auch alles Körperliche in der gan„zen Welt aus seiner eigenen Substanz, und zwar nicht bloß „als wirkende Ursache; sondern wie die Spinne ihr Gewebe „hervorgebracht. Die Schöpfung ist also nach dieser Mei„nung nichts anders, als die Ausdehnung seines eigenen We„sens, und ihre Zerstörung wird nichts anders seyn; als „wenn sich die Gottheit gleichsam in sich selbst wieder zusam„menzieht. Sonach ist nichts wirklich an allen Dingen, die „wir durch unsern Sinn erkennen, da alles, was wir für „mannichfaltig und verschieden halten, nur eins und dasselbe, „nämlich Gott selbst ist, u. s. w.

Rec. läßt es an diesen Belegen genug seyn, um noch für ein paar Bemerkungen Raum zu behalten. Man sieht, die heurigen Philosophieen haben dem Verf. die Vernunft als unfähig vom Uebersinnigen zu belehren, verdächtig gemacht. So hat er den Glauben an Gott, als einen von der Welt verschiedenen Urheber und Regierer der Welt, und an ein Fürsichbestehen und eine Unsterblichkeit des menschlichen Geistes ganz aufgegeben, und für die Sehnsucht seines Herzens nur bey der Phantasie Befriedigung gesucht, und die Wonnegefühle, deren diese durch Anschauung des Universums, als des Ewigen, alles aus sich Erzeugenden und in sich wieder Aufnehmenden, ihn fähig machte, mit dem Namen der Religion und heiliger Gefühle, und das Universum Gott und das Göttliche, und das Schöne, Harmonische, Entzückende jeder Art, das Göttliche oder ein Symbol des Göttlichen zu nennen beliebt.

Wie sich die Vernunft an allen ihren Verächtern zu rächen pflegt, so hat sie sich auch am Verf. sehr strenge gerächt! Welch eine Behauptung ist es, daß man eines Hörhern bedürfe, um von etwas zu belehren? Nur einer Analogie bedarf es; diese giebt aber in den meisten Fällen gera-

de das Geringere, an welches die Belehrung über das Höhere angeknüpft wird. So steigt auch die Vernunft vom Begriff des Endlichen zum Unendlichen hinauf! Welch ein Mißverstand ist es, wenn der Verf. das Universum unendlich nennt! Woher weiß er, daß es das ist? Unser Verstand und unsre Erfahrung kann das Universum nicht ausmessen; aber ist es deßwegen das Unendliche im eigentlichen Sinne? Und folgt daraus, daß wir es nicht ausmessen können, es könne nicht entstanden seyn? — Welch eine Verwirrung des Gemüths ist es, die Phantasie als das Höchste über die Vernunft zu setzen! Die Phantasie, die nur so lange wohlthätig für uns bleibt, so lange sie durch Vernunft geregelt wird! Welch eine verderbliche Lehre ist es, daß der Mensch an keine politische und moralische Gesetze gebunden seyn sollte; daß die Menschen im rohen Naturzustande Götter waren, und die Kultur dahin zurückführen solle; daß das Schöne höher als das Gute, und in Entzückungen der Phantasie die Seligkeit des Menschen zu suchen sey? Und welch ein leeres Spiel treibt der Verf., (wie er S. 93 selbst sagt,) mit den Worten: Gott und Religion, und mit den Begriffen, welche sonst mit diesen Worten verbunden werden! Sogar seine Unbekanntschaft mit der Bibel verräth er gleich im Anfange, da er die Worte, daß Gott sey Alles in Allen, die doch nur Paulus gebraucht hat, als Christus Worte beschreibt! Es wäre überflüssig, zur Widerlegung eines so elenden Buchs noch mehr hinzuzusetzen!

S.

Summarien der philosophischen Sittenlehre, oder propädevtischer Kursus einer wissenschaftlichen Moral, ohne Anhänglichkeit an irgend ein System, und ohne Terminologie desselben; für Gymnasien und bessere Erziehungsanstalten, und für den Gebrauch der Privaterzieher in gebildeten Familien geschrieben, von K. H. L. Pölitz. Hamburg, bey Nestler, 1802. 678 S. 8.

Die günstigen Erwartungen, welche schon der Titel von gegenwärtigem Buche erregte, fanden wir durch die Vorrede

noch

noch mehr bestätigt, und durch die Ausführung im Buche selbst beynahe erfüllt. Es ist nämlich dem wahren Philosophen allerdings eine erfreuliche Erscheinung, wenn er sieht, daß der menschliche Verstand sein angebornes Recht gebraucht, durch sich selbst zu denken; und diese Erscheinung ist dann um so erfreulicher, wenn er sich von einer vorhergegangenen Periode der sklavischen Sektirerey und Nachbeterey los reißt, und zugleich Muth genug hat, den zahlreichen Verbreitern des Sektengeistes unter die Augen zu treten, und trotz allem ihrem Geschreye, seines unveräußerlichen Rechtes, selbst zu sehen, sich zu bedienen. Wir finden dieß an unserm Verf. um so rühmlicher, als er Anfangs selbst zu der Zahl der Sektirer gehörte, und, angesteckt von ihrer Schwärmerey, auf alle Andersdenkende mit Verachtung herabsah. Er legt in der Vorrede von dieser seiner Verirrung ein lobenswürdiges Bekenntniß ab, und berichtet zugleich, daß er nun gänzlich von ihr zurückgekommen sey. „Bald," spricht er, „erschütterte die „fortgesetzte Prüfung dieses (des Kantischen) Systems, der „Umgang mit einsichtsvollen Männern, und die nähere Be„kanntschaft mit der Unbrauchbarkeit der spekulativen Syste„me für die Zwecke des wirklichen Lebens, den Glauben an „die Untrüglichkeit jenes Systems." (Vorr. S. X.) Nun that der Verf., was jeder wahre Philosoph thun soll, er errichtete sich selbst sein philosophisches Gebäude: denn eigentlich gehört das nur unser, was wir selbst durch eigenes Denken aufgefunden; nicht aber, was wir von Andern bloß durch Lesen in unser Gedächtniß aufgenommen haben. Dieß sein eigenes System benamt er Skepticismus, oder auch, welches uns noch passender scheint, neutrale Philosophie, Neutralitätsystem. Skepticismus nämlich hat mehr als einen Sinn, und verschiedene Grade; denn ganz etwas anders ist der Skepticismus des Pyrrho, und ganz etwas anders der des Carneades. Diesem letztern kommt des Verf. System am nächsten; unterscheidet sich aber doch in einem wesentlichen Punkte von ihm, nämlich darin, daß er keine Grade der Wahrscheinlichkeit zuläßt, und so viel von einer Seite weniger enthält, als es unsers Erachtens enthalten könnte, und enthalten sollte.

Es heißt Neutralitätssystem, weil es zwischen allen bisherigen Philosophieen so ziemlich in der Mitte steht, und von allen keines begünstigt. Dieß System hat im Ganzen sehr

sehr unsern Beyfall, und ist in den meisten Punkten dasjenige, zu dem auch wir uns in dieser Biblioth. verschiedentlich bekannt haben. Den Inbegriff desselben legt der Verf., damit er nicht mißverstanden werde, in aller Kürze so dar: „Der Mensch wird sich seiner selbst durch Vorstellungen bewußt. Er muß der Aussage seines Bewußtseyns folgen. „Er unterscheidet aber, nach jenen Faktis, im Bewußtseyn, „in den Vorstellungen Stoff und Form, ohne daß er weder „behaupten, noch läugnen kann, ob sein Bewußtseyn ausschließend von Vorstellungen abhängig sey, oder auch durch „wirkliche äußere Erscheinungen bestimmt werde; ob überhaupt ursprünglich Stoff und Form verschieden, oder ob „nicht beyde Eins und dasselbe sind. Er kann weder behaupten noch läugnen, ob der Stoff an sich ganz formlos sey, „und erst die Form durch die Thätigkeit des Subjekts erhalte: er unterscheidet wohl ein Bewußtseyn des Objektiven „vom Subjektiven; aber er kann weder behaupten noch läugnen, ob es überhaupt ein Objektives und Subjektives giebt, „ob außerhalb der Vorstellungen, ein reales oder ein ideales Verhältniß zwischen ihnen statt findet, und ob es überhaupt einen Unterschied zwischen den Dingen an sich und „den Erscheinungen giebt. — Es ist der Charakter seiner „Ueberzeugung, die Mitte zwischen dem Idealismus und „Realismus, zwischen dem Kriticismus und Dogmatismus, „zwischen dem Ableiten aller subjektiven Ueberzeugung aus der „Erfahrung, und zwischen dem Abläugnen aller Erfahrung, „zu halten. — Seine Philosophie ist streng neutral, weil er „kein herrschendes System beeinträchtigt, keins mehr als das „andere begünstigt. — Er gesteht die Möglichkeit zu, daß „entweder der Idealismus, oder der Realismus wahr seyn „könne; aber er ist auch von der Unmöglichkeit überzeugt, „diese Wahrheit, bey der gegenwärtigen Einrichtung des „menschlichen Erkenntnißvermögens, zu beweisen." (Vorr. Seite XVI.)

Einige Bemerkungen über diesen Grundriß des Neutralitätssystems wollen wir dem Verf. zur Beherzigung, und dem Leser zur gemeinen Prüfung vorlegen. Der erste Satz, daß wir uns durch Vorstellungen unserer selbst bewußt werden, muß unsers Erachtens wegfallen. Wird nämlich zugegeben, daß alles unserm Bewußtseyn Vorliegende Vorstellungen sind: so hat der Idealist offenbar gewonnen; denn als

dann ist alles Erkennen und alles Erkannte unser eigenes Machwerk. Auch streitet dieser Satz mit dem bald nachher aufgestellten, daß der Mensch weder behaupten noch läugnen kann, ob sein Bewußtseyn ausschließend von Vorstellungen abhängig ist, oder auch durch äußere Erscheinungen bestimmt wird.

In Ansehung der folgenden Sätze, muß nach unserm Dafürhalten der Unterschied des Carneades zwischen demonstrirten und unerschütterlich gewissen, und zwischen bloß wahrscheinlichen Sachen fest gehalten werden. Nämlich so: wenn von apodiktischer Gewißheit die Rede ist, dann müssen alle Sätze, wie der Verf. sie aufgestellt hat, zugestanden werden, so daß in Rücksicht auf diese, alle bisherige Systeme des Realismus, Kriticismus, Idealismus, und wie sie sonst Namen haben mögen, gleich wenig apodiktische Festigkeit haben, und der wahre Philosoph hier völlig neutral bleibt. Wenn aber von der Wahrscheinlichkeit die Rede ist, dann würde die Antwort etwas anders ausfallen; und der neutrale Philosoph würde mit Grund behaupten können, daß bis jetzt das Uebergewicht der beyderseitigen Beweise sich auf die Seite des Realisten neigt, das heißt, daß der Glaube an wirklich vorhandene Außendinge, und an ihren wirklichen Einfluß in unsere Erkenntniß, wie ihn der gemeine Menschenverstand bisher immer gehabt hat, auf stärkeren Gründen ruht, als die Behauptung der transcendentalen Idealisten. Der neutrale Philosoph würde diesemnach auch die Möglichkeit zugestehen, daß entweder der Idealismus oder der Realismus auch in unserer Philosophie das Uebergewicht bekomme, und daß mittelst fortgesetzter unermüdeter Forschung und Prüfung, eines dieser beyden Systeme den Sieg davon trage, wenn gleich keines von beyden apodiktisch erwiesen werden kann. In Ansehung aber der nun entstehenden Frage, wie viel, oder wenig Reelles in unserer Erkenntniß enthalten ist? würde unsrer Meinung nach der neutrale Philosoph mit dem Verfasser antworten, daß hierüber bis jetzt noch nichts hinlänglich Entscheidendes ausgemittelt ist; weil wir den Stoff und die Form unserer Erkenntniß bestimmt von einander zu scheiden nicht vermögen.

Von hier geht der Verf. zur Darstellung des Geistes seiner Sittenlehre über. „Der neutrale Denker," fährt er fort, „folgt also bey seinem Denken und Handeln, den Thatsachen des Bewußtseyns, die ihn als ein aus sinnlichen und „übersinnlichen Anlagen zugleich bestehendes, und also als

„ein

ein gemischtes Wesen darstellen, ohne doch Dualist im Sinne der Schule zu seyn. Da aber die Aeusserungen der beyden Theile seines Wesens sich im Bewußtseyn mit gleicher Stärke ankündigen: so legt er auch beyden, für die gegenwärtige Einrichtung seines Erkenntnißvermögens, gleiche Gültigkeit bey, ohne diese Gültigkeit nach ihrem übersinnlichen Grunde beweisen, oder über das künftige Verhältniß seines vorstellenden Subjectes zu den Vorstellungen selbst, wenn die gegenwärtige Einrichtung seines Vorstellungsvermögens aufhört, etwas Anders aufstellen zu wollen, als worauf ihn, nach der nothwendigen Einrichtung seines Vorstellungsvermögens, die höchsten Vorstellungen selbst, die Ideale, hinführen. Selbst diesen Idealen gesteht er keine objektive, sondern bloß subjektive Gültigkeit zu, und vermag weder zu beweisen, noch zu läugnen, ob und wie sie das denkende Wesen in einem andern Daseynszustande leiten, und zu Thätigkeiten bestimmen werden. Ihm ist alles, was über den ersten Akt der Freyheit, und über die ersten Ankündigungen der Freyheit, als Thätigkeit, im Bewußtseyn hinaus liegt, unerklärbar, und eine völlige terra incognita. — Er ist aber auch nicht Popularphilosoph, in wiefern er die Unerklärbarkeit der Freyheit, die subjektive Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des Gelingens einer Transscendentalphilosophie, und die Tendenz der Freyheit zur Realisirung gewisser Zwecke, wie diese Tendenz im Bewußtseyn wahrgenommen wird, an die Spitze seiner Untersuchungen stellt, und dadurch diesen Untersuchungen selbst Freyheit, Rundung und systematischen Zusammenhang giebt.“ (Vorrede S. XIX.) — „Der neutrale Denker führt das ursprüngliche und unmittelbare Ankündigen dieser sinnlichen und übersinnlichen Erscheinungen im Bewußtseyn, auf Anlagen zurück; das Ankündigen selbst nennt er Thätigkeit; das diesem Ankündigen zum Grunde liegende Prinzip, Freyheit; das Ziel, dem sich die Anlagen durch Entwickelung, und durch die Thätigkeit der Freyheit nähern, Zweck; den Inbegriff aller isolirten Zwecke, Endzweck. Dieser Endzweck ist ein Ideal, weil derselbe, während der gegenwärtigen Dauer der Existenz nicht ganz, und im harmonischen Gleichgewichte beyder Theile gegen einander, realisirt werden kann. Die Freyheit aber, die unerklärbar in ihrer Begründung, und bloß erkennbar in ihrer Thätigkeit ist, kann

„weder dem einen, noch dem andern Theile unsers Wesens „ausschließend zukommen; (es kann weder der Indeterminismus, noch der Determinismus bewiesen, oder geläugnet „werden) sie steht, nach den Aussagen des Bewußtseyns, denen wir lediglich folgen müssen, über, oder zwischen beyden, und leitet beyde. Die Erscheinungen der Freyheit „heißen gute Handlungen, sobald durch dieselben die beyden „Theile harmonisch verbunden, und die Zwecke derselben in „einem letzten Zwecke, so weit es auf Erden möglich ist, „gleichmäßig realisirt werden. — Die Thätigkeit der Freyheit führt auf einen idealischen Zeitpunkt hin, der den ganzen Menschen nach seinen zwiefachen Anlagen in einem „harmonischen Gleichgewicht umschließt, und darin liegt „der Grund eines Koordinationssystems in der Moral." (S. XXII.)

Unserer Meinung nach, geht auch hier des Verf. Philosophie in einigen Punkten nicht weit genug. Daß sie den Thatsachen des Bewußtseyns folgt, und von diesen allein ausgeht, daran thut sie sehr wohl; denn das müssen wir alle, und darüber kommen wir nicht hinaus, oder höchstens etwa nur eine kleine Spanne hinaus. Daß sie aber sich auf gar nichts weiter einlassen, und selbst mit Wahrscheinlichkeits-Gründen nicht weiter hinaus will, daran thut sie, glauben wir, nicht ganz wohl. Der Dualismus in Ansehung des Menschen, wenn er gleich sich nicht demonstriren läßt, und mithin aus dem Gebiete des eigentlichen Wesens ausgeschlossen werden muß: so hat er doch, so viel wir nach Abwägung beyderseitiger Gründe urtheilen können, stärkere für als wider sich, und mußte daher billig unter die im hohen Grade wahrscheinlichen Lehren der Philosophie aufgenommen werden. Dieß mußte er um so mehr, da er seit so vielen tausend Jahren den Angriffen der allersubtilsten Materialisten noch immer widerstanden, und schon dadurch das Vorurtheil für sich erregt hat, daß er auf keinen leeren, und leicht aufzudenkenden Einbildungen beruht. Er mußte es, wie es scheint, auch darum, weil der Streit der Spiritualisten und Materialisten hauptsächlich darauf mit beruht, ob die Erfahrungen und Beobachtungen, worauf der Spiritualist sich stützt, Richtigkeit und Gültigkeit haben; der größte Theil der Materialisten wird kein Bedenken tragen, zum Spiritualismus überzutreten, wenn man sie von der Zuverlässigkeit der Erfahrun-

fahrungen überzeugen kann, auf die der Spiritualist sich beruft.

Eben so halten wir auch dafür, daß des Verf. Philosophie, indem sie über den Determinismus und Indeterminismus gar nichts entscheidet, nicht weit genug reicht. Freylich demonstrativ läßt sich auch hier schwerlich etwas ausmachen; aber nach Gründen der Wahrscheinlichkeit dürften wohl beyde Parteyen in gewisser Rücksicht Recht haben, so nämlich: daß eine Freyheit in dem Sinne behauptet wird, welcher uns das Vermögen zusichert, aus uns selbst zu Handlungen uns zu bestimmen, und in den in uns enthaltenen Vorstellungen, Urtheilen und Triebfedern alles zu besitzen, was erfordert wird, damit eine gewisse Handlung hervorgehe. Eine solche Freyheit besteht mit dem Determinismus, und einer mehreren bedürfen wir zur Moralität nicht. Hierüber bedarf es einiger Entscheidung desto mehr, da der Streit von beyden Seiten hauptsächlich mit Erfahrungen geführt wird, indem die Indeterministen sich am meisten darauf stützen, daß eine Sittlichkeit vorhanden ist, und diese mit dem Determinismus nicht scheint bestehen zu können.

Doch es ist Zeit, von hier zur Untersuchung über das Moralsystem unsers Verf. überzugehen. Im Ganzen hat auch dieß uns sehr gut und brauchbar geschienen, und die Grundlagen desselben waren auch die, worauf Rec. glaubte bauen zu müssen. In einigen Nebenpunkten weicht indeß Rec. vom Verf. ab, weil er glaubt, daß hier noch Mehreres verbessert werden könne, und diese Nebenpunkte will er jetzt dem weitern Nachdenken des scharfsinnigen Verf. bemerklich machen. Des Verf. Gedankenreihe zur Begründung der Sittenlehre, ist folgende: „Der Mensch ist schon seinem „Körper nach das vollkommenste Thier: in seiner Vernunft „ist aber die Fähigkeit enthalten, sich über den ganzen Kreis „der sichtbaren Welt zu erheben, und sich selbst ein Ziel vorzuhalten, das weder durch den Mechanismus der Naturkräfte, noch durch die Antriebe des Instinkts erreicht werden kann. — So wie sich, bey der gegenwärtigen Einrichtung unsers Erkenntnißvermögens, die Geschöpfe der Erde, „dem Menschen nach ihren Anlagen ankündigen, werden wir „auf den großen Unterschied zwischen sinnlicher und geistiger Wirksamkeit hingeführt. Eine sinnliche Wirksamkeit „legen wir allen den Geschöpfen bey, die, nach den an ih-

„nen wahrgenommenen Erscheinungen, gänzlich auf physische „Anlagen eingeschränkt sind, so daß die Entwickelung und „Ausbildung dieser Anlagen, so wie die Erreichung des den- „selben vorgehaltenen Zweckes aus den uns bekannten Natur- „gesetzen erklärt werden kann. Eine geistige Wirksamkeit „aber schreiben wir den Geschöpfen zu, deren Thätigkeiten „nicht einzig und allein aus Naturgesetzen erklärt werden „können." (S. 4.) — „Wir folgen den Thatsachen des Be- „wußtseyns, und nehmen nach dem Zeugnisse desselben an, „daß der Mensch zwiefache, und in ihrer Wirksamkeit ver- „schiedene Anlagen in sich zu Einem harmonischen Ganzen „verbunden finde." (S. 7.) „Nicht vollendet, sondern nur „mit reichen Anlagen ausgestattet, geht der Mensch aus den „Händen der Natur hervor. Diese Anlagen können unmög- „lich das bleiben, was sie ursprünglich sind; was sie aber „werden, und wie sie es werden, ist für den Menschen nicht „gleichgültig. Inwiefern nun die zwiefachen Anlagen einer „stufenweisen und gesetzmäßigen Entwickelung fähig sind, in „so fern sind sie perfektibel. Vermittelst dieser Perfektibili- „tät seiner Anlagen aber, wird der Mensch fähig, einen ge- „wissen Zweck zu erreichen; denn der Zustand der Entwicke- „lung ist der Zustand des Tauglichwerdens und Annäherns „an einen, dem Menschen vorgehaltenen Zweck. Da nun, bey „dem Reichthume der menschlichen Anlagen, mehrere einzel- „ne [illegible], denen sich der Mensch vermittelst „der Entwickelung seiner Anlagen nähern kann: so muß es „auch für ihn einen letzten, oder einen Endzweck geben, in „welchem alle übrigen vereinigt sind, und welcher das letzte „und höchste Ziel aller seiner Bestrebungen ist. Diesen End- „zweck nennen wir aber die Bestimmung des Menschen." (Seite 8.)

Der Verf. ist nun zur Aufstellung eines Grundsatzes der Sittenlehre nun gelangt; dieser Weg aber scheint uns nicht der leichteste, und unbezweifeltste. Die Unterscheidung zwischen physischer und intellectueller Wirksamkeit, worauf zuerst gebauet wird, ist nicht klar und einleuchtend genug. Nicht klar genug, weil es nicht hinreichend bestimmt ist, welche Thätigkeiten aus Naturgesetzen erfolgen, und welche aus ihnen nicht erfolgen. Eigentlich erfolgen auch unsere höhern Thätigkeiten aus Naturgesetzen, nämlich aus den wesentlichen Gesetzen denkender und selbstthätiger Naturen. Man errath zwar,

zwar, daß der Verf. unter Naturgesetzen hier die mechanischen oder chemischen Gesetze der Körperwelt versteht; aber man erräth es auch nur; und dann ist der Unterschied zwischen dem, was diese Gesetze bewirken, und was aus der übersinnlichen Wirksamkeit erfolgen soll, nicht deutlich angegeben. Dieser Unterschied wird hier noch dadurch mehr verdunkelt, daß der Verf. eine zwiefache Wirksamkeit nur bey dem Menschen anzunehmen das Ansehen hat, und daß man also nicht weiß, wo man mit den Handlungen der vollkommneren Thiere hin soll. Nicht einleuchtend genug; denn ob in dem Menschen sich eine Wirksamkeit findet, die nicht nach mechanischen Gesetzen erfolge, ist nicht außer allen Streit; die Materialisten läugnen sie bekanntlich, und suchen alles auf einen Mechanismus der Fibern im Gehirne zurückzuführen. Unsers Erachtens wäre es demnach besser gewesen, davon auszugehen, daß wir handeln müssen, daß wir nach Vorstellungen handeln müssen; und daß wir daher gewisser Vorstellungen und Vorschriften von unsern Handlungen nothwendig bedürfen. Dann hätte weiter geforscht werden müssen, was unsere thätige Kraft in Bewegung setzt, und was also das Ziel ist, nach welchem unsere Kräfte ringen, um dieß nachher in Vorstellungen und Vorschriften für unsere Handlungen, und in einen letzten Endpunkt aller Handlungen zu verwandeln. So giengen die Gelehrten bey ihrer Grundlegung der Sittenlehre zu Werke, und so scheint es die natürlichste Stellung der Gedanken zu erfordern. Hier wird wenigstens alles klarer, bestimmter, und überzeugender; denn die einzelnen Glieder dieser Kette sind durch sich selbst unläugbar.

Die gegenwärtige Gedankenreihe wird dadurch noch lockerer in der Verkettung ihrer einzelnen Theile, daß die Lehre von der Bestimmung des Menschen mit hineingezogen wird, wobey der Zweifler mehrere Steine des Anstoßes zu finden nicht umhin kann. Vermöge der Perfektibilität kann zwar der Mensch sich einen gewissen Zweck vorsetzen; aber ob er es soll, ob er es muß, das ist noch sehr die Frage. Wie, wenn er sich entschließt, diese Vervollkommnung dem Zufalle zu überlassen? Wie, wenn er behauptet, er sehe sich nicht gedrungen, vollkommener zu werden, weil ihm sein gegenwärtiger Zustand hinlänglich behage? Wie, wenn er sogar mit manchen Philosophen behauptet, eine größere Vervollkommnung mache ihn nur unglücklich, mißmüthig, grübelsüchtig,

er befinde sich am besten, wenn er gleich den Kindern und Wilden, auf der untersten Stufe stehen bleibe, und bloß seinen Instinkten folge? Der Moralist soll nicht nur uns Vorschriften ertheilen; sondern vorzüglich auch uns davon überzeugen, daß es nicht in unserm Belieben stehe, sie anzunehmen oder zu verwerfen, er soll uns mit unserer Pflicht bekannt machen, und diese geht aus den Betrachtungen unsers Verfassers nicht hervor.

Von hier geht er zur Auffindung des letzten Zweckes oder des höchsten Zieles aller unserer Bestrebungen, oder auch der Bestimmung des Menschen auf folgende Art über: »wäre der Mensch »bloß mit sinnlichen Anlagen ausgestattet; so würde der letzte »Zweck seines Daseyns sehr leicht aufzufinden seyn. — Unter dem »Einflusse der Naturgesetze, und bey der mächtigen Wirksam»keit des Instinkts, die die Thiere zur Erreichung ihrer sinn»lichen Bestimmung hinführt, ist es nicht schwer, die phy»sische Bestimmung zu erreichen. Wäre der Mensch ein rei»ner Geist, den wir ohne alle Beymischung, und ohne allen »Einfluß sinnlicher Anlagen und Kräfte denken: so würde sei»ne Bestimmung eine reine geistige seyn. So aber, da der »Mensch in sich zwiefache Anlagen, sinnliche und geistige, »zu Einem harmonischen Ganzen vereinigt, muß seine Be»stimmung in der Verbindung und Erreichung der beyden »verschiedenen Zwecke seines Wesens gesucht werden. (S. 9.) »Fassen wir alles, was ein sinnliches Wesen vermittelst sei»ner Anlagen und Thätigkeiten, während der Dauer eines »irdischen Lebens erreichen und genießen kann, in einen Be»griff zusammen: so finden wir alle Bestrebungen, Thätig»keiten und Genüsse des sinnlichen Wesens in dem Begriffe »der Glückseligkeit vereinigt. Das Thier nähert sich diesem »Zwecke, ohne sich denselben als Begriff denken zu können. »Nehmen wir alles zusammen, was der Mensch als geistiges »Wesen, werden und leisten kann: so treffen alle einzelne »Zwecke seiner geistigen Anlagen in einem gränzenlosen und »unaufhaltsamen Fortschreiten zur Tugend zusammen. Die »Tugend, oder die rastlose Annäherung an harmonische Voll»endung aller geistigen Zwecke, ist der erhabenste Zustand »eines vernünftigen Wesens.“ (S. 10.) Auch diese Gedankenfolge hat die erforderliche Bündigkeit und Klarheit nicht. Vorher heißt es, der Mensch werde nur durch die Perfektibilität fähig, gewisse Zwecke zu erreichen; folgt dar-

aus nicht, daß bloß sinnliche Wesen, die keine Perfektibilität besitzen, weil sie nur den blinden Naturgesetzen unterworfen sind, keine Zwecke, also auch keinen letzten Endzweck haben können? Folgt nicht daraus, daß von einem Endzweck der sinnlichen Natur des Menschen nicht die Rede seyn kann?

Ferner, daß die Bestimmung eines bloß sinnlichen Wesens Glückseligkeit ist, woher erhellt das hier? Aus dem, wovon zuerst ausgegangen wird, offenbar nicht; denn da ist der letzte Zweck, oder die Bestimmung, dasjenige, worin alle Zwecke vereinigt sind, und welches das höchste Ziel aller Bestrebungen ist. Woher wissen wir aber hier, daß alle Bestrebungen eines sinnlichen Wesens auf Glückseligkeit gehen? Wissen wir doch jetzt noch nicht einmal, was der Verf. unter Glückseligkeit will verstanden haben. Das Thier trachtet, genau genommen, nicht nach Glückseligkeit, es strebt bloß seine mancherley Triebe, wie sie aufwachen, zu befriedigen, ohne aus diesen zerstreuten Befriedigungen ein Ganzes zu machen, und alle seine Bestreben in einen Hauptbrennpunkt zu vereinigen. Glückseligkeit ist etwas, das schon Denkkraft voraussetzt, weil alle zerstreute Genüsse in einen Begriff zusammengefaßt, und als ein Inbegriff, ein zusammenhangendes fortwährendes Ganze müsse gedacht werden. Sie kann also keine Bestimmung der bloß sinnlichen Wesen genannt werden. Ob ihr Urheber diesen Endzweck bey ihrer Hervorbringung im Auge gehabt hat, ist eine andere Frage, zu deren Auflösung hier nicht die geringsten Vorkehrungen getroffen sind; demnach steht das erste Hauptstück in der Theorie des Verf. hier ohne allen Beweis da.

Nicht fester ist auch das andere Hauptstück in dieser Theorie begründet, daß nämlich die Bestimmung des Menschen, als eines geistigen Wesens, in den gränzenlosen und unaufhaltsamen Fortschritten zur Tugend, oder der harmonischen Vollendung aller geistigen Zwecke, besteht. Denn erstlich, woher wissen wir, daß die Natur jedes rein geistigen Wesens auf eine Vervollkommnung angelegt ist? Dieß hätte erwiesen werden müssen. Daß der Mensch perfektibel ist, lehrt die Erfahrung; aber daß er, ohne alle Rücksicht auf besondere Umstände und Lagen, sich vervollkommnet; daß seine Anlagen von selbst auf eine Vervollkommnung hin arbeiten, lehrt sie nicht; denn sie sagt uns immer nur, daß gewisse besondere Umstände zur Vervollkommnung treiben, und daß,

 wo

wo diese fehlen, alles auf einem Punkte stehen bleibt. Auch von dieser Seite ist also dieser Endzweck ohne gehörige Unterstützung geblieben.

Beyde obige Zwecke faßt unser Verf. in einen einzigen dergestalt zusammen, daß sie einander koordinirt bleiben. »Wenn wir,« sagt er, »nun den letzten, oder den Endzweck des Menschen aussinden wollen: so müssen wir denselben unter der innigsten harmonischen Vereinigung der beyden isolirten Zwecke des Menschen denken. So wie der Mensch ein Wesen von zwiefachen Anlagen ist: so muß auch seine Bestimmung, oder die Verbindung der isolirten Zwecke, nach welchen seine Anlagen streben, ein Ganzes seyn.« (S. 10.) »Subordinirt ist ein Zweck dem andern, wenn der eine vor dem andern vorausgeht, von dem andern abhängt, und in seiner Wirklichkeit durch den andern eingeschränkt wird, sobald als die Thätigkeit beyder zusammentrifft. Koordinirt ist ein Zweck dem andern, wenn beyde gleiche Gültigkeit haben. In der Bestimmung des Menschen treffen nun zwey verschiedenartige Zwecke zusammen. Jeder macht seine Rechte geltend; für jeden sprechen ursprüngliche Anlagen; beyde kündigen sich im Bewußtseyn mit gleicher Stärke an. Wenn sie nun vereinigt werden sollen: so würde der Mensch ein sich selbst widersprechendes, und ein höchst räthselhaftes Geschöpf seyn, wenn er zwar die Anlagen beyder mit gleicher Stärke fühlte; in der Annäherung an die Erreichung dieser Zwecke aber der eine dem andern subordinirt werden müßte. Das Gleichgewicht der menschlichen Bestrebungen würde dadurch aber so unterbrochen werden, wie das Gleichgewicht der menschlichen Anlagen selbst. Ohne Rücksicht auf die Erfahrung, wird und muß daher Jeder, der die menschlichen Anlagen als ursprünglich sich koordinirt im Bewußtseyn wahrnimmt, auch die beyden isolirten Zwecke des Menschen in seiner Bestimmung als koordinirt denken. Harmonisches Gleichgewicht zwischen beyden Zwecken, zwischen Tugend und Glückseligkeit, muß die Bestimmung des Menschen und der Endzweck, der letzte Zielpunkt aller seiner Bestrebungen seyn.« (S. 10.)

Dieß völlig verständlich zu machen, merken wir an, daß der Verf. mit den Kantischen Philosophen unter Glückseligkeit bloß sinnlichen Genuß versteht, und daß dem zufolge seine Sittenlehre auf beydes zugleich, auf Vervollkommnung und Sinnen-

Sinnengenuß gerichtet ist. Daß er beydes verbindet, daran thut er unsers Erachtens sehr recht, ob er gleich den vorhergehenden Bemerkungen zufolge diese nothwendige Verbindung nicht klar und einleuchtend genug dargestellt hat. Aber, daß er beyde völlig koordinirt haben will, scheint uns nicht ganz richtig behauptet zu seyn; denn haben beyde gleichen Anspruch auf Befriedigung, wie will man in den Fällen zu einer Entscheidung gelangen, wo beyde zugleich nicht erreicht werden können? die ältern Philosophen und der gesammte Menschenverstand haben doch immer dahin entschieden, daß die sogenannten Güter der Seele vor den des Körpers einen Vorzug haben, daß die Tugend das höchste Gut ist, und daß also in streitigen Fällen die sinnliche Glückseligkeit der geistigen Veredlung nachstehen muß. Durch die Subordination in Kollisionsfällen wird der Widerspruch gehoben, der bey gleicher Stärke der Ansprüche beyder Zwecke unauflöslich bleibt. Räthselhaft bleibt dabey freylich der Mensch; aber das ist er nicht hier allein, sondern an mehrern Stellen, wo die einzelnen Seelenkräfte eine entgegengesetzte Richtung annehmen, und nach entgegenstehenden Gesetzen handeln. Eben diese Räthsel, und diese Entgegensetzungen sind es, die den Philosophen von jeher so großes Kreuz verursacht, und so viele streitende Systeme erzeugt haben.

Eigentlich soll hierdurch der erste Grundsatz der Sittenlehre aufgestellt und aufgefunden werden, und sonach muß der Satz, welcher die Bestimmung des Menschen angiebt, als ein Gebot ausgedrückt werden. Diese Gestalt hat ihm auch unser Verf. wirklich gegeben; aber indem er sie ihm nicht mit aller erforderlichen Bestimmtheit ausgedrückt hat, bleibt es einigermaaßen bedenklich, ob er das oberste Sittengebot aufstellen wollte. Nun aber versuche man, jenem Satze die Gestalt einer Sittenvorschrift zu geben, und ihn als einen Imperativ auszudrücken: so wird man inne werden, daß ihm noch etwas mangelt, und daß er mithin nicht alles leistet, was er eigentlich leisten soll. Harmonisches Gleichgewicht, heißt er, zwischen beyden Zwecken, zwischen Tugend und Glückseligkeit, muß die Bestimmung des Menschen und der Endzweck, der letzte Zielpunkt aller seiner Bestrebungen seyn. Als Gebot ausgedrückt, würde er so lauten: Trachte nach dem harmonischen Gleichgewichte zwischen Tugend und Glückseligkeit. Das hieße dann mit andern Worten: trachte nach

deiner

deiner Vervollkommnung, aber so, daß du deinen sinnlichen Genüssen dadurch keinen Abbruch thust. Da nun dieß nicht wohl möglich ist: so sieht man, daß entweder die ganz strenge Koordination beyder Zwecke aufgegeben werde, oder der Grundsatz noch besser bestimmt werden muß.

So etwas scheint der Verf. geahnet zu haben, denn er setzt gleich darauf Einiges hinzu, das seinem Grundsatze gewaltigen Abbruch thut. »Sobald wir aber,« heißt es, »jenes harmonische Gleichgewicht der letzten Zwecke des Menschen, das uns im Ideale zu erreichen geboten ist, mit seinen irdischen Verhältnissen und Bedürfnissen zusammenhalten, sobald zeigt uns die Erfahrung, daß der würkliche Mensch jenes Ideal nicht erreicht, und auf Erden auch nicht erreichen kann. Kein endliches Wesen hat diese Erde verlassen, nachdem es alles geworden wäre, was es hätte werden können, und sollen. Das Höchste, was wir auf Erden bey den vernünftigen Geschöpfen finden, ist, daß sie sich so viel als möglich über die allgemeinsten Widersprüche in der Erreichung jenes Endzwecks erheben, daß sie sich demselben so viel als möglich nähern, und daß sie es im Bewußtseyn wahrnehmen, sie können jeden von beyden Zwecken isolirt befriedigen. Diese letzte Thatsache führt sie denn auf die Annahme eines künftigen bessern und vollkommnern Zustandes jenseits der Erde, wo es ihnen in einem neuen und höhern Wirkungskreise möglich werden wird, jenen Endzweck freyer und leichter zu erreichen. — Diese Ueberzeugung von dem Uebergange des vernünftigen Wesens zu einer höhern und vollkommneren Stufe des Daseyns nach Vollendung des irdischen, heißt der Glaube an Unsterblichkeit.« (S. 12.) — »Wenn wir also von der Bestimmung des Menschen sprechen: so giebt es eine absolute, zu welcher sich jeder einzelne Daseynszustand des vernünftigen Wesens nur wie ein Theil zum Ganzen, wie das Mittel zum Zwecke verhält. Es giebt aber auch eine relative und partielle, welche die in jedem einzelnen Daseynszustand enthaltenen Bedingungen in sich faßt, nach den jedesmaligen Verhältnissen, in welchen das vernünftige Wesen steht, einen Schritt vorwärts in der Annäherung an jenen idealischen Punkt seiner unendlichen Bestimmung zu thun.« (S. 15.)

Jener erste Satz ist also nicht der eigentliche Grundsatz der Moral für unsere gegenwärtige Lage; mithin hätte der

Verf.

Verf. genauer angeben sollen, wie denn unser oberstes Sittengesetz hier auf Erden lautet, und dieß hätte um so mehr geschehen müssen, weil doch seine Sittenlehre wohl nur zunächst unsern hiesigen Menschen bestimmt ist. Dieß geschieht aber nicht, mithin wird die ganze Grundlage des Gebäudes sehr unsicher, und man weiß nicht, aus welcher Quelle denn eigentlich die Sittenvorschriften fließen sollen. Ja, der Verf. selbst kann nun seine folgenden Sittengebote nicht klar und bündig beweisen, weil er selbst nicht recht weiß, woran er sie knüpfen soll. Dieß glauben wir auch im Buche weiter unten klar bemerkt zu haben, denn in dem Erweise der einzelnen Pflichten ist es äußerst schwach, und sehr viele derselben werden mit gar keinem Beweise versehen.

Die Schwierigkeiten, welche durch den Glauben an Unsterblichkeit beseitigt werden sollen, dürften ferner auch nicht gründlich genug gehoben erscheinen. Dieser Glaube an Unsterblichkeit nämlich steht hier auf gar zu schwachen Füßen, und möchte hieraus allein schwerlich erwachsen. Alles beruht darauf, daß der letzte Endzweck des Menschen von ihm hier nicht erreicht werden kann; daß es aber in einem Daseyn nach diesem Leben geschehen kann, und daß folglich ein solches Daseyn angenommen werden muß. Hiergegen wird der Zweifler sogleich fragen; ist nicht die Unerreichbarkeit unserer Bestimmung ein Beweis, daß sie unrecht gefaßt ist? Was nöthigt euch, dem Menschen eine Bestimmung anzuweisen, von der ihr hinterher gestehen müßt, daß er sie jetzt nicht erfüllen kann? Wie könnt ihr daraus richtig schließen, daß ein Daseyn nach diesem Leben vorhanden seyn muß? Noch mehr: woher wißt ihr bestimmt, daß die Hindernisse, welche jetzt sich der Erreichung unserer Bestimmung entgegenstellen, in einem künftigen Zustande wegfallen können? Vorstellen könnt ihr euch zwar so etwas; aber man kann sich auch ein Schlaraffenland vorstellen. Woher wißt ihr, daß die von euch vorgestellte Möglichkeit des Wegfallens dieser Hindernisse, eine reale ist? Unser Verf. hat hier die Kantischen Gedanken beybehalten; aber ihnen zugleich ihre vornehmste Stärke dadurch entzogen, daß er nicht dargethan hat, der letzte Endzweck des Menschen müsse erreicht werden. Das Kantische Sittengesetz ist ein kategorischer Imperativ, und von dem scheint es, daß er durchaus in Erfüllung gehen, daß also ein künftiges Daseyn vorhanden seyn muß, weil in dem gegenwärtigen

die

die Erfüllung nicht bewirkt werden kann. Von dieser Art aber ist der letzte Endzweck des Menschen bey unserm Verf. nicht, wenigstens hat er nicht dargethan, daß er diese Eigenschaft besitzt.

Man erwartet nach diesen Bemerkungen die Aufstellung eines unserer jetzigen Lage angemessenern Sittengesetzes: es wird auch nachher wirklich von einem Sittengesetze gesprochen; aber man weiß auch hier nicht, wie man mit dem Verf. daran ist. Er sagt nicht bestimmt, ob denn dieß Sittengesetz das jetzt brauchbare seyn, noch auch, was es eigentlich enthalten soll. »Das höchste und letzte Sittengesetz,« heißt es, »kann also kein anderes seyn, als durch welches die »Freyheit des Menschen auf die Realisirung seiner Bestim»mung hingeleitet wird. Wenn nun diese Bestimmung in »dem idealischen Gleichgewichte zwischen dem geistigen und »sinnlichen Zwecke seines Daseyns besteht: so müssen wir in »der Sprache einen Begriff (muß wohl heißen ein Wort) »suchen, der auf eine einfache und faßliche Weise die Be»stimmung des Menschen erschöpft. Noch scheint die Sprache »keinen bestimmtern und allgemeinern Begriff dafür zu haben, »als den Begriff der Vollkommenheit, in wiefern derselbe näm»lich, im richtigen Verstande, den ganzen Menschen, nach al»lem, was er seinen Anlagen nach ist, und seiner Ausbildung »nach werden kann und soll, umschließt. Das Sittengesetz »ist also das Gesetz der Vollkommenheit.« (S. 19.)

Hier wird also alles auf die Vervollkommnung zurückgebracht. Gleichwohl hat der Verf. oben die Vervollkommnung bloß als den geistigen, den Sinnengenuß hingegen, als den körperlichen Zweck des Menschen aufgestellt, und er fällt also hier mit sich selbst in nicht geringen Streit. Freylich läßt sich unter der Vervollkommnung die Vereinigung beyder Zwecke begreifen; aber nur denn, wenn man sie nicht vorher von einander gesondert, und dieß Wort für den geistigen Zweck schon bestimmt hat. Eben das Nämliche kann auch mit der Glückseligkeit geschehen; denn es giebt eine geistige und eine sinnliche Glückseligkeit; aber auch dann muß man das Wort Glückseligkeit nicht vorher auf den Sinnengenuß eingeschränkt haben. Der Verf. hat sich also, indem er den Sprachgebrauch der Kantischen Schule beybehielt, der die Glückseligkeit nur auf den körperlichen Theil des Menschen bezieht, sein Geschäfft ungemein erschwert, und sich in manche

che sonst vermeidliche Schwierigkeiten verwickelt. Noch mehr, indem hier von Vollkommenheit gesprochen wird, erfahren wir so wenig, als es im Vorhergehenden geschehen ist, was denn eigentlich damit gemeint ist, und wie weit sich der Umfang dieses Begriffes erstrecken soll, welches doch nothwendig geschehen muß, wenn unter diesem Obersatz subsumirt, und etwas Speciellers daraus hergeleitet werden soll. Hätte der Verf. dieß Geschäfft vorgenommen: so hätte er gesehen, daß das Prinzip der Vervollkommnung und der Glückseligkeit in dem völlern Sinne, wie ihn auch das Wort von jeher im gemeinen Leben gehabt hat, im Grunde eins und dasselbe sind.

Man sieht, unser Verf. hat seinen Gegenstand nicht hinlänglich durchdacht, und dieß bestätigt sich von neuem bey dem, was er von der Pflicht aufstellt: „Die menschliche Bestimmung," spricht er, „ist ein Ideal, in wiefern nämlich „das Urbild von Vortrefflichkeit, dem der Mensch in der „Wirklichkeit entsprechen, und welchem er sich durch alle Aeußerungen seiner Thätigkeit nähern soll, nie ganz von ihm „erreicht werden kann. Dennoch wird ihm dieses Ideal der „Vollkommenheit ununterbrochen vorgehalten, und er fühlt „sich zur Annäherung an dasselbe unnachläßlich verbunden. „Diese Verbindlichkeit zu freyen Handlungen, durch welche „der Endzweck des Menschen realisirt werden soll, nennen „wir Pflicht." (S. 28.) Zuerst erscheint hier eine Tavtologie; die Pflicht heißt eine Verbindlichkeit zu gewissen Handlungen; Verbindlichkeit aber und Pflicht sind synonim. Zweytens erscheint nicht was erscheinen soll, nämlich, daß wir gewisse Handlungen nicht umhin können zu verrichten, gewisse andere hingegen zu unterlassen, weil dazu überwiegende Beweggründe vorhanden sind, denen kein Mensch die Befolgung versagen kann. Daß es so etwas giebt, ist im Vorhergehenden nicht bemerkt worden, und hier wird sich bloß darauf berufen, daß uns das Ideal der Vollkommenheit ununterbrochen vorgehalten wird, und daß wir uns zur Annäherung an dasselbe unnachläßlich verbunden fühlen. Es wird hier gar nichts bewiesen; denn daß wir zu gewissen Handlungen verpflichtet, oder verbunden sind, wird daraus gefolgert, daß wir uns zu ihnen verbunden fühlen. Es entsteht überdem die Frage, ob denn die Annäherung an das Ideal, zu dessen Annäherung wir uns hingezogen fühlen, von der Art ist,

daß

daß darauf eine Pflicht genugsam begründet werden könne? Wir fühlen uns zu manchen Dingen unnachläßlich hingezogen, sind wir darinne allein schon dazu verbunden? Wie, wenn der Melancholiker sich unnachläßlich hingezogen fühlt, einen Mord zu begehen, oder sonst einen Unfug zu stiften. Endlich wird der Gegner noch dazu läugnen, daß eine solche Annäherung an das Ideal ihn unnachläßlich an sich zieht; seht einmal den gemeinen Mann, wird er sagen, seht so viele wilde oder barbarische Nationen; seht den ganzen Orient an, findet ihr da das Geringste von einem Bestreben nach der Annäherung an ein Ideal? Bleibt nicht da alles immer auf der nämlichen Stufe?

Bis hieher haben wir uns mit der Untersuchung über den Grund dieses moralischen Gebäudes beschäfftigt; jetzt wollen wir auch noch ein anderes Hauptstück an demselben, seine innere Einrichtung und Abtheilung kürzlich betrachten. Diese ist freylich neu; ob sie aber darum besser und zweckmäßiger als die alte ist, läßt sich noch fragen; denn alles Neue ist darum allein nicht auch das Bessere. Sie beruht auf folgenden Gründen: »Da die Aeußerungen der menschlichen »Freyheit in Beziehung auf die Realisirung der Bestimmung »des Menschen« sagt der Verf., »alle möglichen moralischen »Zustände des Menschen in sich enthalten muß: so enthält auch »die einfache Anordnung und Eintheilung dieser Aeußerungen »der Freyheit zugleich das Princip, für die Eintheilung der »Moralphilosophie selbst. Wir nehmen deßhalb drey Theile »derselben an: 1) Darstellung des Menschen nach dem, was »er seinen gesammten Anlagen und Kräften nach, ist, wie er »aus den Händen der Natur hervorgeht, und wie ihn die »Freyheit übernimmt. (Diese Untersuchung ist am Eingange der Moralphilosophie um so nöthiger, da die Freyheit »nicht eher zweckmäßig wirksam seyn kann, als bis ausgemacht ist, worauf sie wirken soll, und bis wie weit sich ihre »Thätigkeit erstrecken kann.) 2) Darstellung des Menschen »nach dem, was er durch seine Freyheit werden kann und »soll, (der idealische Theil der Moralphilosophie, oder die »eigentliche Tugend- und Pflichtenlehre.) 3) Darstellung »des Menschen nach dem, wie er in der Wirklichkeit, nach »den Aeußerungen seiner Freyheit erscheint, also nach allen »seinen moralischen Verirrungen, und nach den Mitteln und »Bedingungen, wodurch er auf den Weg der Pflicht zurück-

»geführt

„geführet werden, und von seinen Verirrungen genesen könne. „(Der empirische Theil der Moralphilosophie, oder die moralische Krankheitskunde, und moralische Heilungslehre)." (S. 31.)

Von diesen dreyen Haupttheilen nun halten wir den ersten für gar nicht hierher gehörig; den zweyten für das eigentlich Abzuhandelnde; und den dritten für Etwas, das am besten in den zweyten verwebt wird. Dazu sind unsere Gründe, die wir dem Verf. und Leser zur Prüfung vorlegen wollen, folgende: die Darstellung des Menschen, wie er aus den Händen der Natur hervorgeht, macht eigentlich die Seelenlehre aus, und die sollte man doch wohl, dächten wir, hier nicht einmischen. Wer Moral studieren will, muß mit sich selbst und dem Menschen schon so weit bekannt seyn, daß er die auf die menschliche Natur gegründeten Lehren verstehen kann. Ueberdem wird zu den meisten moralischen Lehren glücklicherweise keine außerordentlich tiefe und gelehrte Menschenkenntniß erfordert. Alle Wissenschaften gründen sich zuletzt auf die Kenntniß des Menschen, mithin müßte die Seelenlehre als der erste Theil aller eigentlichen Wissenschaften angesehen, und überall vorausgeschickt werden, welches man doch wohl eben nicht thunlich finden wird. Des Verf. Grund beweist freylich, daß ohne alle Menschenkenntniß keine Sittenlehre errichtet, und ganz völlig verstanden werden kann; daraus aber folgt noch nicht, daß die Lehre von der Kenntniß des Menschen den ersten Theil derselben ausmachen muß. Wollte man es als richtig und nothwendig gelten lassen, daß Alles, was zum Verstehen einer besondern Wissenschaft unentbehrlich erfordert wird, als ein Theil derselben angesehen werde: so müßten die reine, die angewandte Mathematik, die Mechanik, die Hydrostatik, und noch mehr Anderes Theile der Bergwerkswissenschaft seyn, und jedesmal vorausgeschickt werden.

Die moralische Krankheits- und Heilkunde, oder des Verf. dritter Theil, wird unserer Einsicht nach am besten mit dem zweyten Theile vereinigt. Denn es ist doch wohl am natürlichsten, daß man, nachdem man eine große Verbindlichkeit erwiesen hat, zugleich die ihr hauptsächlich entgegen arbeitenden Hindernisse, die daraus entstehenden gewöhnlichsten Abweichungen vom geraden Wege, und endlich die Art bekannt mache, wie diese Hindernisse am leichtesten können

bezwungen werden. Hierdurch erlangt man auch den Vortheil, daß der Schüler der Sittenlehre, dem meistens die Pflichtgebote auf dem Papiere, und in der Stunde des ruhigen Studierens, sehr leicht vorkommen, und der sie deshalb für unerheblich hält, von ihrer Wichtigkeit mehrere Ueberzeugung bekommt, und das große Geschäfft der sittlichen Besserung mit größerem Ernste betreibt. Ueberdem ist zu besorgen, daß dieser letzte Theil der Sittenlehre mit der geringsten Sorgfalt wird erwogen werden, weil es an sich unangenehm ist, sich mit lauter Mängeln und Krankheiten, eine geraume Zeit zu beschäfftigen. Endlich führt auch die Eintheilung des Verf. zu manchen Wiederholungen, weil man sich in der Untersuchung über die moralischen Krankheiten, entweder auf die Pflichtenlehre berufen, oder gar aus ihr Manches wörtlich wiederholen muß, um die Natur der Krankheiten, und daß sie Krankheiten sind, begreiflich zu machen.

Die Pflichtenlehre, als den eigentlichen Inhalt der Sittenlehre, theilt unser Verf. wieder folgendergestalt ein: „was der Mensch werden soll (das Gebiet der Pflicht) bis „zu welchem Grade der sittlichen Vollkommenheit ihn der „zweckmäßige Gebrauch seiner Freyheit, in Beziehung auf „das Ideal seines Daseyns, veredeln kann und soll, zerfällt „in drey Theile. Da der Mensch ein gemischtes Wesen ist: „so muß er unter dem Einflusse der Einheit nach einer dreyfachen „pflichtmäßigen Thätigkeit erscheinen können. A. „pflichtmäßiges Verhältniß zur sinnlichen Welt, welcher er „nach seinem Körper angehört. Da aber die sinnliche Welt „aus unbelebten und belebten Geschöpfen besteht: so muß daraus „wieder a) ein pflichtmäßiges Betragen gegen die leblosen „Gegenstände der sichtbaren Natur; und b) ein pflichtmäßiges „Betragen gegen die belebten Gegenstände derselben „(gegen die Thiere) hervorgehen. B. Pflichtmäßiges Verhältniß „zur übersinnlichen Welt, welcher er nach seinen geistigen „Anlagen und Kräften angehört. Dieses Verhältniß „gründet sich aber auf die moralische Ueberzeugung, daß er „selbst dereinst als unsterbliches Wesen gränzenlos fortdauern „werde, um sich dem Ideale seiner Bestimmung ins Unendliche „zu nähern, und daß es einen übersinnlichen Urheber „der Welt gebe, zu welchem die moralischen Wesen in den „erhabensten und befriedigendsten Verhältnissen stehen. Die

„Pflich-

„Pflichten, welche ihm als übersinnlichem Wesen obliegen, sind „daher a) Pflichten, zu deren Ausübung er sich deshalb „verbunden fühlt, weil er ein unsterbliches, mit seiner Wirk„samkeit über die Gränzen seiner irdischen Thätigkeit hinaus„reichendes Wesen ist; b) Pflichten gegen Gott, als den „Urheber der Natur, und der moralischen Welt. C. Pflicht„mäßiges Verhältniß zur sinnlich-übersinnlichen Welt, oder „gegen Wesen, die zweyfache Anlagen in sich zu einem Gan„zen vereinigt enthalten. Diese zwiefache Anlagen aber „nimmt er sowohl an sich selbst, als an andern Wesen sei„ner Gattung wahr. Dieses Verhältniß also begründet a) „Dienstpflichten gegen sich selbst; b) die Pflichten gegen An„dere." (S. 33)

Hier liegt offenbar die alte Eintheilung zum Grunde, vermöge welcher die Pflichten nach den Gegenständen abgetheilt werden, auf welche sie sich beziehen. Es hat diese Eintheilung unläugbar ihren guten Grund, und sie ist deswegen von den angesehensten Sittenlehrern neuerer Zeiten beybehalten worden. Unser Verf. hätte, so viel wir sehen, wohl gethan, sie in ihrer hergebrachten Gestalt aufzustellen, weil sie darin hinlängliche Deutlichkeit hat, und zwar eine bey weitem größere, als in der neuen ihr jetzt gegebenen Gestalt. Durch die Beymischung Kantischer Terminologieen, und durch ein zu weites Ausholen, ist Alles nur viel dunkler geworden. Man sieht nicht klar, warum der Mensch in einer dreyfachen pflichtmäßigen Thätigkeit muß erscheinen können, weil er ein gemischtes Wesen ist. Auch weiß nicht Jedermann sogleich, was mit der sinnlichen und übersinnlichen Welt eigentlich gemeint seyn soll, weil diese Ausdrücke nur in der Kantischen Philosophie geläufig sind. Die Begriffe endlich von einer sinnlichen und übersinnlichen Welt sind sehr allgemein, und müssen, wenn daraus die specielleren Gegenstände der Pflichten abgeleitet werden sollen, durch mehrere Glieder noch weiter abgetheilt werden. Man gelangt daher viel bequemer zum Zwecke, wenn man die hinlänglich ausgemachten Gegenstände unserer Pflichten sogleich herrechnet, ohne sich in eine logische Herleitung durch die Division einzulassen.

Die Ausführung im Einzelnen endlich scheint gleichfalls manche erhebliche Mängel zu haben. Es sollte nämlich nun

jede einzelne Pflicht aus dem obersten Grundsatze entweder mittelbar, oder unmittelbar hergeleitet, das ist, erwiesen werden; und dieß gerade, das Haupterforderniß eines eigentlichen Systemes, geschieht hier selten, so daß die meisten Pflichten sich durch ihre eigene Evidenz halten müssen. Die Pflichten gegen die leblosen Geschöpfe der sichtbaren Natur, werden mit folgender Einleitung oder Begründung begleitet. „Der unendliche Schauplatz von Vollkommenheit, welchen „wir die sichtbare Natur nennen, faßt eine unzählige Menge „von Produkten und Gegenständen in sich, die des Lebens „ermangeln, die ihren Platz nie verlassen können, und die „theils aus unorganischen Massen, theils aus Organisationen „bestehen, die zu den niedern Gattungen derselben (im Ge„gensatze gegen die Thiere und Menschen) gehören. Rings „um uns hat die höhere Hand, welche diese unermeßliche „Summe von sinnlichen Kräften bildete, und in ihr gegen„seitiges Verhältniß brachte, vermittelst derselben einen „Reichthum von Schönheit, Harmonie, und Vollkommen„heit entfaltet, der nicht allein unsern Blick zu fesseln, un„ser Nachdenken zu erregen, und uns die mannichfaltigsten „und abwechselndsten Vergnügungen zu gewähren vermag; „sondern der uns auch zu einer pflichtmäßigen, d. h. ver„nünftigen Thätigkeit veranlassen soll. Diese pflichtmäßige „Thätigkeit in Hinsicht auf die leblosen Geschöpfe soll sich aber „zeigen; a) daß wir die einzelnen Theile und Gegenstände „der sichtbaren Natur nicht muthwillig und zwecklos verletzen „u. s. w.“ (S. 155)

Der Leser frage nun rückwärts, warum soll ich die Gegenstände der leblosen Natur nicht verletzen? Die Antwort hierauf müßte entweder das oberste Sittengesetz selbst, oder etwas aus diesem Abgeleitetes seyn; das ist sie aber hier keinesweges. Alles was als Antwort auf diese Frage im Buche angesehen werden kann, besteht darin, daß diese Gegenstände unser Nachdenken erregen, und uns mannichfaltige Vergnügungen, nach der Absicht des Urhebers der Natur verschaffen sollen. Hierin läge der Obersatz, wir sollen den Willen des Urhebers der Natur befolgen; dieß aber ward nicht als oberstes Sittengesetz aufgestellt. Will man diese Antwort als unsystematisch nicht gelten lassen: so muß man sich mit der zweyten wenigstens begnügen, daß die Mannichfaltigkeit der sinnlichen Kräfte und Gegenstände, uns zu einer

ner pflichtmäßigen Thätigkeit veranlassen soll. Bey genauerer Beleuchtung aber wird man auch diese sogleich als unsystematisch erkennen; denn einmal erscheint hier die nämliche Berufung auf den Willen des Urhebers der Natur wieder; oder zweytens, wenn man diese nicht zulassen will: so verfällt man in eine noch ärgere Art, idem per idem zu beweisen; und man muß alsdann sagen, wir sollen die einzelnen Gegenstände der sichtbaren Natur nicht muthwillig verletzen, weil wir gegen sie eine pflichtmäßige Thätigkeit beobachten sollen, d. h. wir sollen es nicht, weil wir es nicht sollen. Hier hätte auseinandergesetzt werden müssen, daß wir unsere eigene Vollkommenheit und Glückseligkeit befördern, wenn wir uns gegen die leblose Naturwesen auf eine Art benehmen, wodurch diese erhalten, veredelt, und verschönert werden. Die Pflichten gegen die lebenden Wesen werden nicht bündiger als diese aus dem obersten Sittengesetze hergeleitet, und überhaupt hat es der Verf. mit diesem Haupttheile seines Systemes nicht sehr genau genommen.

Hieraus fließt, und hiermit hängt zusammen, ein anderer nicht minder erheblicher Mangel in der Ausführung. Eine Sittenlehre soll nämlich nicht bloß den Verstand durch trockene Demonstration überzeugen; sondern vornehmlich auch das Herz rühren, und die Triebfedern zum Guten in Bewegung setzen, damit ein wirksamer Entschluß entstehe, ihre Gebote zu befolgen, und alle entgegenstehende Hindernisse zu besiegen. Zu dem Ende müssen die Pflichten auch ans Herz gelegt, und nach Art der meisten alten Sittenlehrer rührend dargestellt werden. Dieß ist unsers Erachtens einer der wichtigsten Theile von dem Geschäffte eines Sittenlehrers; da, wie die Erfahrung täglich lehrt, die Ueberzeugung des Verstandes allein noch keine tugendhafte Menschen hervorbringt. Hierin aber sind unsere neueren Sittenlehrer gegen die alten sehr zurück. Dieß geschieht nun insbesondere dadurch, daß man bey jeder Hauptpflicht die mancherley Seiten aufzeigt, von welchen ihre Erfüllung in uns mancherley Gefühle des Angenehmen, Nützlichen, Schönen und Erhabenen, weckt, das ist, auf unsere Glückseligkeit und Vervollkommnung Einfluß hat. Auch dieß geschieht von unserm Verf. nicht, wie schon aus den beyden angeführten Beyspielen erhellt. Denn wie viel Rührendes hätte sich nicht schon hier über die Sorge vor die Erhaltung und Verschönerung

der leblosen Natur, wie viel Mehreres über die Behandlung der Thiere sagen lassen? Man sage nicht, dieß sey bekannt; denen, die sich gegen leblose Wesen und Thiere inhuman benehmen, ist es zuverlässig entweder nicht bekannt, oder sie haben es doch nie unter einem Gesichtspunkte, und in seiner ganzen herzrührenden Kraft sich bekannt gemacht.

Gz.

Initia doctrinae philosophicae solidioris, auctore *Materno Reuß*, in Abbat. Benedict. Wirceburg. ad S. Steph. Presbytero, Phil. D. et in Univers. Wirceburg. Log. Metaph. et Philos. pract. Prof. P. O. *Pars. I.* Initia Logicae. 127 Seit. 8. *Pars II.* Initia Physicae purae una cum prolegomenis ad Metaphysicam. Opus posthumum editum a *Paulo Mezger*, ejusdem Abbatiae Presbytero. Salisburgi, impens. Bibliopolii Mayeriani. 1801. 132 Seit. 8. 16 gr. beyde Theile.

Ein Buch, welches die auf dem Titel genannten Wissenschaften mit viel Deutlichkeit und Ordnung, und mit Rücksicht hauptsächlich auf die Kantische Darstellungsweise, behandelt. Auch ist es in einer ganz erträglichen Latinität, so gut als sie bey wissenschaftlichen Gegenständen dieser Art seyn kann, geschrieben. Es kann daher dieß Buch von solchen Lehrern, welche die neuesten Ansichten nicht nach ihrem Geschmacke finden, und ein lateinisches Lehrbuch zum Grunde legen wollen oder müssen, gar wohl zu ihrem Unterrichte gebraucht werden. Neue Ideen haben wir darin eben nicht gefunden, und begnügen uns also, den Werth dieses Lehrbuches im Allgemeinen hier angezeigt zu haben.

Lw.

Anleitung zur Menschenkenntniß und Menschenleitung für Geistliche. Erster Band, welcher die allgemeine Grundlage oder Logik der Menschenkenntniß und Menschenleitung enthält. Von Johannes Brunner, Pfarrer am Spital in Zürich. Zürich, bey Geßner. 1801. XIV und 584 Seit. 8. 1 Rk. 12 K.

Auch unter dem Titel:

Grundlage oder Logik der Menschenkenntniß und Menschenleitung: als Anleitung zu derselben. Von ꝛc.

Daß man bey einem Werke von einem gewissen Umfange, und das daher auf mehrere Bände berechnet ist, außer dem allgemeinen Titel, welchen es führt, dem einen oder dem andern dieser Bände noch einen besondern Titel beyfügt, der sich auf den speciellen Inhalt desselben bezieht: dieses ist ganz in der Ordnung. Daß aber, wie es hier der Fall ist, dasjenige, was für den besondern Inhalt eines nachfolgenden Theiles bestimmt wird, zum Haupttitel des ganzen Werks gemacht werde: dieses ist ein offenbarer Verstoß gegen alle logische Ordnung, und kann um so weniger gebilligt werden, je sichtbarer und absichtlicher die Täuschung ist, die dabey zum Grunde liegt, und durch die das lesende Publikum verleitet wird, Etwas in einer Schrift zu suchen, was es nicht darin findet. —

Was nun den Inhalt und die Absicht des gegenwärtigen Buches betrifft: so empfand der Verf., (um ihn darüber selbst sich erklären zu lassen) laut der Vorrede, „den „Mangel einer gründlichen Anleitung zur Menschenkenntniß „für den Gebrauch des täglichen Lebens, das ist, den Man„gel eines Unterrichts, wie wir den Menschen in so vielfa„cher Beziehung und Lage beobachten, Ursachen und Wir„kungen (?) entdecken, beurtheilen, richtige Schlüsse auf „diese Bemerkungen“ (auf welche?) „bauen, sie zu Grund„sätzen bilden,“ (die Bemerkungen selbst sollen zu Grundsätzen gebildet werden?) „und nach denselben die Mittel

„ner weisen Behandlung“ (wessen?) „auffinden können.“ — — „Und so entwarf ich“ — fährt er in der Folge fort — „eine Grundlage der Menschenkenntniß und Menschenlei„tung, die ich als eine Logik betrachte.“ (nach welcher Philosophie können die allgemeinen Grundsätze einer Wissenschaft als die Logik derselben betrachtet werden?) „welche für alle „Stände dienlich ist, und die ich im ersten Bande mittheile.“

Wenn schon diese angeführte Stelle von der vorliegenden Schrift nicht die vortheilhafteste Erwartung erregt, und gegen die Fähigkeit ihres Verf., etwas klar und gründlich Durchdachtes, und richtig und bestimmt Dargestelltes zu liefern, einen ziemlich gegründeten Verdacht erweckt: so findet sich dieses ungünstige Vorurtheil beynahe durch den Inhalt des ganzen Buches bestätigt. Mangel an Ordnung, an Zusammenhang, an Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe, und an Genauigkeit im Ausdrucke, ist fast überall sichtbar. Der Verf. faßt nie sein Ziel scharf ins Auge, läßt sich von jedem Abwege verleiten, und verliert sich nicht selten in Untersuchungen, die mit dem Hauptzwecke der Schrift in gar keinem, oder höchstens in einem sehr entfernten Zusammenhange stehen. Belege dafür sind ganze Seiten und Blätter, wie S. 271 f., 373 f., und ganze Rubriken, wie S. 58—71, 397 f.

Das Ganze zerfällt in drey Abschnitte, deren jeder aus mehrern einzelnen Abhandlungen besteht. Der dritte führt die allgemeine Ueberschrift: **Von der Menschenleitung.** In Absicht der beyden ersten aber muß der Verf. selbst die Schwierigkeit gefühlt haben, von den in jedem derselben befindlichen Abhandlungen das Gemeinschaftliche und Absondernde aufzufassen, indem er weder dem einen noch dem andern eine allgemeine Ueberschrift gegeben hat. — In der ersten Abhandlung, deren Gegenstand „**Erklärung und Inbegriff „der Menschenkenntniß nach dem Zwecke dieser „Schrift**“ seyn soll, ist der Begriff der Menschenkenntniß so angegeben: „Die Menschenkenntniß, als ein Gegenstand „unsres Forschens betrachtet, ist die Erlangung aller möglichen Kenntniß von Ursachen und Wirkungen, nebst der Ein„sicht in ihre Verbindung — in Bezug auf das, was die „Menschen sind, was sie thun, und was ihnen begegnet. — „Denn Alles, was sich von dem Menschen sagen läßt, wird

„aus

„aus diesen zweyen Hauptbegriffen erklärt; weil das, was „wir sind, am Ende nichts anders ist, als der Inbegriff einer Menge vereinigter Wirkungen zusammengenommen, „deren Ursachen, in Beziehung auf uns, in Thätigkeit waren.“ — Man sieht aus diesem von dem Verf. aufgestellten Begriffe der Menschenkenntniß, daß er den so wesentlichen und bedeutenden Unterschied, welcher zwischen Kenntniß des Menschen; und zwischen Kenntniß der Menschen statt findet, gänzlich aus der Acht gelassen hat; so wie er auch im Buche selbst nicht die mindeste Rücksicht darauf nimmt; sondern beydes immer mit einander vermischt und verwechselt. Gerade von diesem Unterschiede aber hätte er bey einem Werke dieser Art hauptsächlich ausgehen, und darauf die für Menschenkenntniß und Menschenleitung zu ertheilenden Regeln zurückführen sollen, wenn er seinen Gegenstand gründlich erschöpfen und zweckmäßig behandeln wollte; und gerade in dieser verfehlten doppelten Ansicht desselben, so wie vielleicht auch darin, daß ihm diese Ansicht zuweilen dunkel vorschwebte, ist, unsers Bedünkens, das Schwankende, Unbestimmte, Verworrene und Mangelhafte gegründet, welches dieser Schrift, im Allgemeinen und nach ihrem Hauptzwecke betrachtet, so sehr zum Vorwurfe gereicht.

Wie wenig es übrigens diesem Buche auch an einzelnen schiefen, unhaltbaren und grundlosen Gedanken und Behauptungen fehle; und wie wenig der Verf. bey ihnen etwas Deutliches gedacht haben könne, davon mögen folgende Beyspiele zum Beweise dienen: S. 254 werden die Wirkungen unter andern in ganze und partielle eingetheilt, und von den letztern heißt es: „Partiell oder theilweis“ (theilweise ist nur ein Adverbium) „ist eine Wirkung, wenn nur „ein Theil dessen erfolgt, was nach den Kräften der Ursache, nach der Beschaffenheit des Gegenstandes und „den Umständen der Zeit, des Orts und anderm Zufälligen möglich wäre.“ Rec. wünschte wohl ein Beyspiel von einer solchen partiellen Wirkung zu erfahren; da er bisher mit der Idee der Kausalverknüpfung den Begriff der Allgemeinheit und Nothwendigkeit verbunden und geglaubt hat, daß unter denselben gegebenen Kausalumständen auch immer dieselbe totale Wirkung erfolgen müßte. — S. 398, wo von der Unterwürfigkeit und vom Dienen die Rede ist, heißt es: „Wenn wir nun den Wirkungen

der Unterwürfigkeit nachforschen: so werden es in Rücksicht „des obrigkeitlichen Ansehens und der Gewalt folgende seyn: „die einen ihrer (?) Verordnungen gefallen den Untergebe„nen, andere nicht," u. s. w. Also das Gefallen und Nichtgefallen obrigkeitlicher Verordnungen, ist als eine Wirkung der Unterwürfigkeit anzusehen? — Diese und ähnliche Raisonnements, die den Mangel des gründlichen Denkens so sichtbar verrathen, sind allerdings in einer philosophirenden Schrift, zumal in einer solchen, die sich als eine Logik ankündigt, welche für alle Stände dienlich seyn soll, — nicht wenig auffallend.

Am Schlusse dieses ersten Bandes theilt der Verf. noch einen Plan zum zweyten Bande mit, welcher von der Menschenkenntniß und Menschenleitung, einzig in Beziehung auf den Beruf und die Pflichten eines Geistlichen handeln soll. Allein nach diesem Plane zu urtheilen — der eben nicht nach einer strengen, leicht zu übersehenden Ordnung angelegt, und worin ebenfalls zu viel Allgemeines und Fremdartiges, z. B. Manches, was bloß in eine homiletische Anweisung, aber nicht in eine Schrift dieser Art gehört, aufgenommen worden ist, — möchte dieser zu erwartende zweyte Band wohl schwerlich dem einen und dem andern Vorwurfe entgehen können, der den gegenwärtigen mit Recht trifft: es sey denn, daß man sich Etwas von der Anmerkung versprechen dürfte, welche der Verf. diesem Plane beygefügt hat; und worin er erklärt, daß „er sich mit Darstellung desselben nicht also fesseln lassen wolle, daß ihn bessere Einsichten an Veränderungen hier oder dort hindern sollten."

Fr.

Abendgespräche zweyer Freunde, über die Frage: macht man immer noch mit Recht so viel aus Kants moralischer Vernunftreligion? Ein Pendant zu den Morgengesprächen über die Rechte der Vernunft in Rücksicht auf Offenbarung. Königsberg,

[illegible], bey Göbbels und Unger. 1802. 494 S. 8. 1 Rthl. 6 gr.

Die Absicht dieses Buches gehe dahin, zu zeigen, daß die Hauptsätze der Kantischen Vernunftreligion, nicht nur an sich fest genug stehen; sondern auch alle Offenbarung entbehrlich machen, und daß, da die Offenbarung neben ihnen nicht füglich bestehen kann, diese Vernunftreligion allein Alles enthält, was wir Menschen für dieses, und das künftige Leben bedürfen. Zu dem Ende stellt er im ersten Gespäche den Beweis auf, daß das sittliche Vernunftgesetz für die Bestimmung des Menschen genugsame Allgemeinheit und Zulänglichkeit besitzt; setzt im zweyten den moralischen Weltplan nach Kantischen Grundsätzen auseinander; beweist im dritten die Unsterblichkeit der Seele; stellt im vierten den moralischen Beweis des Glaubens an Gott auf; und giebt endlich noch eine Uebersicht des Vorhergehenden nebst einer Folgerung. Der Verf. zeigt sich überall als einen strengen Anhänger der Kantischen Philosophie; Abweichungen von ihm, oder neue eigene Ansichten wüßten wir nicht gefunden zu haben. Wegen der dialogischen Form, gegen die Manches zu erinnern wäre, entschuldigt er sich selbst; er habe hierin nach keinen besonderen Vorzügen getrachtet.

D.

Mathematik.

Anfangsgründe der reinen Elementar- und höheren Mathematik, auf Revision der bisherigen Principien gegründet, von Karl Christian Langsdorf, rc. Erlangen, bey Palm. 1802. 560 Seit. 9 Seit. Vorr. gr. 8. und 9 Kupfertaf. 2 Rthl. 12 gr.

Der würdige Verf. dieses in mehr als einem Betrachte sehr vorzüglichen Lehrbuchs, befolgt hier einen Plan, der von den gewöhnlichen etwas abweicht und originell ist. Diese Abänderung besteht aber nicht etwa in einer neuen Terminologie; sondern aus einer mit vielem philosophischen Scharf-

siune

ſinne zergliederten Darſtellung der erſten Gründe der Mathematik. Rec. hat lange keine Schrift mit mehrerm Vergnügen als gegenwärtige durchgeleſen, und kann ſolche mit der beſten Ueberzeugung als ganz zweckmäßig empfehlen. Wahr iſt es allerdings, daß manche Gegenſtände, beſonders verſchiedene Lehren von den krummen Linien ꝛc. etwas ſehr gedrungen abgehandelt werden; allein was man hier an Weitläuftigkeit und Umfange des Vortrags vermißt, wird durch die Deutlichkeit und Bündigkeit deſſelben reichlich erſetzt. Viel zu beſchwerlich und ſelbſt zwecklos würde es ſeyn, Proben und Auszüge des Ganzen darzuſtellen; daher wollen wir nur die reine Inhaltsanzeige anführen.

S. 1 — 12 Vorerinnerung von der Mathematik überhaupt. S. 12 — 118 Die Rechenkunſt. 1ſtes Kap. Von den Zahlen, insbeſondere den ganzen und den vier Rechnungsarten. 2tes Kap. Von den Brüchen. 3tes Kap. Von den Decimalbrüchen insbeſondere. 4tes Kap. Von den Verhältniſſen. 5tes Kap. Buchſtabenrechnung und Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel. 6tes Kap. Von den Logarithmen. S. 119 — 236 Anfangsgründe der Geometrie. S. 237 — 246 Nöthige Nacherinnerung zur Geometrie überhaupt. S. 247 — 296 Anfangsgründe der ebenen Trigonometrie. S. 297 — 454 Anfangsgründe der Algebra. S. 455 — 560 Anfangsgründe der höheren Geometrie.

Man glaube ja nicht, es habe Rec. durch dieſe flüchtig ſcheinende Anzeige einen Beweis gegeben, als hätte er die vorliegende Schrift nur obenhin durchgeſehen, und auch ſo ſein Urtheil eingerichtet. Dieſes iſt hier gewiß der Fall nicht. Rec. kennt ſeine Pflicht zu genau, und ſucht ſie ſtreng zu befolgen. Aber er hält es eben für einen weſentlichen Theil derſelben, jede Anzeige ſo gedrungen und kurz als nur möglich zu machen; welches beſonders mit Schriften gegenwärtiger Art der Fall iſt. Denn an Materien ſind ſie meiſtens alle gleich, und nur in der Form und Ausführung weichen ſie mehr oder minder ab. Wozu würde es dienen, mehr von dem Inhalte anzuführen, da ſolcher im Ganzen (verſchiedene Bemerkungen über die Natur der Gleichungen ausgenommen) nichts ausgezeichnetes Neues enthält, und nur die bekannten Sätze mit aller möglichen Vollſtändigkeit erläutert.

Auch dem Verleger muß man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er durch Druck, Papier und Feinheit der Kupfer seinerseits alles that das Werk zu verschönern.

Dm.

Erläuterungen der ersten Anfangsgründe der reinen Mathematik, zum Gebrauch für den Unterricht, von J. G. C. Kiesewetter, Doktor und Professor der Philosophie. Berlin, bey Quien. 1802. 159 Seit. und 4 Seit. Vorrede und Einleitung. 8. 12 gr.

Nach der Vorrede ist der Verf. durch den Verleger, der von mehrern Orten her darum gebeten sey, bewogen worden, Erläuterungen zu seinem Lehrbuche zu schreiben, weil durch sie die Brauchbarkeit desselben für den Lehrer vermehrt werden würde. Für manchen Lehrer mögen die Anfangsgründe der reinen Mathematik von Herrn K. wirklich durch diese Erläuterungen sehr an Brauchbarkeit gewonnen haben. Aber entweder sind alsdann die Anfangsgründe des Verf. so mangelhaft, daß sie ohne eine solche Erläuterung nicht hinlänglich verständlich sind, oder auch die Lehrer, für welche diese Erläuterungen zunächst bestimmt sind, taugen nicht zu dem, was sie seyn sollen. Wir glauben das Letztere. Denn in der That sind die weitere Auseinandersetzung mancher Sätze und die Winke für die Lehrer oft so geringfügig, daß, wer deren bedarf, durchaus Unterricht der Art zu ertheilen unfähig ist. Wahr ist es indessen, daß viele junge Leute, sobald sie die Universität verlassen haben, und nur einigermaaßen die Sätze kennen, und den Beweis nach einem Kompendium zu führen, verstehen, glauben, Andern Unterricht in den Anfangsgründen der Mathematik ertheilen zu können. Daher ist es auf den niedern Schulen, wo Mathematik gelehret wird, häufig die Schuld des Lehrers und nicht des Schülers, wenn ein solcher Unterricht keine Früchte trägt. Wenn also auch in anderer Hinsicht diese Schrift für ein überflüssiges Produkt

zu halten seyn möchte: so dürfte sie doch in dieser Rücksicht nützlich werden können.

Fd.

Sammlung vermischter algebraischer Aufgaben zur Uebung für Anfänger (,) von C. W. Brunner, Doktor der Philosophie, und Lehrer am Königl. Gymnasio illustri. Ansbach, bey Haueisen. 1802. $11\frac{1}{2}$ Bog. 8. 14 K.

Eine unbedeutende Schrift, an welcher Rec. mit aller Schonung auch nicht eine vortheilhafte Seite entdecken konnte. Der Verf. bestimmt sein Buch zu einem Leitfaden für Schüler zur Erlernung der niedern Algebra; dieser Plan ist zwar nicht übel; denn für Anfänger ist es gewiß sehr gut, wenn man sie durch leichte Aufgaben übt, und zu dem höhern Kalkul vorbereitet; aber dann müssen solche ganz anders als wie hier vorgetragen und aufgelöst werden. Wie z. B. in Würja's Algebraisten, Uflackers Exempelbuch ꝛc. Besonders gehört hierzu eine richtige Folge der Aufgaben selbst, nebst einer ausführlichen Anweisung ihre Gleichungen auf verschiedene Arten zu formiren und allgemein aufzulösen. Dieses Alles vermißt man aber bey dieser Schrift ganz. Die Exempel werden sämmtlich nach dem gewöhnlichen Schlendrian, und noch überdieses zum Theil unvollkommen berechnet. Z. B. Nr. 1. Hier wird verlangt: „Zwey Zahlen zu „finden, deren Summe = 95 und deren Differenz 15 ist. „Oder zwey Größen zu finden, deren Summe = a, und „deren Differenz = b ist. Auflösung: Es sey im ersten „Fall die kleinere Zahl = x, so ist die größere = x + 15, „und also 2x + 15 = 95 ꝛc. Im andern Fall sey die kleinere Größe = x: so ist die größere = x + b, und also „2x + b = a ꝛc.“ An dieser Probe wird man genug haben; denn obgleich an der Gleichung wenig zu tadeln ist: so bleibt es doch ein grober Verstoß wider den Plan des Buchs, daß dem Schüler auch nicht das Geringste von der Reduktion und den Folgerungen dieser einen großen Einfluß habenden Aufgabe gesagt wird. Auf dergleichen Fehler stößt man sehr

oft;

ist; besonders hat es Rec. nicht gefallen, daß man auch nicht eine einzige unbestimmte Aufgabe findet. Und doch ist kein Theil der Algebra geschickter, Anfänger mit der höhern Analysis bekannt zu machen, als die unbestimmte Analytik. Warum ist diese ganz ausgelassen? Den Raum, welchen die Aufgaben Nr. 195 — 200 mit ihren so mangelhaften kubischen Auflösungen einnehmen, wäre sehr schicklich dazu gewesen. Der Anhang enthält: „Einige brauchbare algebraische, „geometrische, arithmetische und trigonometrische Formeln.“ Auch hier findet man nichts Zweckmäßiges; denn für Geübtere ist Alles zu unbedeutend, und für Anfänger zu schwer. Der Verf. setzt bey seinem Leser bloß die Kenntniß von der Ausziehung der Wurzeln und der Logarithmen voraus; wie ja kann diesem nun die Angabe der trigonometrischen Formeln für den Sinus, Cosinus ec. dienen? Wenigstens hätte doch eine Vorbereitung vorhergehen sollen. So ist wiederum die Anleitung zur Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel überflüssig, weil sie schon bekannt seyn soll. So viel ist gewiß, daß der Wunsch des Verf., daß sein Buch Etwas zur Ausbreitung und Gemeinmachung algebraischer Kenntnisse beytragen möge, wohl schwerlich wird erfüllt werden.

Beschreibung eines vollständigen Apparats zu ökonomischen Vermessungen, in Hinsicht auf dessen Bearbeitung, Prüfung und Gebrauch, von J. G. Studer, Berg-Mechanikus in Freyberg. Leipzig, bey Göschen. 1801. 166 Seit. 8. und 2 Kupf. 8 Gr.

Der als vorzüglich geschickter Mechaniker bekannte Verf. beschreibt die Einrichtung und den Gebrauch von drey Instrumenten, die als vollständiger Vermessungs-Apparat dienen. Es sind solche: 1) Ein Winkelvermessungsinstrument. 2) Eine Grundlinienvermessungskette. 3) Eine Eisenscheibe. Rec. kann aus eigner Erfahrung die vortreffliche Arbeit und außerordentliche Genauigkeit rühmen, mit welcher Alles verfertigt ist. Herr St. gehört unter die wenigen wahren Künstler, welche gründliche Theorie mit ausge-

ge-

gebreiteter Erfahrung verbinden, und hat schon Manches geliefert, welches der feinsten englischen Arbeit gar nichts nachgiebt. Zu schon ziemlich beträchtlichen Landesvermessungen, dienen die hier angezeigten Instrumente vollkommen, und man kann ihren Gebrauch wohl empfehlen. Auch zu ganz grossen Operationen verfertigt der Verf. ein Instrument, welches mit allem Zubehör 12 bis 1500 Thlr. kostet. Rec. hat eins dergleichen gesehen und selbst untersucht, und kann versichern, niemals, wenigstens nicht in Deutschland, etwas Vollkommners gesehen zu haben. Der Gebrauch des ganzen Apparats wird deutlich erklärt, und ist für angehende Feldmesser sehr brauchbar, welche öfters, wenn sie auch die besten Instrumente haben, dennoch blos aus Unwissenheit ihrer richtigen Anwendung, beträchtliche Fehler begehen. Durch die wohlgerathenen Kupfer gewinnt das Ganze sehr. Zugleich ist eine Preis-Tabelle, aller bey dem Verf. zu habenden Instrumente beygefügt, unter welchen Rec. verschiedene etwas sehr hoch angesetzt fand.

Dm.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Ein und Achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Chemie und Mineralogie.

Darstellung einiger Resultate, die aus der Anwendung der pnevmatischen Chemie, auf die praktische Arzneykunde hervorgehn, von Joh. Jakob Günther, Doktor der Medicin und Chirurgie. Mit einer Vorrede begleitet von Ferdinand Wurzer, Dr. der Med., ordentl. Prof. der Chemie, u. s. w. Marburg, in der Akademischen Buchhandlung. 1801. XVI. und 118 Seiten. 8. 9 ℛ.

Die Arbeit des Hrn D. Günther ist zwar nicht das erste Werk, welches uns die Fortschritte der Medicin durch die neuere Chemie entwickelt, auch geschieht dieß hier nicht auf eine ganz neue Weise; sondern alles was wir hier finden, sind bereits bekannte Wahrheiten, aus andern Schriftstellern zusammengetragen, und so geordnet, daß des Verf. Endzweck dabey auf eine bequeme Weise erreicht werden konnte. Dieß ist aber mit ziemlich vielem Fleiße geschehen, und verräth Sachkenntniß, gute Beurtheilungskraft und Belesenheit, ohne in Weitläuftigkeit, und die vorlauten Prahlereyen zu gerathen, welche manchen jungen Schriftsteller aus der neuen chemischen Schule charakterisiren. Soll man aus einigen Ausdrücken auf den medicinischen Glauben schliessen: so ist Hr. G. der Erregungstheorie zugethan; weicht aber in manchen sehr wesentlichen Punkten von deren deutschen

Stifter Röschlaub ab, besonders indem er den Sauerstoff zu den reizmehrenden Potenzen rechnet.

Der Inhalt dieser kleinen Schrift ist eine Betrachtung des Athemholens, und der dadurch in der Atmosphäre sowohl als im Körper veranlaßten Veränderungen, mit einer Auseinandersetzung der Eudiometrie, eine ähnliche Untersuchung des Perspirationsgeschäffts, wobey besonders die Versuche über die Veränderung der Luft durch das Ausdünsten beschrieben werden, eine Parellele zwischen dem Geschäffte des Athemholens, und dem der Perspiration, welcher Abschnitt besonders unsern ungetheilten Beyfall hat, einige allgemeine Bemerkungen über den Einfluß der Luft auf den Körper, und endlich eine etwas kurz und mager ausgefallene Darstellung der Anwendung des Sauerstoffgases (nicht Gasses wie Hr. G. beständig schreibt,) des kohlenstoffsauren Gases, des Wasserstoffgases. Die merkwürdigen Versuche Davy's u. a. mit dem gasförmigen Stickstoffoxyd waren dem Verf. noch nicht bekannt. Rec. kann bey dieser Gelegenheit den Gedanken nicht unterdrücken, daß er noch immer von dieser pneumatischen Medicin sich große Erwartungen macht, so wenig Glück sie auch in Deutschland gehabt hat.

D. J. B. Trommsdorffs, Prof. der Chemie, u. s. w. neues praktisches Arzneybuch für Aerzte, Wundärzte und Apotheker, aus dem Französ. des Bürger D. J. B. van Mons, mit vielen Anmerkungen und Zusätzen vermehrt. Erfurt, bey Hennings. 1801. 254 S. 8. 1 Rt.

Eine Schrift von zwey so berühmten Männern erregt billig die Aufmerksamkeit und die Neugier des Publikums in einem hohen Grade, und man erwartet etwas Außerordentliches von ihr. Auch ist sie allerdings von großem Werthe, und wird vielen Nutzen stiften können. Nur die Erwartung, welche wir von dem Buche hatten, hat uns nicht ganz bey seinem Durchlesen befriediget. Hr. v. M. hat besonders die chemischen Kompositionen der alten Pharmakopöen scharf

scharf kritisirt und vielfältig verändert; allein in pharmaceutischen Bereitungen wenig geändert, weil man nicht wisse, was bey Zusammensetzungen von Pillenmassen, u. s. w. vorgehe, folglich auch daraus keinen Schluß auf ihre arzneyliche Wirkung machen könne. Er nennt diese Zusammensetzungen abentheuerlich, und will sie dennoch beybehalten wissen. Rec glaubt nicht, daß dieser Grundsatz den Beyfall der deutschen Aerzte haben werde, ihm wenigstens sind die unsinnigen, oft unchemischen Bereitungen mancher Compositorum durchaus anstößig. Simplex sigillum veri. Die Sprache ist nicht die der neuen Chemie, aus Furcht, sagt Hr. v. M., man möchte ihn nicht allenthalben verstehen; diese Furcht wird für Deutschland bald aufhören, besonders wenn man die Apotheker dazu zwingt, die neue Sprache zu lernen. Die treffliche Pharmacop. nova boruss. trägt gewiß vieles zu diesem Verstehen bey. Dagegen billigen wir es aber sehr, und stimmen hierin nicht mit dem Rec. dieser Schrift in den Salzb. med. chir. Zeit. Febr. 1802. N. überein, daß Hr. v. M. die verschiedenen Quantitäten der Bestandtheile bey den Zusammensetzungen nicht nach benannten Zahlen angegeben hat. Es erleichtert die Angabe der Verhältnisse die Arbeit ungemein, und der Tadel jenes Rec. ist durchaus ungegründet. Allein auch uns ist es aufgefallen, daß der Verf. von einer allgem. Pharmakopöe für ganz Europa spricht, und noch mehr, daß er sich zum Sammler der Materialien dazu anbietet.

Die Uebersetzung ist höchst flüchtig gemacht, und trägt deutliche Spuren, daß Hr. Prof. Tr. sie verfertigen ließ, oder sie in großer Eile besorgte. Auch wimmelt das Buch von Druckfehlern, welche in einer Pharmakopöe geradezu gefährlich sind. Manches hätten wir ausgelassen, z. B. ol. cum lateribus destill., Regul. antimon. mart., Pulv. sanquineal., den Zinnober im Pulv. temper., Vinum cydoniat. u. a. Daß sich noch eine Formel zum Theriak aus 63 Bestandtheilen in diesem, im Jahre 1801. gedruckten Buche finde, wird keiner unsrer Leser vermuthet haben; doch findet auch Hr. Tr. wie zu erwarten stand, diese Rarität abgeschmackt. Ungern fanden wir den Vorschlag, die Aqua cerasorum durch aqua amygdalarum amararum zu ersetzen. Letztere ist bekanntlich ein starkes Gift.

Da das Ganze alphabetisch geordnet ist: so war ein Index nicht unentbehrlich; doch wird ihn mancher Leser ungerne entbehren, da er das Nachschlagen erleichtert.

Zt.

Allgemein verständliche Anleitung zu einer einfachen und leichten Art, Salpeter zu bereiten, ohne besondre Apparate, und mit den gewöhnlichen Hausgeräthschaften. Für den Bürger und Landmann, von D. Joh. Bartholom. Trommsdorff, Prof. der Chemie, und Apotheker zu Erfurt. Erfurt, bey Henning. 1802. S. 110. kl. 8. 8 gr.

Der Titel zeigt die wahre Natur des Werkchens: es ist nicht für den Chemisten von Profession, der nichts Unbekanntes darin finden möchte. Man hat geglaubt, durch Abfassung in Fragen und Antworten, es gemein faßlicher zu machen: und deutlich und verständlich ist es allerdings auch; aber etwas weitschweifiger und umständlicher, wie es die Natur der Gesprächsform gewöhnlich mit sich bringt: und dabey scheint es doch Rec. wenigstens um nichts verständlicher, als die französische Volksanweisung zum Salpeter Sieden (in der Auswahl der Pariser Annalen.) Der Verf. handelt im Kap. 1. vom Gebrauch und Nutzen des Salpeters. Kap. 2. Von der Bildung des natürlichen Salpeters. (Zu prüfen, ob eine Erde salpeterhaltig sey, solle man in ein, mit einem Pfahle darin gemachtes Loch, ein glühendes Eisen von demselben Umfange stecken, ob es darin etwas verkalkt werde?) Kap. 3. Vom Auslaugen. Kap. 4. vom Areometer, oder Wasserwage. Kap. 5. Von der Abrauchung. Kap. 6. Vom Raffiniren. Kap. 7. Von den verschiedenen Verfahrungsarten, den rohen Salpeter zu raffiniren, oder zu reinigen. (Außer der bisher gewöhnlichen durch Leim, wird auch die vorzüglichere französische genau und vollständig beschrieben. — — Durch diese allgemein faßliche Anleitung wird sich der Verf. in solchen Ländern, wo die Salpeterbereitung keine Regie ist, von manchem Hausvater

Dank verdienen, der seine vorgefundene Salpetererde in Nebenstunden, zu seinem Vortheile benutzen kann.

N.

Cl. L. Berthollet über die Gesetze der Verwandtschaft in der Chemie. Aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen, Zusätzen und einer systematischen Darstellung von *Berthollets* Theorie, vermehrt von *E. G. Fischer*. Berlin, bey Nauck. 1802. 332 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Berthollets Schrift ist gegen die Wahlverwandtschaft, als eine beständig und gleichförmig wirkende Kraft gerichtet. Er zeigt, daß Stoffe in manchen Fällen Scheidungen hervorbringen, welche sie nach den Gesetzen der Wahlverwandtschaft nicht hervorbringen könnten, sobald sie nur in großer Menge angewandt werden. Die Körper wirken also nach ihrer chemischen Masse oder in einem zusammengesetzten Verhältnisse aus der ursprünglichen Stärke der Verwandtschaft und der Menge, worin sie angewendet werden. Kommt ein dritter Körper zu der Verbindung von zwey Körpern: so theilt sich der eine Bestandtheil in die beyden andern Körper, nach Maaße ihrer chemischen Masse. Es giebt keine Wahlverwandtschaft; der Begriff von der Verwandtschaft muß bloß auf die Verbindung heterogener Stoffe zu einem neuen eingeschränkt werden. Aber die Erscheinungen der Verwandschaft werden durch manche andere Umstände verändert, und bringen dadurch die täuschende Aehnlichkeit einer Wahlverwandtschaft hervor. Sie sind die Kohäsionskraft beym Niederfallen schwerauflöslicher Körper, die Neigung zur Krystallenbildung, zur Efflorescenz, zum Aufsteigen als elastische Substanzen bey der doppelten Verwandtschaft bilden die vier Bestandtheile eine homogene Masse, und jene Nebenumstände entscheiden den Erfolg. Daher kommt es, daß oft im Anfange eine Zersetzung bemerkt wird, welche sich im Verfolge des Versuchs sehr ändert. Alles dieses ist mit sehr merkwürdigen Versuchen und Beobachtungen bestätigt. Der Uebersetzer, welcher diese Theorie sehr gründlich studirt hat, verdient durch seine sehr genaue, mit vieler Ueberlegung verfaßte Uebersetzung, so wie durch seine

 sehr

sehr brauchbaren Zusätze, den Dank aller Chemisten. Durch Berthollet's merkwürdige Schrift kommt die Untersuchung über die Verwandtschaft der Körper wiederum zur Sprache. Daß die Wahlverwandtschaft keine eigenthümliche beständige Kraft sey; haben schon viele deutsche Chemisten behauptet; nur der Eigensinn, womit Phlogistiker und Antiphlogistiker sich dieses Ausdrucks zur Vertheidigung ihrer Meinungen bedienten, machte sie dazu. Hahnemanns Aeußerungen führt Hr. Fischer selbst an; aber Westrumbs scharfsinnige Abhandlung über die Zerlegung des Bittersalzes verdiente einer Erwähnung, und Link hat sich in seinen Beyträgen zur Physik und Chemie über manche Gegenstände der Verwandtschaftslehre fast beynahe so wie Berthollet, über die doppelte Verwandtschaft völlig ebenso, geäußert. Aber noch weit ist die ganze Sache von einer Statik der Chemie, welche Berthollet zu früh schreiben will, entfernt. Es ist nicht zu übersehen, daß Berthollet bey der umgekehrten Zerlegung (gegen die vormaligen Tafeln der Wahlverwandtschaft durch Menge des zerlegenden Stoffes) sich des anhaltenden Kochens, also der Wirkung der Wärme bediente; in der mittlern Temperatur gelingen solche Zerlegungen nicht. Herr Fischers Darstellung bringt die Sache der scientifischen Darstellung nicht näher, und Rec. hat manche wichtige Erinnerungen zu machen. Eine anziehende Kraft nimmt er an; aber nicht eine zurückstoßende, da beyde Kräfte in der Materie nicht zugleich als wirksam gedacht werden können. Dessen ungeachtet äußert er sich kräftig für eine Durchdringung der Körper bey der chemischen Verbindung. Wie will er sich eine Durchdringung denken, wenn er nicht nach Kant, die Materie ganz in Kräfte verwandelt, und sie als das Resultat von zwey entgegengesetzten Kräften ansieht? Und doch will er dieses nicht: er legt vielmehr den Kräften ein Substrat unter, denn sonst würde es ihm nicht schwer werden, zwey Kräfte als zugleich wirksam zu denken. So lange die Chemisten sich noch durch den (von Kant in ganz anderer Absicht erdachten) Begriff von der chemischen Durchdringung irre leiten lassen, ist an keine Erklärung dieser Erscheinungen zu denken. Hr. Fischer glaubt ferner, die alte Lehre von der Verwandtschaft mache sich eines Widerspruchs schuldig, wenn sie behauptet, die Menge eines Stoffes vermehre die Wirkungen seiner Verwandtschaft nicht: Er glaubt dieses a priori beweisen zu können. Aber dieses

läßt

läßt sich keineswegs beweisen, wenn man nicht annimmt, die Verwandtschaft wirke auch in der Entfernung, und nehme in der Entfernung nicht sehr schnell ab; Annahmen, welche wahrlich höchst willkührlich sind; denn, wenn die Verwandtschaft nicht in die Ferne wirkt, oder auch nur schnell abnimmt: so wird alle Anneigung aufhören, sobald sich die Theilchen des einen Bestandtheils mit dem Theilchen des andern so umgeben haben, daß keine neue Berührung statt findet. F. wiederholt den Satz, ein Körper werde aufgelößt, wenn die Verwandtschaft desselben zum Auflösungsmittel die Kohäsionskraft überwinde. Aber dadurch kann nichts anders geschehen, als eine Anhäufung oder Verdichtung des Auflösungsmittels um den aufzulösenden Körper, nimmermehr eine Trennung. Fischer berührt den Unterschied zwischen ziehender Kraft und Verwandtschaftskraft nicht, welcher in der Intension der Kräfte besteht, wodurch allein der Begriff von chemischer Masse zu Stande kommt. Er sagt ferner: es finde sich eine Schicht von Flüssigkeit zwischen zwey andern, und werde nach oben mit einer Kraft = 7 nach unten mit einer Kraft = 5 gezogen: so wird sie sich in dem Verhältnisse von 7 zu 5 theilen. Das ist eine ganz willkührliche Annahme: so wie es wirklich die Theilung des Substrats nach Berthollet ist; es folgt weiter nichts, als daß die Schicht an der obern, mit einer Kraft = 7 an der untern = 5 hängen wird, und bey jeder Bewegung wird sie sich von der untern ganz trennen. Wenn es also sonderbar war, eine Wahlverwandtschaft zum Grunde zu legen, und die Abweichungen als Ausnahmen von der Regel anzusehen: so ist es jetzt eben so sonderbar, eine Verwandtschaft mit willkührlichen Annahmen zum Grunde zu legen, und die Abweichungen durch Kohäsion, Elasticität, u. s. w. zu erklären. Aus Berthollets merkwürdigen Versuchen folgt, daß weder Wahlverwandtschaft noch Verwandtschaft eine eigenthümliche Kraft sey, sondern diese Ausdrücke ganz unerklärte Erscheinungen bezeichnen. Zuletzt muß Rec. bemerken, daß er mit Berthollet bey der doppelten Verwandtschaft eine homogene Verbindung im Anfange annimmt. Fischer wendet dagegen Folgendes ein: Wenn salpetersaures Kupfer und Kochsalz gemengt werden: so verwandelt sich die blaue Farbe in die grüne, zum Beweise, daß sogleich salzsaures Kupfer entsteht. Aber die blaue Farbe rührt vom Uebermaaße des

Sauerstoffes her, welcher, wenn Kochsalz zugesetzt wird, sich in der ganzen Mischung verbreitet, nun das Kupfer weniger verdichtet bleibt, und die grüne Farbe dadurch erzeugt. Daß Zusatz von Wasser die blaue Farbe nicht verschwinden macht, zeugt, daß es verschiedene Stuffen der Verwandtschaft giebt, wie F. selbst vermuthet, und wie aus unzähligen Versuchen erhellet. Hr. Fischer zeigt sich in dieser Schrift als einen so scharfsinnigen Kopf, daß Rec. ihn auf die hier nur kurz angedeuteten Schwierigkeiten aufmerksam zu machen wünscht.

Om.

J. A. Chaptals Versuch über die Vervollkommnung der chemischen Kunstgewerbe in Frankreich, übersetzt mit Anmerkungen von H. W. Heerwagen. Berlin, bey Unger. 1802. 94 S. 8. 12 gr.

Eine kleine, aber wichtige Schrift, von einem Manne, der als Minister des Innern seine Vorschläge in Wirksamkeit setzen kann. Zu den Mitteln die Fabrikanten zu bilden, schlägt er besondere technische Schulen vor, deren Einrichtung er aus einander setzt. Es ist nur zu fürchten, daß die Bildung dort zu leicht in eine literarische übergeht, und den Arbeiter aus seiner Sphäre bringt. Es könnte überdieß leicht damit gehen, wie mit den Bergkadettenschulen u. s. w., wodurch die Kandidaten zu Stellen sich so häufen, daß der Mann von Talent, wenn er nicht Verbindungen hat, eine andere Laufbahn erwählt. Die Zahl von kleinen Fabriken würde vielleicht auch dadurch so vermehrt werden, daß eine die andere zerstören müßte. Hierauf redet der Vf. von den Mitteln, die Preise der Fabrikate zu verringern, und dringt besonders auf bestimmte von der Regierung garantirte Kontracte zwischen Meistern und Arbeitern. Unstreitig der wichtigste Gegenstand der Fabrikpolicey. Zugleich äußert er sich gegen die strengen Verbote ausländischer Fabrikate, und zwar mit Recht; denn diese strengen Verbote schläfern den einheimischen Fabrikanten, besonders den Monopolisten ein, und nehmen ihm allen Trieb zum Wetteifer. Endlich empfiehlt er eine besondere Aufmerksamkeit

bey

bey der Wahl der Oerter zur Anlage von gewissen Fabriken. Hr. Heerwagen hat viele Anmerkungen hinzugefügt, welche größtentheils ein Lob des preußischen Staats enthalten, das dieser auch gewiß verdient; wenn ihn gleich die hier gemachten Erinnerungen besonders treffen, und vormals noch mehr trafen. Auch in der Wahl der Oerter zur Anlage von Fabriken scheint man zuweilen gefehlt zu haben, und ein Bergkadetteninstitut in Berlin kann das nicht wirken, was eine Bergakademie in Freyberg leistete.

Ge.

Tagebuch von der letzten Reise Dolomieu's durch die Schweiz. Herausgegeben von Bruun-Neergaard. Begleitet mit einer Charakteristik Dolomieu's, durch D. B. Eymar. Aus dem Französischen übersetzt, von D. L. G. Karsten. Königl. Preuß. Oberbergrath. Berlin, bey Himburg. 1802. 171 S. 8. 14 gr.

Eine zwar nicht streng wissenschaftliche, wie in der Vorrede erinnert wird; aber gewiß eine sehr unterhaltende, angenehme Lektüre. Man folgt mit Vergnügen dem Verf. in seiner kurzen und raschen Erzählung über die Alpen; man erfährt hin und wieder eine Anekdote über Dolomieu, über dessen Aufnahme auf der Rückkehr in Frankreich, und über den jetzigen Zustand der Schweiz. Für die Mineralogie ist die Ausbeute unbedeutend. Was von Dolomieu gesagt wird, sind Beyträge zu einem Eloge. D. war ein äußerst thätiger, kraftvoller, imposanter Mann, wenn sich Rec. dieses Ausdrucks bedienen darf. Rec. lernte ihn zu Paris kennen, und sah einen großen Theil seiner Mineraliensammlung genau durch. Aber D. war eigensinnig, absprechend, und hieng an seinen Meinungen äußerst fest. Wenn er Wernern und andere Deutsche lobte: so geschah es nicht selten aus einer falschen Ansicht. Wenn ich manche Wörter, z. B. Porphyrschiefer in den Mund nahm, pflegte er aufzufahren. Wenn wir über den Ursprung des Basalts sprachen, pflegte er über Werner und seine Nachfolger zu lachen, welche nur zwey oder drey Basaltberge gesehen hätten.

 Kom-

nen Sie ins Nationalinstitut, sagte er mir, ich werde eine Abhandlung über die Vulkane in Auvergne vorlesen. Sie werden bekehrt werden, und ich wollte, alle deutschen Mineralogen wären hier. Rec. zeigt diese Seite seines Charakters hier an, weil in dieser Schrift davon keine Rede ist. Die Uebersetzung ist leicht und gut; die Anmerkungen, wie sich von ihrem Verf. erwarten läßt, schätzbar.

Dolomieu's letzte Reise durch die Schweiz, in dem Jahre 1801. Herausgegeben, von Bruun-Neergaard. Hamburg, bey Vollmer. 1802. 144 S. 8. 12 gr.

Diese Uebersetzung ist nicht so geschmeidig, und dem Geiste der deutschen Sprache weniger angemessener, als die eben angezeigte mit Karstens Anmerkungen ist. Auch findet man bey einer genauern Vergleichung den Ausdruck weniger sorgfältig gewählt, und die mineralogischen Ausdrücke oft schlecht übertragen. Ein Titelkupfer, welches Airolo vorstellt, findet sich nur bey dieser Uebersetzung.

Herrn *Rob. Jameson's* Mineralogische Reisen durch Schottland und die Schottischen Inseln. Aus dem Englischen übersetzt, und von einem Auszuge aus H. Bergr. Werners Geognosie, begleitet von *H. W. Meuder*. Leipzig. 1802. 256 Seit. 4. mit 1 Chart. und 2 Kupf. 3 Rthl. 12 gr.

Die Einleitung würde allein hinreichen, diesem schätzbaren Werke Leser zu verschaffen. Werner hat aus der Geognosie eine neue Wissenschaft gemacht, deren Schöpfer er fast ganz allein ist, und die überall Spuren des scharfsinnigen Beobachters zeigt, auf den Deutschland mit Recht stolz ist. Karstens Tabellen haben schon einen Blick in dieses Meisterwerk thun lassen; näher lernte man es aus von Buchs Reise nach Schlesien und Italien kennen; hier lieset man es im Zusammenhange, und mit manchen neuen Zusätzen. So findet man hier den Weißstein, eine dem Glimmerschiefer untergeordnete Gebirgsart charakterisirt, welche aus einer

ner; Art von dichtem Feldspat und Glimmerschüppchen besteht. Doch das meisterhafte Ganze leidet keinen Auszug. Die Reisebeschreibung selbst ist von einem Schüler Werners, und liefert unstreitig die besten Nachrichten über die Mineralogie jener merkwürdigen Gegenden. Daß hier oft berichtigt wird, was Faujas von Vulkanen und Lavaströmen träumte, läßt sich erwarten. Die Reise gieng von Edinburg auf Glasgow, wo sich ein neues hier beschriebenes Fossil, der Leucitähnliche Zeolit findet. Von hier besuchte er die Hebridischen Inseln. Der Craig von Ailsa ist ein Fels im Meer, welcher aus Sinnit mit Basaltgängen besteht. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß Basaltgänge, sonst seltene Erscheinungen, im westlichen Schottland äusserst häufig vorkommen. Die Insel Arran wird genau beschrieben. Im Sandstein kommen außer den Basaltgängen auch Gänge von Pechstein vor, und beweisen, daß Pechstein nicht bloß den Urgebirgen eigen ist. Nach J. muß man Kirwan's und Morveau's Pechstein zu den Halbopalen rechnen, weil sie schwerflüssig sind. Auch Kohlenblende kommt hier dem Sand untergeordnet vor, und ist also ebenfalls nicht den Urgebürgen eigen. Auf Isla hat man gediegen Silber, und gediegen Quecksilber im Torfmoor gefunden. Die Paps auf Jura bestehen aus einem körnigen Quarz mit etwas Feldspat und Glimmer, eine Steinart, welche mit Glimmerschiefer wechselt. Auf Mull findet man den Basalt mit Steinkohlen beynahe in demselben geognostischen Verhältnisse, wie er auf dem Meißner vorkommt. Schade ist es, daß der Verf. die Insel Staffa nicht besuchen konnte. Granitgänge im Gneiß kommen auf der Insel Colla vor. Der Scure Eigg ein Berg, auf der Insel Eigg ist ein äußerst schöner Basaltberg, welcher den Bergen auf Staffa wenig nachgiebt. Auf Rume findet sich Kalkstein in einigen Zoll langen Stücken mit Erdpech in Basalt eingewachsen. Nachdem der Verf. die Insel Sky genau durchsucht hatte, reisete er, doch schnell, von Bernera mitten durch Schottland nach Edinburg zurück. Kürzer ist die Beschreibung der Schettland- und Orkneyinseln, wohin er zu Schiffe gieng, auch sind sie in mineralogischer Rücksicht nicht sehr merkwürdig. Sie bestehen größtentheils aus plattenförmigen Sandstein. Die Rückreise nach Edinburg geschah zwar zu Lande; aber der Verf. folgte fast immer der Seeküste, so daß er wenig merkwürdige Beobachtungen anstellen

stellen konnte. Daß ein Sachverständiger diese Reise bearbeitet hat, bemerkt man überall an der Uebersetzung, auch sind die Anmerkungen sehr zweckmäßig und belehrend.

Om.

Mineralogische Reise nach den Braunkohlenwerken und Basalten in Hessen, wie auch nach den Schieferkohlenwerken des Unterharzes, von J. C. W. Voigt, Herzogl. Weim. Bergrathe. Weimar, bey Hofmanns W. u. E. 1802. 230 Seiten kl. 8. 21 Kr.

Diese Reisebeschreibung betrifft vorzüglich den Meißner und den Habichtswald, zwey Gebirge in Hessen, welche in dem Streite über den vulkanischen Ursprung des Basalts sehr merkwürdig geworden sind. Neptunisten und Vulkanischen haben sie für ihre Meinung angeführt, und der Habichtswald ist in Deutschland zuerst für ein vulkanisches Gebirge ausgegeben worden. Jeder Neptunist wird indessen die Bemerkungen eines so genauen Beobachters, als Herr Voigt ist, mit Vergnügen lesen. Der Verf. findet überall eine große Verschiedenheit zwischen der Art wie Basalt vorkommt, und der Art wie Wasser Fossilien hervorgebracht hat; aber oft beruft er sich dabey auf einen gewissen Takt, der trügen kann. Die Basaltmasse des Meißners sey aus seinem Innern hervorgedrungen. — Wenn man angeben könnte, an welcher Stelle: so würden sich die Neptunisten überzeugen lassen. Daß übrigens in der Nähe Pseudovulkane gewirkt haben, bezeugt der Porzellanjaspis, welchen Hr. Voigt fand, und welchen Rec. schon vor vielen Jahren bey Großalmerode gefunden hat. Uebrigens hat der Verf. darin sehr Recht, daß die Trappformation so viel Ausgezeichnetes vor den übrigen Formationen hat, daß man wohl auf einen andern Ursprung denken könnte.

Ge.

Ueber den Sarder, Onyx und Sardonyx von U. F. B. Bruckmann, Herzogl. Braunschw. ersten Leib-

Leibarzte rc. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1801. S. 138. 8. 12 gr.

Vorliegende Schrift ist eigentlich eine genaue Kritik und Berichtigung einer ähnlichen Schrift des Hrn. von Köhler über Sard, Onyx und Sardonyx, welche schon vor ihrer Erscheinung im Drucke, von einem der angesehensten kritischen Journale, als ein Meisterwerk, gepriesen wurde. Hr. Br. dem nicht leicht Jemand, der ihn kennt, als praktischen Mineralogen, besonders Edelsteinkenner, ein entscheidendes Ansehn streitig machen würde, zeigt dagegen fast in jedem Abschnitte, und auf jeder Seite jenes Buch, (denn er folgt dem Verf. Schritt vor Schritt,) eine Menge Fehler, die daher entsprangen, daß man bloß die Bekanntschaft mit vielen Antiken, durch Kunst bearbeiteten Steinen, zu einer solchen Schrift für zulänglich hielt, und sich nicht die gründliche Kenntniß der Steine in ihrem rohen Zustande erworben hatte. Wer kann aber, ohne diese über die Alten, über einen Theophrast, einen Plinius urtheilen, da ohnedem nach ihren Beschreibungen die nöthige Bestimmtheit fehlt?

Zuerst handelt der Verf. vom Sarder, unter welchen die Alten alle feine Hornsteinarten begriffen, diese nun wieder durch die Farben unterschieden, besonders die schöne rothe Art Karneol nannten. So könne man einen rothgefärbten Chalcedon füglich Carneol, Sarder oder Sardonyx nennen. Unser Chalcedon scheine von den Alten Jaspis genannt zu seyn; und die Farbe des reinen Onyxes habe, der des menschlichen Nagels gleich seyn muß. Plinius's Beschreibung möchte übrigens auch noch so oft, bey ihrer Unbestimmtheit, auf unsre Steine nicht passen wollen; so wären wir doch nur durch ihn allein, über viele Sachen der Natur und Kunst belehrt worden. Achat sey eigentlich eine Mengung mehrerer feiner Hornsteinarten; er und einige Jaspisarten, mit thonigten Einmischungen möchten wohl die Steine gewesen seyn, die (wie bekanntlich auch die Weltaugen) durch Kochen in Honig durchsichtig geworden seyen. Karneole von 4″ — 8″ seyen jetzt sehr selten. Der Lynkur der Alten sey Hyacinth, der des Theophrasts sey Bernstein mit unter gelegter Folie.

Vom

Vom Onyx: der nagelfärbige Hornstein, und unser Chalcedon erhielten diesen Namen, ihre Formen und Verbindungen mochten sonst seyn, wie sie wollten: Aus ihrer Verbindung entsprang die sogenannten Augensteine. — Nach Mongez, sey der Cacholong der Alten Murrhinum; er passe aber nicht zu Plinius's Beschreibung, nach welcher jenes, eher ein Pechopal zu seyn scheine, zu welchen auch mancher geschnittener antiker sogenannter Sardonyx gehören möge.

Vom Sardonyx. Wesentlich sey ihm, nach Plinius, eine weiße und eine Sarderlage, deren schöne Röthe, Reinheit, und scharfer Abschnitt, die Schönheit des Steins erhöhen. Nicht abwechselnde Lagen, sondern der erhobene Schnitt, mache einen Stein zur Camer. — Scharfsinnige Erklärung des Namen, Niccolo und Orphanus. — Unbestimmt und vielumfassend seyen bey Plinius die Namen Achat und Jaspis, unter welchen sowohl durchsichtige als dunkle, einfärbige und mehrfarbige Steine vorkommen. Ein Sardonyx müsse durchaus zwey verschiedene Lagen, er könne aber auch noch mehr, als drey, haben: dergleichen Verbindung hätten die Alten oft durch die Kunst, vermittelst Kitte, und zwar besser, als die Neuern vermögen, hervorgebracht: (daher möge die Benennung Ceraunia entspringen:) Auch dunkle und undurchsichtige Steine seyen von den Alten geschnitten. Nur der verschiedene Grad der Durchscheinbarkeit zweyer Lagen, bilde den Chalcedonyx, da beyde gleiche wesentliche Beschaffenheit haben.

Der Freund mineralogisch-artistischer Kenntnisse wird für die Durchlesung dieses kleinen Buchs durch eine reiche Ausbeute gründlicher Bemerkungen belohnt werden.

N.

Beschreibung der Krystallisationen, sowohl nach ihren Grundgestalten, als nämlich der Würfel, Säulen, Pyramiden und Tafeln, als auch nach den Veränderungen der Grundgestalten in Ansehung der Abstumpfung, Zuschärfung und Zuspitzung. Von *Karl Immanuel Löscher* in Freyberg.

berg. Leipzig, bey Crusius. 1801. (96 Seit. in 4. und VI. Kupfertafeln.) 1 Rß. 4 ℋ.

Der Verf. verfertigt bekanntlich Modelle von Krystallen, welche er in ganzen Sammlungen verkauft. Diese kleine Schrift ist eigentlich als der Kommentar dazu anzusehn, und als solcher auch sehr gut brauchbar. Wer sich überdieß eine historische Kenntniß der Wernerschen Krystallographie erwerben will, dem ist dieß kleine Werkchen sehr zu empfehlen, allein weiter ist es auch nicht zu gebrauchen; die Kupfer sind mit vieler Sorgfalt, und der Natur getreu besorgt worden. Der Styl ist nicht der beste; sondern er ist vielmehr sehr schwerfällig, worüber man sich übrigens hier gerne wegsetzt. L. bietet die ganze krystallographische Modellensammlung für einen billigen Preis, nämlich für 8 Thlr. aus; sie besteht in 223 Stück. Wenn aber Jemand bloß die Uebergangssammlung, welche in 154 Stück besteht, verlangt: so bekommt er solche für 7 Thlr., indem diese beym Ausschneiden die mehrste Mühe und Zeit erfordern. Auch zeigt er an, daß er eine bergmännische Modellensammlung von 28 Stück, welche die wichtigsten beym Bergbau vorkommenden Arbeiten darstellen, für den Preis von 75 Thlrn. zu verschicken gesonnen sey.

Az.

Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Philosophische Skizzen zur natürlichen Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der gesellschaftlichen Verfassungen. Ohne Namen des Druckorts und des Verlegers. 1801. 231 Seit. 8. 18 ℋ.

Diese Schrift ist neuerlich unter einem andern, nämlich unter diesem Titel erschienen: Ideen zur natürlichen Geschichte der politischen Revolutionen. — Ein Titel, welcher offenbar dieser Schrift mit weit größerm Rechte zukommt,

komme, und ihrem Inhalte viel angemessener ist, als der angezeigte; indem die von dem Verf. (dem seitdem gestorbenen Hrn. Saul Ascher in Berlin) hier aufgestellten Ideen zur Geschichte des Ursprungs rc. der gesellschaftlichen Verfassungen nur als propädevtisch anzusehen, und nur in sofern abgehandelt worden sind, in wiefern daran die Hauptuntersuchung über den Ursprung, die Beschaffenheit und den Zweck politischer Revolutionen, welche die eigentliche Tendenz dieses Buches ausmacht, den Grundsätzen gemäß, von denen der Verf. dabey ausgieng, geknüpft werden konnte. Und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann die vorliegende Schrift, nach manchen darin enthaltenen einzelnen Ideen und Bemerkungen beurtheilt, immer für einen nicht uninteressanten Beytrag zur philosophischen Beleuchtung politischer Revolutionen gelten, und die darin zum Theil neu aufgefaßten, zum Theil neu entwickelten Ideen lassen wenigstens den Scharfsinn und die Originalität des Verfassers auf keine Weise bezweifeln; wenn man auch mit den Hauptgedanken, von denen er ausgeht, und mit den daraus hergeleiteten Resultaten nicht einverstanden seye, mehrere damit in Verbindung stehende Behauptungen, um sie zu unterschreiben, weder historisch noch philosophisch genug begründet finden, und in Absicht mancher hier vorkommenden Begriffe eine nähere Bestimmung derselben vermissen sollte. Um dieses allgemeine Urtheil über den Gehalt der angezeigten Schrift zu rechtfertigen, und um das bey den Raum zu ersparen, den eine vollständige Darstellung des Inhalts derselben erfordern würde, begnügen wir uns bloß damit, die Hauptideen, die ihr zum Grunde liegen, anzuführen, und auf sie einige Bemerkungen folgen zu lassen.

Das, worauf der Verf. alles zurück führt, ist die Idee vom Eigenthum. Beym ersten Grade der Entwickelung derselben traten die Menschen zusammen, um sich gegenseitig das Eigenthum zu sichern, und so entstand das Band der Gesellschaft. Die mit der Zeit verwickelter werdenden Verhältnisse des Eigenthums erzeugten Verträge: die immer wachsende Menge der Verträge das Bedürfniß der Regierung und die Regierungen selbst. Wenn Eigenthum bloß auf Vertrag gegründet ist: so ist der Verweser dieser Verträge der allgemeinste Eigenthümer (?), so daß

im

im Zustande der ursprünglichen Gesellschaft das individuelle Eigenthum in die Hände der Regierung übergieng, mithin von jener für diese ein allgemeines Eigenthum gebildet, und dadurch die Idee eines Staaten realisirt wurde. Bey dieser Einrichtung gieng die ursprüngliche Freyheit des Menschen verloren; indem alles das, worüber er bisher frey disponiren konnte, jenem allgemeinen Eigenthum der Regierungen involvirt wurde; und zwar so, daß er zuerst im freyen Genusse seines Eigenthums, oder im freyen Gebrauche seiner Sinnlichkeit, weiterhin in dem freyen Gebrauche seiner Vernunft, seiner Meinungen und Grundsätze, durch Einführung einer allgemeinen Denkart unter dem Namen der Religion, — die, wie verschieden sie auch modifizirt seyn mag, immer einen politischen Regressus hat: so daß jede Religion immer nur als die Erfindung eines politischen Kopfes anzusehen ist; — und zuletzt in der Freyheit seines Willens, und seiner Handlungsweise beschränkt wurde. Die Folge davon war, daß die Menschen, vermöge eines von der Natur (?) in ihnen gepflegten und entwickelten Triebes, welchen der Verf. den revolutionairen Geist nennt, ihre verlorene Freyheit nach und nach wieder zu erlangen suchten; und eben daraus ergiebt sich nun der Begriff einer politischen Revolution, welcher dahin zu bestimmen ist, daß: — so wie eine Revolution in der physischen Welt »die Rückkehr einer Erscheinung heißt, welche die Ursache aller vorhergegangenen war,« (soll wohl heißen: welche allen nachfolgenden vorhergieng, oder, welche die Ursache aller nachfolgenden war; indem diese Worte sonst keinen Sinn geben, und auf das Folgende keine Anwendung verstatten;) — eben so auch unter einer politischen Revolution »die Rückkehr eines Zustandes der menschlichen Natur, der ihrem gesellschaftlichen vorgegangen war,« verstanden werden muß. — Und da dieser Zustand nichts anders, als die uneingeschränkte Aeußerung der Sinnlichkeit, der Vernunft und des Willens war: so giebt es drey verschiedene Arten politischer Revolutionen, nämlich eine ökonomische, eine religiöse, und eine sittliche; wovon die erste die Freyheit des Genusses, die zweyte die der Meinungen, und die dritte die der Rechte und Handlungen wieder zu erlangen, beabsichtigt. Diese Revolutionen nahmen, was die Zeitfolge ihrer Entstehung betrifft, denselben Gang, den der Verlust

der Freyheit selbst genommen hatte: so daß sie in derselben Ordnung, wie sie hier angeführt worden sind, in der Geschichte selbst aufeinander folgten. Den Zeitraum, worin dieses geschah, setzt der Verf. erst in der neuern Geschichte, da die ältere, nach seiner Meinung, keine eigentliche Revolution, in dem von ihm angenommenen Sinne des Worts aufzuweisen hat. Der erste und also derjenige Schritt, den der revolutionaire Geist in ökonomischer Hinsicht, zur Erkämpfung der Freyheit des Genusses, that, war der von dem durch das Lehnssystem bisher unterdrückten dritten Stande, vom Ende des 11ten Jahrhunderts an, geführte Kampf gegen die Vasallenmacht, ein Kampf, worin dieser Stand von der Hierarchie, vermittelst der Kreuzzüge: so wie von den Regierungen selbst, deren beyderseitigem Interesse das zu sehr gewachsene Ansehen der Vasallen entgegen war, unterstützt, und wodurch der Sieg über Leibeigenschaft und Despotismus errungen wurde. — Die Reformation war der zweyte Schritt des revolutionairen Geistes; eine Revolution in religiöser Hinsicht, zur Begründung der Freyheit der Meinungen und Grundsätze. — Die dritte, sittliche, für die Freyheit des Willens und der Rechte kämpfende Revolution, war endlich die französische. Die nordamerikanische Insurrektion kann nicht mit ihr verglichen werden, da der Zweck derselben nur ökonomisch war; und wenn sie auch die Menschen auf eine sittlichere Konstitution aufmerksam gemacht hat: so ist durch sie doch keine sittliche Revolution herbeygeführt worden. Unserm Zeitalter war das Phänomen einer Gesellschaft aufbehalten, die, nachdem sie die Freyheit aller ihrer Kräfte erobert hatte, sich selbst eine Norm ihrer Handlungsweise schuf. — Der Zweck einer politischen Konstitution ist einzig und allein: die Grundlinien anzugeben, nach welchen die Kräfte der menschlichen Natur in der Gesellschaft am wirksamsten und vortheilhaftesten in Thätigkeit gesetzt werden können. Die vollkommenste Konstitution wäre also diejenige, die ihre allgemeinen Bestimmungen auf die freyeste Thätigkeit der menschlichen Kräfte berechnet. —

Dieses sind die Hauptgedanken, die den Inhalt der gegenwärtigen Schrift ausmachen, und die, wie uns dünkt, wenigstens den selbstdenkenden Kopf, und den nicht gemeinen Scharfsinn des Verfs. zur Genüge beweisen. Aber freylich

lich ist auch in diesem ganzen Raisonnemente so viel Unhaltbares, Unerweisliches und Unerwiesenes, oft bloß aus Liebe zur Meinung, ohne weitere Begründung Angenommenes, und selbst durch das Zeugniß der Geschichte hinlänglich Widerlegtes, und zugleich auch soviel Unbestimmtes und Schwankendes, daß man den hier entwickelten Ideen eben so wenig, als den daraus hergeleiteten Folgerungen im Ganzen beystimmen kann; und wir zweifeln nicht, daß der Verf. selbst, bey einer nochmaligen Revision dieser Ideen, und bey einer genauern Vergleichung derselben mit der Geschichte, Manches von dem, was er hier gegeben hat, zurücknehmen, und Manches bündiger beweisen, fester begründen, und näher bestimmen werde, als hier von ihm geschehen ist. Folgende Bemerkungen mögen auf Eins und das Andre davon hinweisen.

Was zuförderst den hier aufgestellten Begriff einer politischen Revolution anlangt, um den sich diese ganze philosophisch-historische Untersuchung dreht: so möchte derselbe wohl schwerlich zu rechtfertigen seyn. Zunächst scheint uns das behauptete Zurückkehren eines Zustandes der menschlichen Natur, der ihrem gesellschaftlichen vorhergegangen war, mit der Idee einer fordauernden, und nur eine Zeitlang aufgelößten, aber denn wieder neu organisirten gesellschaftlichen Verfassung sich nicht vereinigen zu lassen, und dem Vorwurfe des Widerspruchs nicht entgehen zu können; da eine durchaus uneingeschränkte Aeußerung der menschlichen Kräfte, und namentlich der Sinnlichkeit und des Willens, — indem die Freyheit der Vernunft, oder die der Freyheit hiervon allein auszuschließen wäre, die aber auch, bloß als solche betrachtet, dem Forum einer bürgerlichen Konstitution nie verantwortlich gewesen ist; — wie sie vor einer gesellschaftlichen Verfassung möglich war, mit derselben schlechthin unvereinbar ist; und da selbst die, nach dem Verf., durch Revolutionen beabsichtigte vernunftmäßigere Aeußerung der menschlichen Kräfte, oder diejenige Ordnung der Dinge, wo die Vernunft allmählig in solcher Wirksamkeit erscheint, „daß sie auf den gesellschaftlichen Zustand solchen Einfluß erhielt, und mit solchem Nachdruck ihre Stimme erheben konnte, um in dem Wirkungskreise der Menschheit endlich ihre Nebenbuhlerinn, die Sinnlichkeit, wo nicht (zu) verdrängen, doch zu einer einverstandenen

Wirksamkeit zu bequemen,« — nicht als ein Zustand angesehen werden kann, in welchem sich die menschliche Natur in ihrem ursprünglichen, vorgesellschaftlichen Zustande befand. — Eben so wenig möchte ferner die analogische Deduktion, die der Verf. hier zu Hülfe nimmt, und vermöge deren er aus dem von ihm angenommenen Begriffe einer physischen Revolution auf den einer politischen schließt, für die Richtigkeit des letztern etwas beweisen können. Nicht zu gedenken, daß jener, wenn man ihn auch als gegründet annehmen wollte, auf diesen keinesweges anwendbar ist, da dort von nothwendigen den Gesetzen des Naturmechanismus unterworfenen; hier aber von freyen, durch den menschlichen Willen bestimmten Kräften die Rede ist. — So ist das, was nach dem Verf. eine Revolution in der physischen Welt seyn soll, durchaus unerweislich. Denn da Revolutionen dieser Art, als Naturerscheinungen betrachtet, nur nach Thatsachen beurtheilt, und die Merkmale ihres gemeinschaftlichen Begriffes nur auf dem Wege der Erfahrung gefunden werden können: so fragen wir: woher weiß denn der Verf., daß durch alle diese physische Revolutionen, und namentlich durch diejenigen, die dem festen Lande eine veränderte Gestalt, dem Lauf der Gewässer eine veränderte Richtung, und beyden ein verändertes lokales Verhältniß zu einander gaben, daß dadurch dieser oder jener Theil der Erde, der von ihnen betroffen wurde, in seinen ursprünglichen Zustand zurück versetzt worden sey? — Und auf welche Art getraut sich endlich der Verf. den von ihm angenommenen Begriff einer politischen Revolution durch die Geschichte der Revolutionen und ihrer Folgen selbst zu rechtfertigen? Läßt sich wohl von irgend einer der hier angeführten drey Hauptrevolutionen, so weit wir die Folgen derselben bis jetzt übersehen können, — und nur darauf darf der Geschichtsforscher, selbst der philosophische, Rücksicht nehmen, — mit Recht behaupten, daß durch sie die Vernunft mit der Sinnlichkeit in Uebereinstimmung gebracht, und die Absicht erreicht worden sey, (S. 16.) »das ursprüngliche Verhältniß der menschlichen Kräfte wieder herzustellen, und ihnen in ihrer Wirksamkeit einen solchen Spielraum endlich zu verschaffen, daß der menschlichen Gesellschaft der freye Gebrauch derselben gesichert werde?« — Möchte wohl der Verf., was namentlich die französische Revolution betrifft, nach den neuesten Thatsachen, die uns der

Er-

Erfolg dieser Revolution aufstellt, noch jetzt die Behauptung (S. 158.) unterschreiben: »In Frankreich sehen wir ein Volk, (?) das Alles, sein Eigenthum, seine Religion, (?) seine Rechte,« (richtiger und bestimmter: seine bürgerliche Verfassung; denn nicht die Vernichtung, sondern die Wiederherstellung der menschlichen Rechte ist ja, selbst nach dem Verf., Zweck der Revolution,) »nicht allein vernichtet, sondern das auch gezwungen ward, auf seinen Trümmern Alles (?) der Freyheit der menschlichen Kräfte gemäßt zu ordnen.« — ? Ueberdieß waren — ein Umstand, den der Verf. insbesondre nicht hätte übersehen sollen, — jene genannten Revolutionen in ihren Wirkungen viel zu beschränkt, und hatten auf einen viel zu kleinen Theil der Menschen Einfluß, als daß daraus ein allgemeines Resultat hergeleitet werden, und als daß dabey von der ganzen menschlichen Gesellschaft, von dem Wirkungskreise der Menschheit, vom Fortschreiten derselben zu einer höhern Kultur, und dgl. die Rede seyn könnte. Kein Vorschritt, den irgend ein einzelnes Volk, oder eine besondre Völkergruppe — sey es auf dem Wege der Revolutionen; oder sey es auf einem andern Wege, — in der Kultur und in dem Gebrauche seiner Menschenrechte gewann, darf uns berechtigen, diesen Schritt zu einem Maaßstabe zu machen, wornach das Fortschreiten der ganzen Menschheit bestimmt, — und zu einem Merkmale, woran der allgemeine Gang, den der menschliche Geist nimmt, und die Richtung desselben nach einem gemeinschaftlichen Ziele erkannt werden könnte; und so gewöhnlich auch bey teleologischen Raisonnements, solche Schlüsse vom Einzelnen auf das Ganze seyn mögen: so muß doch der philosophische Geschichtsforscher über diese Täuschungen erhaben seyn, wenn es ihm um Wahrheit, und nicht bloß um eine Uebung seines Scharfsinnes zu thun ist. —

Die Eintheilung der Revolutionen in ökonomische, religiöse und sittliche, (ein Ausdruck, der, dem philosophischen Sprachgebrauche zufolge, das nicht bezeichnet, was er hier bezeichnen soll; da in der praktischen Philosophie von einer sittlichen Handlungsweise, als von einer freyen Bestimmung des Willens durch die Vernunft, nur in sofern die Rede ist, in wiefern dieselbe den außer dem Gebiete der Vernunft liegenden Motiven des Handelns, — nicht aber, in wiefern dieselbe, wie es hier der Fall ist, etwa durch die

Vernunft nicht autorisirten bürgerlichen Verfassung entgegengesetzt wird;) ist sehr willkührlich, und beruht auf keinem richtigen Eintheilungsgrunde; da die erstern schon in der letztern enthalten ist; indem der uneingeschränkte Gebrauch und der freye Genuß des Eigenthums einen Theil der Rechte und freyen Handlungen des Menschen ausmacht.

Wenn der Verf. behauptet, daß auch das Christenthum, so wie jede andre Religion, einen politischen Regressus gehabt habe; — daß die Absicht Jesu gar nicht gewesen sey, eine Religion zu stiften, sondern daß dieses bloß als der Zweck der Apostel anzusehen sey; — daß die Grundsätze, welche Jesus geäußert habe, für den jüdischen Staat von nachtheiligen Folgen gewesen wären, oder wenigstens hätten seyn können; indem sie die ganze Verfassung zu untergraben gedroht hätten; u. s. w. — so sind dieses Behauptungen, die mit den Aeußerungen und Handlungen Jesu und seiner Apostel zu sehr in geradem Widerspruche stehen, und die von dem Verf. zu wenig auf haltbare Gründe gestützt worden sind, als daß ihn nicht der Vorwurf treffen sollte, hiermit etwas Unerwiesenes und Unerweisliches behauptet zu haben.

Was unter der Natur zu verstehen sey, welcher in dieser Schrift ein so bedeutender Einfluß auf die menschlichen Angelegenheiten überhaupt, und auf politische Revolutionen insbesondre zugeschrieben wird, darüber hat sich der Verf. nirgends erklärt, und er scheint selbst nichts Deutliches und Bestimmtes bey diesem vieldeutigen Ausdrucke gedacht zu haben. Denn zuweilen nennt er diese Natur ausdrücklich die menschliche; wobey es freylich räthselhaft bleibt, wie durch sie alles — das geschehen und ausgeführt werden könne, was hier einzig und allein als das Werk der Natur erscheint. Wenn man daher durch diese ganze Schrift hindurch immer wieder der Behauptung begegnet, daß die Natur den Keim zu Revolutionen in den Menschen gelegt, und in ihm entwickelt, diese selbst herbeygeführt, und ihre Folgen beabsichtigt habe; wenn man sie überall planmäßig handeln, und große, das Ganze umfassende, und auf die größere Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft berechnete Zwecke verfolgen sieht; wenn S. 158. in Beziehung auf die französische Revolution, verglichen mit der nordamerikanischen, behauptet wird, »daß das, was wir in

Europa

» Europa entstehen sahen, keineswegs Werk menschli-
» cher Hände, sondern der Natur selbst war. Nach
» ihren Gesetzen muß sich alles fügen, und es ist eine längst
» bekannte Wahrheit: daß die anscheinende Verwirrung in
» ihren Planen die größte Vollkommenheit und Ordnung in
» den Schöpfungen der physischen und moralischen Welt her-
» beyführt;« — so ist es offenbar, daß der Verf. an et-
was mehr, als an die menschliche Natur, nämlich an eine
höhere Intelligenz gedacht habe, die über dem Gange der
menschlichen Angelegenheite walte. Aber freylich scheint er,
wie gesagt, von diesem Gedanken sich selbst keine genauer
Rechenschaft gegeben zu haben; indem er es sonst vielleicht
etwas bedenklicher gefunden haben würde, die Revolutio-
nen bloß auf Rechnung dieser Natur zu schreiben; dieselbe
nur in Europa, und nur in einzelnen Ländern dieses Erd-
theils, und überdieß erst vom Ende des 11ten Jahrhunderts
an für den kultivirten und vollkommnern Zustand der Men-
schen wirken zu lassen; und zu behaupten, daß sie für den
Genuß dieses Heils auf keinem andern, als auf dem trauri-
gen Wege politischer Revolutionen den Menschen empfäng-
lich machen wollte.

Dw.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Geschichte des Hanseatischen Bundes, von Georg Sartorius, Prof. zu Göttingen. Erster Theil. Göttingen, bey Dieterich. 1802. XVI. und 478 Seit. gr. 8. 1 Rh. 16 gr.

Der Verf. hat Recht, wenn er im Eingange der Vorrede behauptet: es sey oft der Wunsch geäußert worden, die Geschichte der Hansa einer neuen Prüfung zu unterwerfen; allein alle diese Wünsche wären bisher unerfüllt, und jede darauf Bezug habende Preisfrage unbeantwortet geblieben. Rec. darf kühn hinzusetzen: Von fremden Nationen ist den Deutschen oft der Vorwurf gemacht, daß sie diese wichtige Begebenheit, die in ihrer Mitte entstand, und zu einem

 fürch-

brüderlichen Bunde heranreifte, nicht befriedigend untersucht hätten, während diese deutsche Korporation dennoch für einen sehr großen Theil von Europa, so manche Jahrhunderte hindurch, von einem sehr großen Einflusse gewesen sey. Kommt nun noch hinzu, daß der, von allen Inn- und Ausländern so sehr gepriesene deutsche Fleiß, statt seit mehreren Jahren, diesen Abschnitt der Geschichte gründlich zu bearbeiten, die deutsche Literatur von Messe zu Messe mit mehrern tausenden unnützen Herz, Sitten, Zeit und Papier verderbenden Produkten zu bereichern fortfährt: so kann diese Thätigkeit unmöglich anders als von Seiten einer merkantilischen Brodtspekulation betrachtet werden, wozu dergleichen Scribler die Literatur unserer Nation zum Theil herabwürdigen, und sie gleichsam zu einem Erwerbszweige ihres Bestehens benutzen, während nur einige wenige Gelehrten, kaum der 20ste Theil, deren Namen das zahlreiche Verzeichniß des Meuselschen gel. Deutschlands füllen, an der Verbreitung wahrer Gelehrsamkeit arbeiten, und ihren Eigennutz dem gründlichen Studio opfern. Zu dieser letzten Klasse gehört unstreitig unser Verf., der durch seine rühmlich bekannten Schriften, besonders aber durch das vorliegende Werk, jener, immer mehr um sich greifenden, Mode entgegen zu arbeiten, sich bestrebt. Mit einem viel umfassenden beharrlichen Fleiße, mit dem er eine ungemeine Bekanntschaft der Geschichte kritisch verbindet, liefert er hier die Frucht eines fünfjährigen angestrengten Bemühens, das ihn zugleich mit den Hindernissen seiner Vorgänger bekannt machte, warum sich bisher doch keiner der Beschreibung dieses Staats-Handlungs-Bundes habe unterziehen wollen? und warum Alles, was bis jetzt dafür geleistet ward, ganz unter den mäßigsten Forderungen geblieben sey? — Dieß war aber auch kein Wunder: Denn die gedruckten Hülfsmittel erforderten so viele kritische Vorarbeiten, um sie zum Gebrauche geschickt zu machen; und dieß war nicht Jedermanns Sache, wie dieß die besonders darüber erschienenen Schriften von Werdenhagen an bis auf Büsch beweisen. Unser Verf. ist aber so glücklich gewesen, nächst der Benutzung einer reichen Bibliothek, mehrere Archive ehemaliger Hansestädte geöffnet zu erhalten, über deren Ausbeute er in der ersten Beylage S. 329 — 415. nähere Auskunft giebt, auch von deren Gebrauch das Werk selbst zeugt, und in den folgenden Bänden vielleicht noch

noch mehr beweisen wird. Inzwischen wollen wir den Vortrag der Geschichte dieses Bundes, nach Anleitung unsers Verf. in der Kürze erwägen; jedoch das Neue, welches darin gefunden wird, unsern Lesern auch nur im Umrisse mitzutheilen, würde die Gränze des uns vorgesteckten Ziels überschreiten; in der Hinsicht dürfen wir uns nur auf einige dahin abzielende Bemerkungen einschränken, und müssen, wegen des vollständigen Zusammenhangs, auf das Werk selbst verweisen.

In der Einleitung S. 1—48. wird der verschiedene Ursprung der Städte im Mittelalter untersucht, und von dem Ursprunge der Munizipalfreyheiten in Italien gehandelt, der ihn auf den Lombardischen Städtebund führet, welcher in andern Ländern, so auch in Deutschland nachgeahmt wurde. Inzwischen hatten die deutschen Städte mit ungleich größern Schwierigkeiten als die italiänischen zu kämpfen, welches durch Beyspiele der nachmaligen Hansestädte erläutert wird, die ihren Herren allmählig gewisse Freyheiten abgewannen, die sie gerade zu einem Mittel brauchten, ihre Herren dadurch zu schwächen, und eigene Größe der vorigen Macht entgegen zu setzen.

Hierauf folgt die erste Periode der Geschichte der deutschen Hanse, von ihrer Entstehung im XIIIten Jahrh. bis zum Frieden mit Woldemar III. Könige von Dänemark 1370. Diese ist S. 49 — 2.. in vier Bücher eingetheilt, wovon das erste S. 49 — 130. der ersten Periode ersten Abschnitt enthält, worinn von der Entstehung des Bundes und dessen Bildung, während diesem Zeitraume gehandelt wird. Der Verf. leitet mit Recht den Ursprung des Hansebundes aus der Anarchie des deutschen Reichs und der damaligen Schwäche der Städte her, wovon die letztern genöthiget wurden, sich wechselseitig untereinander zu verbinden. In den Niederlanden konnte dieses jedoch später, als an andern Orten geschehen, weil der hohe und niedere Adel die städtische Unionskraft fürchtete, und selbige allmählig nieder zu stoßen, sich bemühete; welches aber gegen ihre Erwartung vereitelt wurde. Dergleichen und mehr andere Hindernisse der Art, bewegen unsern Verf. gründlich zu beweisen, daß (S. 53 — 58.) nie ein bestimmtes Jahr für die Entstehung der deutschen Hanse

angegeben werden könne; und die Meinung der Neuern, daß sie 1241. entstanden sey, könne (S. 58 ffg.) niegend erwiesen werden, da es an Urkunden fehle, und kein gleichzeitiger Schriftsteller aus jenem Zeitraume mehr lebe. (Diese Behauptung, vom Alter der Hansa, hat zuerst Lambeck, der sonst doch immer für einen gültigen pragmatischen Schriftsteller gehalten wird, gewagt in seinen Rer. Hamb. XI. pag. 84., aus welchem alle Neuern es abschrieben, ohne sich um die historische Richtigkeit in Rücksicht der darüber nicht vorhandenen Urkunde zu bekümmern, die Hr. S. mit ächt kritischer Gelehrsamkeit bestreitet. Man kann nunmehr diese Angabe an die Seite der Behauptung setzen, die der unzuverlässige Fischer wagte, indem er versichert: Die Stadt Bremen habe zuerst einen Handlungsbund mit liefländischen Städten getroffen, der im Jahre 1164. entstanden sey. (s. dessen Gesch. des deutschen Handels, 1r Band, S. 958. 2te verb. Aufl.) In spätern Zeiten hätten die Syndici auf den Hanseversammlungen, die Entstehung ihres Bundes in runden Zahlen angegeben, ohne daß die Hanse selbst (S. 69.) etwas Bestimmtes davon gewußt hätte. Ungleich wahrscheinlicher sey der Ursprung dieser Brüderschaft in der letzten Hälfte des XIIIten Jahrhunderts zu suchen, wovon (S. 75—85.) verschiedene Ursachen als Veranlassung mitwirkten, worauf im XIVten der Name: deutsche Hanse entstanden sey, ein Name, der große Wirkungen hervorgebracht habe, indem er vielen Fürsten fürchterlich gewesen. (Daß doch alles in der Welt veränderlich ist! Hätte doch dieser deutsche Brudergeist mit nach Rastadt und Lüneville am Ende des XVIIIten Jahrh. wandern können! Vielleicht stünde es jetzt um den deutschen Handel besser! Aber es existirte keine Hanse mehr.) Die erste schriftliche Konföderationsakte dieses Bundes, ist vom Jahre 1364. und aus Köln datirt. Dieses ist der Grund, wie Hr. S. richtig behauptet, daß alle früheren Nachrichten von der Hanse, auf bloßen Muthmaaßungen beruheten, indem die Hansischen Versammlungen, erst seit 1361. schriftliche Verhandlungen ihrer genommenen Abreden lieferten. Der erste Zweck dieses Bundes war demnach (S. 108—112.) Schutz und Ausdehnung des Handels, besonders im Auslande, der zweyte: wechselseitiger Schutz, und der dritte: Handhabung der Rechtsordnung in den einzelnen Städten. Nichts desto weniger ist von ihrem öffent-

[illegible] Rechte (S. 113 — 116.) wenig bekannt. (Verf. ist in der Meinung, daß die sogenannten städtischen Handlungsgesetze und Willekeuren, die aus dem XVten und XVIten Jahrh. im nördlichen Deutschland bekannt sind, Hansischen Ursprungs sind, weil verschiedene derselben, die er in Archiven zu sehen Gelegenheit gehabt hat, den Zusatz haben: wyl het van olds bü de Hansen soo im Bruke gewest ist.) Wie endlich die Seestädte das Uebergewicht und Stimmenmehrheit bey den Hanseversammlungen erhalten, wird, wie ihre Statuten, aus dieser Periode S. 117 — 130. gezeigt. Jetzt folgt

das zweyte Buch, welches S. 131 — 170. der ersten Periode, zweyter Abschnitt, oder die ersten Fehden dieses Bundes enthält. Die Verschiedenheit der Zwecke bey den Städten und dem Adel, führten allerley Mißverständnisse herbey, wodurch die Seestädte in weitläufige Streitigkeiten geriethen. Die schlecht organisirten nordischen Mächte, mußten den einsgesinnten Städten weichen; Lübecks Beyspiel, das ganz allein gegen Könige noch vor Entstehung der Hanse bestand, ermunterte die nachher verbündeten deutschen Städte zu ähnlichen Auftritten, worin der norwegsche König Erich schlecht bestand. So fürchterlich auch im Anfange die Vereinigung von Norwegen und Schweden den deutschen Städten wurde; so rühmlich wandte sich die Gefahr zum Vortheil der Hanse. Nunmehr schien die Ostsee der Tummelplatz der Hansestädte zu werden, auf welcher sie mit ihren zahlreichen Flotten, in verschiedenen Fehden und Seegefechten, die Geschwader von Norwegen, Schweden und Dänemark zu verschiedenen Malen besiegten. Die Westsee scheint für diesen Zeitraum noch ganz von Hanseschen Fehden befreyt zu seyn, und jede einzelne Stadt dieses Bundes in gedachten Gewässern, scheint ihre Streitigkeiten mit unfreundlichen Nachbarn, für sich selbst ausgemacht und beseitiget zu haben. Hierauf erscheint im

dritten Buche, der dritte Abschnitt der ersten Periode, welcher S. 171 — 242. die Einleitung in die Geschichte des Handels der Hanse mit fremden Völkern überhaupt, und die Geschichte ihres Verkehrs mit dem Nordosten von Europa insbesonders liefert. Die deutschen Städte konnten Handelsgeschäffte und selbst

auswärtigen Handel vor Entstehung der Municipalfreyheiten; daher wurden die Handelseinrichtungen im Innern, wie ihre Komtoire und Faktoreyen im Auslande, als Grund einer gesetzlichen Bestimmung angesehen, die Andern zum Muster dienten. Obgleich die deutsche Hanse keine gemeinschaftliche Freyheiten besaß: so kam doch dem Ganzen das zu Gute, was einzelne Städte durch Macht und Ansehn erwarben. Dahin gehören die Freyheiten an der deutschen Ostseeküste; der Verkehr mit Rußland über Wisby, u. dgl. wovon jedoch die Nachrichten eben so unvollkommen sind, als diejenigen, die über den deutschen Verkehr mit orientalischen Waaren über Rußland Auskunft geben. Der Verf. nimmt daher Gelegenheit, gegen verschiedene Neuere S. 197—202. zu behaupten: Auf keinen Fall sey dieser Handel von Bedeuten gewesen, und seit Entstehung der Hanse sey dieser Waarenzug, in sofern er jemals vorhanden gewesen, ganz gewiß verschwunden. Mit dem Monopol der Verführung russischer Produkte, hob sich zugleich der Hansische Handel nach allen Reichen des Nordens, und ihre Herrschaft über den gesammten nordöstlichen Handel war und blieb die Basis aller Hansestädte Größe, die sie kühn zu vertheidigen wußten, wenn sie angegriffen wurde.

Im vierten Buche, oder der ersten Periode, vierter Abschnitt, wird S. 243—328. die Geschichte des Hansischen Verkehrs mit dem westlichen Europa und im Inneren von Deutschland vorgetragen. Dieser Abschnitt ist sehr wichtig. Hier kommt das Aufblühen der Niederlande, besonders Brügge, Antwerpen und Flandern, als der allgemeine Zwischenmarkt für Europa und seiner liberalen Grundsätze vor. Die Deutschen gewinnen in Braband Handelsfreyheiten; die wir aber heut zu Tage, aus der Unvollkommenheit der Zollrollen, nicht genau mehr bestimmen können. Durch den Verkehr mit Braband und Flandern, wurde der Verkehr der Deutschen nach England übergeführt, woselbst im XIIIten und XIVten Jahrhundert, der Aktivhandel noch sehr eingeschränkt war. Eduard I. begünstigte die Deutschen mit Freyheiten, die nachher in Hansische Freybriefe umgeschaffen wurden, wie der Verf. S. 301 ffg. sehr schön nach Häberlein und Andern ausführt. (Rymer und Sanderson in Foedera, sive Acta Angel. Tom. II. woselbst pag. 928 seqq. von den getroffenen Handels-

Heirverbindungen dieses Königs gehandelt wird, sagen aber nichts von diesen Privilegien; auch Anderson schweigt davon: Gesch. des Handels, (2r Bd. S. 236 ffg. doch Fischer erwähnt ihrer, und zeigt dabey die Quelle an.) Mit Frankreich und Spanien ist in dieser Periode der Hansen Verkehr noch unbeträchtlich; dagegen setzen sich die letztern in den Besitz der rohen Produkte des Nordostens von Europa. Inzwischen sind, aller ihrer Unternehmungen ungeachtet, dennoch keine Handelsstatute des Bundes bekannt, die aus dieser Periode für dipplomatisch richtig ausgegeben werden könnten. Man sieht aber doch gewisse Freyheiten der deutschen Seestädte, den Hansischen Landstädten Deutschlands ertheilen, wovon die Nachrichten dennoch äußerst unvollkommen sind; indem der Hansische Zwischenhandel stets die Hauptsache dieses und des folgenden Zeitraums blieb. —

Jetzt folgen die Beylagen. Die erste enthält eine Untersuchung über die Quellen der Hansischen Geschichte, und weitere Ausführungen, Erläuterungen und Beweise der im Texte aufgestellten Behauptungen. Die zweyte dagegen, ein Verzeichniß der gedruckten und ungedruckten Urkunden und andern Aktenstücke, die zu der ersten Hansischen Geschichte gehören. Beyde enthalten den übrigen Theil dieses Bandes S. 329 — 478., und sind ein schätzbarer Beytrag zur Literatur.

Der zweyte Band wird, wie der Verf. S. IX fg. der Vorrede versichert, die Blüthe des Bundes bis zum allgemeinen Landfrieden; der dritte das Einschlummern der alten Hanse in der zweyten Hälfte des XVIIten Jahrhunderts enthalten. (Es ist irrig, wenn Fischer und Büsch behaupten: der Bund habe bereits 1630 seine Endschaft erreicht;) Der vierte und letzte Band wird eine Auswahl der ungedruckten Urkunden und Akten liefern, die der Verf. aus der ungeheuren Masse, welche er aus Archiven erhielte, sorgfältig geprüft, und von den minder erheblichen abgesondert hat. Wir fügen bey dieser Gelegenheit noch einen Wunsch hinzu, der darin bestehe: daß es dem gelehrten und scharfsinnigen Verf. gefallen möchte, bey der Ausarbeitung des 2ten und folgenden Bandes, einen Blick auf die, zum Cölnischen Komptoire gehörigen Städte dieses Bundes, in Westphalen zu werfen, indem fast alles, was damals in

der

auswärtigen Handel vor Entstehung der Municipalfreyheiten; daher wurden die Handelseinrichtungen im Innern, wie ihre Komtoire und Faktoreyen im Auslande, als Grund einer gesetzlichen Bestimmung angesehen, die Andern zum Muster dienten. Obgleich die deutsche Hanse keine gemeinschaftliche Freyheiten besaß: so kam doch dem Ganzen das zu Gute, was einzelne Städte durch Macht und Ansehn erwarben. Dahin gehören die Freyheiten an der deutschen Ostseeküste; der Verkehr mit Rußland über Wisby, u. dgl. wovon jedoch die Nachrichten eben so unvollkommen sind, als diejenigen, die über den deutschen Verkehr mit orientalischen Waaren über Rußland Auskunft geben. Der Verf. nimmt daher Gelegenheit, gegen verschiedene Neuere S. 197—202. zu behaupten: Auf keinen Fall sey dieser Handel von Bedeuten gewesen, und seit Entstehung der Hanse sey dieser Waarenzug, in sofern er jemals vorhanden gewesen, ganz gewiß verschwunden. Mit dem Monopol der Verführung russischer Produkte, hob sich zugleich der Hansische Handel nach allen Reichen des Nordens, und ihre Herrschaft über den gesammten nordöstlichen Handel war und blieb die Basis aller Hansestädte Größe, die sie kühn zu vertheidigen wußten, wenn sie angegriffen wurde.

Im vierten Buche, oder der ersten Periode, vierter Abschnitt, wird S. 243—328. die Geschichte des Hansischen Verkehrs mit dem westlichen Europa und im Innern von Deutschland vorgetragen. Dieser Abschnitt ist sehr wichtig. Hier kommt das Aufblühen der Niederlande, besonders Brügge, Antwerpen und Flandern, als der allgemeine Zwischenmarkt für Europa und seiner liberalen Grundsätze vor. Die Deutschen gewinnen in Braband Handelsfreyheiten; die wir aber heut zu Tage, aus der Unvollkommenheit der Zollrollen, nicht genau mehr bestimmen können. Durch den Verkehr mit Braband und Flandern, wurde der Verkehr der Deutschen nach England übergeführt, woselbst im XIIIten und XIVten Jahrhundert, der Aktivhandel noch sehr eingeschränkt war. Eduard I. begünstigte die Deutschen mit Freyheiten, die nachher in Hansische Freybriefe umgeschaffen wurden, wie der Verf. S. 301 ffg. sehr schön nach Häberlein und Andern ausführt. (Rymer und Sanderson in Foedera, sive Acta Angel. Tom. II. woselbst pag. 928 seqq. von den getroffenen Handels-

heirathsverbindungen dieses Königs gehandelt wird, sagen aber nichts von diesen Privilegien; auch Anderson schweigt davon: Gesch. des Handels, (2r Bd. S. 236 ffg. doch Fischer erwähnt ihrer, und zeigt dabey die Quelle an.) Mit Frankreich und Spanien ist in dieser Periode der Hansen Verkehr noch unbeträchtlich; dagegen setzen sich die letztern in den Besitz der rohen Produkte des Nordostens von Europa. Inzwischen sind, aller ihrer Unternehmungen ungeachtet, dennoch keine Handelsstatüte des Bundes bekannt, die aus dieser Periode für dipplomatisch richtig ausgegeben werden könnten. Man sieht aber doch gewisse Freyheiten der deutschen Seestädte, den Hansischen Landstädten Deutschlands ertheilen, wovon die Nachrichten dennoch äußerst unvollkommen sind; indem der Hansische Zwischenhandel stets die Hauptsache dieses und des folgenden Zeitraums blieb. —

Jetzt folgen die Beylagen. Die erste enthält eine Untersuchung über die Quellen der Hansischen Geschichte, und weitere Ausführungen, Erläuterungen und Beweise der im Texte aufgestellten Behauptungen. Die zweyte dagegen, ein Verzeichniß der gedruckten und ungedruckten Urkunden und andern Aktenstücke, die zu der ersten Hansischen Geschichte gehören. Beyde enthalten den übrigen Theil dieses Bandes S. 329 — 478., und sind ein schätzbarer Beytrag zur Literatur.

Der zweyte Band wird, wie der Verf. S. IX fg. der Vorrede versichert, die Blüthe des Bundes bis zum allgemeinen Landfrieden; der dritte das Einschlummern der alten Hanse in der zweyten Hälfte des XVIIten Jahrhunderts enthalten. (Es ist irrig, wenn Fischer und Büsch behaupten: der Bund habe bereits 1630 seine Endschaft erreicht;) Der vierte und letzte Band wird eine Auswahl der ungedruckten Urkunden und Akten liefern, die der Verf. aus der ungeheuren Masse, welche er aus Archiven erhielte, sorgfältig geprüft, und von den minder erheblichen abgesondert hat. Wir fügen bey dieser Gelegenheit noch einen Wunsch hinzu, der darin besteht: daß es dem gelehrten und scharfsinnigen Verf. gefallen möchte, bey der Ausarbeitung des 2ten und folgenden Bandes, einen Blick auf die, zum Cölnischen Komptoire gehörigen Städte dieses Bundes, in Westphalen zu werfen, indem fast alles, was damals in

der

der märkischen Handelswelt groß, berühmt und reich war, die Zeit verschlungen, und in das Grab der Vergessenheit gestürzt hat. Man kennt weder die Namen unserer ehemaligen hanseatischen Kaufleute, noch weiß man etwas Bestimmtes über ihre kaufmännischen Geschäffte, und ihre pragmatischen Beschlüsse. Dieß alles modert im Staube der Archive der westphälischen Städte, wo keiner, außer dem thätigen Kindlinger, sich die Mühe nimmt, sie einzusehen, und an unsern gelehrten Hrn. Verf. zu besorgen. Wie gern wünschte Rec. die bey weitem noch nicht hinlänglich beantwortete Frage: (s. Magazin für Westphalen; Jahrgang 1797. 2s Heft, S. 97—112.) »Woher kam es, daß »zur Zeit des Hanseatischen Bundes, in den Acker- »städten des Hellwegs, Manufakturen blüheten?« weiter ausgeführt, und gründlich dokumentirt zu sehen! Gewiß ein Wunsch, der, wenn er durch unsern Verf. erfüllt wird; die Wege offenbarte, die ehedem der Bund der deutschen Handelsbrüderschaft eröffnete, um ihrem innern Zwischenhandel Leben und Thätigkeit zu verschaffen. — Möchte doch Hr. S. bald den 2ten und die folgenden Bände folgen lassen; damit die Erwartung der ächten Literaturfreunde dadurch befriediget würde! —

Et.

Beyträge für die (zur) Geschichte der Wetterau. Herausgegeben von Roth und Schazmann. Erstes Heft. Mit einer illuminirten Ansicht. Frankfurt am Main, bey Körner. 1801. 191 Seit. und VIII. Seit. Vorrede. gr. 8.

Die vorläufige Ankündigung dieser Beyträge, auf welche der Umschlag und die Vorrede des ersten Heftes Beziehung nimmt, ist dem Rec. nicht zu Gesicht gekommen. Der Plan der Herausgeber, und welche Ausdehnung sie dem auf dem Titel genannten Landstrich geben, oder in welche Gränzen sie ihn beschränken, ist ihm daher unbekannt. Er vermuthet indessen doch, daß geographische und statistische Nachrichten und Erörterungen nicht ausgeschlossen sind, obgleich der Titel nur eigentliche historische Aufschlüsse erwarten läßt. In beyden Fällen ist diesem neuen Institute

Dauer

Degzer und Unterstützung zu wünschen, da bisher noch wenig von der, doch in mancher Rücksicht merkwürdigen Wetterau bekannt geworden ist.

Das erste Heft fängt mit einer historischen Untersuchung über das Alter der kaiserlichen Burg Friedberg an. Zu derselben gehört das auf dem Titel bemerkte Kupfer, welches die Burg von der Abendseite gut und richtig darstellt. Die Abhandlung selbst soll zur Einleitung in die Geschichte der Wetterau dienen, die Charte derselben aber, worauf sich verschiedentlich bezogen wird, erst mit dem zweyten Hefte nachgeliefert werden. — Den Ursprung der Burg setzt der Verf. der Burg Friedbergische Kanzleyregistrator F. Schazmann, in die Zeiten der ersten römischen Kaiser, und er macht es mehr als wahrscheinlich, daß sie ein zu dem Pfahlgraben, der bekannten römischen Defensionslinie gegen das nördliche Deutschland, gehöriges Kastel war. Die Struktur der Burgmauern — ganz römisch — und mancherley Alterthümer aus der Römer Zeiten, welche noch täglich in und um Friedberg herum gefunden werden, lassen kaum einen Zweifel gegen diese Behauptung übrig. Und doch findet sich in keiner Urkunde vor dem 13ten Jahrhundert der Name Friedberg als Ortsname. Ein Räthsel, welches der Verf. selbst nicht zu lösen vermag. — Das Alter der Stadt wird nicht bestimmt angegeben; die Erbauung der großen Stadtkirche aber in das Jahr 1211 gesetzt. — Die ganze Abhandlung zeugt von der guten Bekanntschaft des Verf. mit der vaterländischen Geschichte. Nur ist zu wünschen, daß er sich eines korrekteren und weniger affektirten Styls befleißigen möge. — 2. Beschreibung und älteste Geschichte des sogenannten Hexenthurms zu Lindheim, von dem Prediger Horst in Lindheim, wird erst im nächsten Hefte vollendet werden. Der Verf. beschreibt zuerst die äußere und innere Beschaffenheit dieses merkwürdigen Thurms, welcher nicht nur als Kerker und Folterkammer für Hexen und Zauberer gebraucht ward; sondern worin auch diese Unglücklichen, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf eine grausame Art durch Feuer hingerichtet wurden. — Dann folgen interessante Erzählungen und Aktenextrakte über die Hexenprozesse des ganerbschaftlichen Gerichts zu Lindheim in der Mitte des 17ten Jahrhunderts. Der Schultheiß des Gerichts war ein roher Soldat, dessen mensch-

menschliche Gefühle der 30jährige Krieg ganz erstickt zu haben schien; die Schöffen waren unwissende, abergläubige Bauern. Dieses, zugleich raubsüchtige, Gesindel ließ in kurzer Zeit eine große Anzahl der bemitteltsten Einwohner des Orts auf die schmählichste Art hinrichten. — 3. Die Glauburg. Dieses 34 Seiten lange Gedicht, durch die Ruinen einer alten Burg, des Stammhauses der Familie von Glauburg in Frankfurt, veranlaßt, hätte füglich ungedruckt bleiben können. Um von dem Dichtertalent des Verfassers, Siegfrid Schmid's, eines privatisirenden Gelehrten zu Friedberg, eine kleine Probe zu geben, wählt Rec. eine der ersten Strophen, einen Dialog zwischen dem Dichter, und einem in der Nähe der Burg weidenden Schäfer:

»Sag mir, Schäfer; ist das die Glauburg?«
»Ja Herr! — Ein altes Schloß da war,
Wer weiß vor wie viel hundert Jahr!
Auf der Spitz dort könnt Ihr's Gemäur noch sehn,
's wundert mich nur, wie's noch mag bestehn!«

»Adieu! Schäfer, muß 'mal 'nauf gehn.«
»Doch heut nicht mehr mein junger Herr.
's könnt Euch wahrhaftig gereuen sehr.«

»Und was ist's nun mehr?«
»Gott behüt ꝛc.«

Warum erzählten nicht die Herausgeber selbst die Legenden, welche sich von dieser Burg erhalten haben, in einer schlichten Prosa, statt das schöne Papier mit einem so ekelhaften Machwerk zu besudeln? — 4. Ueber die Kulturgeschichte Friedbergs vor und nach der Reformation, von dem Rektor des Friedbergischen Gymnasiums, Dr. Roth, wahrscheinlich mit dem Herausgeber dieses Namens Eine Person. — Enthält den Anfang einer Geschichte des Schulwesens in der Reichsstadt Friedberg, und als Beylage einen Brief Melanchthons an den Burggrafen Johann Brendel von Homburg, datirt »den 25sten Martii »daran vor 5404 Iharen, Adam der Erste Mensch ge»schaffen ist, vndt an welchem vor 1545 Iharen vnser »Heilandt Christus inne Maria empfangen, vndt vor 1511. »Iharen Christus gestorben ist.« 5. Bruchstücke aus ungedruckten Nachrichten der Vorzeit, eine Requisition eines Cornets aus dem 30jährigen Kriege, ganz dem Französischen im letzten Kriege ähnlich, unter andern täglich

sich 2 Pfund Confekt, Wein so viel, als er und seine Soldaten zu trinken Lust hatten; sonderbare Strafe eines Gartendiebstals, im Jahre 1582. Der Dieb ward durch den Nachrichter in einem Korbe in die Höhe gezogen, und in einen Wassergraben geschnellt; Ehrenbezeugungen, Weinpreise, u. s. w.

Ca.

HECTOPb. Russische Annalen in ihrer slavonischen Grundsprache verglichen, übersetzt und erklärt, von Aug. Ludw. Schlözer, D. Hofrath und Prof. in Göttingen. Göttingen, bey Dietrich. 1802. Erster Theil. XXIV. und 120 S. Zweyter Theil. XXXIV. und 340 Seiten. 8. 1 Mk. 18 gr.

Ein Werk, wie dieses, das dem sich bildenden Geschichtsforscher zum nachahmungswürdigen Muster dient, konnte nur aus der Feder eines Schlözers, dessen scharfer und richtiger Blick, geübtes kritisches Gefühl und ausdauernder Fleiß im Forschen und Prüfen allgemein bekannt und geschätzt sind, kommen. Vierzig Jahre hindurch wurden an den Materialien zu diesem Buche gesammlet; doch nur äußerst zufällig, und nur in den ersten Jahren war dieses Studium eigentlich Berufsarbeit. So wie der Hr. Hofrath schon 1767 von einer vollständigen Chronik die allererste, treue, und in sofern Kunstgerechte Ausgabe veranlaßt hat: so ist er auch jetzt, nach mehr als 30 Jahren, der erste kritische Herausgeber und Kommentator des ächten Nestors.

Der erste Theil dieses Werks enthält eine allgemeine Einleitung in die alte russische Geschichte, und in die nordische Geschichte überhaupt. Erster Abschnitt. Nestors Leben. Sein eigentlicher Geburtsort ist eben so unbekannt, als sein Geburtsjahr; das sich aber doch durch Schlüsse finden läßt; wahrscheinlich ist es das Jahr 1056. Nestor war 17 Jahre alt, als er im Hölenkloster zu Kiew Mönch wurde. Von seinem Leben im Kloster ist nichts Merkwürdiges bekannt, selbst sein Todesjahr ist nirgends genau ange-

geben; er scheint wenigstens noch 1116 gelebt zu haben. Nestor hat 2 Bücher hinterlassen: Leben einiger Aebte und anderer gottesfürchtigen Männer des petscherischen Klosters, und dann eine Chronik, welche ihm vorzugsweise den Ehrennamen Russischer Annalist verschaffte. Der ganze Zuschnitt seiner Chronik ist byzantisch; ganze Stellen hat er wörtlich aus byzantischen Geschichtschreibern übersetzt, und in sein Werk eingetragen; auch seine chronologische Anordnung ist sichtbare Nachahmung. Zwischen Kiew und Konstantinopel war seit 988 ein nur selten unterbrochenes freundschaftliches Verkehr und Kultur im Gefolge der christlichen Religion. Bey der Gelegenheit kamen wahrscheinlich auch byzantische Geschichtschreiber nach Rußland. Vieles schrieb Nestor als Zeitgenosse, Vieles erfuhr er von einem Mönche, der 90 Jahre alt war. Ob er schriftliche Nachrichten vor sich gehabt hat, ist nicht auszumachen, ob er gleich Olegs und Igors Friedensschlüsse mit den byzantischen Kaisern in extenso liefert. Wie weit er geschrieben hat, ist auch ungewiß, denn seine Chronik läuft mit denen seiner Fortsetzer unabgetheilt in Einem fort; gewiß schrieb er noch 1096, und vielleicht noch weiter bis an seinen Tod. Im Jahre 1116 giebt sich sein erster Fortsetzer der Abt Sylvester in Kiew zu erkennen. Bis zum Ausgange des 12n Jahrhunderts fuhr jeder Chronikenschreiber, — und jeder Zeitraum hatte immer nur Einen, — da fort, wo sein Vorgänger aufgehört hatte; allein nach dem Jahre 1203 standen mehrere Annalisten zu gleicher Zeit auf; Rußland ward immer mehr in besondere Fürstenthümer zersplittert; die besondern Annalisten beschrieben nur die Vorfälle ihres Landes umständlich, und fast alle waren Mönche. Diese Specialchroniken laufen in ununterbrochener Reihe und ungezählter Menge vom 13ten Jahrhundert an, durch die folgenden Jahrhunderte fort; heißen aber häufig noch Nestors Chronik. Keiner schmolz alle diese Landeschroniken in eine allgemeine russische Reichsgeschichte zusammen, und ehe alle diese Codd. sorgfältig registrirt und recensirt worden, ist es auch nicht gut möglich. Gegen das 16te Jahrhundert werden die russischen Chroniken revolutionirt; da ersann man eine neue Art von Chroniken, genannt Stuffenbücher, in welche nur Träumereyen als Fakta eingetragen wurden. Darauf entstand eine dritte Klasse russischer Lietopissen, d. i. Chroniken — volumi-

neuſe

neuere Kompilationen. Das Ende der russischen Chroniken-schreiberenen fällt erst in das Jahr 1630.

Zweyter Abschnitt: Literatur des hohen Nordens vor und nach Nestor. Den Norden theilt der Verf. in den hohen und mittlern Norden ein, unter diesem begreift er Germanien, Pannonien und Dakien, unter jenem alle Länder jenseit der Niederelbe gegen Norden und Osten. Der hohe Norden wird vorzüglich erst in dem Zeitalter Karls des Großen entdeckt, der Verf. fügt ein chronologisches Verzeichniß aller noch vorhandenen Schriften über denselben, vom Jahre 839 bis 1582 hinzu. Unter diesen steht Nestor, als der einzige rechtliche, in seiner Art vollständige und wahrhafte Annalist, da.

Der dritte Abschnitt enthält eine genauere Beschreibung der russischen Chroniken, in Ansehung des Namens, Begriffes, der Menge, des Materials, Formats, der Schriften und Interpunktion, Abbreviaturen, Zahlwörter, Figuren und des Alters, der Sprache, — sie ist die Altslavonische, — der Varianten und wesentlichen Verschiedenheit derselben.

Der vierte Abschnitt macht die andern inländischen Quellen der alten russischen Geschichte bekannt. Diese sind die Stuffenbücher, welche ihren Namen davon haben, daß sie nach den Stuffen der Reichsfolge, und nach den Graden der ehemaligen russischen Fürsten in absteigender Linie verfaßt sind. Ferner die Chronographen, Geschlechtsregister, Dienstregister, Kirchenbücher, Münzen, ausgegrabenen Sachen, Aufschriften, Gemälde, Volkslieder und Urkunden. Ueber alle diese Materien verbreitet sich der Verf. mit großer Kenntniß.

Der fünfte Abschnitt hat die Ueberschrift: Seltsame Geschichte der russischen Geschichte. In demselben vergleicht der Verf. zuerst Sina mit Rußland. Beyde wurden beynahe zu gleicher Zeit wieder entdeckt, und aus beyden wurden den Ausländern gleich, bey und kurz nach ihrer Entdeckung, Annalen angekündigt. Herberstein, der Wiederentdecker Rußlands, brachte den Ruf der russischen Annalen ins Ausland; ihr hoher Werth ward anerkannt; aber von Inländern so wenig bearbeitet, als in Sina, und alles,

was bisher hierin im Reiche geschah, ist unzulänglich. Jetzt stellt der Hr. Hofrath eine Geschichte der russischen Geschichte von ihrem Anfange an bis jetzt auf, und macht dabey vorzüglich auf die bisher eingetretenen Hindernisse oder versäumte gute Gelegenheiten aufmerksam. Zwar alles nur in Kürze vorgetragen, aber äußerst lehrreich.

Der zweyte Theil enthält den Anfang der eigentlichen Chronik Nestors bis zu Ruriks Tode. In dem Vorberichte giebt der Hr. Hofrath von 21 Codicibus von alten russischen Annalen, von welchen 12 gedruckt, und noch 9 ungedruckt sind, und die er alle studiert hat, Nachricht. Interessant für einen angehenden Kritiker ist die Beschreibung seiner Methode, wie er bey Vergleichung derselben verfahren; so manche wichtige Regeln der Kritik werden bey dieser Gelegenheit ertheilt; auch wird angezeigt, welchen reinen Ertrag oder Ausbeute für die russische Geschichte diese Behandlung des Nestors schon jetzt giebt. Rec. bemerkt Folgendes davon: Es giebt im Anfange der russischen Geschichte gar keine Chronologie. Waräger sind Normänner; vor Ruriken hatte Rußland gar keinen allgemeinen Namen, diesen bekam es erst von einem einzelnen Theil Waräger, Russen genannt, und diese Russen bedeuten Schweden.

Der Anfang der Chronik selbst ist in zwey Theile getheilt. Rußlands Vorgeschichte bis zur Gründung des russischen Staats, um das Jahr 865, und dann Rurik, erster Großfürst, vom Jahre 865 — 879. Zuerst findet man den slavonischen Grundtext; soviel als möglich wird, ein von Schreibfehlern und Interpretationen gereinigter Nestor geliefert; dann folgt die Uebersetzung, endlich Noten und ein Kommentar, worin die Gründe, sowohl der aufgenommenen Leseart, als der Uebersetzung angegeben, und der Annalist selbst erklärt, erläutert und berichtigt wird, und hier wird ein Schatz von den wichtigsten Anmerkungen eröffnet, und viel Licht über dunkle Gegenstände der nordischen Geschichte verbreitet. Drey Anhänge sind noch hinzugefügt: 1. Proben, wie bisher die älteste russische Geschichte von Aus- und Inländern behandelt, oder vielmehr mißhandelt ward. 2. Resultate aus allem Bisherigen, die Behandlung Nestors insbesondere betreffend, und 3. Resulta-

te aus allem Bisherigen, die Behandlung der ältesten russischen Geschichte überhaupt betreffend. Ein genaues Inhaltsverzeichniß mit einigen Zusätzen und Verbesserungen, und ein Vorschlag, das Russische vollkommen richtig und genau mit lateinischer Schrift auszudrucken, beschließen diesen Theil. Wem sollte der große Werth, den diese Arbeit des Verfassers hat, nicht den lebhaftesten Wunsch auspressen, daß es dem Verf. gefallen möchte, dieselbe fortzusetzen, zumal da er noch bis zu Jaroslavs Tode 1054 handschriftlichen Annalenstoff hat.

---

1. Schlesiens allgemeine und besondere Geschichte. Erster Theil, oder das Lehrbuch derselben, für den jungen Adel, für Schulen und Liebhaber der Geschichte. Erste Hälfte, welche die ersten beyden elementarisch geordneten Lehrgänge enthält. Breslau, bey Barth. 1802. X. und 80 Seit. Zweyte Hälfte des Lehrbuches, welche den dritten Lehrgang, und vorzüglich die Geschichte der einzelnen Fürstenthümer enthält. 12½ S. 8. 19 Kr.

2. Geschichte Schlesiens von den ältesten Zeiten bis zur Besitznahme desselben, durch Friedrich den Großen 1740, als dritter Theil des Hausbedarfs der Königl. Preußischen Länder, herausgegeben von J. G. Sternagel. Mit einem Kupfer. Breslau, bey Schall. 1802. 16 S. 8. 16 Kr.

Nr. 1. Der Titel des ersten Werks zeigt schon an, daß dieses, nicht nur für den jungen schlesischen Adel, und die Jugend aller gebildeten Stände; sondern auch für junge Handwerker und Künstler bestimmte Lehrbuch, in 3 Lehrgänge abgetheilt worden ist. In gedrängter Kürze erzählt der Verf. die Hauptveränderungen, welche dieses Land erfahren hat, mischt an mehrern Orten Anmerkungen ein, welche die Methode betreffen, und giebt überall Winke, wie die Geschichte zur Erweckung der Vaterlandsliebe, und einer wahren Frömmigkeit dienen könne. Dieß Buch ist sehr brauchbar,

der Unterricht geschieht stufenweise. Vielleicht möchte der Reichthum an Begebenheiten zu groß seyn; doch hier kommt es ja auf den Lehrer an, nach den verschiedenen Bedürfnissen der Jugend eine gute Auswahl zu treffen. Der Verf. verspricht noch einen vierten Lehrgang, welcher ein brauchbares und nöthiges Materialienbuch für den Lehrer seyn soll, aus welchem er den Stoff hernehmen kann, den er nach dem Alter und der Fähigkeit seiner besondern jedesmaligen Schüler, nach Veranlassung der Sätze und leitenden Ideen in diesem Lehrgange, zu verarbeiten hat.

Nr. 2 ist mehr als ein Lesebuch zu betrachten; in jenem ist von der Geschichte der Länder und auswärtigen Regenten, unter welchen Schlesien zu verschiedenen Zeiten gestanden hat, nur soviel bemerkt worden, als des Zusammenhangs wegen nothwendig war; hier aber hat sich der Verf. in diese Geschichte viel zu weitläuftig eingelassen, und dagegen die besondere Geschichte Schlesiens weit kürzer vorgetragen; jenes Buch giebt bey aller Kürze dem Leser einen weit ausführlichern Unterricht von der eigentlichen Geschichte Schlesiens. Auch hier wird noch angenommen, daß vor der Völkerwanderung Schlesien von deutschen Völkerstämmen bewohnt gewesen, und daß erst seit dem 6ten Jahrhunderte Slaven eingewandert wären. Möchte doch diese Sache einmal gründlich untersucht, und die wahre, oder doch wenigstens wahrscheinlichste Beschaffenheit dieser Sache — das Wünschenswertheste wäre, — von einem Schlözer dargestellt werden. Der Charakter, die Sitten und die Lebensart der Slaven werden hier im Allgemeinen geschildert; kann man aber alles das auch von den Slaven in Schlesien gerade so behaupten? Nicht überall ist das gehörige Verhältniß beobachtet worden; die Geschichte der Könige von Böhmen hat der Verf. weitläuftig erzählt; weit kürzer ist er bey der Geschichte der österreichischen Beherrscher, und je näher den neuern Zeiten, desto mehr schränkt er sich auf das Allernothwendigste ein. Eben so unverhältnißmäßig werden auch die Begebenheiten der eigentlichen schlesischen Geschichte vorgetragen; z. B. der Krieg, welcher nach dem Tod des Herzogs von Großglogau und Crossen wegen dieser Erbschaft entstand, ist gegen minder wichtige Kriege sehr kurz erzählt worden.

Ci.

Leo.

Leonard Meisters Helvetische Geschichte während der zwey letztern Jahrtausende, oder von Cäsars bis zu Bonaparte's Epoche. St. Gallen und Leipzig, bey Hausknecht und Supprian. 1801. Erster Band. 1 Alph. 6½ B. Zweyter Band. 1802. 1 Alph. 6 Bog. 3 Rk. 16 gr.

Bey den neuesten Revolutionsbegebenheiten, die leider! auch in der helvetischen Republik sich ereignet haben, kommt diese helvetische Geschichte dem Leser, welcher sich aus einem unparteyischen und gutgeschriebenen Werke belehren will, sehr erwünscht. Der Verf. hat seine Quellen gut benutzt, das rechte Verhältniß zwischen der eigentlichen Landesgeschichte und der Erzählung der Begebenheiten der benachbarten Länder, in welche Helvetien mit verflochten war, genau beobachtet, den Zustand des Landes in politischer, wissenschaftlicher, religiöser und sittlicher Rücksicht treu geschildert, und in einer leichten, ungekünstelten Schreibart, und einer größtentheils reinen Sprache geschrieben. Der erste Theil enthält Helvetiens Geschichte von Cäsars Epoche an bis zum westphälischen Frieden, in 5 Abschnitten. Der zweyte Theil, welcher nur 2 Abschnitte in sich begreift, denn die noch fehlenden Abschnitte aus der ältern Geschichte Helvetiens sind dem dritten Bande vorbehalten worden, geht bis zur Beendigung des einheimischen Krieges wegen Toggenburg 1718; doch ist die Erzählung einiger Begebenheiten des Zusammenhanges wegen, bis in die neuesten Zeiten fortgesetzt worden, z. B. die Streitigkeiten des Bischoffs von Basel mit der Stadt Pruntrut, und dem Volke; ferner des Streithandels in Graubündten, theils zwischen den Bünden selbst, theils zwischen diesen und den Veltlinern; auch stellt der Verf. den Einfluß des französischen Revolutionsgeistes auf Graubündten vom Jahre 1793 — 1797 dar, und erzählt die Genfer Unruhen, während des 18n Jahrhunderts. In einer französischen Zuschrift hat der Vf. seine Geschichte dem Oberkonsul Bonaparte dedicirt.

Mm.

Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten, zu Bekehrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien, herausgegeben von D. Georg Christian Knapp, ordentlichem Professor der Theologie, wie auch Direktor des Königl. Pädagogiums und des Waisenhauses zu Halle. Halle, im Waisenhause. 1801. Sieben und funfzigstes Stück. S. X. und 745 — 826. Acht und funfzigstes Stück. 1802. S. VIII. und 827 — 932. 4.

Auch diese Stücke werden nach Verschiedenheit der Leser ganz verschiedene Gedanken und Empfindungen erregen. Die freygebigen Theilnehmer an dieser Anstalt werden sich über den unermüdlichen Eifer der Missionarien, die unter grossen Schwierigkeiten das Evangelium in einem entfernten Welttheil verkündigen, freuen; andere werden über die fortdauernde Zudringlichkeit der Europäer, ihre Religionsmeinungen fremden Völkern vorzutragen, spötteln; andere über die Gutmüthigkeit der Deutschen, die mit schweren Kosten in Ostindien Prediger unterhalten, von denen am Ende die Britten den gräßten Vortheil ziehen, seufzen; andere bey den langweiligen Erzählungen von gehaltenen Predigten, Unterredungen, Reisen, und andere Verrichtungen der Missionarien und Katecheten gähnen; andere mit Emsigkeit die zerstreueten Bruchstücke, die zur Kenntniß von Ostindien benutzt werden können, aufsammeln. Wir wollen den Inhalt kurz anzeigen, mit Aushebung desjenigen, was uns vorzüglich merkwürdig zu seyn geschienen hat. Das 57ste Stück enthält, 1) Hr. Pohle's in Tirutschinapalli Tagebuch vom J. 1798. In Bombay ist eine Post angelegt, die alle Monate über Bozra, Konstantinopel, u. s. nach England geht, der Name des Briefstellers muß unter die Adresse geschrieben werden. Die Katecheten, welche aus den Eingebornen genommen werden, gehen fleißig aufs Land, und unterreden sich mit den Römischkatholischen und den Heiden. Aus jener Partey treten oft einige zu den Protestanten über, Hr. P. will ihnen aber kein sonderliches Lob geben. Die Anstellung eines englischen Geistlichen bey den dasigen Truppen machte in der Lage des Hrn. P. wie er an-

fängs

ängstlich gefürchtet hatte, keine Aenderung. Er blieb nämlich nach wie vor Garnisonprediger. 2) Hr. Gericke, wie er in seinem Tagebuche von 1799 berichtet, (ein Theil vom Jahre vorher ist verloren gegangen,) hat verschiedene erwachsene Heiden getauft. 3) Des Hrn. Päzold's zu Wepery große Thätigkeit und Geschicklichkeit, erhellet schon daraus, daß er 1796, 86 Kanzelreden oder Vorträge gethan, wovon 31 in tamulischer, 29 in portugiesischer, und 26 in englischer Sprache waren. Er klagt aber, wie seine Kollegen in Europa, daß die Kirchen nicht fleißig genug besucht werden. In der Musik, worin die Katecheten gleichfalls von den Missionarien unterrichtet werden, bringen sie es nie weit, weil es den Indiern überhaupt an Talenten zur Musik fehlt, womit auch andere Nachrichten übereinstimmen. Ueber die Witterung und ihren Einfluß auf Eingebohrne und Fremde kommen gute Bemerkungen vor. S. 777-778. 4) Die Briefe a) aus Trankenbar melden, daß die dänische Faktorey nach Friedrichsnagor verlegt ist, wodurch die Korrespondenz aus jenem Orte nach Europa, indem die Kompagnieschiffe seit der Zeit daselbst seltener geworden sind, erschwert und vertheuert worden ist. Der englische Gouverneur in Ceylon, Friedr. North, der die Mission in Trankenbar besuchte, wünschte, einige von den Mission. im Rechnen, Schreiben, und in der englischen Sprache unterrichtete Knaben zu erhalten, um sie zur Errichtung von Schulen zu gebrauchen. Er wird wegen seines höflichen Betragens gegen die Mission., und seiner grossen Einsichten in Sprachen und Wissenschaften sehr gerühmt; b) aus Wepery bey Madras enthalten das Testament des seel. Schwarz, der der Mission viele Jahre getreulich gedient, und ihr bey Einheimischen und Auswärtigen viele Achtung verschafft hat, und sein Vermögen der Mission vermacht hat. Die Hoffnung, die sich die Missionar. gemacht hatten, aus den holländischen Kriegsgefangenen gute Subjekte für die Mission zu ziehen, scheiterte. Sie bildeten sich ein, den h. Geist zu haben, und göttliche Träume und Offenbarung zu bekommen. Es nahm sie daher sehr Wunder, daß sie nicht die Gabe der Sprachen, wie die Apostel erhielten. Sie wurden nach Batavia geschickt, und nur einer blieb als Buchbinder bey der Mission. Hr. Jänike ist 1800 zu Tanschaur gestorben. Sein Verlust wird sehr bedauert, und ist von der Mission sehr gefühlt worden, weil so

wenige von denen, die Theologie studiert haben, jetzt Lust bezeugen, Missionarien zu werden. Man will daher auch Unstudierte zu Missionen gebrauchen. Die Herrnhuther sind darin mit einem Exempel vorgegangen. Was aber für ein Christenthum gelehrt werden wird, wenn man unwissenden Menschen die Bibel in die Hand giebt, mit der Ermahnung, nach dem Inhalt derselben zu predigen, werden diejenigen vorher sagen können, welche aus der Geschichte wissen, was für Unheil durch mißverstandene und falsch erklärte Sprüche der Bibel, in der Welt angerichtet ist. Die Nachrichten aus Briefen aus Amerika, die in Philadelphia, Neu-York, und Ebenezer geschrieben sind, haben uns sehr angezogen. Ueber Geringschätzung des öffentlichen Kultus ist nur eine Stimme über den ganzen Erdboden; sie erschallet so kläglich von Amerika über das Meer zu uns, als wir sie dahin schicken. D. Helmuth versichert, daß man zu den neu ankommenden Deutschen nicht mehr das Zutrauen habe, das man sonst hatte, indem sie nicht mehr so redlich wären, wie sonst, sondern viel von dem Charakter der Irländer angenommen hätten. Er schiebt die Schuld auf die falsche Aufklärung, die sich in Deutschland verbreitet hätte; bedenkt aber nicht, daß Mangel an Aufklärung den Charakter der Irländer verschlimmert habe. Wie doch so oft Menschen in ihren Erwartungen getäuscht werden! Die Nachricht von den zu Madras erweckten holländischen Kriegsgefangenen, hat in Asien, in Europa, und Amerika Sensation gemacht, und man sieht Nachrichten davon in allen Welttheilen mit Begierde entgegen. Konnte man denn nicht gleich aus der ersten Nachricht schließen, daß sie Schwärmer wären? In Neu-York ist die Stelle eines hebräischen Professors eingezogen. Gehet es doch in Deutschland nicht besser, wie die Universitäten Kiel, Jena, u. a. zeigen. Hr. D. Knapp berichtet in der Vorrede, daß Hr. Schreyvogel, von Profession ein Raschmacher, als berufener Missionskatechet, ehestens von Kopenhagen nach Ostindien abgehen werden, und beschreibt das Leben des 1799 verstorbenen englischen Missionarius Joh. Zachar. Kiernander, eines gebohrnen Schweden, der seit mehr als 50 Jahren in den Missionsberichten oft vorgekommen ist. Er starb alt 88 Jahre.

Den größten Theil des 58n St. nehmen die Nachrichten aus der dänischen Mission in Trankenbar ein, von

den

ten J. 1798. 1799. 1800. 1801. Der Missionar. John hat durch eine tamulische Schrift, wahre Weisheit, die Heiden von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion belehren wollen. Es sind auch 1799 acht Heiden getauft, ob durch die Gründe des Hrn. John überzeugt, wird nicht gesagt. Die Schüler, welche von den Missionarien unterrichtet sind, werden oft verlangt. Englische Kapitains fragen erst nach solchen, die schreiben und zeichnen können, erbieten sich zuweilen, die Unterrichtskosten zu bezahlen, wenn man Knaben, die dazu Fähigkeiten hätten, bemerkte. Einer von den Missionar. sollte an der in Kalkutta errichteten Akademie die tamulische und andere indische Sprachen, lehren. Obgleich die Bedingungen sehr ansehnlich waren: so lehnten sie doch alle den Ruf ab, und wollten lieber demüthige Mission. bey ihren Gemeinen bleiben, als reiche Professores bey den Engländern werden. Da die englische Regierung durch neuere Verordnungen die christlichen Indier in Schutz nimmt, und diese mehr als tolerirt werden: so eröffnen sich bessere Aussichten für die Verbreitung des Christenthums, und die Mission. klagen mehr als je, daß es an Lehrern fehle. Mancherley Ursachen werden angegeben, warum die Indier noch eine geraume Zeit auswärtige Lehrer nicht werden entbehren können, und keine tüchtige Subjekte im Lande erzogen werden können, die die Stelle der Missionar. dereinst vertreten. Die Sache scheint nur durch das, was S. 842. 843. gesagt ist, noch nicht erschöpft. Im J. 1800 wurden 21 Personen von heidnischer Abkunft, unter denen 2 Kaffern und 2 Maleyer waren, getauft. Das Tagebuch des Hrn. Rottler, das er sich auf seinen Reisen gehalten hat, und von beträchtlicher Länge ist, empfehlen wir allen Kennern der Botanik, weil es über die Pflanzenkunde Indiens viel Wichtiges und Neues enthält. Versuche zum Bekehren wurden oft gemacht; sie scheinen aber selbst bey solchen, die das Heidenthum für Thorheit erkannten, nicht viel gefruchtet zu haben. Zuweilen (s. S. 891.) hat man, wie uns vorkömmt, über den einfältigen Mission. gelacht, weil er die Indier zu Fetischdienern machte. Was Hr. John S. 895. von der Schicklichkeit Trankenbars, um eine Pflanzschule der Missionen für ganz Indien zu werden, sagt, hat viel Wahrscheinliches für sich. Daß die Brahmanen, wenn ihre Religionsmeinungen gekränkt werden, noch jetzt einen Aufstand zu erregen im Stande

he sind, ersiehet man aus S. 900. Die Nachrichten aus den englischen Missionen sind weniger reichhaltig. Lord Mornington, und Fred. North, werden wegen ihrer Frömmigkeit und Bemühung das Christenthum auszubreiten, sehr gerühmt. Aber unitarisches und socinianisches Unkraut fängt an auf dem indischen Boden zu wachsen. Ein schwarzer Portugiese hat Schriften der Art aus England nach Indien gebracht, ins Malabarische übersetzt, und unter die Leute vertheilt. Der Mission. Holzberg ärgert sich nicht wenig darüber. Im nächsten St. werden mehr Auszüge aus den nach angefangenem Druck eingegangenen Berichten der englischen Missionen gegeben werden. In der Vorrede wird ein merkwürdiger Brief des jetzt regierenden Königs von Tanschaur, eines Nichtchristen, mitgetheilt, worin er sich erbietet, auf seine Kosten ein Monument zu Ehren des verstorbenen Missionars Schwarz errichten zu lassen.

Ueber die evangelischen Missionsangelegenheiten sowohl überhaupt, als die ostindischen, der grössten und glänzendsten Denkwürdigkeit des achtzehnten Jahrhunderts, aber auch dem ausgezeichnetsten Beweise göttlicher Vorsehung und menschlicher Weisheit, von F. L. Langstedt, der Weltweisheit Doktor, vormals Feldprediger des 14ten Kurhannöv. Infant. Regiments zu Madras und Arkot in Ostindien. Einbeck, bey Feysel. 1801. 27 S. 4 N.

Wir haben den weitläuftigen Titel mit Fleiß abgeschrieben, damit der Leser sowohl den Inhalt der Abhandlung, als die Art, wie er ausgeführt ist, daraus kennen lerne. Der Nutzen der Missionen, sie mögen nun katholische oder protestantische seyn, für diejenigen Nationen, denen zum Frommen sie angelegt sind, hat uns jederzeit sehr problematisch geschienen, und wir gestehen aufrichtig, daß wir sie nach Lesung dieser Deklamation zum Lobe aller Missionen, selbst der Jesuiten in Guiana, und Paraguay, vorzüglich den ostindischen, nicht geändert haben. Von dem Verf. der in Ostindien gewesen ist, hätte man wohl erwarten

ten können, daß er uns Bemerkungen über den Nutzen, den die dasige Mission wirklich gestiftet hat, mitgetheilt hätte, welche sich auf eigene Beobachtung und Ansicht gegründet hätten. Er sagt aber nichts, was nicht aus den Hallischen Missionsberichten geschöpft ist. Wenn er nicht die Schrift dem hannöverschen Konsistorio gewidmet hätte: so würden wir ihn für ein Mitglied der Brüdergemeine gehalten haben. Inhalt und Styl schmecken sehr nach der Salbung, womit die Schriften solcher Mitglieder versehen sind.

Fa.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systematischen Plane bearbeitet, und in Verbindung einiger andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von M. C. Sprengel. Weimar, im Verlage des Industrie-Komptoirs. 1802. gr. 8. Sechster Band. 2 Rl. 6 gr. Siebenter Band. 2 Rl. 16 gr.

Der sechste Band enthält den ersten Theil von G. A. Olivier Reise durch das türkische Reich, Aegypten und Persien, während der ersten 6 Jahre der französischen Republik, oder von 1792 bis 1798, und wird auch unter diesem Titel verkauft. Der deutsche Herausgeber will zwar nicht vor Vollendung des ganzen Werks, wovon erst 2 Theile im Französischen heraus sind, die in diesem Einen Bande ganz geliefert werden, urtheilen, ob durch Hr. Olivier die Kenntniß des türkischen Reichs erweitert sey, oder nicht. Indessen gesteht er doch, daß eine Vergleichung mit den neuesten Reisen zeigen würde, es sey dem Hrn. Olivier eine Nachlese übrig gelassen. Er führt auch seine Bemerkungen über die Pest, die Ulemas, das türkische Militair, die Reichsbeamten, den Handel Konstantinopels, Candien,

und

und ihn Cykladen zum Beweise an, daß er an eigenen Beobachtungen seinen Vorgängern nichts nachgebe. Das vortheilhafte Urtheil des Herausgebers liegt aber, nach unserer Meinung, in der Aufnahme des Werks in die Bibliothek, welche die Erörterung der Frage von seiner Seite überflüssig machen muß. Hr. Oliv. und Bruguiere bekamen von der französischen Regierung 1792 den Auftrag, eine Reise durch das türkische Reich und Persien zu thun, um von der Beschaffenheit dieser Länder genauere Erkundigung einzuziehen. Weil Hr. O. ein Arzt war: so hatte er in manche Häuser Eintritt, der ihm sonst verwehrt seyn würde. Er reiste von Marseille gerade nach Konstantinopel, und mehr als die Hälfte des Buchs ist der Beschreibung dieser kaiserlichen Residenz, der umliegenden Gegend, der Staats- und Justizverfassung, dem Handel Konstantinopels gewidmet. Wenn gleich das Meiste, was er sagt, aus den Schriften eines Niebuhr, Lüdecke, Eton, u. a. bekannt ist: so lieset man doch die Bemerkungen eines so einsichtsvollen Reisenden mit Vergnügen, der freylich mehr für den Unterricht der Leser gesorgt haben würde, wenn er nur eine Nachlese zu den frühern Reisen, und eine Berichtigung oder Zusätze derselben hätte geben wollen. Auch er stimmt in die Klagen der Engländer Eton und Browne ein, welche diese neuerlich über den Verfall des türkischen Reichs, und die in den Städten und auf dem platten Lande abnehmende Bevölkerung erhoben haben. Er schätzt die Anzahl der Einwohner in Konstantinopel, mit Inbegriff der Vorstädte und aller Dörfer, am Bosphorus und in der umliegenden Gegend, auf 500000 Menschen. Von der türkischen Armee spricht er so, wie man sie einige Jahre nachher hat kennen gelernt, das sonst so furchtbare osmanische Heer sey ein Gegenstand des Mitleids und der Verachtung geworden. Das ganze große Reich würde längst aufgehört haben, wenn nicht einige europäische Mächte bey dessen fernern Existenz ihr Interesse fänden. Der Marine fehle es an Matrosen und geschickten Seeofficieren. Ein russisches Geschwader würde leicht mit einem guten Nordwinde bis Konstantinopel vordringen, und die türkischen Batterien zum Schweigen bringen können. Die Vielweiberey sieht der Verf. als eine der vornehmsten Ursachen der Entvölkerung an. Den Bazar, wo Weiber öffentlich zum Kauf aufgestellet werden, besuchte er in Gesellschaft des französischen Gesandten, dem bey seiner

Ab-

Abreise die Erlaubniß dazu gegeben wurde. Es schien ihm aber absichtlich an Sklavinnen ziemlich leer zu seyn. Die Sorglosigkeit der Türken gegen gute Policeyanstalten, zeigt sich auch darin, daß, ob sie gleich das Exempel der Inseln auf dem Archipelagus vor Augen haben, die den Schiffen, welche von verpesteten Oertern kommen, das Einlaufen verwehren, und dadurch die Pest von sich zurückhalten, sie es doch nicht nachahmen. Die Aus- und Einfuhrartikel werden sehr umständlich aufgeführt. Im 2ten Theile beschreibt der Verf. seine Reise nach den Cykladen oder den Inseln des Archipelagus auf der asiatischen Seite und Candien. Da die neuern Reisenden, Choiseul und Sonnini ausgenommen, diese Inseln nicht besucht haben, und aus dem Grunde noch neulich Hr. Rink Tournefort's Reisen verdeutschte: so ist dieser Theil ohnstreitig der interessanteste des Buches. Vorzüglich werden die Griechen auf Scios gerühmt, die in dem Besitz einiger, obgleich geringen Freyheit, einen viel lobenswürdigeren Charakter haben, als in den Provinzen, wo sie tyrannisch behandelt werden. Obgleich Naturgeschichte der vornehmste Gegenstand ist, den der Verf. beobachtete: so hat er doch andere, z. B. Antiquitäten nicht aus der Acht gelassen. Die Uebersetzung ist gut und fließend, ein Urtheil, das wir uns zu geben getrauen, ob wir sie gleich mit dem Originale nicht haben vergleichen können. Sie ist auch mit einigen Noten ausgestattet, die aus Antes, Sonnini, Eton, u. a. genommen sind.

Der siebente Band enthält: I. Fr. Hornemann's Tagebuch seiner Reise nach Murzuck, der Hauptstadt des Königreichs Fessan in Afrika, in den Jahren 1797 und 1798. aus der deutschen Handschrift desselben, herausgegeben von Karl König, Mitgliede der Linneischen Societät zu London, und der phitograph. Gesellschaft zu Göttingen. Mit 2 Chart. S. XXX. u. 240. In der Vorrede spricht der Herausgeber von 2 Urschriften, und behauptet, daß die von der afrikanischen Gesellschaft veranstaltete englische Uebersetzung noch vortrefflicher ausgefallen seyn würde, wenn beyde benutzt wären. Da wir die englische Uebersetzung nicht zur Hand haben: so können wir von dem Unterschiede der Urschriften nicht urtheilen. Wir finden auch keine Anzeige, woher sie entstanden sind, noch wie eine davon in die Hände des Hrn. König gekom-

men ist. Aus der Vergleichung der von den gelehrten Engländern zu der englischen Uebersetzung geschriebenen Erläuterungen ist zu schließen, daß die von Hrn. König herausgegebene Urschrift, von der andern wenig abweiche. In den öffentlichen Blättern ist mehrmalen gesagt, daß man in England mit der Reise des Hrr. Hornem. wenig zufrieden sey, und ihr nur einigen Werth in Rücksicht der ihr angehängten Abhandlungen von Sir W. Young und Major Rennell beylege. Wenn aber ein jeder Seefahrer Lob und Bewunderung verdient, der von Europäern noch nie befahrene Gewässer beschiffet: so kann dieses noch viel weniger dem Reisenden zu Lande entstehen, den weder Klima noch wilde Thiere, noch die viel wilderen Menschen zurückhalten, sich in Länder zu wagen, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hat. Hr. Hornem. reiste 1798 von Kairo mit der Karawane, die von Mekka über Cairo und Fessan in die westlichen Länder Afrika's zurückkehrt. In Siwah, welcher Ort durch Browne's Reisen bekannter geworden ist, hielt er sich 8 Tage auf. Der Boden ist fruchtbar, und producirt Getraide, Oel, Küchengewächse, Granatäpfel, u. s. vorzüglich Datteln. Streitbare Männer mögen 1500 seyn. Die Untersuchung der Ruinen des Tempels des Jupiter Ammon mußte unter sehr ungünstigen Umständen angestellt werden; daher die Verschiedenheit seiner Nachrichten von den Browneschen nicht zu verwundern ist. In den Katakomben findet man keine Mumien mehr; aber Reste von Mumien, und Zeichen, daß der Boden umgegraben ist. Als die Karawane weiter gereiset war, wurde sie von 300 Siwahern eingeholt, die Hornem. und seinen Dollmetscher als Christen, die mit den Franzosen, die damals in Cairo eingerückt waren, in Bündniß stünden, anklagten und tödten wollten. Hornem. riß sich aus der verdrießlichen Lage mit vieler Geistesgegenwart, verläugnete nicht den einmal angenommenen Charakter eines Mohamedanischen Kaufmanns; war aber doch froh, daß man keine andere Proben des von ihm verehrten Islam verlangte, als Beten und Lesen im Koran. Das Gerücht, daß er als ein zweyter Pythagoras sich habe vorher beschneiden lassen, wird hiedurch widerlegt. Er erreichte Augila von Siwah aus, in 9 Tagen. Nach Herodot war jene Stadt von dieser, die er die Stadt der Ammonier nennt, 10 Tagereisen entfernt. Auf die Weise ist Hornem. Reise der beste Kommentar zu dem ältesten

Ge-

Geschichtschreiber, und bewähret sich als einen solchen in noch vielen andern Stellen. Von hier wurde vor dem Aufbruch der Karawane ein Mann abgeschickt, der die Wasserplätze bis Fessan untersuchen mußte, und befriedigende Nachrichten über ihren Zustand zurückbrachte. Von Augila, einer schlecht gebaueten und unreinlichen Stadt, kam Hornem. in 12 Tagen nach Mursuk. Schade, daß er die Stunden, die er jeden Tag auf dem Wege zubrachte, selten angegeben hat. Von Beobachtungen, die er mit seinem Quadranten oder andern Instrumenten angestellt hat, findet man keine Spur. Wahrscheinlich hielt ihn die Furcht, als ein Christ erkannt zu werden, davon ab. Am 8 Tage kam er zum Gebirge Haruchsch, das aus Basaltfelsen besteht, und vulkanischen Ursprungs zu seyn scheint. Es erstreckt sich von N nach S. auf 7. und von W. nach O. auf 5 Tagereisen und weiter. Es ist nirgends hoch; aber sehr schauderroll, indessen doch mit schmalen fruchtbaren Thälern durchschnitten. Die Städte Temissa und Zuila sind sehr verfallen, aber diese weniger als jene. Der Sultan von Mursuk war der Karawane mit seinen Höflingen entgegen geritten, und Horn. hatte die Ehre mit den übrigen Reisenden zum Handkuß zugelassen zu werden. Der Beschreibung von Fessan ist ein ganzes Kapitel von S. 75—91. gewidmet. Obgleich schon aus dieser die vorher bekannten in manchen Stücken, z. E. der Regierung, der Zahl der Einwohner, der Lebensart der Fessanerinnen u. s. verbessert werden können: so verspricht doch Horn. nach seiner Rückkunft, (denn er schickte sein Tagebuch von Tripolis ein, wohin er von Mursuk gereiset war, ohne indeß einige Bemerkungen über die Reise zu machen,) eine vollständigere an die Sozietät einzusenden. Auf das Tagebuch folgen 1) Bemerkungen über Horn. Beschreibung des Siwahlandes und seiner Alterthümer, von Sir. Will. Young. Er zeigt, daß Horn. den Umfang des Siwaher Gebietes zu groß angegeben hat, und untersucht, woher der Unterschied, der in den Dimensionen des Tempelgebäudes zwischen Horn. und Browne statt findet, entstanden seyn möge. Da Horn. nach seiner Abreise aus Siwah sein bisher geführtes Tagebuch verlor: so werden billig denkende Leser die Irrthümer, die in seine Nachrichten eingeschlichen seyn können, leicht entschuldigen, zumal wenn sie dabey erwägen, daß vielleicht in keinem Lande die Umstände, worin sich der Reisende befindet, die Unter-

suchung mehr erschweren, als in Afrika. 2) Nachschrift, Hrn. Horn. fernere Schicksale betreffend. Nach seinem letzten Briefe aus Murzuk datirt den 6ten April 1800, war er im Begriff, mit einer Karawane nach Burnu abzureisen. Er war vollkommen gesund, wohl bewaffnet, unter dem Schutz 2 Scherifs, redete die arabische Sprache fertig, und verstand auch etwas von der Burnu Sprache. Europa erwartet mit Ungeduld die Nachricht, daß er in irgend einem Hafen an der Küste von Afrika angekommen sey, und wenn die Frucht der Reise sich nur darauf beschränken sollte, daß er durch sein Beyspiel die Möglichkeit solcher Reisen durch das Innere von Afrika, gezeigt hätte, (was er aber schon geleistet hat, verbürget die Hoffnung, daß der Nutzen seiner Reise sich noch viel weiter erstrecken werde:) so wird die dankbare Nachwelt, was auch immer einige Tadler in England, und deren Nachbeter in Deutschland sagen mögen, seinen Namen denen der verdienstvollesten Reisenden beygesellen. 3) Horn. Nachrichten über das Innere des nördlichen Afrika. Diese sind sehr schätzbar. Sie beziehen sich auf die Tibbos, welche gegen Westen von Fessan bis Süd-Südwest, und auf die Tuariks, welche westlich und südlich wohnen; (Erstere scheinen unsern Geographen unbekannt zu seyn. Einer Stadt Tuarik in der Lage, welche die Tuariks bey Hornem. haben, erwähnt Bruns in der Erdbeschreibung von Afrika S. 221.) auf Tombuctu, Haussa oder Sudan oder Asnu, wofür man bisher Afnu sagte, auf Burnu, Fidri, Metko, Darfur, die Flüsse in Haussa. Man sieht daraus, daß Horn. Nachrichten über das sogenannte Nigritien einzuziehen bemüht war. 3) Geographische Erläuterungen des Hornemannischen Reiselaufs, nebst Beyträgen zur allgemeinen Geographie, vom Major Rennell. Dieser gelehrte Geograph benutzt die Data, welche das Horn. Tagebuch enthält, in Vergleichung mit den Nachrichten von Browne, und von Andern, zur Konstruktion einer Charte, die an Richtigkeit der vorhergehenden übertrifft. Murzuk liegt 39 Meilen, (wovon 60 auf einen Grad gehen,) mehr südöstlich. Horn. hatte die Breite $25^{\circ} 54' 15''$ beobachtet, fast um 2 Grade mehr nach Süden. Wenn man den gelehrten Rennell über die Nachrichten, die Herodot, Edrisi und Horn. von Afrika liefern, reden hört: so muß man sich über die Uebereinstimmung dessen, was aus den ältesten, mittleren und neuesten Zeiten berichtet ist, wundern. Der

Berg

Berg Harudtsch oder Suda (schwarz) heißt beym Plinius Mons ater. Die Garamanten des Herodots wohnten in Fezzan, wo noch jetzt ein Ort Germa ist. Die Bewohner der Seeküste holen noch jetzt Datteln aus dem Innern des Landes, wie sie es vor Jahrhunderten thaten. Die Entschuldigung, welche R. für die Unvollkommenheiten der H. Reise S. 230. anführt, machen seiner billigen Denkungsart so viele Ehre, als die Folgerungen, die er aus den vorliegenden, sich bisweilen widersprechenden, dem ersten Anscheine nach wenig Frucht bringenden Nachrichten zu ziehen weiß, seinem Scharfsinne. 4) Ueber die Sprache der Siwaher, von **Wilh. Marsden.** Aus den durch Horn. bekannt gewordenen Proben, vermuthet Hr. M. daß sie mit der Berber-Sprache übereinkomme, und diese also von Osten nach Westen im Süden der barbarischen Staaten in Nordafrika ausgebreitet sey. Zwey Charten, die Reiserouten des Hrn. Horn. von Cairo nach Mursuk, die andere Nordafrika, bis an den Aequator, mit Bruce's, Park, Browne, und Horn. Reiserouten, und aus denselben verbessert, begleiten diese wichtige Reisebeschreibung.

II. **Alexander Mackenzie's Reise nach dem nördlichen Eismeere, vom 3ten Jun. bis 12ten Septemb. 1798. Aus dem Engl. übersetzt, und mit Anmerkungen versehen, herausg. von M. C. Sprengel.** S. 61. Der Titel ist falsch. Denn 1) reiste Hr. M. nicht bloß nach dem Eismeere, sondern auch nach der Südsee; 2) geschah die Reise nicht 1798., sondern die erstere 1789. Durch einen sonderbaren Irrthum steht auf dem Titel dieser Abtheilung S. 33. wieder das unrichtige Jahr 1798., obgleich in der Erzählung 1789 gesetzt ist. Die zweyte viel beschwerlichere, indem vorher kein Europäer in der Parallele der N. B. queer über das feste Land von Nordamerika gereiset ist, wurde 1793. unternommen und vollzogen. 3) Liefert man hier außer der Reise noch eine Geschichte des Pelzhandels in Kanada, welche die Hälfte des Buchs einnimmt. Daß das Buch sehr in die Kürze gezogen ist, und nur eine oberflächliche Uebersicht der Reisen des Hrn. M. gewähren kann, ergiebt die Vergleichung der bey Hoffmann in Hamburg herausgekommenen vollständigen Uebersetzung, die 585 Seiten stark ist, statt welcher, diese fast bis auf den achten Theil des Raums beschränkt ist. Beyde Reisen

wurden von dem Fort Chepewyan 58° 38′ N. B. und 110° 26′ W. L. von Greenwich, wo Hr. M. seit 1785. sich als Handelsmann aufhielt, unternommen. Die nach dem Eismeere war in mehr westlicher Richtung, als jene des Hrn. Hearne 1771. Im 69° 7′ N. B. gelangte er auf einem Flusse, den er von dem Sklavensee an befahren hatte, und mit seinem Namen belegte, zu einem Meerbusen des nördlichen Eismeers, wie er aus den Wallfischen, und der von ihm bemerkten Ebbe und Fluth, (welcher Umstand in dem Auszuge ausgelassen ist,) schloß. Die zweyte Reise nach dem sogenannten Südmeer geschah abwechselnd, zu Wasser und zu Lande, und war wegen den Gefahren, die das Kanot auf den Flüssen, wegen der vielen Stromschnellen, und Kascaden, und die Gesellschaft zu Lande von den unwirthlichen Gegenden, und den feindseligen Einwohnern zu bestehen hatte, sehr beschwerlich. Sie wurde aber doch mit einer Klugheit und Beharrlichkeit, die ihrem Unternehmen Ehre macht, ausgeführt. Nach 72 Tagen kam Hr. M. zu der von Wankouver sogenannten Kascadenbucht, 52° 20′ 40″ N. B. Durch diese Reise ist nun alle Hoffnung, eine nordwestliche Durchfahrt von dem atlantischen nach dem großen Meere, das Amerika und Asien trennet, zu finden, vereitelt. Sie hat aber den Britten den Weg gezeigt, auf welchem sie ihre Handlungsspekulationen von Kanada aus bis an die Westküste von Amerika ausdehnen können, und vielleicht wird diese thätige Nation durch Kaufleute in Kanada die Pelzwerke, die jetzt über Petersburg nach China gehen, dereinst von der Nordwestküste Amerika's nach diesem Lande schicken. Sollte dieses aber auch nicht geschehen: so kann doch der Geograph seine Weltkunde durch die Reise sehr vermehren. Für einen solchen Leser möchte aber schwerlich der Auszug des Hrn. S. hinreichen. Das S. 18. gegebene Verzeichniß des aus Kanada nach England versandten Pelzwerks hat mehrere Unrichtigkeiten in Zahlen und Namen der Thiere. Es ist zwar eine davon in der Vorrede S. V. wo erinnert wird, daß statt junge Fische zu lesen sey, junge Füchse verbessert. Allein ein neuer Fehler wird begangen, indem aus 1800 Minkfelle 18000 gemacht sind. Jene Zahl ist nach der akkurateren Hamb. Uebers. die richtigere. In der Zahl der Bärenfälle ist auch ein Versehen. Denn diese beliefen sich nach Spr. auf 2100, nach Hamb. Uebers. auf 21000. Hr. S. scheint übrigens dem Hr. M.

bis-

bisweilen seine Kenntnisse zu leihen, und schaltet Bemerkungen ein, die eine Belesenheit und Kunde anderer Welttheile verrathen, welche gewiß der in Kanada sich herumtreibende Europäer nicht hatte. Z. E. S. 40. wo die Zubereitung des Pemmikans eines, Nahrungsmittels aus Fleisch, beschrieben wird, wird hinzugesetzt, daß es auch aus getrockneten Fischen gemacht, gleichfalls von den Kamtschadalen zubereitet, und Porsa genannt werde. Von diesem Zusatze findet sich nichts in der Hamb. Uebers. Schwerlich wird es im Originale seyn. Die dabey befindliche Charte von M. Reisen stellt N. Amerika vom 45. bis 70 Grade in der Breite, und vom 240 bis 320° östlicher Länge dar. Letzteres Maaß stimmt nicht zu der Reise, worin westlich von dem Meridian zu Greenwich gerechnet wird. Die östliche Länge scheint aber auch nicht von diesem Meridian auszugehen, weil die Rechnung nicht zutrifft. Wie doch die deutsche Sparsamkeit und Eilfertigkeit gegen die englische Pracht und Bedächtlichkeit so oft absticht!

III. Reise nach Senegal in den Jahren 1784 und 1785, von S. Lajaille. Aus dessen Papieren herausg. von Hrn. la Barthe, Französ. See- u. Kolonieminister. Die langweilige Briefform des Originals, ist in eine schickliche Eintheilung in Abschnitte umgeändert, und die am Ende angehängten Bemerkungen des Hrn. la Barthe, sind gehörigen Orts in Noten eingerückt. Diese sind abgekürzt, wenn es jene nicht seyn sollte. Der deutsche Herausgeber hat auch nicht ermangelt, aus seinem reichen Vorrath von Kenntnissen und Büchern noch manche nützliche Notiz mitzutheilen. Beyspiele findet man S. 46. 63. u. f. Bey dem Lesen des Textes muß man sich daran erinnern, daß es schon 1785. geschrieben ist, und sich nachher Vieles in Afrika und Europa geändert hat, worauf in den Noten Bezug genommen ist. Damals existirte ein Thiergarten in Versailles S. 33. und das zu der Zeit als lebend angeführte Nashorn wird längst gestorben seyn. Die Thätigkeit der Franzosen wird durch die Reise mit einer vielleicht bisher wenig bekannten Thatsache belegt. Kaum hatten die Franzosen in dem Frieden von 1783. ihre alten Besitzungen am Senegal wieder erhalten, als sie darauf bedacht waren, ihre Niederlassungen gegen Süden auszudehnen. Eine Expedition wurde unternommen, um die Insel Gambia im

Flusse Bunch, welcher südwärts in der Sierra Leona Küste, in Besitz zu nehmen, und eine Niederlassung daselbst zu gründen, die aber 1793 wieder eingegangen ist. Die Fahrt dahin, welche durch die Gruppe der Bissagas-Inseln geschah, und dem Hrn. Lajaille Gelegenheit verschaffte, mit den portugiesischen Besitzungen in der Gegend dieser Inseln bekannt zu werden, wird beschrieben.) In Ansehung der portugiesischen Besitzungen an der Westküste von Afrika, giebt diese Reise noch mehr Licht, als der französischen, von welchen oft gehandelt ist. Angehängt ist aus Golberry's afrikanischer Reisebeschreibung, die neulich in Paris herausgekommen ist, eine Beschreibung des Goldlandes Bambuk. Der Verf. war zwar selbst nicht in Bambuk, allein er bemühete sich durch Engländer, und Franzosen, und Mauren, und Negern Nachrichten einzuziehen. Er schöpfte aber das Meiste, wie es scheint, aus den ältern Memoiren der Gouverneure von Senegal, die oft dahin ihr Augenmerk richteten, und aus den Goldminen sich zu bereichern suchten. Einer davon mit Namen David war 1744. selbst an Ort und Stelle, und sein Bericht spricht von dem außerordentlichen Reichthume des Landes an Gold. Das Gold, welches Hr. Goldberry in Galam einhandeln ließ, welche Provinz an Bambuk stößt, wurde in Paris probirt, und für das feinste erkannt. Da diese Goldminen zwischen den Besitzungen der mächtigen Nationen, der Engländer und Franzosen liegen, werden sie sich dereinst derselben zu bemächtigen wissen, trotz der unerträglichen Hitze, die hier herrscht, und vielleicht das größte Hinderniß in den Fortschritten der Europäer seyn würde? Denn was von dem bösen Charakter der Einwohner gesagt wird, möchte leichter zu überwinden seyn.

Dg.

Monatliche Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, herausgegeben vom *Freyherrn von Zach*, H. S. Oberst. und Direktor der Herzogl. Sternwarte Seeberg bey Gotha. Gotha, bey Becker. *Fünfter Band* (enthaltend die Monate Ianuar bis Iunius) 628 Seit. *Sechster Band.*

Band. (vom Jul. bis Dec. 1802.) 612 Seit. Beyde zusammen 5 Rß.

Januar, 1. Ueber die Hindernisse der baierischen Industrie und Bevölkerung, von A. W. Die Donau endigt ihren Lauf in einem Staate, der wenig Handel treibt, und den Handel erschwert, und verliert sich in einem Meere, das wenig beschifft wird. Andre baierschen Flüsse führen, ohne Ausnahme, nach österreichischen Gebiete: preussische Provinzen begränzen Baiern von fränkischer Seite: nun weiß man aber, wie das Mauthsystem dieser Staaten schwächere Nachbarn in Abhängigkeit zu erhalten sucht. Ueberdem fehlt es zur Beförderung der Industrie an der Nacheiferung: diese entsteht durch Vergleichung, die der Baier, weil er nicht reist, und wenig Verkehr mit Fremden, und in der Nähe keinen großen Handelsplatz hat, nichts Fremdes kennt, nicht anstellen kann. Ein Volk, das sich zu sehr und fast allein auf Getraidebau legt, kann nie sehr zahlreich werden. Das erbauete Getraide leidet zu wenig Verwandlung, und beschäfftigt zu wenige Hände. So lange man also nicht anfängt, die Aufnahme der Manufakturen, mehr durch Nichthinderung, als durch vorschreibende Einmischung, zu befördern, wird Baiern in Bevölkerung und Industrie zurück bleiben. 2. Ueber die Bestimmung der Polhöhe von Molsdorf, (50° 54′ 26″) Ohrdruf, (50° 50′ 33″) und vom Inselsberge, 50° 51′ 33″, vom Verf. Pasquich. 3. la Lande meldet, daß Baudins Reise um die Welt hauptsächlich nach Neu-Holland gerichtet sey, dessen vorzüglich starken, und zu Tauwerken brauchbaren Hanf man zu erhalten wünsche. 4. Merkwürdige Biographie des berühmten Herschels. Er ist 1738. zu Hannover geboren, gieng 1759. mit einigen hannöverischen Truppen, als Hautboiste nach London, blieb daselbst zurück, und wurde, weil es ihm in der Hauptstadt nicht gelingen wollte, Organiste in Halifax, und 1766. zu Bath, und wurde dabey zugleich, meistens in den Nachtstunden, sein eigner Lehrer in Sprachen, und in der Mathematik, Anfangs in Beziehung auf Musik, hernach aber auch in der Optik und Astronomie, wozu ihn, wie so manchen enthusiastischen Freund der Astronomie, das Vergnügen über den Anblick des gestirnten Himmels, durch ein erborgtes Sehrohr, veranlaßt hatte. Abgeschreckt durch

den hohen Preis eines eignen Teleskops; faßte er den romantischen Entschluß, sich selbst dergleichen zu verfertigen. Nach vielen mißlungenen Versuchen gelang es ihm endlich, 1774. mit einem fünffüßigen Reflektor von eigner Arbeit den Himmel zu betrachten, und entdeckte den 13n März 1781. den Uranus, wurde nun Mitglied der K. Sozietät, legte sein Amt zu Bath nieder; und bezog zu Slough, nahe bey Windsor, ein Haus, das ihm der König, als seinem Privatastronomen, mit einer ansehnlichen Pension angewiesen hatte. 5. Leben eines andern Mannes, der ohne äußere Aufmunterung und Anleitung, ganz allein von seinem innern Genius geleitet, ein großer Astronom geworden ist, des Duc la Chapelle, dessen Bildniß vor diesem Bande steht. 6. Der verbesserte Abdruck von Piazzi's Beobachtungen, der von ihm den 1n Jan. 1801. entdeckten Ceres, den damals der Herausgeber, und seine Korrespondenten noch nicht wieder gefunden hatten.

Februar. 1. Sehr richtige Bemerkungen über die Unsicherheit der gewöhnlichen Volksangaben, Bevölkerungstabellen und Ländergrößen, — dem Recensenten ganz aus der Seele geschrieben. Möchte sie doch etwas darzu beytragen, die allzuleichtgläubige Aufnahme solcher hingeworfenen Zahlen in geographische Bücher zu verhindern. Alle Quadratmaaße der Länder sind unsicher, wenn sie nicht auf Ländervermessungen gegründet sind, und Volkszahlen, selbst bey vorgegebenen Zählungen, sind mancherley Fehlern ausgesetzt. 2. Ueber die trigonometrische und topographische Vermessung von Ostfriesland. Sie wird nun vermuthlich durch den Artilleriekapitain Camp vollendet seyn, und eine Charte dieses Landes zur Folge haben, dergl. wir bisher noch nicht hatten. 3. Pelletans Memoire über die franz. Kolonie Senegal. Die Franzosen besitzen vom Cap Blank, bis zum Gambia Fluß, von 21° bis 8° N. B. 1. Das Fort d'Arguin, itzt verlassen. 2. Die Rhede von Portendik. Das Fort ist verlassen. 3. Die Mündung des Senegal. Die Insel dieses Stroms, sonst St. Louis, itzt Insel des Senegal genannt, mit 7000 Menschen, ist der Hauptort der Kolonie. 4. Das Fort Podor, auf der Elephanteninsel, wegen der Unwichtigkeit zum Handel aber seit kurzem verlassen. 5. Das Fort St. Joseph im Lande Galam, bestimmt, um Gold aus Bambuk gegen europäisches Salz und

Brannt-

Brannntwein zu handeln, aber wegen Ungesundheit, und zu großer Entfernung von Senegal, verlassen. 6. Die Insel Goree, 15° N. B. ein kleiner unfruchtbarer Felsen, schwachen Festungswerken, 2000 Einwohnern, die bloß vom Sklavenhandel leben. Sie hat nicht einmal Wasser und Holz, aber einen vortrefflichen Ankerplatz. 7. Gambia Fluß, eine elende Erdhütte, von einem Residenten und 4 schwarzen Matrosen bewohnt: man erhandelt hier Sklaven, Gold, Elfenbein, Farbeholz und Wachs. 4. Ueber die abermalige Gradmessung in Lappland; die, wenn der vom Nat. Inst. in Paris darzu verehrte Bordaische Kreis, sammt der Toise zu Ende 1801. in Schweden angekommen ist, im Jahre 1802. durch 3 schwedische Mathematiker, Svanberg, Oefverbom und Holquist hat unternommen werden sollen. Sie hatten bereits 1801. alle Stationen der franz. Gradmessung von 1736. glücklich aufgefunden, werden aber einen größern himmlischen Bogen, nämlich von 1° 17′ 43″ messen, da Maupertuis nur einen Bogen von 57′ 28″ gemessen hatte.

1. März. Pistors Bestimmungen der Polhöhen von Fehrbellin, (52° 48′ 48″) Stettin; (53° 25″ 36″) Cöslin, (54° 21′ 34″) und Danzig, 54° 20′ 41″). Nachrichten von Prof. Bohnenbergers trigonometrischen Vermessung von Schwaben, von des Hrn. von Ende geographischen Ortsbestimmungen in Niedersachsen, und von Bürgs neuen Mondstafeln. Was in diesem und in den vorhergehenden Stücken über Piazzi's neuen Planeten gesagt wird, wollen wir am Schlusse des Bandes zusammenfassen.

April. 1. Des K. K. Ingenieurleut. Fallons Beschreibung eines von ihm erfundenen einfachen Instruments zur Erleichterung des Situationsdetails. 2. Triesneckers Versuch über die Längenbestimmung von Diarbekir, (57° 21′ 35″ Breite 37° 55′ 30″) Smyrna (44° 53′ 38″ Breite 38° 28′ 7″) und Aleppo (54° 52′ 9″ Breite 36° 11′ 30″). 3. Des Prof. Heinrichs in St. Emmeran Bestimmung der Länge und Breite von Regensburg, nach verschiedenen Methoden berechnet. Das Mittel davon ist, Breite 48° 59′ 47″ und Länge 29° 43′ 8″. 4. Nachricht von der schauderhaften, aber fruchtlosen Reise Ramonds, nach dem Mont Perdu in den Pyrenäen. Er fand, daß dieser Berg aus

Kalkstein besteht, und ein auf ursprünglichen Granit später erfolgter Aufsatz und Niederschlag des Meeres zu seyn scheint. 5. Sir Banks meldet, daß die Engländer zwischen van Diemens Insel und Neu-Holland eine Insel, und durch dieselbe eine neue, durchaus sichere, Straße entdeckt haben. 6. Bey Gelegenheit der Anzeige einer spanischen Seecharte von 1795. von der N. O. Küste von Amerika, von 47° bis 51° N. B., nach den neuesten Entdeckungen zweyer spanischen Offiziere, giebt der Herausgeber eine sehr lobenswürdige Nachricht von der lange geglaubten nordwestlichen Durchfahrt, und den zu deren Auffindung veranstalteten Seereisen.

Mai. 1. Mollweide über eine astronomische Stelle Virgils Georg IV. 231 fg. Er versteht unter dem piscis aquosus, den südlichen Fisch, der aquosus genannt werde, weil er den Ausguß des Wassermanns zu verschlucken scheint, (woran nun wohl der Dichter nicht gedacht hat,) der beym kosmischen Untergang der Plejaden, aufgehe. 2. Prof. Wrede Vorlesung über die Gebürgstrümmer an der Stelle einer vorgeblichen, auf der Nordküste Usedoms von der See verschlungenen Stadt Vineta. Diese eingebildeten Ruinen des angeblichen Vineta sind nichts anders, als ungeheure Granitblöcke, die durch Abschwemmen leicht auflöslicher Erdschichten zusammen gestürzt seyn können. Es hält aber schwer, aus diesem durch vier Stücke fortgesetzten Aufsatz herauszuziehen, was der Verf. hierüber in geologischer Hinsicht für eine Hypothese annehme. 4. Nach Anleitung einer spanischen Seecharte giebt Hr. v. Z. die Route an, die der Spanier Malespina bey seiner noch nicht bekannt gemachten Reise um die Welt genommen hat, mit der Bemerkung, daß die Spanier viele Entdeckungsreisen um die Welt ausgeführt haben, von denen wir gar nichts wissen, weil sie sie nicht mit Gepränge ankündigen, noch in Prachtausgaben bekannt machen. Möchte doch aber der Wunsch des Herausgebers in Erfüllung gehen, daß die Resultate derselben, die vortrefflichen spanischen Seecharten durch einen Nachstich, deutschen Freunden der Geographie in die Hände gebracht werden möchten.

Junius. 1. Beschreibung der Besitzungen der holländischen O. C. auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, aus

aus Barrow's Reise in das Innere von Afrika — sie werden von ihm auf 128156 englische Quadr. Meilen berechnet, und die Bevölkerung über 20000 Menschen. 2. Bürg über die von la Place entdeckten Mondsgleichungen. 3. D. Gauß Vorschriften, um eines Himmelskörpers heliocentrische Länge in der Bahn, Abstand von der Sonne und von der Erde, zu bestimmen. 4. Prof. Wurm Versuch einer genauern Bestimmung der Planetenmassen.

Sechster Band. Julius. 1. Prof. Regnér zu Upsal über das Zodiakallicht. Er beweist, die Sonne habe keinen sichtbaren Dunstkreis, sondern die Erde, oder vielmehr ihre gegen die Sonne gekehrte Halbkugel sey es, welche um sich herum das Sonnenlicht anziehe und verdicke, und es während der Nacht für uns sichtbar mache. 2. Nachricht von einer 1800. angeordneten trigonometrischen Landesvermessung von Baiern, durch den Brigade-Chef Henry. 3. Geographische Ortsbestimmung von Kaiser Franzens Brunnen bey Eger, 50° 7′ 2″ und von Eger selbst 50° 5′ und Länge 30° 3′. 4. Lesenswürdige Geschichte der zur Auffindung der in der Magellanischen Meerenge befindlichen Inseln und Straßen gethanen Seereisen, bey Gelegenheit einer spanischen Seecharte über die Magell. Straße und das Feuerland. 5. Ueber das vorgeschlagene Planetenzeichen der Ceres ⚳ hat ein 83 jähriges Greis folgendes Distichon eingeschickt:

> Quae segetum culmos docuisti falce secare,
> Falx dentata sacrum sit tibi stemma, Ceres.

August. Ueber die Wüste Zaarha, aus Golberry Reise nach Afrika. Ihre Oberfläche beträgt 180000 franz. Quadrat Meilen, ist, wenige Oasen ausgenommen, mit einem weißen, feinen Flugsande bedeckt, auf welchem einzelne freyliegende schwarze Felsenstücke liegen, die gediegenes Eisen enthalten, in einem Lande, wo es kein Eisen giebt; daher der D. D. Chladny's Theorie von den Sternschnuppen zu Hülfe nimmt. Die Mauren, die sie bewohnen, handeln vorzüglich mit Gummi, Salz, Vieh und Kamelen, arbeiten aber auch in Metall und Leder. 2. D. Seetzen in Jever, Plan zu einer afrikanischen Reise, die er aus eignem Enthusiasmus über Konstantinopel und Arabien aus, von der östlichen bis zur westlichen Küste dieses Welttheils

unter-

Kalkstein besteht, und ein auf ursprünglichen Granit später erfolgter Aufsatz und Niederschlag des Meeres zu seyn scheint. 5. Sir Banks meldet, daß die Engländer zwischen van Diemens Insel und Neu-Holland eine Insel, und durch dieselbe eine neue, durchaus sichere, Straße entdeckt haben. 6. Bey Gelegenheit der Anzeige einer spanischen Seecharte von 1795. von der N. O. Küste von Amerika, von 47° bis 51° N. B., nach den neuesten Entdeckungen zweyer spanischer Galeoren, giebt der Herausgeber eine sehr lobenswürdige Nachricht von der lange geglaubten nordwestlichen Durchfahrt, und den zu deren Auffindung veranstalteten Seereisen.

Mai. 1. Mollweide über eine astronomische Stelle Virgils Georg IV. 231 sq. Er versteht unter dem piscis aquosus, den südlichen Fisch, der aquosus genannt werde, weil er den Ausguß des Wassermanns zu verschlucken scheine, (woran nun wohl der Dichter nicht gedacht hat,) der beym kosmischen Untergang der Plejaden, aufgehe. 2. Prof. Wrede Vorlesung über die Gebürgstrümmer an der Stelle einer vorgeblichen, auf der Nordküste Usedoms von der See verschlungenen Stadt Vineta. Diese eingebildeten Ruinen des angeblichen Vineta sind nichts anders, als ungeheure Granitblöcke, die durch Abschwemmen leicht auflöslicher Erdschichten zusammen gestürzt seyn können. Es hält aber schwer, aus diesem durch vier Stücke fortgesetzten Aufsatz herauszuziehen, was der Verf. hierüber in geologischer Hinsicht für eine Hypothese annehme. 3. Nach Anleitung einer spanischen Seecharte giebt Hr. v. Z. die Route an, die der Spanier Malespina bey seiner noch nicht bekannt gemachten Reise um die Welt genommen hat, mit der Bemerkung, daß die Spanier viele Entdeckungsreisen um die Welt ausgeführt haben, von denen wir gar nichts wissen, weil sie sie nicht mit Gepränge ankündigen, noch in Prachtausgaben bekannt machen. Möchte doch aber der Wunsch des Herausgebers in Erfüllung gehen, daß die Resultate derselben, die vortrefflichen spanischen Seecharten durch einen Nachstich, deutschen Freunden der Geographie in die Hände gebracht werden möchten.

Junius. 1. Beschreibung der Besitzungen der holländischen O. C. auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung,

aus Barrow's Reise in das Innere von Afrika — sie werden von ihm auf 128156 englische Quadr. Meilen berechnet, und die Bevölkerung über 20000 Menschen. 2. Bürg über die von la Place entdeckten Mondsgleichungen. 3. D. Gauss Vorschriften, um eines Himmelskörpers heliocentrische Länge in der Bahn, Abstand von der Sonne und von der Erde, zu bestimmen. 4. Prof. Wurm Versuch einer genauern Bestimmung der Planetenmassen.

Sechster Band. Julius. 1. Prof. Rezne'r zu Upsal über das Zodiakallicht. Er beweist, die Sonne habe keinen sichtbaren Dunstkreis, sondern die Erde, oder vielmehr ihre gegen die Sonne gekehrte Halbkugel sey es, welche um sich herum das Sonnenlicht anziehe und verdicke, und es während der Nacht für uns sichtbar mache. 2. Nachricht von einer 1800. angeordneten trigonometrischen Landesvermessung von Baiern, durch den Brigade-Chef Henry. 3. Geographische Ortsbestimmung von Kaiser Franzens Brunnen bey Eger, 50° 7′ 2″ und von Eger selbst 50° 5′ und Länge 30° 3′. 4. Lesenswürdige Geschichte der zur Auffindung der in der Magellanischen Meerenge befindlichen Inseln und Straßen gethanen Seereisen, bey Gelegenheit einer spanischen Seecharte über die Magell. Straße und das Feuerland. 5. Ueber das vorgeschlagene Planetenzeichen der Ceres ♀ hat ein 83jähriges Greis folgendes Distichon eingeschickt:

Quae segetum culmos docuisti falce secare,
Falx dentata sacrum sit tibi stemma, *Ceres*.

August. Ueber die Wüste Zaarha, aus Golberry Reise nach Afrika. Ihre Oberfläche beträgt 180000 franz. Quadrat Meilen, ist, wenige Oasen ausgenommen, mit einem weißen, feinen Flugsande bedeckt, auf welchem einzelne freyliegende schwarze Felsenstücke liegen, die gediegenes Eisen enthalten, in einem Lande, wo es kein Eisen giebt; daher der D. D. Chladny's Theorie von den Sternschnuppen zu Hülfe nimmt. Die Mauren, die sie bewohnen, handeln vorzüglich mit Gummi, Salz, Vieh und Kamelen, arbeiten aber auch in Metall und Leder. 2. D. Seetzen in Jever, Plan zu einer afrikanischen Reise, die er aus eignem Enthusiasmus über Konstantinopel und Arabien aus, von der östlichen bis zur westlichen Küste dieses Welttheils unter-

unternehmen will. Hr. v. Z. hat ihn zu dem Ende in dem Gebrauche astronomischer Werkzeuge in die Lehre genommen, und der Herzog von Gotha mit dem nöthigen Apparat derselben versehen. Sein Plan ist weitläuftig und weitaussehend, er selbst aber, mit den Nachrichten seiner Vorgänger sehr bekannt, doch scheint er sich die Ausführung seiner Vorsätze so leicht vorzustellen, und er selbst verspricht, auf so vielerley Gegenstände Rücksicht zu nehmen, daß er mit Recht große Neugierde erregen muß. Es wird dieser Plan in mehrern folgenden Heften fortgesetzt.

September. 1. Des K. K. Oberlieutenant Fallons Beschreibung eines Engymeters, oder katoptrischen Werkzeugs, um Entfernungen aus dem nämlichen Standpunkte zu messen, das einfacher, geschmeidiger, und leichter fortzubringen ist, als Branders 1778. erfundener Distanzmesser. 2. Ferrers geographische Ortsbestimmungen auf einer Reise von Pittsburg, nach den Flüssen Ohio und Mississippi, bis zu Neu-Santander im mexikanischen Meerbusen. Ankündigung und Beschreibung der äußerst genau und wirksam aufgenommenen Charte von Alt Ost- und Westpreußen, durch den K. Preuß. Kriegsrath Engelhardt. 3. In einem Auszuge aus Denons berühmter Reise durch Aegypten, wird geäußert, daß in statistischer und geographischer Hinsicht die Ausbeute gering, und künftigen Eroberern noch eine sehr reiche Nachlese vorbehalten sey, daß aber der Verf. die alten Aegyptier, sonderlich in den Ruinen von Tentyris, als Riesen in der Baukunst bewundere. 4. la Place äußert in einem Briefe die Vermuthung, daß die in verschiedenen Ländern von Himmel gefallenen Steine, die insgesammt die nämlichen Bestandtheile haben, vielleicht Produkte der Mondsvulkane seyn könnten, die, wenn sie fünfmal geschwinder, als eine Kanonenkugel geschleudert würden, gar wohl die Erde erreichen könnten.

Oktober. 1. Prof. Regner in Upsal, Versuch über die physischen Ursachen der Fortpflanzung des Lichts, bey den Himmelskörpern. Er verwirft sowohl Newtons als Eulers Theorie vom Lichte, und gründet die seinige auf die allgemeinen Gesetze der Schwere, und auf die Elasticität des Lichts. Diese, meint er, nebst der Anziehung der Erde, kürzen die Lichtmaterie, der der wechselseitige Stoß ihrer

Thei-

Theile ohnedem die heftigste Bewegung mittheile, mit vereinten Kräften auf die Oberfläche der Erde herab. 2. Einige vom Observator Harding auf einer Reise aufgenommene Polhöhen, von Goßlar 51° 54′ 27″, von Nordhausen, 51° 30′ 5″, von Erfurt 50° 58′ 48″, von Göttingen, 51° 32′ 7″, und Herzberg, 50° 39′ 26″. 3. Drey Beobachter, Pons in Marseille, Mechain in Paris, und D. Olbers entdeckten zu gleicher Zeit einen neuen kleinen Kometen im Schlangenträger, der aus ganz leichten, nur in der Mitte etwas gedrängtern, Dunste, ohne einen festen Kern, zu bestehen schien.

November. 1. Ueber die muthmaaßliche Volksmenge von Afrika, aus Golberry's Fragmens d'un voyage en Afrique. Der Verf. schätzt sie 16 Millionen, und rechtfertigt diese größere Zahl durch die Entfernung der Ursachen, die bey uns die Ehen verhindern, und die Bevölkerung schwächen, meint auch, die jährlichen Ausfuhren von Negersklaven, mindern die Bevölkerung nicht so sehr, als man glaube, weil sie außerdem doch als Kriegsgefangenen würden geopfert worden seyn. Allein 80000 Mann jährlich zu schlachten, würden doch wohl Fürsten und Priester müde werden. 2. Hr. Justizrath Niebuhr weis't Hrn. D. Seetzen in seinem weitläuftigen vielversprechenden Reiseplan nach Afrika zurecht. 3. Bohnenbergers Beschreibung eines von dem geschickten Mechanikus Baumann in Stuttgard verfertigten metallenen Rollkreißes: er kostet 30 Louisdor.

December. 1. Hr. Konsistorial-Vicepräsident Heim in Meiningen, über die Aehnlichkeit der ehemaligen Erdoberfläche mit der gegenwärtigen des Mondes. Er nimmt an, daß die Fluthen, die ihr Bette aus den Trümmern der nächsten Berge bereiteten, keinen geradlinigen, sondern wirbelsförmigen Lauf gehabt haben können, und folgert daraus, daß die Stellung der Höhen auf der Erdoberfläche in jener Periode ringförmig gewesen seyn, und die zwischen ihnen liegenden Vertiefungen, die Gestalt von Kesseln und Becken gehabt haben müssen. Es freuete ihn daher, als er las, daß Schröter die nämlichen Bemerkungen auch an der Oberfläche des Mondes gemacht habe. 2. D. Seetzen sendet von seiner angetretenen Reise verschiedene Ortsbestimmungen ein, als von Töplitz, 50° 38′ 31″, Iglau, 49°

23′ 15″, Presburg 48° 8′ 50″, Pest 47° 31′ 40″. Die letzten Briefe dieses Reisenden waren vom 1. Nov. 1802. aus Bukarest. 3. Beobachtung des Vorüberganges des Merkur vor der Sonne, den 8. Nov. 1802. in Gotha, Celle, Braunschweig, Quedlinburg, Leipzig, Lilienthal, und Prag, alle wegen des wolkichten Himmels, nur mangelhaft. Es ist dieses, seit der ersten Beobachtung dieser Art, im Jahre 1631. die neunzehnten. 4. Mechain bemerkt von dem Kometen vom J. 1802. daß er ihn zweymal über einen kleinen Stern ganz central habe vorüber ziehen sehen, ohne daß weder der eine noch der andre verschwunden, oder bedeckt worden sey; woraus er aber nicht folgern will, daß es ganz durchsichtige, aus verdichteten Dünsten bestehende, Kometen geben, sondern ist eher geneigt, das Nichtverschwinden des Sterns der Wirkung einer doppelten Strahlenbrechung, beym Ein- und Austritt aus dem dichten Kometendunstkreise, zuzuschreiben.

Zwey stehende Artikel dieser Monatsschrift sind den Nachrichten von den fortgesetzten Beobachtungen und Berechnungen der zwey neuen Planeten, Ceres und Pallas, gewidmet. Die Ceres ist nach ihrer Entdeckung zuerst vom Hrn. von Zach, den 7. Dec. 1801. und dann von D. Olbers in Bremen, dem Entdecker der Pallas, den 1. Jan. 1802. am Jahrestag ihrer Entdeckung, wieder gefunden worden, und zwar zum Verwundern genau nach D. Gaußens muthmaaßlicher Berechnung ihres elliptischen Laufs. In England, Frankreich und selbst in Italien fand man sie später. Alle sahen sie bald röthlicht, bald weiß, mit einem Wechsel von Licht und Größe, meistens als einen Stern von 9. 10ter Größe, schlecht begränzt, wie in eine Wolke oder Nebel gehüllt: je stärker die Vergrößerung war, desto matter war das Licht derselben: sie war nicht ganz planetenartig, und schien zu vielen Beobachtungen in der physischen Astronomie über die Atmosphäre der Planeten Anlaß zu geben. Schröter berechnete ihren Durchmesser 529. geogr. Meilen, mit Einschluß ihres atmosphärischen Nebels, der scharf begränzten Scheibe aber, ⅓ des Erddurchmessers, und folgl. kleiner als den des Mondes. la Lande will ihn durchaus mit dem Namen des Entdeckers benennt wissen: dieser aber besteht darauf, daß er Ceres Ferdinandea heißen müsse. Viele zweifelten an seiner Sichtbarkeit im J. 1803.

Oria-

Oriani aber in Mayland versichert es. Piazzi hat inzwischen von seinem König eine Zulage von 325 Thalern, und neue astronomische Werkzeuge erhalten. Auch ist das vom Herausgeber vorgeschlagene Zeichen der Ceres, ⚳ eine Sichel, angenommen worden.

Den zweyten neuen Weltkörper hatte D. Olbers in Bremen, den 28. März 1802. zuerst entdeckt, und darauf Hr. von Z. nebst Bürg und Pasquich, den 4. Apr. gefunden. Alle hielten ihn Anfangs für einen Kometen, doch ohne Lichtnebel. D. Gauß aber berechnete aus wenigen Elementen seiner Bahn eine Ellipse, und zog das Resultat, daß er ein Planet sey, zwischen Mars und Jupiter, dessen Bahn der Ceresbahn sehr nahe komme. Herschel fand ihn so klein, daß aus dem Mars 73000 Körperchen, wie Pallas, gemacht werden könnten, er macht aus ihr und der Ceres eine eigne Gattung von Körpern unsers Sonnensystems, weil sie außer dem Thierkreiße wandelten, so ungewöhnlich klein wären, und nicht in die angenommene Progression der Planetenentfernungen paßten, und will sie, wegen ihrer Aehnlichkeit mit Fixsternen, Asteroiden nennen; wogegen aber der Herausg. erinnert, daß diese angenommene Proportion keinen entschiedenen Grund habe, und der bisherige Begriff eines Planeten bloß von den ältern Planeten abgezogen sey. Olbers selbst, hält beyde, wegen der Kleinigkeit ihrer Masse und Uebereinstimmung ihrer mittlern Bewegung, für Trümmer eines größern, in die Lücke zwischen Mars und Jupiter gehörenden Planeten. D. Gauß giebt ihm einen Durchmesser von 26½ Meilen, und von Zach schlägt zu seinem Zeichen, die Lanze der Pallas (⚴) vor. Es ist nicht zu läugnen, daß beyde neue Weltkörper ihre Bekanntwerdung, Wiederfindung, Berechnung und Anerkennung hauptsächlich dieser M. C. zu verdanken haben. Uebrigens enthält dieser Jahrgang an Kupferblättern, das Bildniß des la Chapelle, ein Sternchärtchen, zwey andre, für die Inseln in der 2 Grad breiten Meerenge, zwischen Van Diemensinsel, und Neu-Holland, und zur preußischen Landesvermessung, und einiger Zeichnungen neu erfundener Werkzeuge.

Gl.

Reise

Reise durch einen Theil Deutschlands, Italiens, und Frankreichs, v. Ernst Moritz Arndt. Leipzig, bey Gräff. 1802. Fünfter Theil. 460. Seiten. 8. 1 Rg. 8 gr.

Auch unter dem Titel:

Bruchstücke einer Reise durch Frankreich im Frühling und Sommer 1799. Zweyter Theil.

Die erstern Bände dieses trefflichen genialischen Werkes, sind im 73. Bande 2. St. unserer Bibliothek mit dem verdienten Lobe angezeigt. In dem vorliegenden, fährt nun der geistvolle Verfasser auf seine originelle Manier, in der Beschreibung von dem Centralpunkte der jetzigen politischen Welt, d. h. von Paris fort. Wir bekommen hier diese ganze ungeheure Stadt gleichsam in einer Reihe Ombres chinoises zu sehn; das ganze Lokale, das ganze Leben und Weben der Einwohner, die größten und die kleinsten, die schönsten und die häßlichsten Gegenstände, alles wird uns hier, wie in einer Zauberlaterne vorgeführt, und selbst bekannte Gegenstände scheinen bey dieser originellen Darstellung wieder neu zu seyn. Wer sich einen recht lebhaften Begriff von dem Getümmel einer solchen Hauptstadt machen, wer den Pariser bey seinen Geschäfften, und seinen Vergnügungen recht von Grund aus kennen lernen, wer endlich den mannichfaltigen Pariser Lebensgenuß, und die unzähligen Ressourcen der Sinnlichkeit wenigstens historisch studieren will, der wird bey unserm Verfasser volle Befriedigung finden. Mag man auch hier und da den Beschreibungen etwas mehr Feinheit, und in einem gewissen Sinne etwas minder Natürlichkeit wünschen; mag man hier und da die Farben noch etwas zu grell, oder die Beleuchtung gar zu stark finden; im Ganzen wird man dennoch vollkommen mit dem Verf. zufrieden seyn. Welche Lebendigkeit! Welche Anschaulichkeit! Man sieht, daß er alles aufzufassen und wieder zugeben versteht! Wie viel launigte Züge! Welche allerliebste Schalkhaftigkeit! Und doch auf der andern Seite wieder so viele herrliche Stellen voll tiefer Empfindung, und reiner hohen Poesie! — Wir empfehlen dem genialischen Verfasser nur noch ein wenig mehr Strenge gegen sich selbst, und

uns

unsere Literatur wird eine schöne Eroberung an ihm gemacht haben.

Bm.

Erdbeschreibung der Kurfürstl. und Herzogl. Sächsischen Lande. Erster Band. Herausgegeben von M. Friedrich Gottlob Leonhardi, ordentl. Prof. der Oekonomie ꝛc. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, bey Barth. 1802. 2 Alphab. 2 Bog. 8. nebst 3½ Bog. Tabellen. nebst dem zweyten Band 3 Rk. 18 gr.

Es liegt in der Natur der Sache, daß geographische und topographische Arbeiten, auch bey dem besten Willen und den thätigsten Bemühungen ihrer Herausgeber, nicht gleich Anfangs nach allen Seiten vollkommen seyn können: und eben so ist es natürlich, daß der Verf., zumal wenn er in dem Lande lebt, das er beschrieben hat, unermüdet seyn werde, alle kleine Berichtigungen und Zusätze zu sammeln, die nach und nach sein Werk von Mängeln und Fehlern reinigen können. Man kann es daher leicht Herrn Leonhardi auf sein Wort glauben, daß jede neue Auflage seiner schätzbaren Erdbeschreibung der sächsischen Lande vermehrt und verbessert seyn werde. Freylich werden die Besitzer der frühern Ausgaben wünschen, daß auch ihnen, die durch einen zeitigen Ankauf die neue Auflage haben befördern helfen, diese Berichtigungen und Zusätze durch einen Auszug zu Gute kommen möchten; allein diese Verbesserungen sind oft so kurz, bestehen im statistischen Fach meistens nur aus einer geänderten Zahl, daß ihr Auszug mehr Raum erfordern würde, als sie selbst im Buche einnehmen. Was besonders diese dritte Auflage betrifft: so meldet der Verf., daß alle Angaben in derselben, die nicht mit einer Jahrzahl versehen sind, zu verstehen seyn sollen. Die Tabellen aber von dem Ertrag verschiedener Abgaben, sind doch noch alle vom Jahre 1767. Die erste Ausgabe des ganzen Werks war 1 Alphab. 19 Bogen stark. Dieser erste Theil aber der dritten Auflage enthält bloß, nach einer Einleitung, die allgemeine Nachricht von den Ländern des Kurhauses, ihrer Verfassung und Verwaltung, und die

zwey ersten Kreise derselben, den Kurkreis und den Thüringischen, nebst den dahin gehörigen Schwarzburgischen und Stolbergischen Aemtern, der Grafschaft Mansfeld und den Grafschaften Gleichen und Nieder-Krannichfeld. Der Flächeninhalt sämmtlicher Lande des Kurhauses Sachsen, nach Abzug derer, über die ihm bloß die Landeshoheit zusteht, wird auf 717¾ Q. Meilen, und die Bevölkerung noch nach dem Jahre 1785 angegeben. Sollte es dem Verf. bey den jährlichen aus allen Kursächsischen Städten und Aemtern eingereichten Bevölkerungs- und Konsumtions-Tabellen, nicht möglich gewesen seyn, die Summe eines der neuesten Jahre einzurücken? Aber eben diese ältern Angaben haben wir auch in der Folge bey den Aemtern der beyden Kreise bemerkt.

Gi.

Beyträge zur nähern Kenntniß der Schwedisch-Pommerischen Staatsverfassung, als Supplementband zur Gadebuschischen Staatskunde von Schwedisch-Pommern. Von H. C. F. von Pachelbel, Königl. Schwed. Regierungsrath. Berlin, bey Lange. 1802. VI und 260 Seit. 8. 1 Rg.

Der Herr Verf. dieser Beyträge, welcher vermöge seines Amtes zu den Akten und archivalischen Urkunden freyen Zutritt hat, machte während seiner 12jährigen Dienstzeit diese Zusätze, Ergänzungen und Berichtigungen Anfangs zu seinem Privatgebrauch; aber er verdient nun auch den Dank des Publikums, daß er sie jetzt demselben mittheilt. In diesen Supplementen folgt er genau der von dem Herrn Kanzelleyrath und Prof. Gadebusch gewählten Ordnung und Eintheilung der Materien, und dieß erleichtert ungemein das Nachschlagen. Herr von Pachelbel beschreibt nun den Zustand der Provinz im Jahre 1800. Die Anzahl der Häuser und Einwohner in den Städten und im ganzen Lande, ist so angegeben worden, wie sie am Schlusse des Jahres 1800 war. Bey den Städten sind viele interessante statistische Zusätze hinzugekommen; auch hat der Verf. die neuern Werke, welche seitdem über einzelne Materien erschienen sind,

ergänzt. Rec. will Einiges als Probe ausheben. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner Schwedisch-Pommerns und Rügens, betrug im Jahre 1800 = 113,001, doch mit Ausschluß des Militärs, wiewohl mit Indegriff der Soldatenweiber und Kinder. Der Schiffbau hatte sich während des Krieges in den Seestädten vermehrt; in Stralsund waren von 1791 — 1800 = 101 Seeschiffe, deren Größe nach schweren Lasten 7066¼ ausmachten, und an andern Orten für der Stralsunder Rechnung 23 Seeschiffe 1206 Lasten groß gebauet worden. Die Einkünfte der Universität Greifswalde betrugen am 1sten März 1800 bis dahin 1801 = 35,395 Thlr. 26⅞ ßl.

Rec. wünscht, daß nach Verlauf von 10 — 12 Jahren wieder ein so gut ausgearbeiteter Supplementband erscheinen möge. Die eine Bemerkung will Rec. noch hinzufügen, daß der S. 186 und §. 12 angeführte Vergleich, der 1664 zwischen der Königl. Akademie und der Stadt Greifswalde wegen des Superintendenten und der Pastoren geschlossen worden seyn soll, nur ein von der Königl. Akademie dem Magistrate mitgetheilte Entwurf ist, und in Ansehung der darin gemeldeten Gegenstände nicht für ein öffentliches Dokument, nach dem man sich richten müsse, zu halten ist, ob er gleich in der Dähnertschen Sammlung Pomm. Urk. Bd. 2. S. 875 gedruckt worden.

Handbuch zur Kenntniß des Preußischen Kantonwesens. Stettin, gedruckt bey Leich. 1802. 338 Seit. kl. 8.

Ein sehr brauchbares Handbuch für diejenigen, welche in Kantongeschäfften arbeiten; besonders hat der Verf. den Zweck gehabt, den Kanton-Revisions-Kommissarien eine leichte und bequeme Uebersicht aller dahin abzielenden Gesetze und Vorschriften zu geben. Dieses Werk empfiehlt sich nicht nur durch Vollständigkeit; sondern auch durch richtige Zusammenstellung der verwandten Materien und eine lichtvolle Ordnung. Die historische Skizze in der Einleitung schränkt sich bloß auf das erste Enrollement, als die Grundlage des heutigen Kantonwesens ein. Die Abhandlung selbst ist in 4 Ab-

 schnitte

schnitte eingetheilt. 1) Von dem Kantonwesen überhaupt. 2) Von der Gründung des Kantonwesens. 3) Von den Kanton-Freyheiten und Eximirten. 4) Von den Kanton-Revisionen insbesondere, und denen dabey vorfallenden Geschäfften. Einige Tabellen, besonders die Exemtions-Tafel erleichtern die Uebersicht ungemein.

Der Verf., welcher vormals Auditeur im Infanterie-Regiment von Rüchel war, (heißt Wilke,) und jetzt noch in Stettin privatisirt, hat nicht nur die Regiments-Archive; sondern auch andere in dieser Absicht gut benutzt, und seinem Werke alle nur mögliche Vollständigkeit gegeben. Doch will Rec. zu S. 185 noch einen Zusatz machen; hier wird bemerkt, „daß nur gegen Vorzeigung des Erlaubniß-„Scheins zum Studieren der Kantonpflichtige bey der Uni-„versität immatrikulirt werden soll.“ Da aber mancher Kantonpflichtige, der noch nicht den Erlaubniß-Schein erhalten hat, bey der Inskription auf der Universität die Vorschrift des Kanton-Reglements §. 40 „mit dem Zeugniß der Ma-„turität zugleich jenen Konsens mit einzureichen,“ dadurch zu eludiren gesucht hat, daß er seine Kantonpflichtigkeit verheimlicht, und den wahren Stand seines Vaters nicht angezeigt hat: so ist, um einer solchen Elusion der Vorschrift desto sicherer vorzubeugen, von dem geistlichen Departement p. Rescr. Berlin, den 17. Nov. 1801 verordnet worden, „daß künftig das Maturitäts-Zeugniß nicht eher, bis der „Konsens zum Studieren beygebracht worden, ertheilt, und „zugleich in dem Zeugnisse der vorhandene Konsens ausdrück-„lich bemerkt werden soll.“

Mm.

Tharands Umgebungen. Eine Skizze für Naturfreunde. Nebst einem Grundrisse und Prospekten. Meissen, auf Kosten des Herausgebers. 1801. 47 Seit. 8.

Das Ganze ist mit vielem Fleiß gearbeitet, Alles ist richtig und sorgfältig beschrieben, und verdient daher Beyfall und ... Da aber Tharand, und die ganze Gegend dahin, ein

Liebe-

Lieblings-Spaziergang für Menschen aus allen Ständen ist, und dieses Büchelchen aus dieser Ursache auch oft in unwissenschaftliche Hände fällt: so wäre freylich zu wünschen gewesen, daß der Verf. mehr auf das Gemeinverständliche Rücksicht genommen hätte; indessen können dergleichen Stellen ohne Nachtheil überschlagen werden.

Die Ursache, warum der Verf. die Anmerkungen vor dem Texte hat hergehen lassen, kann man sich wohl denken; aber es ist gewissermaaßen auffallend. Manches hätte in den Text verwebt werden können, und das Uebrige fand wohl seinen Platz schicklicher unten, oder im Anhange. Doch alles dieses sind Kleinigkeiten, und Jeder wird diese kleine Schrift dem ohngeachtet mit Vergnügen lesen, und sie gern zum Begleiter und Führer auf dieser Promenade bey sich haben.

Ha.

Finanz- Kameral- und Policey-wissenschaft.

Das einzige mögliche Mittel, der Brodtheurung ohne Unkosten des Staats für immer zu steuren. Nebst einer Untersuchung über die Ursachen der Theurung und der bisher gewöhnlichen Mittel ihr entgegen zu wirken, von Johann Gottlob Schulz. Leipzig, bey Heinrichs. 1803. 5 Bog. 8. 8 gr.

Was der Titel zuletzt angiebt, das füllt den größesten Theil dieser Abhandlung zuerst aus. Einige von den darin namhaft gemachten Ursachen der Theurung, sind nur lokal; anderen aber ist mehr Wirkung beygelegt als sie eigentlich verschulden, und das Ganze, was sowohl hierüber, als von den gewöhnlichen Mitteln, um der Theurung vorzubeugen oder ab-

abzuhelfen, gesagt worden, kann seiner Dürftigkeit wegen keine Befriedigung leisten.

Der Hauptgegenstand, womit sich jedoch der Verf. am kürzesten beschäfftiget, ist der Vorschlag, daß in jedem Kirchspiele auf dem Lande eine Magazin-Anstalt errichtet werden sollte, wozu von jeder Hufe jährlich zwey Scheffel geliefert werden müßten, für deren Aufbewahrung die Böden auf den Kirchen bestimmt werden.

Bey Vergleichung dieses Vorschlages mit dem, was neuerlich in verschiedenen deutschen Staaten, wegen der Verbindlichkeit der Länderey-Besitzer, einen Theil ihres Aerntee Ertrages während gewisser Fristen unverkauft liegen zu lassen, verfügt worden ist, dürften doch wohl die Vorzüge dieser letzteren Verfügung einiges Uebergewicht behalten. Wäre das aber auch nicht der Fall: so bliebe es doch allemal sehr anmaaßend, wenn der Verf. seinen Vorschlag für das einzige mögliche Mittel ausgiebt, der Brodtheurung für immer zu steuren. Theurung kann nie auf beständig verhütet werden, und die von dem Verf. vorgeschlagenen Magazin-Anstalten, sind hierzu desto weniger hinreichend, weil nach S. 73 zehn Jahre erfordert werden, um durch sie gegen wirklichen Mangel zu sichern.

Jh.

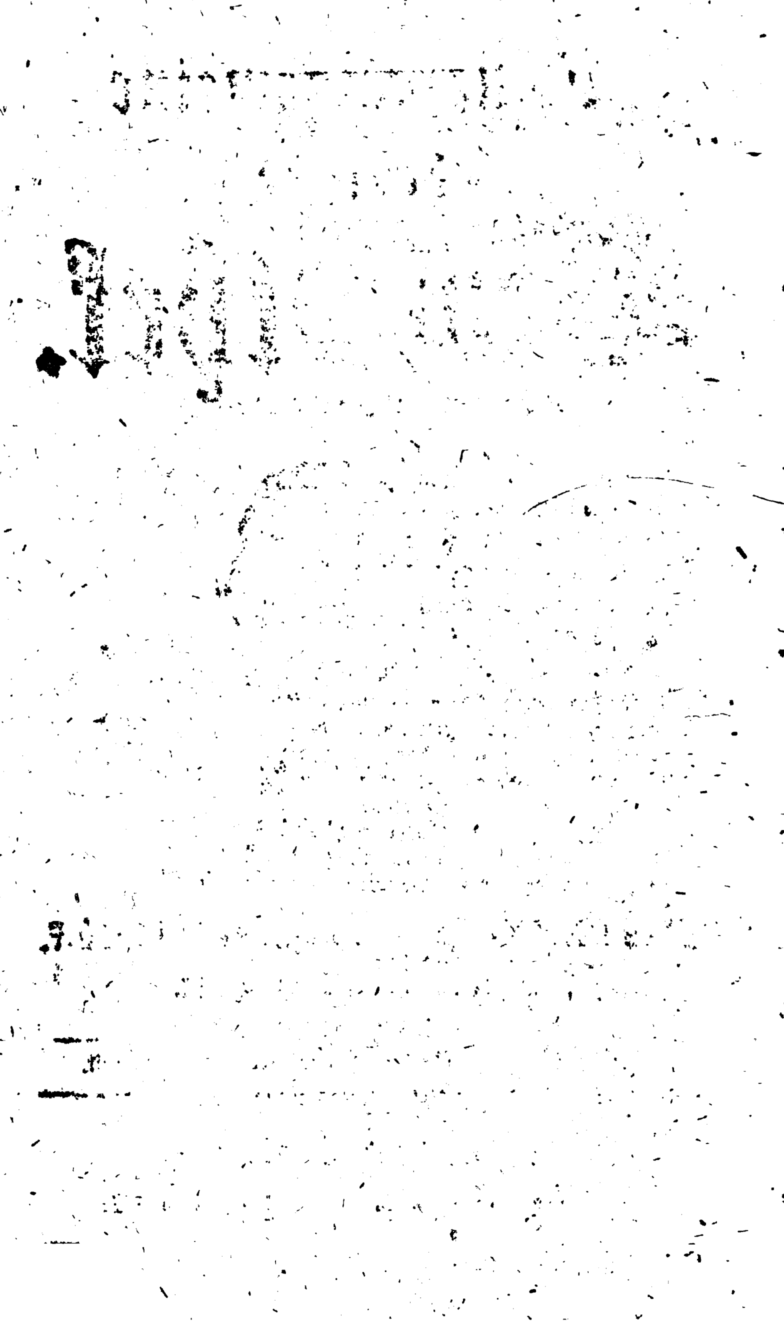
Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXXI. Bandes Zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.



Verzeichniß

der

im zweyten Stücke des ein u. achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Arzneygelahrheit.

mer-

III. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

IV. Weltweisheit.

V. Naturlehre und Naturgeschichte.

VI. Chemie und Mineralogie.

VII.

VII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

VIII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

IX. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Alex.

X. Gelehrtengeschichte.

XI. Biblische, hebr., griech. und übrigens orientalische Philologie.

XII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XIII.

XIII. Erziehungsschriften.

XIV. Haushaltungswissenschaft.

XV. Vermischte Schriften.

Register
über das Intelligenzblatt
zum zweyten Stücke des ein und achtzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

2. Berichtigungen.

3. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

4. Todesfälle.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Ein und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten, von Friedr. Köler, Hofkapellan zu Hannover, und ernanntem Superintend. zu Herzberg im Fürstenthum Grubenhagen. Hannover, bey Hahn. 1801. 500 Seiten 8. 1 Rk. 8 gr.

Der Verf., dem man Beredtsamkeit nicht absprechen kann, verschließet sich nur zu oft den Weg zu fruchtbaren Betrachtungen, durch eine zu große Wortfülle. Er umgehet auch die Theologie, gerade da, wo eine lichte Darstellung der dogmatischen Begriffe so nöthig wäre. S. 76 vom Abendmahle. Zuweilen führet ihn seine Lebhaftigkeit auf Deklamationen, wo nur eine ruhige Entwickelung von Gründen allein wirksam seyn konnte. S. 108. „Daß die christliche Religion in „Gefängnissen und Fesseln, unter Hohn und Marter, auf „Blutgerüsten und Scheiterhaufen ihre Kraft bewiesen."

Mit solchen Deklamationen ist im Grunde nichts gethan. Das Ohr wird erschüttert; aber der Verstand für die Wahrheit nicht gewonnen. Wollte der Verf. auf diese Mängel seines Vortrags Rücksicht nehmen: so würde er mit Recht auf den bedeutenden Werth eines geschickten Kanzelredners Anspruch machen können.

Bd.

Predigten über den Himmel auf Erden, von Salzmann. Köthen, bey Aue. 1801. 195 S. gr. 8. 12 gr.

Der Titel hat die verführerische Form, die im Intelligenzblatte unserer Bibliothek (Bd. 64. S. 407 f.) mit gerechtem Tadel bemerkt worden ist. Nicht von Salzmann rühren diese Predigten her; er selbst hat sich darüber schon erklärt. Auch sind es überhaupt genommen nicht einmal Predigten über den Zustand, den man den Himmel auf Erden nennen könnte; denn mehrere derselben, wie z. B. sogleich die erste über Wißbegierde und Neugierde, können höchstens nur durch einige specielle Nebenbemerkungen unter eine solche Rubrik gezogen werden. Der ganze Kunstgriff des Verf. besteht vielmehr nur darin, daß er über irgend eine beliebige Materie, nach einem gewöhnlichen biblischen Texte eine Predigt liefert, und dann in der auf dem Titel benannten Salzmannischen Schrift umhersieht, um aus ihr eine kürzere oder längere Stelle verwandten Inhalts, als ein Anhängsel beyzufügen. So redet er z. B. auf Veranlassung der Worte: Ihr Kleingläubigen, warum seyd ihr so furchtsam? über gegründete und ungegründete Furcht, und nach seinem Amen setzt er noch aus der angeführten Schrift hinzu: „Wer „seine Pflicht thut und fühlt, kennet keine Furcht mehr. Und „was vermag der Mensch nicht, sobald er die Furcht ablegt? „Er wird gewissermaaßen allmächtig. Ihr werdet die „Wahrheit erkennen, und sie wird euch frey machen. „Ein goldener, stärkender, herzerhebender Ausspruch.“ Wozu dieß? Bedurfte das, was in der Predigt selbst schon bemerkt war, noch einer Erläuterung? Das wäre schlimm für sie. Oder einer Bestätigung durch Autorität eines Andern? Das wäre eben so schlimm. Und wer sieht nicht, daß man nach einer solchen Manier auch wohl Predigten über die asiatische Banise ausarbeiten, und diese dadurch den kanonischen Büchern unterschieben könnte? Vielleicht hat sich der Verf. durch Greilings praktische Materialien zu Kanzelvorträgen, aus Kants Schriften gezogen, zu dieser Manier verleiten lassen. Allein dort ist wenigstens der Titel ungleich vorsichtiger und bestimmter, und billig sollte man doch überall so viel liberalen Sinn haben, das abgöttische Wesen zu vermeiden. Besonders einem protestantischen Prediger geziemt es nicht,

sich als Prediger auch nur dem Scheine nach unter menschliches Ansehen zu beugen, und Worte eines Menschen, dieser sey nun, wer er wolle, als heilige verba magistri aufzustellen. Es geziemt ihm nur, fremde Gedanken, sofern sie der Wahrheit gemäß sind, durch Anwendung eigener Geisteskraft zu eigenen Gedanken zu modeln, und nun als Wahrheiten ohne Geräusch und auf eigene Art in sein Publikum hinüber zu leiten. Was übrigens die vorliegenden Predigten selbst betrifft: so sind sie zwar, besonders in Hinsicht auf Disposition, nicht ohne Mängel, auch ist der gewählte Stoff nicht immer vielseitig genug behandelt; aber sie zeichnen doch sonst, sowohl durch Inhalt als Sprache, sich vor alltäglichen Predigten aus.

We.

Beyträge zur Veredlung religiöser Feyerlichkeiten, von Ph. H. Bus, Pfarrer zu Vilbel. Frankfurt a. M., bey Hermann. 1802. 96 Seiten 8. 8 Kr.

Sehr richtig giebt der Verfasser in der Vorrede den, den Zeitbedürfnissen gar nicht anpassenden Religionsunterricht, den die meisten Menschen in der Jugend erhalten, und die äußere Form unserer religiösen Feyerlichkeiten, als die vorzüglichsten Ursachen an, warum in unsern Tagen die Kirche leer stehe, und wahre Religiosität so selten geworden ist; und eben so richtig ist das Resultat, das er hieraus zieht: „Man sorge für einen den Bedürfnissen des Zeitalters angemessenen „Religionsunterricht der Jugend; man gebe allen religiösen „Feyerlichkeiten eine Form, die ihnen auch selbst in den Augen des Ungläubigen als Kunstwerk einen Reiz giebt, und „suche überhaupt der öffentlichen Gottesverehrung jeden Vorzug zu geben, dessen sie durch die jetzige Stufe der Ausbildung des Menschengeschlechts fähig ist." Dieß will er in einer eigenen, zum Druck bereits fertigen Schrift, weiter auseinander setzen, welcher diese Beyträge als Anhang mitgegeben werden sollten; allein gewisse Ursachen haben ihn determinirt, sie vorangehen zu lassen. Sie enthalten 3 Konfirmationshandlungen, einige Formulare zur Feyer des Abendmahls, ein Taufformular bey einer Privattaufe, eine

Anrede nach der Taufe, eine Trauungsrede und das Todtenfest. Die drey Konfirmationshandlungen sind ohnstreitig das Vorzüglichste in dieser Sammlung. Die erste hat die Ueberschrift: Dankfest für die glücklich überstandenen Gefahren der Jugend. Zuerst singt die Gemeine; dann redet der Prediger von den großen Gefahren, denen der Mensch in seiner Jugend ausgesetzt ist, und welche diese Konfirmanten glücklich überstanden haben, darauf singt die Gemeine wieder, dann folgt nach einer kurzen Anrede an die Kinder, das Examen; nach demselben werden den Kindern Fragen zur Beantwortung vorgelegt, dann muß jedes Kind einzeln zum Prediger treten, ihm die Hand reichen, und feyerlich versprechen, dahin zu sehen, daß es im Guten immer wachse und zunehme. Darauf singen die Kinder, dann knieen sie nieder, und der Prediger segnet sie im Gebete. Nun singt die Gemeine wieder; dann redet der Prediger die Gemeine noch einmal an, und zum Schlusse singt die Gemeine noch einen Vers. Das öftere Unterbrechen des Vortrages durch Gesang, trägt gewiß zur Erhaltung der Aufmerksamkeit, und zur Verstärkung der Rührung viel bey. Auch bey der zweyten Konfirmationshandlung, die den Titel führt: Fest der menschlichen Natur, verfährt der Verfasser auf eine ähnliche Weise. Besonders nachdrücklich sind hier die Anreden an die Konfirmanden. Die dritte Konfirmationshandlung ist am Himmelfahrtstage vorgenommen. Der Gang ist ziemlich derselbe, wie in den beyden andern. Die Formulare zur Feyer des Abendmahls sind gut und zweckmäßig. Das erste ist eine Vorbereitung zum Abendmahle. Daß die Kommunikanten dreymal Ja, und einmal Amen antworten müssen, möchte wohl nicht allenthalben gut angebracht seyn. Die Beichte mit einer vorhergehenden Selbstprüfung ist gut gesetzt. Das Formular bey Haltung des Abendmahls enthält lauter vernünftige Vorstellungen und Begriffe vom Zwecke und Nutzen des Abendmahls; auch das Formular nach gehaltenem Abendmahle ist gut. Die Rede bey einer Privattaufe will Rec. nicht gefallen: es wird der Einsetzung der Taufe von Christo mit keinem Worte erwähnt, welches doch wohl bey jeder Taufrede geschehen sollte; überhaupt ist sie zu speciell, als daß sie häufig benutzt werden könnte, nur wenige Prediger möchten in einer Lage seyn, wo sie Gebrauch davon machen könnten. Die Traurede ist schön. Endlich das Todtenfest; ein kurzes Formular bey der Feyer eines Festes, welches

der

der Verfasser in seiner Gemeine alle halbe Jahr zum Andenken der in dieser Zeit verstorbenen Mitglieder feyert. Rec. will dieß nicht geradezu verwerfen; indessen kann er doch kaum glauben, was der Verf. S. 89 sagt: „in den großen „Gemeinen, selbst auf dem Lande, erführe der zehnte Theil „der Mitglieder kaum den Tod eines Gestorbenen;“ auf dem Lande wird ja bey jedem Todesfalle geläutet, und die Leichenpredigten, die doch auch in des Verf. Gemeine gebräuchlich seyn müssen, weil er sie durch das Todtenfest vergessen machen will, machen es durchgehends bekannt, daß Jemand gestorben sey; daher muß er aufrichtig gestehen, daß er dieß Fest für etwas Ueberflüssiges hält. Soll übrigens dergleichen Fest gefeyert werden: so ist das Formular ganz zweckmäßig. In allen Formularen ist fast durchgehends ein korrekter Styl, und kein Leser wird sie ganz unbefriedigt aus den Händen legen.

Bk.

Christliche Volksmoral, von A. E. Jenchen, Prediger zu Hohen-Nauen bey Rathenow. Brandenburg, bey Leich. 1802. 16 und 323 Seiten 8. 16 gr.

Der Verf. bemühet sich, eine Sittenlehre, die den Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums gemäß ist, für die größere, weniger gebildete Volksklasse, für den ungelehrten Bürger und Landmann, hier zu liefern. Zu dem Ende legt er dem Publikum kurze moralische Betrachtungen vor, die in einer gewissen zusammenhängenden Ordnung auseinander folgen, und die zusammen ein Ganzes ausmachen, das die vornehmsten Pflichten des Menschen und Christen in seinen verschiedenen Verhältnissen in sich faßt. Die drey ersten Betrachtungen dienen zur Einleitung, und enthalten die Grundsätze, von denen der moralisch Handelnde ausgehen muß. In denselben werden folgende Gegenstände abgehandelt: „Der Mensch ist ein moralisches Wesen. — Woraus „kann man erkennen, was recht und unrecht, gut und böse „ist? und was man daher thun und lassen muß. — Wel„ches muß der vornehmste Bewegungsgrund zur Ausübung „unserer Pflicht seyn?“ In dieser dritten Abhandlung er-

klärt sich der Verf., besonders in einer Volksmoral mit Recht dahin: daß der Mensch bey seiner Handlungsweise auch auf die nützlichen und schädlichen Folgen Rücksicht nehmen dürfe; daß die Tauglichkeit derselben aber vornehmlich und zwar recht eigentlich darnach geprüft werden müsse: ob sie in eine Gesetzgebung für alle Menschen passe, und ob man vernünftigerweise wollen könne, daß alle Menschen so handeln möchten. Dann wird in drey Abschnitten von dem tugendhaften Verhalten des Menschen, besonders gegen Gott, gegen sich selbst, und gegen seine Mitmenschen gehandelt; und endlich mit fünf Betrachtungen beschlossen.

Der Verf. hat sich seinem Zwecke gemäß, der größten Popularität beflissen, und bedient sich öfters erläuternder Beyspiele aus der Geschichte und dem gemeinen Leben, die er besonders aus Schnells Moral in Beyspielen entlehnt hat. Daß übrigens, wenn wir diese Beyspiele abrechnen, diese Abhandlungen ursprünglich Predigten gewesen sind, ist auf den ersten Blick sichtbar; sie haben noch ganz die Form und Einkleidung; auch ist bey manchen derselben der biblische Text sichtbar, über welchen sie gehalten sind. Das ist aber ihrer Bestimmung und Nutzbarkeit keinesweges entgegen.

Gz.

Unterhaltungen in Predigten für Kranke, Arme, Schwermüthige und Trostbedürftige. Von Johannes Brunner, Pfarrer am Spital in Zürich. Zürich, bey Orell. 1801. Erster Band. XVI und 440 Seiten 8. 1 Rg. 16 gr. Zweyter Band. 638 Seiten. 2 Rg. 8 gr.

Hier sind solche Materialien abgehandelt, die für die genannten Personen passend sind; auch wird in der Ausführung stets Rücksicht auf die Leidenden genommen, die dem Verf., wie in seinen Vorträgen überall sichtbar ist, recht sehr am Herzen liegen. — Das ist aber auch Alles, was wir zum Lobe dieser Predigten sagen können. Die Ausführung ist postillenmäßig, und die Sprache fehlerhaft.

Jo.

Wilhelm Herzmanns Anleitung zum Katechisiren. Nebst vier Katechisationen, gehalten in der Schule, zu Silbersdorf. Köthen, bey Aue. 1801. IV und 190 S. 8. 10 gr.

Auch unter dem Titel:

Die Katechisirkunst. Ein Handbuch für Anfänger und Ungeübte.

Der Verf. schreibt für die ersten Anfänger im Katechisiren, denen seine Arbeit ganz nützlich werden kann. Seine Schrift ist in zwey Abschnitte getheilt. Der erste, oder der theoretische, enthält einige der allerersten Regeln, die beym Katechisiren zu beobachten sind, wobey alles sehr mager und dürftig vorgetragen ist. Der zweyte Abschnitt, oder der praktische Theil, bestehet aus vier Katechisationen: über die Allmacht Gottes; über die Pflicht der Arbeitsamkeit; über das siebente Gebot, und über eine Erzählung aus Rochows Kinderfreunde. Diese Katechisationen sollen zeigen, wie jene Regeln anzuwenden sind. Sie sind zwar ganz natürlich und einfach; aber gar sehr gedehnt und weitschweifig. Z. B. In der Unterredung über die Allmacht Gottes thut der Verfasser zu drey verschiedenenmalen die Frage: Wie viele Menschen leben auf der ganzen Erde? — belehrt in derselben die Kinder, wie viele Ochsen und Schafe jährlich in London geschlachtet werden, und wie viele Pferde es daselbst giebt; — wie viele Maden eine Fliege wirft, u. dgl. m.

Gh.

Die weise Benutzung des Vergangenen, und der beste Entschluß für die Zukunft. Einige Predigten am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts, von J. C. Häfeli, ꝛc. Bremen, bey Wilmanns. 1801. 13 B. 8. 20 gr.

Der Verf. sagt in der kurzen Vorrede, daß er diese 5 Predigten nach der Wiederherstellung von einer Krankheit aufs

neue mit Sorgfalt durchgesehen, und ihnen hier und dort einige Erweiterungen und Zusätze gegeben habe, wodurch sie vielleicht für Leser, die sie nicht gehört haben, etwas mehr Interesse erhalten, und für diejenigen, welche sie höreten, etwas mehr als Wiederholung werden konnten.

Die Sachen selbst, welche der Verf. hier vorträgt, sind sehr nützlich und zweckmäßig, und zeugen von seiner Welt- und Menschenkenntniß, und von seiner Aufmerksamkeit auf die Veränderungen, welche in dem vergangenen Jahrhundert in der Denkart der Menschen vorgegangen sind. In Ansehung der Darstellung könnte man diese Predigten mit einem gewaltigen Strome vergleichen, der sich aus dem Herzen des Verf. ergießt, und den Leser mit sich fortreißt. — Das ist ihre vortheilhafte Seite. Aber sie haben auch eine andere, welche nicht so vortheilhaft, und hie und da sogar nachtheilig ist. Die Schilderungen von den beyden entgegenstehenden Extremen, wozu die Denkart des Jahrhunderts in vielen Fällen übergegangen, ist offenbar übertrieben. — Sie fällt zwar eben dadurch auf, und der Leser wird durch das lebhafte Kolorit hingerissen und übertäubt. Allein wenn er sich hinterher besinnt, die Sache ruhig überlegt, und seine Erfahrungen dabey zur Hülfe nimmt: so fühlt er doch bald, daß es weder auf der einen Seite so arg war, als der Verf. es hier vorstellt, noch auf der andern Seite wieder jetzt so arg ist, als der Verf. es glaubend machen will — und das bessert nicht. Laßt uns doch genau bey der Wahrheit bleiben, und alle Uebertreibungen auch hier zu verhüten suchen! Dabey kann Rec. auch nicht unbemerkt lassen, daß diese Predigten eigentlich keine Predigten sind; sondern vielmehr Reden vor einem sehr gebildeten Auditorium zu halten, in einer Sprache, welche wegen der vielen wissenschaftlichen Ausdrücke, und gelehrten Anspielungen dem gemeinen Mann größtentheils unverständlich ist. Und der gemeine Mann ist es doch vorzüglich, der durch Predigt belehrt und gebessert werden soll, und den man also auch bey der Abfassung einer Predigt, und bey der Wahl des Ausdrucks nie aus den Augen verlieren sollte.

Zb.

Arzneygelahrheit.

Nordisches Archiv für Naturkunde, Arzneywissenschaft und Chirurgie. Herausgegeb. vom Prof. Pfaff in Kiel, D. Scheel in Kopenhagen, und Prof. Rudolphi in Greifswalde. Zweyten Bandes zweytes Stück. Mit einer Kupfertafel. Kopenhagen, bey Brummer. 1801. 195 S. 8. 16 K.

Dieses Journal erhält sich bey seinem vorzüglichen Werthe, da die Aufsätze darinne belehrend und unterhaltend sind. In diesem Stücke interessiren besonders: Uebersicht der übereinstimmenden und der verschiedenen Eigenschaften des Galvanismus und der Elektricität; nebst Untersuchung, inwieweit das Wasser den neuern galvanischen Versuchen zufolge, als ein zusammengesetzter oder als ein einfacher Körper anzusehen ist, vom Oberhofmarschall Hauch. Diesem ist beygefügt: Beschreibung von Prof. Abildgaards Apparat zur Gasentwickelung durch die Galvanische Batterie, nebst Verbesserung desselben vom Dr. Scheel, wozu die Kupfertafel gehöret, und ein Nachtrag des Dr. Oersted zu seinen Bemerkungen über den Galvanismus. Ferner: Biographische Nachrichten von dem berühmten Geburtshelfer und Professor Saxtorph, vom Dr. Scheel, wovon die Fortsetzung folgen soll. Bemerkung über eine wegen entstandenen Gebärmuttervorfalls sehr beschwerliche Geburt, vom Dr. und Professor Joh. Sylv. Saxtorph. Des Assess. Rafn und Prof. Viborgs Versuche über die Wirkung verschiedener nordischer Gewächse an Thieren. Endlich auch: Beweis, daß die Blattern eine den Menschen und Thieren gemeine Krankheit sind, durch Versuche begründet, vom Prof. Viborg. Die Impfung mit Materie der eigentlichen wahren Menschenblattern haftete an verschiedenen Arten Thiere, z. B. an Affen, Hunden, Schweine, u. s. w. für die Pathologie wichtig. — Die Forsetzung dieses Journals ist zu wünschen.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Zwanzigsten Bandes er-

wurden, und er auch vorher die noch mögliche Zangenoperation zu versuchen, und zu machen ersucht worden war? Krankengeschichte und Leichenöffnung eines an den Folgen des vernachlässigten Scharlachfiebers verstorbenen Kindes, bey dem man einige Wochen vor dem Tode den Pulsschlag des Herzens in der rechten Brusthöhle bemerkte, vom Dr. Friese. Hier war die ganze linke Lunge vereitert, und vom Eiter die linke Brusthöhle gestopft voll angefüllt, daß das Herz unter die rechte Brustfläche gedrängt worden war.

Bey dem hohen Preise dieses Journals möchte doch künftig eine strengere Auswahl der aufzunehmenden Aufsätze nöthig seyn.

Zo.

Kritisch-philosophische Widerlegung des Brownischen (Brownischen) Systems: hauptsächlich der vom Herrn D. Röschlaub hierüber herausgegebenen Pathogenie, sammt Aufstellung einer neuen Theorie über Lebenskraft und Reizfähigkeit und Vereinigung der Nerven- (Nervenpathologie) mit der Humoralpathologie. Von D. Augustin Trenker. Wien, bey Joachim. 1801. 386 Seiten 8. 1 Rf. 8 gr.

Vor einigen Jahren hätte diese Schrift vielleicht die Aufmerksamkeit mehrerer Leser auf sich gezogen, jetzt aber wird dieß aus folgenden Gründen schwerlich der Fall seyn: 1) Sehr viele ausgezeichnete Köpfe unter den deutschen Philosophen und Aerzten, sind von der innern Wahrheit der Fundamentallehre Brown's so fest überzeugt, daß eine angebliche Widerlegung derselben jetzt wirklich zu spät kommt. Diese Theorie wurde nicht wie die ältern Systeme der Heilkunde, aus Achtung für ihren Urheber, blindlings angenommen; sondern, durch den Geist der Zeit vorbereitet, prüften philosophische Köpfe dieses Lehrgebäude auf dem Probirsteine der Vernunftlehre, und erfahrne Aerzte am Krankenbette, ehe sie es als Regulativ alles Erkennens und Heilens der Krankheiten annahmen. Wenn es außer den bekannten und nicht bekannten

ten Verehrern dieser Theorie, noch Aerzte von großen Kenntnissen und Ansehen giebt, die sich für die neue Lehre nicht öffentlich bekennen: so folgt daraus noch keineswegs, daß die Lehre selbst verwerflich sey. Wer die Menschen kennt, der weiß auch, daß es einem allgemein akkreditirten und hochgepriesenen Manne zu viele Ueberwindung kosten würde, seiner Eigenliebe das Opfer zu bringen, von John Brown zu lernen, d. h. fremde Ideen aus den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts für die richtigern, bessern — und seine eigenen weit spätern Lehrsätze für null und nichtig zu erklären. Es ist klüger und besser, flößt der Egoismus ein, daß du deine bisherigen hinfälligen Meinungen und Irrthümer nach und nach aufgiebst, und unter der Hand deine innern Ueberzeugungen an die Wahrheiten deines dir überlegenen großen Vorgängers anknüpfst, als daß du dieß jetzt vor dem Angesicht deiner Schüler, Freunde und Verehrer thust. Verstecke dich hinter die Sprache (das Mittel, Begriffe zu verwirren und aufzulösen), drehe deine Lehrsätze so lange herum, bis sie mit den tiefdurchdachten Ideen des Edinburgker Naturforschers nur einigermaaßen im Einklange stehen, erfinde Beobachtungen, u. s. w. und es wird dir nicht schwer fallen, in ein paar Jahren nachzuweisen, daß deine Dogmen und Brown's Philosopheme im Grunde Eins sind. Kurz, die besten Aerzte sind, wenigstens in ihrem Innern, von der Wahrheit der Brownschen Grundsätze überzeugt. 2) Viele ächte Schüler Brown's, waren vor ihrem Uebertritte zu der neuen Lehre mit den ältern medicinischen Systemen und Lehrbegriffen sehr wohl bekannt; sie wußten auch wie die Aerzte aus Boerhaave's, Cullen's und andern Schulen am Krankenbette zu handeln pflegten, und handelten vormals selbst nicht anders: dennoch verließen sie die ältern Dogmen, und hielten sich an Brown's Lehre. Diese Männer glaubten aber in der Erregungstheorie Dunkelheiten und Mängel, worauf der Stifter selbst aufmerksam gemacht hat, bey Fällen der Anwendung gefunden zu haben. Die unvollkommene Bearbeitung der örtlichen Krankheiten, der sehr eingeschränkte Arzneyvorrath Brown's, der Chemismus, die Miasmatologie, und manche andere Gegenstände, waren Ursache, daß sie ihre bescheidene Stimmen gegen die Brownischen Elemente erhoben, und diese endlich unter gewissen Einschränkungen annahmen. Sprudelköpfe, die, reizende Mittel und Brown's Grundsätze anwenden, für identische Begriffe hielten, reizten ver-

verdienstvolle Männer zum Widerstande, und schadeten der guten Sache. Einige Aerzte boten alle Mittel auf, ihre armselige Kunst, und mit dieser ihre eigene Existenz zu erhalten. Andere, die nicht damit zufrieden waren, daß die von Brown gezogene Gränze — der rationelle Empirismus in der Medicin, der innerhalb des Erfahrungsmäßigen sich erhält, und bloß Analogie und Induktion zu Hülfe nimmt — nicht überschritten werden dürfe, verstiegen sich, gegen die Warnung des Stifters, von dem transscendentalen Standpunkte aus, über das Erfahrungsmäßige in eine Sphäre von Einbildungen, und mußten deßwegen auch alle Hoffnung aufgeben, gewahr zu werden, was unter diesem Standpunkte in der empirischen Welt vorgehet. Andere schmälten deßwegen mit John Brown, weil medicinische Beobachtungen von gewöhnlichem Schlage leichter zu begreifen sind, als die abstrakten Werke des scharfsinnigen Scotländers und des deutschen Kommentators Röschlaub; wieder andere, weil z. B. durch das Hinschwinden der alten Lehre von den Heilkräften der Natur, ihre Gemächlichkeit gefährdet wurde, d. i. weil Zusehen bequemer ist, als Handeln; endlich der durch geheiligte Vorurtheile erblindete Troß — Receptschreiber, Säftepathologen aus Sylvius Schule, Leute, welche Brown's Grundsätze nicht verstehen lernten, und ihre äußere Heilsordnung an die vorgeblichen specifiken Kräfte der Arzneykörper gebunden glaubten, u. dgl. m. Diese Menschen schrieen aus dem Grunde gegen die neue Lehre, weil sogenannte große Männer schrieen. Diese und mehrere Tendenzen, die Rec. mit Stillschweigen übergehet, liegen allen Einschränkungen, Erläuterungen, Verstümmelungen, ꝛc. der Brownischen Theorie zum Grunde. Der Geist, der in diesen Schriften herrscht, ist dem ausgewählten Theile der Aerzte, der es für Pflicht hält, mit seinem Zeitalter fortzuschreiten, wenigstens historisch bekannt. Hier wird nur erinnert, daß alle jene Einwürfe, Zweifel, Berichtigungen und täuschende Instanzen gegen Brown's Elemente und Röschlaubs Pathogenie, in Masse in Herrn Trenkers Schrift übergegangen sind. 3) Wer die in dieser Schrift wieder aufgewärmten Dinge über die specifike Reizbarkeit, Säfteverderbniß, Lebenskraft des Bluts, u. dergl. in Röschlaubs Pathogenie nicht befriedigend erläutert findet, den verweist Rec. auf desselben Verfassers Magazin zur Vervollkommnung der Heilkunde. Herr Trenker hat keinen einzigen Zweifel aufgestellt, der in dieser Zeitschrift nicht schon

gelöst

gelöst worden wäre. 4) Hierzu kommt endlich noch, daß das Werk unsers Verf. zu einer genauen Kritik durchaus nicht geeignet ist. Ein Styl, wie man ihn in den Reichstagsabschieden wieder findet; ellenlange Perioden; krasse Provinzialismen; fehlerhafte Rechtschreibung der gewöhnlichsten Kunstausdrücke; und ein geschmackloser Vortrag sind die äussern Kriterien dieser kritisch-philosophischen Widerlegung, und eine auffallende Unbekanntschaft mit dem Geiste der Brownschen (nicht Braunischen, wie der Verf. germanisirt) Erregungstheorie; hinkende Beyspiele; ein oberflächliches Studium der Röschlaubischen Schriften; verdrehte Sätze aus dessen Pathogenie, und Verstöße gegen die Logik, sind die innern Kriterien derselben.

Um dieses hartscheinende Urtheil zu begründen, will Rec. die Ueberschriften der Abtheilungen hersetzen, und diesen einige Bemerkungen beyfügen, oder den Verf. selbst reden lassen. Hier ist der Anfang der Schrift; die auffallenden Stellen sind unterstrichen.

Erste Abth. Ueber das Fundament der neuen Lehre. „Die Brounische Fundamental-Erregungstheorie besteht im „Wesentlichen bloß darin, daß die Lebensäußerung, nämlich „Empfindung und Bewegung, auf innerliche Lebensreize „gegründet sey, weil die Erfahrung zeigt, daß ohne Luft „und Blut Niemand leben könne, daß also in dem Orga„nismus eine Empfänglichkeit für diese Reize, und ein Ge„genwirkungsvermögen anzunehmen sey, welche Empfäng„lichkeit und Thätigkeit, da alle Bewegungen und Erscheinun„gen, sowohl im gesunden als kranken Zustande bloß von ihr „erklärt werden können, als ein Lebensprincip angenom„men werden, und Erregbarkeit heißen könne. Ferner, daß „von diesem Verhältnisse des Lebensreizes zu diesem Lebens„princip jede Lebensäußerung, als das Produkt von beyden, „folglich sowohl Gesundheit als Krankheit, abhänge, nämlich „bey bestehendem Verhältnisse Gesundheit, bey gestörtem „Verhältnisse aber Krankheit existiren müsse, und zwar ent„weder sthenische bey verhältnißmäßig zu großer Stärke, oder „asthenische bey verhältnißmäßig zu geringer Stärke oder „Schwäche des Lebensprincips, je nachdem nämlich der „Zustand dieses Princips zur Zeit der Eintretung der Krank„heit und der Störung des Verhältnisses beschaffen, und ent„weder zu sehr verstärkt, oder zu sehr geschwächt war, welche

„Schwä-

„Schwäche aber entweder von direktwirkenden Ursachen, oder „Entziehung der Lebensreize, oder von zu vielen Reizen, und „dadurch zu viel angestrengten und verminderten Lebensprin„cip entstehet, und daher im ersten Falle eine direkte Schwä„che, im zweyten aber eine indirekte genennet werden soll. „Endlich, daß bey der Kurmethode in jeder sthenischen Krank„heit die Hauptanzeige dahin gehe, die zu sehr verstärkte Le„bensäußerung und Erregung im Ganzen durch schwächende „und reizentziehende Mittel herabzustimmen, und bey asthe„nischen Krankheiten sie durch einen Zusatz der Reize zu ver„mehren; durch welche Kurmethode alle Symptome, wenn „sie auch von entgegengesetzter Art zu seyn scheinen, dennoch „als bloße Folgen und Wirkungen der nun bereits aufgeho„benen Ursache, nämlich der Sthenie oder Asthenie, von „selbst weichen werden, und daher keine andere Behandlung „fordern; das heißt, daß sie in einer und derselben Krank„heit zwey entgegengesetzte Mittel, welche nämlich das Le„bensprincip zugleich im Ganzen stärken, und zugleich im „Ganzen schwächen, anzuwenden seyn, weil das Lebensprin„cip als eine geistige, einfache und unzertheilte Eigenschaft „nicht zugleich im Ganzen verstärkt und zugleich geschwächt „seyn, und folglich nie zu gleicher Zeit eine sthenische und „asthenische Krankheit existiren könne."

Wer erkennet in dieser Karrikatur Brown's Lehre? Man vergleiche das 12te Kap. im 2ten Theile des Systems der Heilkunde von J. Brown, übersetzt von Pfaff, mit diesem „Fundamente." Doch weiter! „Dieses nun wäre ei„gentlich das Fundament der Erregungstheorie, welche eben „nichts Anstößiges und Widersprechendes enthält, wenn „sie nur im ächten Sinne und Verstande genommen wird — „und ist daher für wahr anzunehmen. Wenn also die auf „diese Fundamentaltheorie gebauten Grundsätze und abgezo„genen Regeln mit der Erfahrung im Widerspruche stehen: „so ist nicht die Fundamentaltheorie; sondern die unrichtige „Anwendung derselben, und die mittelst der Afterphiloso„phie erzeugten falschen Schlüsse die Ursache davon. Daß „aber alle aus dieser Fundamentaltheorie abgezogenen Grund„sätze, Regeln und Anwendungen, so wie sie dermalen auf„gestellt sind, keineswegs mit der kritischen Philosophie „und der reinen Vernunft bestehen, daher irrig und inkon„sequent abgeleitet worden, ist aus dem weitern Abschnitte „zu ersehen."

Zweyte Abth. Ueber die aus der Fundamental-Erregungstheorie abgeleiteten Regeln und Grundsätze. Ein und zwanzig Sätze, welche zum Theil aus den Elementen, zum Theil aus der Pathogenie genommen, und falsch vorgetragen sind. Herr T. gab sich nicht einmal die Mühe, Röschlaub's Sätze aus der Pathogenie in seine Widerlegung wörtlich aufzunehmen; „Röschlaub sagt im ersten Bande, er behauptet im zweyten Theile, u. s. w." Dieß ist die Art, wie der Verfasser citirt, und daher auch, daß er mehrere Grundsätze aus der Pathogenie in Brown's System der Heilkunde, und umgekehrt aus diesem in jene übergetragen hat. Eine große Nachlässigkeit von einem kritisch-philosophischen Widerleger! Der konsequente Kopf hätte überdieß „die Röschlaubischen a priorischen Asserta und gegnerischen Prämissen" nicht durch ein allgemeines Raisonnement; sondern durch Induktionsschlüsse zu widerlegen versucht. . . . . . .

Dritte Abth. Ueber den aufgestellten Begriff der Erregbarkeit. Der Verf. greift den Satz: „Reizfähigkeit steht „im umgekehrten Verhältnisse mit dem innern Wirkungsver„mögen" an. Röschlaub lehrt in den §§. 287—291, daß in dem Begriffe Erregbarkeit zweyerley Begriffe (Reizbarkeit und Zusammenziehungsvermögen) miteinander verbunden wären, welche Eigenschaft der organischen Materie wir — wie Reil sagt — nur subjektiv von einander trennen, um sie unserm Verstande deutlicher vorzustellen; in dem 293sten §. wird gesagt, in dem Begriffe Erregbarkeit wird auf die Leichtigkeit, womit das Wirkungsvermögen in Thätigkeit versetzt wird, nicht auf die Stärke Rücksicht genommen; und nun folgert er durch Induktion weiter, daß „die Stärke des Wir„kungsvermögens im umgekehrten Verhältnisse zum Grade „der Erregbarkeit" stehe. Das Vermögen Reiz zu vertragen, heißt es im 301sten §., stehet mit dem Zusammenziehungsvermögen in geradem Verhältnisse. Man vergleiche diese Sätze und ihre Beweise (Pathogenie, 1. Th. 2. Abth. 2. Kap.) mit obigem Satze des Verf., ob Hr. T. seinen Gegner verstanden habe. Der Grund des Mißverstandes liegt darin, daß unser Verf. die Begriffe Fähigkeit, Vermögen und Kraft nicht gehörig voneinander getrennt, und in einer seltsamen Distinktion „zwischen dem physischen (vis inertiae) und organi„schen Wirkungsvermögen" Erscheinungen aus der Physik der todten Körper in die Physiologie verpflanzt hat.

Vierte Abth. Ueber das Gesetz: jeder Reiz vermindere die Erregbarkeit. Alle Einwendungen gegen dieses Gesetz sind deßwegen = o weil sie aus den verworrenen Begriffen des dritten Abschnitts abgeleitet sind. Wenn Hr. Trenker S. 42 behauptet, daß Röschlaub den Satz festsetze, daß die Reize die Erregbarkeit nicht verändern: so hat er ihn in der That nicht begreifen wollen. Röschlaub spricht in der Einleitung des dritten Theils der Pathogenie ganz deutlich von den Bedingnissen, unter welchen allein die zur Entstehung der Hypersthenie und Asthenie nöthige Disproportion denkbar ist, und welche nur dreyerley seyn können: „diese kann nicht „die alleinige Veränderung der Erregbarkeit seyn (§§. 1434 „—1439), auch nicht die gleichzeitige und gegenseitige Ver„änderung der Erregbarkeit und des Incitaments (§§. 1440 „—1443); sondern die Veränderung der Gewalt des Inci„taments allein (§§. 1444—1445)."

Fünfte Abth. Ueber das Gesetz: daß es außer der Reizfähigkeit überflüssig sey, noch eine besondere Lebenskraft anzunehmen. S. 59 wird die Irritabilität von der „thierischen - und Seelensensibilität" getrennt; „beyde sind „also unter der allgemeinen Reizfähigkeit begriffen, und ver„halten sich zu ihr, wie überhaupt species zum genus." Das ganze Kapitel beweist, daß der Philosoph Trenker über die Begriffe Lebenskraft, Erregbarkeit, Leben, Reiz, u. s. w. so verworren und widersprechend denkt, als man von einem angehenden Brownianer nur erwarten darf. S. 54 hören wir auch, daß non esse et non apparere in der Sinnenwelt das Nämliche sey — und doch „zeigt uns die Erfahrung, daß oft „noch Leben vorhanden sey, wo doch keine Reizfähigkeit ver„spürt wird?" Nach S. 80 sitzt die Reizfähigkeit bloß in den festen Theilen, die Lebenskraft aber in dem Blute, „wel„ches selbst meines Erachtens die Lebenskraft genennet wer„den könnte."

Sechste Abth. Ueber den festgesetzten Begriff und das Gesetz der Reize. Man vergleiche den Anfang der Saalbaderey S. 83, mit dem 296sten §. in Röschlaubs Pathogenie! Nach Hr. T. kann der Reiz im allgemeinsten Verstande nichts anders bedeuten, als „das Verhältniß einer Substanz zur an„dern, wodurch selbe aufeinander zu wirken in Stand gesetzt „werden, sey es durch Attraktion oder andere Ursachen, mit „einem

„einem Worte, wodurch etwas bewegt, und eine Wirkung „hervorgebracht wird. Der Reiz ist entweder chemisch oder „mechanisch: so ist das Wasser ein mechanischer Reiz für die „Mühle, das Scheidewasser ist für den aufzulösenden Körper „ein chemischer Reiz. Da aber der lebende Organismus, vermöge der ihm beywohnenden Lebenskraft, auch ein neues „Verhältniß, nämlich das animalische enthält: so kann er „auch in Ansehung dieses Verhältnisses auf eine ganz eigene „Art afficirt, und in ihm eingewirkt werden." S. 107. „Selbst nach Brauns Lehre muß man die Reize in excitirende und deprimirende eintheilen." Dieß ist original; der zum Beweise angeführte 21ste §. der Pfaffischen Uebersetzung, lautet am Ende so: die sogenannten niederschlagenden Gemüthsaffekte, sind bloß ein schwächerer Grad der reizenden.

Siebente Abth. Ueber das aufgestellte Gesetz der Reizung. Die alten Klagen, daß die Chimäre von der specifiken Reizung nicht mehr gelten solle.

Achte Abth. Ueber den aufgestellten Begriff der direkten und indirekten Schwäche. „Alle Schwächen seyen bloß in direkte oder (und) indirekte einzutheilen." Brown und Röschlaub (ersterer in dem 68sten §. der Elemente, und letzterer in den 687—705ten §§. der Pathogenie) reden auch von einer gemischten Schwäche, die der Widerleger hier mit Stillschweigen übergangen hat. Dahingegen werden wir belehret, daß es eigentlich folgende Arten von Schwäche giebt: physische Schwäche, Lebensschwäche der Reizfähigkeit und der Lebenskraft in specie, falsche, und örtliche Schwäche.

Neunte Abth. Ueber das Gesetz, daß bloß den festen Theilen Lebenskraft beywohne, und daher bloß feste Theile, keineswegs aber die flüssigen krank genennt werden können. Das Gewöhnliche von den antiseptischen Mitteln; lehrt übrigens nichts Neues, als daß, laut S. 185, „nach der Meinung der Brownianer, alle Verderbnisse und angenommene „specifische Schärfen der Säfte als bloße Chimären zu betrachten sind, indem die Säfte, vielweniger noch das Blut, „so lange der Mensch lebet, sollen ausarten können."

Zehnte Abth. Das aufgestellte Gesetz (?) von der Wirkung der Kälte und des Opiums.

Eilfte Abth. Ueber den Begriff der Erregung.

Zwölfte Abth. Ueber das Gesetz der Erregung. Cantilenam eandem canunt.

Beynahe zu viele Worte über eine Schrift, deren einziges Verdienst darin bestehet, daß die Wahrheit der Brownschen Lehre, durch eine Widerlegung dieser Art unstreitig viel gewinnen muß! Recensent wünscht sie in die Hände aller Antibrownianer.

Mo.

Ueber Nachstaar und Iritis nach Staaroperationen, von Dr. *Joh. Ad. Schmidt*, K. K. Rathe, O. O. Professor der Heilk. an der K. K. medic. chirurg. Josephs-Akademie, etc. Wien, bey Camesina. 1801. 84 S. 4. 16 gr.

Diese kleine interessante Schrift enthält eine Kritik und Berichtigung des Begriffs von dem Zustande am Auge, welchen man den Nachstaar bisher zu nennen pflegte, und zu nennen wirklich berechtigt ist. Sie zerfällt in zwey Theile, wovon der erste zeigt, was man unter Nachstaar verstehen müsse, und der zweyte, worin eigentlich das bestehe, was man bisher unter Nachstaar verstanden habe. Im Betracht des erstern geht der Verf. von dem Satze aus: „wenn die „Vorstellung vom Nachstaare für die Praktik und Technik „sicher leitend seyn soll: so muß sie vom Begriffe des grauen „Staars abgeleitet seyn, der Nachstaar sich durch eben die „Merkmale kenntlich machen, wie der graue Staar, und es „kann nur eine Zwischenzeit, welche man vermittelst veränderter Verhältnisse setzt, das Daseyn des grauen Staars vom „Daseyn des Nachstaars unterscheiden." §. 2. „Wird der „graue Staar durch Operation gehoben, das Gesicht auf 2 „bis 11 Tage hergestellt; alsdenn aber tritt zuweilen wieder „das Merkmal des grauen Staars mit Verlust der Sehkraft „ein: so nennt man das Nachstaar." Die verschiedenen Zeitmomente berechtigen aber nicht zu der Benennung des Vor- und Nachstaars; sondern S. 3 „will man die Erscheinung in dem zweyten Zeitmomente mit Recht Nachstaar „(cata-

„(cataracta secundaria) nennen: so muß sie von der nämli„chen Ursache, welche den Vorstaar (cataracta primaria) be„gründet hatte, ganz allein (und von keiner andern) begrün„det seyn, so zwar: wenn die Blindheit vor der Operation „(der Vorstaar) von einer Verdunkelung der Linse herkam, „so muß die Blindheit nach der Operation (der Nachstaar) „ebenfalls entweder bey der Niederdrückung, oder Umlegung „von der wieder aufgestiegenen verdunkelten Linse, oder wie „bey der Ausziehung von dem zurückgebliebenen Theile der „verdunkelten Linse herrühren, u. s. w." S. 4. „Und nun „behaupte ich: ein jeder nach vollendeter Operation wieder „eintretender Verlust des Sehvermögens, wenn er auch von „ähnlichen, und wenn man sogar will, von gleichen Erschei„nungen begleitet ist, kann dennoch weder Nachstaar heißen, „noch seyn, wofern die Erscheinungen nach der Operation „nicht in eben der Ursache begründet sind, als die vor der „Operation." Allein ist denn nicht vielmehr wieder eben die Krankheit (morbus recurrens) dargestellt, welche vor der Operation da war? Es ist dieselbe Erscheinung von derselben Ursache, also auch dieselbe Krankheit, (morbus primarius) eben der Staar, durch nichts geändert. Wozu hier die Aenderung des Namens? Gewöhnlich verbindet man mit der Benennung, Nachstaar, den Begriff einer Nachkrankheit, (morbus secundarius,) als Folge einer vorhergegangenen, primären, und schließt daher alles, was Hr. Schmidt Nachstaar nennt, von dieser Benennung aus. Hr. S. rechnet zu Nachstaaren alle und jede wiederkehrende Blindheit, wenn ein verdunkelter Körper durch verunglückte, oder verpfuschte Operation, im Auge zurückgelassen, wieder in die Pupille sich begiebt, als: A) Linsen-Nachstaare, 1) beym Ausziehen der Krystalllinse, a) wenn solche von einem ungeschickten Operateur in Stücken zersprengt, und ein unbemerktes Stück im Auge zurückgelassen wird, — b) wenn der Kern der Linse mit einer halbdurchsichtigen weißlichen Sulze umgeben, oder zugleich zu einer weichen Masse entmischt ist, und bey der Operation von diesen Massen ein Theil zurückbleibt, der die wässrige Feuchtigkeit trübt, — 2) beym Niederdrücken und Umlegen der Krystalllinse, a) wenn sie ihre vorige Stelle wieder einnimmt, oder die Partikeln eines von ihr getrennten undurchsichtigen Plättchens die hintere Augenkammer anfüllen, — b) wenn von der weißlichen Sulze einer entmischten Linse ein Theil durch die getheilte Kapsel dringt, und die

hintere Augenkammer verdunkelt. — B) Kapsel-Nachstaare, 1) beym Ausziehen, a) b) c) wenn die Kapsel nicht hinlänglich zerschnitten und entfernt ist; sondern nur durch einen Riß oder Stich geöffnet, oder durch einen Druck zersprengt ist, daß die ausgeleerte undurchsichtige Kapsel ganz oder zum Theil zurückbleibt, je nachdem der Grad der Undurchsichtigkeit und Dichtigkeit der Kapsel in der vordern Wand war, der hier von dreyfacher Art aufgeführt wird, d) beym schwimmenden Kapsellinsen-Katarakt, (S. 17) der nach geöffneter Hornhaut sich zwar verliert, nach der Heilung der Wunde aber, sobald die Kammer sich wieder mit Wasser fülle, sich wieder darstellt. — 2) Beym Niederdrücken oder Umlegen der Linse, wenn die verdunkelte Kapsel durch die Nadel zerdrückt oder zerrissen wird, und ihre undurchsichtigen Fasern demnächst wieder staarblind machen. — Man muß mit Dank erkennen, daß der Verf. die Fälle genau auseinander gesetzt, und die Diagnosin nach der Erfahrung genau vorgelegt hat.

Nachdem er nun gezeigt hat, was nach seinem Begriffe und seiner Erfahrung der Nachstaar sey, kommt er S. 25 auf die Prüfung der Idee, welche man vor ihm mit dem Namen des Nachstaars verband, nämlich, daß er ein nach der Operation des Krystalllinsenstaars erst entstehender Kapselstaar sey. §. XI. wird gezeigt, daß ein solcher Staar nicht Nachstaar heißen könne, weil er nach den Begriffen des Verf. vom Nachstaar, nicht die Requisite desselben hat, nämlich nicht von der Ursache des Vorstaars abhängt. — Allein eben weil dieß nicht ist, und man ihn als Nachkrankheit anzusehen pflegt, und er seinem Wesen nach ein Staar ist, hat man ihn Nachstaar, als Folge des Vorstaars, genannt. — Von S. 30 folgt eine Kritik der Erfahrungen, welche die Gültigkeit des obigen Satzes beweisen sollen. Der Verf. nimmt aus Richters Anfangsgründen der W. A. die zu prüfenden Erfahrungssätze und Wahrnehmungen, die zu jener Begründung dienen sollen, und behauptet, es sey der Satz: „Nachstaar ist ein Kapselstaar," durch die Erfahrung nicht erwiesen, weil unter den Phänomenen des seynsollenden Kapselstaars kein einziges kenntlich gemacht werden kann, welches den Kennzeichen des Kapselstaars nur ähnlich sey. Gegen die Wahrnehmungen, welche den Satz begründen sollen, werden S. 30 — 37 Instanzen vorgebracht, deren Richtigkeit einleuchtend gemacht wird. Die Behauptung, die

auf

auf eine Entzündung des innern Auges nach der Staaropeation erfolgende neue Blindheit, kann nicht Kapselstaar, als wahrer Nachstaar seyn, S. 33 weil die Erfahrung ausgewiesen hat, daß der Kapselstaar kein gewöhnliches Product einer Entzündung ist, weil die ausgebildeten Kapselstaare ganz andere Erscheinungen darbieten, als sich denn hervorthun, wenn während einer Entzündung, und durch diese, das Sehvermögen wieder verloren gehet. Das Ursächliche einer solchen in der hintern Augenkammer nach der Operation eintretenden Erscheinung, welche man für den wahren Nachstaar bisher hielt, und wie davon eine Nachblindheit begründet wird, entwickelt der Verf. von S. 38, wo er zum andern Theil seiner Abhandlung, über Iritis, kommt, welche Krankheit zu jener Erscheinung, nämlich verdunkelte und verengte Pupille, Nachblindheit, Anlaß giebt. Es wird darin dargethan, daß eine Entzündung der innern Augenhäute, besonders der Iris nach Operationen des Staares erfolgen könne; daß alsdenn Eyweis- und Faserstoff aus den entzündeten Theilen abgesondert werde, der mehr oder weniger eiterähnlich, eiterig, und sogar oft mit Blut vermengt ist; daß dieser sich nach seiner Menge, wie der Grad der Entzündung verhalte, mit derselben zu und abnehme; daß er eine ungemeine Tendenz zu einer fadenartigen oder membranösen Organisirung habe, welche durch die Thätigkeit der afficirten Theile und den längern Aufenthalt befördert wird; daß, je häufiger dieser Stoff von den entzündeten Theilen abgeschieden werde, um so sparsamer die dunstförmige Absonderung aus den Flocken des faltigen Ringes und der Urea, (die Sekretion der wässerigen Feuchtigkeit) geschehen könne, wodurch dann seine Ansätze an jede entzündete Stelle, besonders an der Urea selbst, sehr begünstigt wird; daß er dann Anheftungen nach hinten zu eingehe, wenn die Kapsel der Linse, oder in deren Abwesenheit die Glashaut in der tellerförmigen Grube von der Mischungsveränderung mit ergriffen ist; daß von der Absonderung des Eyweisstoffes eine weißliche Färbung des Wassers in der hintern Augenkammer und staarähnliches Ansehen des Auges entstehe, und Blindheit begründet werde; daß unter manchen Umständen die Einsaugung dieses Stoffes wieder geschehe, und die von ihm entstandene Blindheit vorübergehe: so daß entweder gar keine, oder eine geringe Veränderung in der Form der Iris und Pupille zurückbleibe; daß aber unter andern Umständen, besonders wenn der Faser-

stoff sich filamentös oder membranös bildet, mehrere Varietäten von krankhafter Veränderung in der Iris und Pupille entstehen, wodurch die Pupille verengt, und das Sehvermögen vermindert, oder jene ganz verschlossen, und dieses ganz aufgehoben wird; daß endlich die Linsenkapsel auf das Entstehen dieser Erscheinungen insgesammt gar keinen Einfluß haben könne, weil sie auch dann erfolgen, wenn gar keine Kapsel in der hintern Augenkammer mehr zugegen ist.

Rec. begnügt sich hier damit, dem Leser die Ansicht bekannt zu machen, unter welcher Hr. Sch. seinen Gegenstand gefaßt hat, ohne sich eine zu weit führende Beurtheilung herauszunehmen. Es scheint doch aber, daß der Verf. sich mit seinen Vorgängern darin im gleichen Falle befindet, daß, so wie diese alle auf eine Entzündung nachfolgende Blindheit dem Kapselstaare zuschreiben, er solche nur bloß der veränderten Urea beymißt. Von beyden Theilen möchte die Behauptung wohl zu allgemein aufgestellt seyn. Uebrigens muß man mit Freuden gestehen, daß in der Genauigkeit und Wahrheit der Darstellung seines Gegenstandes, der Verfasser seine Vorgänger übertroffen, und dem praktischen Augenärzte eine unentbehrliche Anweisung zur Kenntniß und Behandlung der Augenfehler, welche oft auf Staaroperationen folgen, in dieser Schrift mitgetheilt hat, welche sich mit Maximen zur Behandlung des Nachstaars, der Iritis, und der Atrasie der Iris schließt, welche die Praktik und Technik verbessern und bereichern.

Fg.

Erfahrungen über die heilsame Anwendung des wurzelnden Sumachs, der gelben Narcisse, und des Pfefferschwamms, von *A. Dufresnoy*, nebst einer Abhandlung über den wurzelnden Sumach, von *J. B. van Mons*. Aus dem Franz. übers. von *C. F. Nasse*. Halle, bey Renger, 1801. 238 S. gr. 8. 21 *gr.*

Im Jahre 1788 machte Hr. Dufresnoy zuerst einige Beobachtungen über die entdeckten wichtigen Heilkräfte des wurzelnden Sumachs, und der gelben Narcisse bekannt. Von

der

der Zeit her haben sich die Thatsachen ungemein vermehrt, welche der Verfasser u. a. verdiente Aerzte erlebten, und jene Beobachtungen bestätigen. Hievon wird nun in vorliegender Schrift, davon das Original im J. 1809 zu Paris erschien, Nachricht gegeben. Man kann diese Schrift eine zweyte vermehrte Auflage der ersten nennen. In Deutschland hat sich zwar der Sumach bisher nicht so wirksam bewiesen, als ihn mehrere angesehene Aerzte des Auslandes ganz oft gefunden haben; eines Theils aber ist er wohl noch zu wenig im Gebrauch gewesen, andern Theils auch wohl noch zu furchtsam angewandt in zu geringer Gabe, daß er seine Heilkräfte nicht hat äußern können. Daher muß es deutschen Aerzten angenehm seyn, durch gegenwärtige Uebersetzung zum Gebrauch nicht allein dieses; sondern noch zweyer andern wirksamen Heilmittel aufgemuntert zu werden: nämlich der Blätter des wurzelnden Sumachs gegen Flechten, Lähmungen, Hemiplegie, und Paraplegie, insonderheit der gelben oder unächten Narcissenblumen gegen Krämpfe, Epilepsie und Starrkrampf und des Pfefferschwamms, wiewohl vorzüglicher des Reitzkers, Agaricus deliciosus, (welcher beym Verf. jedoch einen weißen Saft führt) gegen Eitersack- und Eiterknoten-Schwindsucht. Die Thatsachen, welche der Verf. zum Beweise ihrer nützlichen Heilkräfte beybringt, sind von der Art, daß jeder unbefangene Arzt dafür eingenommen werden muß, und mit eben dem Glücke diese Mittel anzuwenden wünschen wird. Denn es ist doch nichts Geringeres, als daß man dadurch in den Stand gesetzt werden soll, bis dahin größtentheils schwer oder gar nicht zu heilende Krankheiten leicht, bald und zuverlässig zu heilen, was man aus diesen Beobachtungen lernt. Der Verf. meint zwar so bescheiden als wahr, daß seine Mittel nicht allezeit; sondern nur unter Bedingungen helfen; hat aber, welches sehr zu bedauren ist, auch nicht einen Fall umständlich angeführt, wo die Kurart dem Wunsche nicht entsprach; sondern sich mit einer Darstellung einiger Resultate seiner Beobachtungen über diesen Gegenstand in der vorangeschickten „Einleitung" begnügt. — Daß der Uebersetzer dieser Schrift des Hrn. „van „Mons Abhandlung über den wurzelnden Sumach" beygefügt hat, werden die Leser mit Dank erkennen, da sie das Botanische, Chemische und Pharmaceutische enthält, welches jener Schrift noch fehlte. Rm.

Anfangsgründe der Anatomie, entworf. v. *Adolph Friedrich Hempel*, Dr. d. A. W. und Prosektor. Göttingen, bey Schneider. 1801. 878 Seiten 8. 2 Rk. 12 gl.

Auch mit anatomischen Handbüchern sind wir jetzt so versorgt, daß ein neues ziemlich überflüssig scheinen könnte. Indessen glaubt der Verfasser, daß die mehresten neuern, welche sich über die ganze Anatomie erstrecken, zu weitläuftig, und dadurch für Manche zu abschreckend gerathen wären. Er ist daher sehr darauf bedacht, mit Uebergehung alles Kleinlichen und Ueberflüssigen, nur das Nothwendige und Wichtige in die Kürze zu fassen. Die zweckmäßige Kürze, die Anordnung des Ganzen überhaupt, so wie die Beschreibungen der mehresten einzelnen Theile, sind auch dem Verfasser wohl gelungen, wobey ferner Literatur, Terminologie, Hinweisungen auf größere und Kupferwerke, u. dergl. nicht versäumt sind. Von dieser Seite kann denn das Buch angehenden Aerzten, und besonders Wundärzten allerdings empfohlen werden. Nur ist dagegen gerade für den Anfänger am nachtheiligsten, was man auch darin tadeln muß. Manche Sätze hat der Verf. nicht genug abgewogen, oder zu schwankend und unbestimmt ausgedrückt. Einige Beschreibungen sind freylich sehr kurz; aber auch zu dürftig, um eine deutliche Vorstellung von dem beschriebenen Gegenstande geben zu können. Eben das gilt auch von dem, was hie und da von dem Nutzen der Theile beygebracht ist. Bey dem vielen Latein, welches in diesem Buche vorkommt, vermißt man nichts destoweniger einige Kunstwörter und Benennungen ganz, welche doch sehr im Gebrauche sind, und daher vom Anfänger erlernt werden müssen. Hie und da hängt der Verfasser ziemlich am Alten; macht es aber dadurch gut, daß er meist wieder auf das Neuere einlenkt. Rec. würde zu dem Gesagten die Belege nicht schuldig bleiben, wenn es hier der Raum gestattete. Die Einleitung enthält das Allgemeine der Anatomie, und die vorzüglichsten Schriften. — Hier ist auch schon von den Fasern, Membranen und dem Zellgewebe die Rede. — Erste Abtheilung. Von den Knochen und ihren Bändern. Zweyte Abtheil. Von den Muskeln. Dritte Abtheil. Von den Eingeweiden. — Bey jedem werden auch zugleich ihre Behältnisse und dazu gehö-

gehörigen Knochen, Muskeln, Gefäße und Nerven beschrieben. — I. Die Haut, das Auge, das Ohr, die Nase, der Mund u. Rachen. II. Eingeweide der Brusthöhle — auch zum Theile des Halses. — III. Eingeweide der Bauch- und Beckenhöhle. — Auch der schwangere Uterus und das Ey kommen hier vor. — Vierte Abtheil. Von den Gefäßen — nämlich den Arterien, Venen und Saugadern. Denn von dem Herzen und den ab- und aussondernden Gefäßen, wird schon bey den Eingeweiden gehandelt. — Fünfte Abtheil. Von dem Gehirne und den Nerven.

Hm.

Beyträge zu den Resultaten der Versuche mit der Salpetersäure bey primitiven und secundären syphilitischen Krankheitsformen. Von J. A. Schmidt, K. K. Rathe, ordentl. öffentl. Professor der Heilkunde an der K. K. medic. chirurg. Josephs-Akademie in Wien, u. s. w. Wien, bey Camesina.
1802. 77 S. 8. 6 gr.

Eine gutgeschriebene interessante Abhandlung von einem ächten Beobachter, der über den auf dem Titel genannten Gegenstand mehr Belehrung giebt, als alle seine Vorgänger, die für oder wider die Wirkung der Salpetersäure in venerischen Krankheiten geschrieben haben — und dessen Wahrnehmungs-Resultate bündig und kurz mitgetheilet werden. Die hier beschriebenen Versuche, wurden mit großer Sorgfalt, von erfahrnen Aerzten, unter des Verfassers Direktion, angestellt; — sind aber für unsere Bibliothek keines Auszuges fähig. Rec. begnügt sich die Resultate anzugeben.

Der erste Patient, ein schwächlicher kachektischer, zum Skorbut sich neigender Mensch von 23 Jahren, nahm 152 Drachmen Salpetersäure, in einer zweckmäßigen Verbindung, und 144 Drachmen Chinapulver. Die Zeit der Kur dauerte 83 Tage. — Der zweyte Kranke, ein vollkommen gesunder, robust organisirter Mensch, 22 Jahre alt, bekam 14 Drachmen von dieser Säure; und verbrauchte als Umschlag 20 Drachmen. Die Kur war in 14 Tagen vollendet. — Die Kur des dritten, eines vollkommen gesunden, kräftigen, stark

stark organisirten Subjekts, 25 Jahre alt, dauerte 40 Tage, und während dieser Zeit nahm der Patient 75 Drachmen Salpetersäure. — Bey einem vierten, einem stark organisirten, aber reizbaren und zur Skropheikrankheit geneigten Menschen, 26 Jahre alt, war in 55 Tagen die Heilung vollbracht, nachdem er 104 Drachmen der mehrgenannten Säure verbraucht hatte. Der fünfte Patient, ein schwächliches, reizbares Subjekt von schwarzgelblichem Ansehen und traurigem Gemüthszustande, 26 Jahre alt, litt an der allgemeinen Lustseuche. Er nahm innerhalb 4 Monaten 140 Drachmen Salpetersäure von innen, und brauchte oxygenirte Bähungen und Salben in großer Menge von außen; und in nicht gar zwey Monaten, da die Krankheit durch jenes Mittel nicht bezwungen wurde, 48 Gran salpetersaures Quecksilber, und 64 Gran Opium.

Zuletzt liefert der Verfasser noch eine Uebersicht der Thatsachen eines jeden dieser fünf Versuche und Resultate, die jeder Arzt mit Vergnügen lesen wird. „Die Salpetersäure," heißt es am Ende der Schrift, „zeigte sich zwar in „allen fünf Fällen wirksam; aber die Grade ihrer Wirksamkeit waren verschieden, und theils von der Individualität „der Organismen, theils von den syphilitischen Lokalformen „selbst bedingt. — Sie wird diesen Versuchen zufolge mit „erwünschtem Erfolge gegeben werden, bey solchen syphilitischen Individuen, die einen im hohen Grade asthenischen „Habitus haben, und deren Materie von gelinden Merkurialoxyden in kleiner Gabe gereicht, schon Merkmale einer „Zersetzung äußert; aber freylich muß dabey die Sensibilität „und Irritabilität solcher Personen berücksichtiget, die erstere „Gabe darnach geregelt, und die folgende immer verhältnißmäßig gesteigert werden; und wahrscheinlich schreitet die „Besserung nur bis auf einen gewissen Grad vorwärts und „nicht darüber. Diesen Versuchen nach ist die Salpetersäure „kein verwerfliches Mittel; aber die Zweckmäßigkeit derselben „ist bedingt. Die Bedingungen müssen sonach durch mehrere „mit Scharfsinn und nüchterner Konsequenz, angestellte Experimente erforscht werden. Ob freylich jemals Quecksilberoxyden in allen von syphilitischem Miasma veranlaßten „Krankheitsformen durch Salpetersäure, Salzsäure und ähnliche entbehrlich werden, darf vor der Hand noch mit Recht „bezweifelt werden."

Mo.

Phi-

Philosophisch-medicinische Abhandlung über Geistesverwirrungen oder Manie, von Ph. Pinel, Prof. der Medicinalschule zu Paris. Mit (2) Kupfertafeln, welche die Form einiger Schädel, und die Abbildungen einiger Wahnsinnigen darstellen. Aus dem Franz. übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Mich. Wagner, Dokt. d. Arzneyk. in Jena. Wien, bey Schaumburg. 1801. 458 Seit. 8. 2 Rh.

Diese Schrift ist Pinel's würdig, die Materie vom Wahnsinn mit ächt philosophischem Geiste behandelt, und im Beobachtungsgeiste der alten Aerzte nach der Natur gezeichnet. Die Uebersetzung ist lesbar, und, wie es scheint, dem etwas zu wortreichen Original angepaßt.

Die Einleitung enthält eine kurze Geschichte der Manie, und was man dagegen that, vom Hippokrates bis auf die neueste Zeit, mit der angemessenen Würdigung, mit einem Auszuge aus Crichton über die Wirkungen der Leidenschaften, mit Empfehlung einer sorgfältigen Beobachtung der mancherley Narren, mit Darlegung ihrer beobachteten Physiognomik und Schädeleindrücke, (dazu die 2 Kupfertafeln) und mit Empfehlung einer zweckmäßigen psychologisch-diätetischen Behandlung der Unglücklichen, bey welchen Humanität und Wartmethode mehr thut, als alle Mittelanwendung.

Das Werk selbst zeigt, ohne Systemsucht, den Gang der Manie, und deren mancherley Arten, mit der schicklichsten Klassifikation. Daher ist der periodische Wahnsinn zuerst aufgeführt, und die moralische Behandlung der Wahnsinnigen empfohlen, ohne die übrigen Einflüsse zu vergessen; nachher ist die Melancholie, als erste Art des Wahnsinns, dann die Manie, ohne und mit Delirium, und der Blödsinn, beschrieben, mit Beyspielen belegt. Die anatomischen Untersuchungen über die Fehler der Konformation der Hirnschaale bey Wahnsinnigen geben Stoff zu mancherley Betrachtungen, daß zwar oft veränderter Organismus, aber nicht immer, die Ursache der Verstandesverwirrung sey, und enthalten ausführbare Vor-

schläge

schläge zu besserer Einrichtung der Irrenhäuser. Die Grundsätze der medicinischen Behandlung geben einige brauchbare Winke; aber sie erschöpfen diese, für die Menschheit und bürgerliche Sicherheit äusserst wichtige Materie nicht. Der Idiotism, oder die Unterdrückung der Verstandes- und Willensfähigkeiten, als Species der Geistesverwirrung, enthält manche gute Gedanken: ist aber, wie fast die ganze Schrift, mehr Brouillon, als ausführliche Beschreibung. Die innere Policey und einzuführende Aufsicht in Irrenhäusern — enthält nichts Neues, für Deutschland zu wenig, und daher hat die Schrift, als Beytrag, relativen Werth.

Der Anhang des Uebersetzers liefert einige Bemerkungen über das Betragen der Narren, ihre Eigenheiten, Schwerheilbarkeit des religiösen Wahnsinns, Unterschied des Wahnwitzes und Wahnsinnes, Beschreibung des Wiener Irrenhauses, der Anstalt des Dr. Willis, und einer andern bey den Quäkern, einige Gedanken über die Seelenkrankheiten und den Wahnsinn, — die als Noten zu dem Texte, angesehen werden können.

Ac.

Ernest. Henr. Guilielmi Münchmeyer, Hoyaensis Hannoverani, Commentatio de viribus Oxygenii in procreandis et sanandis morbis, in certamine literario civium academiae Georgiae Augustae die IV. Junii MDCCCI. praemio a rege Britanniarum Aug. constituto ab illustri medicorum ordine ornata aegrotantibus. Goettingae, typis Dieterich. 8 M.

Der Verfasser hat die Wirkungen der Sauerstoff- oder Lebensluft in Hervorbringung und Heilung der Krankheiten, theils auf dynamische, theils auf materielle Weise auszuspähen gesucht. In dem ersten Theile wird die Kraft derselben, Krankheiten zu erregen, und in dem zweyten, ihre Kraft, Krankheiten zu heilen, vorgetragen.

Die

Die Lebensluft kann Entzündungskrankheiten, besonders Lungenentzündungen, hervorbringen. Es ist zwar im Ganzen wahr, daß diese Luft in solchen Krankheiten, die mit Schwäche der Organe verbunden sind, mehr nützlich als schädlich ist; allein demohngeachtet lehrt die Erfahrung, daß in denjenigen Krankheiten, welche von einer großen Schwäche und Ausleerung mit äußerster Reizbarkeit entstehen, ein zu häufiges Einathmen der Lebensluft, woran man nicht gewöhnt ist, ein allzuheftiger und schädlicher Reiz sey. Daher hat man beobachtet, daß bey faulen Nervenfiebern die Kranken besser und geschwinder zurecht kommen, wenn sie sich in einer eingeschlossenen und unreinen Luft, als in einer reinen Atmosphäre aufhalten. Auf die Haut und den Darmkanal wirkt die Lebensluft auf ähnliche Art, als auf die Lungen. Im zweyten Kapitel des ersten Theils trägt der Verfasser vor, wie die Sauerstoffluft wirke, wenn sie mit tropfbaren flüssigen, oder festen Theilen vermischt ist. Die Meinung des Beddoes, daß die zu häufige Ansammlung der Lebensluft im Körper, Schwindsucht erwecken könne; und sich daher ein neuer Weg zur Heilung derselben öffne, wird mit vielen Gründen bestritten.

Im zweyten Theil erwähnt der Verfasser die Krankheiten, welche das Sauerstoffgas heilen kann. Es ist ein Mittel gegen die Asphyxie und verschiedene chronische Krankheiten, als die einfache und allgemeine Schwäche, die Chlorosis, die Nervenkrankheiten, Hysterie und Hypochondrie, Epilepsie, Lähmungen; die Schwäche, die mit Stockung und Verstopfungen der Säfte verknüpft ist, die Wassersucht; Schwäche, die mit Fehlern des Zusammenhangs und der Organisation vereinigt ist, gegen die fehlerhafte Bildung der Knochen, Geschwüre. Aber auch auf die Lungen hat es eine specifische Kraft, z. B. in den Verstopfungen der Lungen, insofern keine Neigung zur Entzündung vorhanden ist, in der schleimichten Schwindsucht und Engbrüstigkeit. Hierauf handelt der Verfasser von der Proportion und Menge des einzuathmenden Sauerstoffgas, und wie dasselbe auf den Darmkanal und die äußere Haut wirke.

Im zweyten Kapitel des zweyten Theils erwähnt er, wie die Lebensluft mit tropfbaren, flüssigen, oder festen Theilen vermischt, Krankheiten heilen könne, und wirft die Fra-

ge auf: ob die Säuren ein specifisches Mittel gegen die Liebesseuche sind? wogegen er manche Zweifel vorbringt, und dem Quecksilber hierin den Vorzug giebt; ob er gleich nicht läugnet, daß sie in manchen venerischen Zufällen gute Dienste geleistet haben. Eben so ist eine mit Sauerstoff versehene Pomade in Geschwüren und chronischen Ausschlägen, nützlich gewesen. Die Reichische Fiebertheorie, und den damit verbundenen Gebrauch koncentrirter Säuren, widerlegt er, und schließt mit dem zweyten Abschnitt, welcher von den auf materielle Art geprüften Kräften der Lebensluft in Heilung der Krankheiten handelt.

Mf.

De herpete seu formica veterum labis venereae non prorsus experte. Programma, quo nonnullorum medicinae candidatorum promotiones indicat decanatuque 1800 et 1801. gesto se abdicat Dr. *Phil. Gabr. Hensler*, Reg. Dan. Archiat. et Prof. Med. Ord. Kilon. Kiliae in acad. bibliop. 1801. 64 Seiten 8. 6 gr.

In dem Streite über den Ursprung der Lustseuche (amerikanisch oder italiänisch), möchte wohl die Wahrheit auf deren Seite seyn, welche, nach Sanchez, die erste Erscheinung in Italien suchen, z. B. Hensler, Gruner, Sprengel, nicht in Amerika; wie Hensler, als ächter Alterthumsforscher und Historiker, gegen Girtanner, sogar aus spanischen, von Girtanner falsch excerpirten Schriften, hinlänglich dokumentirt hat. (S. dessen Geschichte der Lustseuche, und Abh. vom westindischen Ursprunge der Lustseuche.) Aber darinnen sind diese gelehrten Forscher von einander verschieden; wenn sie auf das: Woher kam das Uebel? fragen. Einige nehmen an, daß das Uebel, als Folge der übermäßigen Ausschweifungen in der Liebe, schon vor 1494 existirte, wie z. B. Hensler; (das gilt nur von den örtlichen Zufällen an den Geschlechtstheilen und an der Haut, nicht von dem Ganzen der sogenannten Franzosen) Andere suchen die neue Form, in welcher die damaligen Aerzte die strittige Krankheit nicht gesehen hatten, in der gleichzeitigen

gen Erscheinung der aus Spanien vertriebenen Marranen in Italien, z. B. Gruner, (das ist wenigstens historische Probabilität, diese Unglücklichen hatten die afrikanischen Pians und Yaws, als Nationalübel, an sich, und der angeblich neue Morbus gallicus zeigte sich mit dergleichen Umstaltungen,) einige, z. B. Sprengel, (Beyträge z. Gesch. d. Med. 2. St. S. 243 und 3. St. S. 59 f.) charakterisiren zwar die Pians und Yaws, mit überschwemmender Gelehrsamkeit; lassen aber den Leser darüber zweifelhaft, was sie selbst glauben; (wenigstens hat Sprengel in der neuesten Ausgabe der Geschichte sich wieder zurückgezogen.) Andere glauben mit Astruc und Girtanner steif und fest an den amerikanischen Ursprung, der historisch unerwiesen und falsch ist, z. B. Müller und die nachschreibenden Kompendienmacher, ganz ohne Unkunde der historischen Kritik.

Es bleibt also bis jetzt die italiänische Entstehung des Morbus gallicus unbezweifelt; nur scheint Hensler den Herpes der Alten, als Mutter, den Morbus gallicus, als Species oder Modifikation, anzusehen, und daher die Krankheit für alt, die Umstaltung für neu zu achten. Das ist in dieser kleinen Schrift gründlich und ohne Prunk geschehen. Sie kann, als Dokument der, jetzt unter den Aerzten so seltenen humanistischen und antiquarischen Gelehrsamkeit, als literarisches Vermächtniß eines Veteranen, als Glaubensbekenntniß der erlangten Ueberzeugung, zur weitern Prüfung für jüngere Forscher, gelten. Wir wollen den Inhalt kürzlich anzeigen, und, wo es nöthig schien, einige Bemerkungen beyfügen.

Der Hauptsatz des Verf. ist: „der Morbus gallicus, der „am Ende des 16ten Jahrhunderts bekannt wurde, war und „schien der Herpes der Griechen, Formica der Araber, zu seyn, „nicht aber der Herpes der Neuern." Um dieß zu beweisen, wird mit hinlänglicher Sprach- und Sachkunde aus dem Hippokrates bewiesen, daß der Herpes ein fressendes Hautgeschwür war, von verschiedener Art, wovon die eine besonders den Unterleib und die Schamtheile angriff, eine andere aus der Epinyctis entstand, und vorzüglich Männer vom Mittelalter befiel, — — aus dem Celsus, der ihn zum Ignis sacer rechnet, — — aus den spätern Griechen, welche die Epinyctis vom Herpes unterscheiden, und das Therioma Cels. zwar mit derselben für verwandt; aber auch für

schlimmer hasten, weil es sogar die Knochen anfraß, — — aus dem Galenius, daß er hierinnen nicht taktfeste war, — — aus den Arabern, welche unter dem Namen, Formica, die Verrucas und Herpetes zugleich aufstellen, und die Epinycris nicht kennen, die Formica auch Norbor (Pustula) und Saphati (Psora) nennen, und drey, gleich hartnäckige Arten annehmen, die Formicam ambulativam, comestivam und miliarem, — — aus den Arabisten, welche verschiedentlich vom Beyschlafe mit unreinen Weibern weiße und rothe Blattern, hirsenförmige Bläschen (Milium) an der Ruthe entstehen sahen, und mit der Salbe aus Quecksilber (Ung. Theodorici) heilten. Und daher ziehet der Verf. die Folgerungen: „schon im 14ten Jahrhunderte ist die venerische Ansteckung vom unreinen Beyschlafe erwiesen, (war sie wohl der nachherigen vom Morbus gallicus ganz ähnlich?) der Herpes und die Formica werden ebenfalls vom unreinen Beyschlafe abgeleitet, (war deßhalb der Morbus gallicus mit jener vollkommen einerley?) der Ignis persicus ist von der Corrosio formicae verschieden, (ganz richtig) verschiedene Hautkrankheiten, unter welche sich das venerische Gift verbirgt, waren damals sehr hartnäckig, und mußten mit Quecksilbermitteln bezwungen werden, (ist historisch wahr) im Anfange und in der Mitte des 15ten Jahrhunderts findet sich das nämliche, die am Ende erscheinende Lustseuche zeigte sich, als Formica; das bezeugen mehrere Schriftsteller, die zum Theil aus *Gruneri Aphrodisiaco* dokumentirt und belegt werden."

Aus diesen historischen Prämissen wird nun weiter gefolgert: — „Die Seuche verrieth sich damals, als eine Formica miliaris; aber nicht immer, öfters als feuchte Krätzblattern, als trockene Blattern, als Rose, und Räude, nur anders in verschiedenen Zeiten, die Arten der Formica waren nicht insgesammt venerisch, die Ansteckung geschah durch Blattern an der Ruthe (Caroli), zu Ende des 15ten und zu Anfange des 16ten Jahrhunderts nahm die Lustseuche eine andere Gestalt an." (Es wäre nur die vorläufige Frage zu liquidiren, ob dem Verf. die erste Konjektur und Voraussetzung von allen Geschichtsforschern dürfte zugestanden werden? Man könnte im Gegensatze behaupten, „die ältere, den Aerzten hinlänglich bekannte Formica kann mit dem Morbus gallicus nicht völlig eins gewesen seyn, weil Jedermann das alte Uebel kannte, das neue Uebel anstaunte, nicht wußte, woher

es

es kam, und wie es benamt werden sollte.) Jetzt sah die Krankheit aus, wie die großen Pocken, wie die afrikanischen Pocken, (sie muß also damals wenigstens, als Species, neu und vielgestaltig gewesen seyn,) späterhin (1527) hieß sie morbus venereus, beym Fracastor (1530) Syphilis, endlich verlor sich der Name, Formica, (eigentlich die gelehrte Zänkerey) die herpetischen nässenden Blattern wurden (1550) trocken, aus welchen weder Eiter, noch Jauche herausfloß." (Also schon wieder umgeänderte venerische Krankheit!)

So weit (S. 1 — 48) gehen die Vordersätze, die davon abgeleiteten Konsektarien sind folgende: „Die erste Lustseuche war, der Form und Art nach, eine Formica, (das mag seyn, nur mit der Einschränkung, weil nicht alle und jede Aerzte und Schriftsteller der damaligen Zeit die Krankheit, als solche, wollen gelten lassen,) durch das, damals zunehmende Huren wurde die bisherige sporadische Formica eine epidemische, (das scheint, aus Vorliebe zur angenommenen Hypothese, ein historisch-medicinischer Sprung, ohne hinlänglichen Beweis, zu seyn.) sie gestaltete sich, als epinyctis, therioma, cancer, der Zunder ist von Wollust an den Geschlechtstheilen entstanden, (warum nicht eher in der Maaße und Form, als am Ende des 15ten Jahrhunderts?) das Gift wird jetzt, wie ehedem, durch die lymphatischen Gefäße eingesogen, (richtig, wenn dergleichen Venen-Gift schon da war, wie es der Verfasser sehr wahrscheinlich macht,) die Lustseuche ist keine einfache Krankheit, sondern eine Anlage, welche sich durch Beyschlaf mittheilte, und zu verschiedenen Zeiten, bey einzelnen Menschen, unter verschiedene Gestalten verbarg. (Den Beweis hat der Verf. in der Geschichte der Lustseuche geführt.) Die Hauptgeschlechter sind die *Lepra* der Orientalen, die afrikanische Pians, welche sich durch grosse schwammichte Blattern verrathen, zu Ende des 15ten Jahrhunderts im Occident zeigten, und durch die Marranen eingebracht wurden; (hier trifft der Verf. mit Grüner zusammen, weil sich die damalige Form des Morbus gallicus, als große, schwammichte, fressende Blattern, kenntlich machte;) die Syphilis, eine einheimische europäische Krankheit, unter dem Namen Herpes, von jeher bekannt; (hier dürfte der neue Name eines alten Uebels vielen Kennern anstößig, und der alte Name, als Genus, restriktive wahr zu seyn scheinen;) die Yaws, (s. die Zeichen und Vergleichung bey Sprengel)

X 2 in

inwiefern sie hieher gehören, sind noch zweifelhaft. Diese dreyfache Seuche hat eine gemeinschaftliche Verwandtschaft, die eine gehet in die andere über, alle Zufälle sind zuerst örtlich, bey jeder Art sind die Hautausschläge verschieden, bey allen die Komplikationen sichtbar.

Diese kleine interessante Schrift ist immer, als ein bleibendes Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit anzusehen: die dunkle, zum Theil verworrene Geschichte der Lustseuche, ist dadurch bis auf einen bestimmten Punkt fortgerückt. Man findet den uralten Fokus der sogenannten venerischen Ansteckung in der Lepra wieder, die angeblichen venerischen Lokalübel vor der Erscheinung des Morbus gallicus sind herpetisch, unter das große Geschlecht, Aussatz, gehörig, durch den Beyschlaf vorzüglich mittheilbar, der Morbus gallicus, (1493—94) als solcher, ist zwar aus dem Geschlechte der Lepra, und in so weit alt, inwiefern er diese örtlichen Uebel aus gleicher Quelle zieht; aber der Form nach, neu, inwiefern er sich um diese Zeit mit dem, von den Marranen, als Kontrebande, eingebrachten Pians verbindet, sich durch schwammichte Hautausschläge und Fieberzufälle charakterisirt, und durch die damaligen Kriegsunruhen (1495) den privativen Namen, Morbus gallicus, Franzose, verschafft, dann im Anfange des 16ten Jahrhunderts mehr chronisch wird, von der bisherigen Form abgleitet, und nun, als Lues venerea, als *Syphilis*, (nach dem Verf.) mit einigen neuen Zufällen producirt; aber immer, unter den mancherley Gestalten, die lepröse Herkunft, und die Heilbarkeit durch Quecksilber, beybehält. So werden manche historische Schwierigkeiten gehoben, die pathologischen Dunkelheiten zerstreut, und die Aussichten für die Zukunft aufgehellt. Künftige Beschreiber der Lustseuche können aus dieser reinen historischen Quelle eine bessere Geschichte schöpfen, und die unreinen Bäche eines Girtanner, Fritze, Müller, u. a. als unbrauchbar, verlassen. Möchte doch der Verf. dieses Thema von neuem bearbeiten, und dadurch der Nachwelt ein Monimentum aere perennius geben, sich selbst einen unverwelklichen Lorbeerkranz um den grauen Scheitel winden!

Fk.

Magazin zur Vervollkommnung der Medicin, von D. *Andr. Röschlaub. Sechster Band, erstes und zweytes Stück.* Frankfurt a. M., bey Andreae. 1801. 474 Seiten 8.

1) „Bemerkungen über die fernere Fortsetzung, den In-„halt und die Tendenz dieses Magazins.“ Es soll besonders gezeigt werden, daß Brown der wirkliche Begründer des zweyten Stadiums der Medicin sey. Aber es soll auch gezeigt werden, daß Brown nun das zweyte, nicht das dritte und höchste (?) Stadium derselben begründet habe. Die Kunst sey das Höchste und Letzte! (Schon daraus ergiebt sich, daß die Tendenz des itzigen Magazins eine ganz andere sey, als die der ersten Bände!) Ueberhaupt dürfte eine Revision der Röschlaubischen Lehren von Anbeginn bis itzt zu interessanten Resultaten führen, wenigstens einen evidenten Beweis von der Wandelbarkeit menschlicher Ueberzeugung, auch bey der festesten momentanen Versicherung von Wahrheit und Gewißheit, abgeben. Der Hauptzweck der ersten Bände des Magazins war, die Medicin zum Range der Wissenschaft zu erheben; (III. B. Vorrede.) ist Heilkunde als Wissenschaft möglich, und wie ist sie es, fragte Hr. Röllner im 1. B. 1. St. Itzt ist es umgekehrt! Damals versprach Hr. R., die Petulanz, die oft kaum dem niedrigsten Pöbel verzeihliche Ungeschliffenheit, u. s. w. welche verschiedene neue Zeitschriften beflecken, sollten aus dem Magazine verbannt seyn. Itzt erscheint kein Stück, in welchem nicht die würdigsten Männer, um Kleinigkeiten willen, mit einer gränzenlosen Rusticität und Selbstsucht mißhandelt werden! Damals versprach Hr. R., die unverständliche Sprache der neuen Transcendentalphilosophen zu vermeiden (IV. B. Vorrede). Auch das hat er nicht gehalten! In einem der vorigen St. wollte Hr. R. sich besonders die örtlichen Krankheiten zu bearbeiten vornehmen; itzt will er sein vorzüglichstes Augenmerk auf die äusserlichen wenden. Vor kurzem sollte jeder Band aus zwey Stücken bestehen, itzt will er wieder alle drey Monate ein Stück von 15, 16 Bogen herausgeben. Sonst war er ein reiner Dynamiker, itzt hat ihn Schelling zum naturphilosophischen Chemiko-Dynamiker gemacht. Daß weder Hr. R. selbst, noch das Magazin an Werth durch diese Inkonsistenz gewinne, ist

ganz natürlich. Auch hält Rec. solche Aufsätze, wie diesen ersten, für nichts als Lückenbüßer. 2) „Einiges zur „Erörterung und Entwickelung des Begriffs der Erregbarkeit „organischer Individuen," kann sehr verglichen werden mit „Strenge Deduktion der Erregbarkeit im 4. B. 1. 2. St." Es ist eine naturphilosophische Abh. größtentheils aus Schelling genommen, und in derselben Sprache vorgetragen. „Die ganze Natur stellt eine in sich zurückkehrende Synthesis der Totalität der Materie dar, eine geschlossene „Synthesis. Jede geschlossene Synthesis ist ein Organismus. Die ganze Natur stellt einen allgemeinen Organismus dar, und jedes organische Individuum eine besondere „in sich beschlossene Natur, welche ihre Thätigkeit, als Einheit, dem Ankämpfen der äußern Natur, inwieferne diese „in Wechselwirkung mit ihr tritt, entgegensetzt," und mehr solche Worte, womit nichts erklärt wird. 3) „Fortsetzung „d. Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie." Gegen Hufeland, den Hr. R. noch immer höchst unwürdig behandelt! 4) „Ueber die Heilkräfte der Natur, oder Entwickelung der Principien der Therapie." Eigentlich beschäftigt sich dieser Abschnitt mit der Frage: wie entsteht Heilung von Krankheiten, welche nicht auf abnormer Erregung; sondern auf durchaus chemischen oder mechanischen Veränderungen organischer Gebilde herrühren, d. h. örtlichen Krankheiten? Es giebt, sagt der Verf., eigentlich gar keine örtliche Krankheit, da keine Störung des normalen Zusammenstimmens der Lebensthätigkeit bloß auf Eine Stelle beschränkt seyn kann. (Dem Rec. scheint es damit gleiche Bewandniß zu haben, wie mit dem gemischten Erregungszustande, der Koexistenz der Sthenie und Asthenie: es kann allerdings ad tempus eine ganz rein örtliche Krankheit existiren; aber sie wird das nicht lange bleiben. In kurzem wird die gestörte Erregung des Theiles auf die allgemeine Erregbarkeit störend einwirken.) „Durch allgemeinen chemischen Proceß, wie er durch bloße Einflüsse von außen gesetzt wird, ist die Heilung solcher Krankheiten nicht möglich. Die Wirkung, wodurch die normale Synthesis verletzter Gebilde wieder hergestellt wird, muß bloß dynamisch seyn. Scheinbar wirksame chemische (äußere) Mittel, z. B. Kauterien, wirken nur indirekt zur Heilung. (Das soll heißen: sie entfernen Hindernisse, die sich der Heilung entgegensetzen. Uns dünkt, auch hier gehe der Verf. zu weit, wenn er die äußere Behandlung

für

sie so wenig wirksam hält. Auch, wenn der Verf. sagt, daß der Widerstreit angeblicher Erfahrungen von der Wirksamkeit entgegengesetzter Methoden daraus zu erklären sey, daß sie nicht auf den wirkten Grund der Heilung gewirkt hätten: so scheint dem Rec. diese Erklärung gar sehr gekünstelt. Rec. sucht das eher in der verschiedenartigen Form örtlicher Erregung, welche, wie auch der Verf. annimmt, so gut bey den äußerlichen, als innerlichen Krankheiten verschieden ist, und die Hauptsache ausmacht.) Das Hauptmoment der Heilung dieser Krankheiten besteht in dem normalen Vonstattengehen des allgemeinen organischen Reproduktionsprocesses, besonders an den durchaus chemisch oder mechanisch veränderten Stellen. (Rec. gesteht, daß ihm diese Abhandlung durchaus nicht Genüge geleistet hat, so künstlich sie auch angelegt, und so fleißig sie auch bearbeitet ist. Sie widerspricht unbestreitbaren Erfahrungen, sie legt die natürlichere Erklärungsweise bey Seite, und nimmt eine künstlichere zu Hülfe, sie ist aus einem Gemengsel verschiedenartiger Principien zusammengesetzt, sie beweist, daß Hr. R. bey weitem mehr ein Theorieenschmied, als ein Praktiker ist. 5) „Beweis, daß die Heilanzeige zunächst durch die Prognose und nicht durch die Diagnose begründet werde." Der Verf. läugnet nicht den Einfluß der Diagnose auf die Indikation; sondern nur, daß durch die Diagnose die eigentlich nächste Begründung derselben gegeben werde. (Rec. glaubt, daß der Inhalt dieses aufgestellten Paradoxons auf Sophisterey und Wortstreit hinauslaufe. Der Arzt kennt den Gang der Sache, aus dieser Kenntniß der Zukunft nimmt er schon seine Maaßregeln für die Gegenwart. Aber bevor er an die Zukunft denken kann, muß er von der Gegenwart vergewissert seyn, diagnosticiren.) 6) „Ueber die Behandlung „der Entzündungen überhaupt, besonders diejenigen, welche „Folgen örtlicher Verletzungen sind." Entzündung kann nur dann eintreten, wenn eine ungewöhnlich große Menge Blut nicht nur in die im Normalzustande blutführenden Gefäße; sondern auch in die Fortsetzungen derselben, in die Kanäle, welche im Gesundheitszustande kein Blut aufnehmen, getrieben wird. Folglich kann bey der Entzündung nicht von einem Reize die Rede seyn; sondern in mangelnder Energie der Gefäße an dieser Stelle. (Es kommt darauf an, ob der Grundsatz richtig ist: ubi affluxus, ibi irritatio, oder nicht; ob nicht eben so gut bey einer normalen oder vergrößerten Ber-

lichen Energie im Verhältnisse zur allgemeinen schwächern und Organismus diese Aufnahme einer größern Menge Blutes statt finden könne, und endlich, ob man bey mechanischen Gewaltthätigkeiten, Quetschung, Wunden, ꝛc. nicht so gut, wie beym Verbrennen, eine Art von Ueberreizung indirekten Schwäche annehmen könne und müsse? Auf welche Weise soll denn die organische Synthesis aufgehoben werden? (Verbrennen, Aufätzen kann doch unmöglich bloß chemisch erklärt werden, da es am lebenden Körper geschieht, wo durchaus nichts rein, bloß und allein chemisch konstruirt werden kann.) So auch bey innern Entzündungen. Nicht die Hypersthenie der Erregung (Sthenie) ist der Grund der Entzündung; sondern die bestimmte Form der Erregung, die bestimmte graduale Verschiedenheit derselben in den einzelnen Organen; nicht die Hebung der Sthenie, als solcher überhaupt, gewährt die Heilung dieser Form des Uebelseyns; sondern die Wiederherstellung des Normalverhältnisses der Erregung, der Energie der Lebensthätigkeit der einzelnen Organe gegen einander. (Auch das scheint eine Wortstreitigkeit zu seyn, und es ist die Frage, ob ein bloßes Mißverhältniß der Energie der Lebensthätigkeit der einzelnen Organe gegen einander irgend eine Sthenie hervorbringen könne, ob diesem Mißverhältnisse nicht vielmehr Schwäche zum Grunde liegen müsse, und wenn das möglich ist, auf welche Weise alsdenn jener antisthenische, faktisch wohlthätige Apparat bey Entzündungen seine Wirkungen hervorbringe? Rec. bekennt, daß ihm Browns Theorie der Entzündung besser gefällt, als die des Verf.) 7) „Miscellaneen. a) Was hat die Medicin, als „Kunst, bisher durch Loders Journal gewonnen? b) Einige Worte über Hufelands Journal," namentlich über Schmids Klassifikation der Verstandes-Verwirrungen. c) „Noch einige Worte über Hufelands Journal," namentlich über den Aufsatz: „Monita über die 3 gangbaren Kurarten." (Rec. ist weit entfernt, alles für wichtig, gut und richtig zu halten, was in Hufelands Journal vorkommt; aber Hrn. M. Benehmen gegen H. ist doch gar zu unwürdig, und überhaupt seine Polemik mit einer wirklich Timonischen Bitterkeit tingirt, die jeden rechtlichen und fühlenden Mann beleidigt, auch wenn sie sich nicht geradezu über ihn ergießt!) d) „Einige Bemerkungen über die zu Jena herausg. Diss. „Cogitata circa amputationem auct. *Geiger* (*Loder*)." e) „Auch an Hrn. Sprengel einige Worte," (noch trivialer

als

als gegen Hufeland. Es ist wahr, daß Hr. Spr. sich mehr herausgenommen hat, als ihm — einem bloßen Literator und Botaniker — gebührt hätte; muß es ihm denn aber noch härter vorgeworfen werden? 7) f) „Notizen," Marcus Zeitschrift: Paradoxieen, Herz Abh. über die Brutalimpfung und einen neuen Gegner Browns, Hgr. Maurice zu Montpellier betreffend.

Zweytes Stück. 8) „Ueber die Heilkräfte der Natur, oder Entwickelung der Principien der Therapie." Beschluß der Abh. Der individuelle Organismus ist weder als mit bloßer Receptivität begabt, und den allgemeinen chemischen und mechanischen Gesetzen folgend, noch als bloß mit innerer Thätigkeit und Lebenskraft versehen; sondern mit beyden zugleich — als erregbar anzusehen. Alle bisherigen Versuche, eine Therapie aufzustellen, sind einseitig und mangelhaft gewesen. Hr. R. ist beschäfftigt, einen Versuch darüber zu bearbeiten. (Die eigentliche Entwickelung der therapeutischen Therapie wird also erst künftig erscheinen; statt derselben ist Heckers Therapia gener. streng recensirt, und eine allgemeine, schon mehrmals geführte Klage über die vorigen Bearbeitungen der Medicin wieder geführt worden.) Im Nachtrage zu dieser Abh. ist der Lauf der Krankheit in 5 Stadien durch eine mathematische Zeichnung anschaulich gemacht worden. 9) „Ueber die Afterorganisirungen," d. h. die Ausschläge der Haut, sowohl hitzige als chronische. Keine solche Afterorganisirung wird durch bloß äußere Thätigkeiten, durch alleinigen chemischen Proceß hervorgebracht; die Stelle derselben ist immer im Zusammenhange mit dem ganzen übrigen Organismus. Wo die Afterorganisirung in unmittelbarer Wechselwirkung mit der äußern Natur steht, treten Destruktionen, Auf- und Ablösungen ein. So wie äußere Thätigkeit direkten Einfluß auf die Reproduktion gewinnt, müssen Afterorganisirungen eintreten. Wie diese Thätigkeit einen völlig chemischen Proceß bewirkt, tritt Zerstörung der org. Gebildung ein. Afterorganisirungen treten in allen Fällen und allen Stellen ein, wo die dahin geleitete und allda in bestimmte organische Starrheit übergehende Flüssigkeit (Säftenmasse) nicht ganz dieselbe ist, wie sie zur Reproduktion der normalen Gebilde derselben Stelle beschaffen seyn muß. (Dieß setzt nun der Verf. mit vielem Fleiße auseinander, und wendet es an. Ohne Zweifel ist dieß der beste

Aufsatz im ganzen Magazin. Möchte es doch Hrn. R. gefällig seyn, recht viele dergleichen zu liefern; sie würden ihm mehr Ehre, dem Magazine mehr Vortheile, der Medicin selbst mehr Nutzen bringen, als die viele Polemik! Das weitläuftige namentliche Verzeichniß der Afterorganisirungen aus [illegible] hätte, zur Ersparung des Raums, füglich wegbleiben können.) 10) „Ueber die Behandlung der „Entzündungen überhaupt, besonders derjenigen, welche Folgen örtlicher Verletzungen sind." Entzündung kann nur geheilt werden, daß in den angegriffenen Organen (Blutgefäßen) die Lebensthätigkeit die normalverhältnißmäßige Energie erhalte. Das kann schlechterdings nicht das Werk des direkten Einwirkens äußerer Gegenstände seyn; sondern der Totalität der Lebensthätigkeit des Systems, des individuellen Organismus im Ganzen. Ist daher Hypersthenie oder Asthenie der Erregung vorhanden, so hängt die Heilung der Entzündung von deren Entfernung ab. Man braucht folglich keine besondere entzündungswidrige Kurmethode anzunehmen, u. s. w. (Bey allem dem, daß dieser Aufsatz mit Verstande bearbeitet ist, scheint uns der Vf. den Gegenstand doch lange nicht erschöpft zu haben.) „Vermischte Bemerkungen über die Anwendung der Erregungstheorie am Krankenbette," über den Begriff, welchen man sich von Brownischer Methode macht, über die Körperkonstitution als Anlage zur Sthenie oder Asthenie. (Der Verf. läugnet diese Anlage; Recensent aber glaubt, eine angeborne specifische Verschiedenheit der Konstitution, und daraus resultirende Geneigtheit zu dieser oder jener Form von Uebelseyn, könne nicht füglich geläugnet werden. Es kommt, sagt Hr. R. nicht darauf an, ob die Energie der Lebensthätigkeit, wie sie, der Konstitution nach, dem Individuum überhaupt zukommt, im Ganzen genommen, groß oder klein sey; sondern ob der Grad ihrer Energie der Stärke der Konstitution des Individuums überhaupt und durch alle einzelnen organischen Gebilde entspreche. (Recht gut, auch der schwächste Mensch kann gesund seyn; aber es kann doch allerdings eine Verschiedenheit in der ursprünglichen Bildung, dem Normalpunkte der Mittelerregung selbst möglich seyn. Der Verf. sagt selbst, daß das schwächliche Individuum überhaupt in jede Abnormität der Erregung leicht zu versetzen sey. 12) „Miscellen. a) Kurze Bemerkungen „über verschiedene Gegenstände," über Anatomie. — das wahre Wesen des organischen Individuums lasse sich bloß in

der

der Idee fassen, und es sey vergebliche Arbeit, dasselbe durch Anatomiren darstellen zu wollen, — über Mendels Schrift: Grundzüge der neuern Theorie, ꝛc. über den Unterschied zwischen klinischer Medicin und medicinischer Klinik. b) „Einige Worte an Autenrieth, Kotzebue." (Hr. M. giebt zu, die ganze qu. Krankheitsgeschichte sey wahr, nur der Name des Kranken sey durch K. angedeutet, und durch Kotzebue ausgedruckt worden, um dem Verf. des neuen Jahrhunderts eines zu versetzen. Rec. hält bey alle dem das Verfahren des Dr. X. einem rechtschaffenen Manne höchst unanständig.) „Wieland und Markard." c) „Notizen" von zwey neuen Gegnern des Brownischen Systems, Dr. Trenker u. Bährens; über Moskatis Angabe der Mortalität Brownisch behandelter Kranken; über Windischmanns Abh. bey Hufeland, die gegenwärtige Lage der AW. und den Weg zu ihrer festen Begründung betreffend; über Loders Gegenerklärung gegen den Verf.; über die Widersprüche einiger Galvaniseurs; über die Recens. dieses Magazins in der ehemaligen Erlanger L. Z.

Mz.

System der praktischen Wundarzneykunde, von *James Latta*, Wundarzt zu Edimburg. Aus d. Engl. übersezt, mit vollständigen ergänzenden Anmerkungen u. Kupfern vermehrt, von *Friedr. Ludw. Augustin*, der Arzneywiss. und Wundarzneyk. Dr. und ausübendem Arzte zu Berlin. *Erster Band.* Mit 9 Kupfertafeln. Berlin, bey Schöne. 1801. 432 S. gr. 8.

Als praktisches Handbuch für den Anfänger, hat diese Schrift ihren Werth. Weniger brauchbar wird sie für den geübten theoretischen und praktischen Wundarzt seyn; weil der Verf. noch ganz an der Humoralpathologie hängt, und seine praktische Lehren nicht viel Neues, wohl aber Mängel enthalten, die der Uebersetzer durch Anmerkungen zu ergänzen gesucht hat. Letzterer kürzte die Beobachtungen, deren Differenz nur auf geringfügigen Ursachen beruhte, ab, und sezte außer seinen Noten zu den abgebildeten Instrumenten noch neue und unbekannte hinzu. Rec. findet indessen eine gute Anzahl der-

derselben, nichts weniger als neu und unbekannt. — Zwey Beobachtungen über den Gebrauch der Bäder mit Schierlingssaamen und Kraut, bestätigen den vortrefflichen Nutzen derselben im Krebse des Hodensacks und des Mastdarms, wo weder der innerliche Gebrauch des Schierlings, noch anderer Mittel helfen wollte. Ob Salpetersäure im Krebs nützlich sey, käme auf Versuche an. Die bekannten äußern Mittel verwirft der Verf. Bey der rheumatischen weißen Kniegeschwulst, die in Eiterung übergegangen ist, verwirft er andere Oeffnungen, als die durchs Haarseil, um den Eiter auszuleeren, und wendet, sobald sich Zeichen der Auszehrung finden, sogleich die Amputation an, wodurch er 40 Patienten rettete. Tabacksklystiere bey Brüchen werden durchaus verworfen; dagegen solche von spanischer Seife empfohlen, die durch eine Spritze, die zwey Röhren hat, wozu die eine zum Einziehen der im nebenstehenden Gefäße befindlichen Brühe, die andere zum Einbringen derselben in den After, dient, angewendet werden. Es wird so lange und so viel Brühe (5 bis 6 Pfund müssen vorräthig seyn) eingespritzt, bis das Colon angefüllt ist, welches man merkt, wenn außer der Empfindung von Vollheit, ein unbedeutender Schmerz am caput coli entsteht. Nach 10 Minuten leert der Patient eine erstaunende Menge von Unreinigkeiten aus. Hernach sind Opiaten in Klystieren durchaus nöthig, so daß 150 Tropfen Laudanum liquidum in vier Unzen Schleim, und wenn nach zwey Stunden noch Uebelkeiten da sind, noch 100 Tropfen beygebracht werden. Die Methode des Verf., den Stein bey Mannspersonen zu schneiden, ist ungekünstelt, und empfiehlt sich auch durch den glücklichen Erfolg, den er davon rühmt.

Ba.

Karl Strack's Aufruf an die Mütter, ihre Kinder selbst zu stillen. Aus dem Lateinischen, von Joseph Uihlein. Frankfurt am M., bey Andreä. 1802. VIII u. 62 S. 8. 5 gr. geh.

Dieß ist eine gute Uebersetzung, nett abgedruckt, einer Rede des Hrn. Prof. Strack's zu Mainz, in welcher derselbe gezeigt hatte: theils, was die gesunden Mütter zu befürchten

haben,

haben, wenn sie sich weigern, ihre Kinder selbst zu stillen; theils aber auch, wie viele Vortheile in Ansehung einer guten Gesundheit die zu gewarten haben, die mit eigner Milch ihren Säugling ernähren. Alles dieses ist zwar schon oft und von Mehreren abgehandelt worden; aber wichtige Wahrheiten können nicht oft und nachdrücklich genug gesagt werden; und durch diese Uebersetzung ist die Schrift selbst erst deutschen Müttern eigentlich les- und nutzbar gemacht worden.

Ueber die Krankheiten in London, besonders während der Jahre 1796 bis 1800, von D. Robert Willan. Aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von Georg Wegscheider, Doktor der Arzneyk. und praktischem Arzte in Hamburg. Hamburg, bey Hoffmann. 1802. VIII u. 248 S. 8. 20 gr.

Diese Schrift ist ein guter Beytrag zu denen, worinne eigentlich endemische Krankheiten abgehandelt werden, die entweder in gewissen Gegenden und Orten sich häufiger zu äußern pflegen, oder die sowohl an sich, als auch bey eintretenden Epidemieen etwas Eigenes aus örtlichen Ursachen an sich haben. Man wird aber in dieser enge beschränkten Schrift keine ausführliche Beschreibung der in den oben angegebenen Jahren sich in London geäußerten und bemerkten Krankheiten, erwarten können; sondern der Verf. hatte in derselben besonders nur die Resultate von seinen Beobachtungen geliefert, die er über die in diesen Jahren insonderheit geherrschten Krankheiten, mit scharfsinniger Rücksicht auf den eigenen Charakter, den die meisten davon in London annehmen, gemacht hat; dieser reichhaltigen Kürze wegen wird auch diese Schrift auswärtigen Aerzten willkommen seyn, daher sie einer deutschen Uebersetzung wohl werth war. Der Verfasser schickt eine kurze Schilderung der Witterungs-Konstitution von einem gewissen Zeitraume, bald einem kürzern, bald einem längern, immer voraus, ehe er die darauf folgende und mehrentheils herrschende Krankheiten aufstellet, und das Wichtigste davon beybringet. Nach jedem Zeitraume folgen dann die Todtenlisten von London, und die Listen der vom Verf. insonderheit behandelten Krankheiten; aus welchen beyden

beyden man leicht ersehen kann, welche Krankheiten in London am gemeinsten sind, und öfters vorkommen, und welche auch die meisten Menschen tödten; auffallend groß ist hierunter immer die Anzahl derer, die an Brustkrankheiten, besonders auszehrenden, und an Konvulsionen sterben. Wollten wir aus der Schrift das Vorzüglichste ausheben: so müßten wir beynahe das ganze Buch abschreiben: es wird daher Niemand reuen, solches selbst zu lesen. Von dem Uebersetzer sind auch mehrere gute Anmerkungen beygefügt worden.

Zo.

Bemerkungen über die dießjährige Ruhrepidemie, ihre Ursachen und Behandlung nach Brownschen Grundsätzen. Von Georg Gottfried Zinke, der Arzneygelahrh. Doktor. Jena, bey Göpferdt. 1801. XVI und 56 S. 8. 6 ℛ.

Die gewöhnlich angenommenen Ursachen der Ruhr läßt der Verf. keineswegs gelten; sondern nimmt den Honigthau, der vom Julius bis in den September die Speisen verunreinigt, als die alleinige Ursache an. Die Erfahrungen und Gründe für diese Hypothese sind aber bey weitem nicht genugthuend, und Rec. siehet bis jetzt diese Sache nur als einen Aufruf zur weitern Untersuchung an. — Der Heilplan ist, aufs gelindeste gesagt, viel zu unbestimmt, als daß er nützen könnte. Solche Recepte gegen die mit Typhus begleitete Ruhr ohne weitere Bestimmung anzugeben, ist selbst gefährlich. ℞. pulv. Cardamom. drach. jj. Opii pur. gr. v. Sacchar. cand. alb. drach. jß. M. F. p. Disp. dos. XII. D. S. Alle Stunden ein Pulver — zu nehmen.

Gw.

Georg Wilh. Stein's, Hochf. Hess. Oberhofraths, ꝛc. Katechismus zum Gebrauche der Hebammen in den Hochf. Hessischen Landen, nebst Hebammen-Ordnung und Anlagen. Marburg, in der akadem. Buchhandl, 1801. XIV u. 112 Seit. 8. 6 ℛ.

Dieser

Dieser Katechismus handelt in vier Hauptstücken: Von den nöthigen Kenntnissen der weiblichen Geburtstheile. Von der Schwangerschaft, und dem, was dabey zu bemerken. Von dem Eye, und der Frucht, die es enthält. Von der natürlichen Geburt, und dem, was dabey zu beobachten. Angehängt sind: Die Hebammenordnung, die Eidesformel für Hebammenlehrer, Geburtshelfer und Hebammen, und die Taxe für diese Personen. — Wir erfahren in der Vorrede und in der Hebammenordnung, daß in den hessenkasselischen Ländern nur die Hebammen aus den Städten in dem Hebammeninstitut; die aber auf dem Lande, von den Physicis unterrichtet werden. Von der Schrift selbst etwas zu sagen, ist unnöthig, da Hrn. St. größeres Werk, und auch sein Katechismus für die Lippe-Detmoldischen Hebammen, den er früher schrieb, bekannt genug sind.

Ba.

Beschreibung meines sehr bequemen, einfachen, und wohlfeilen Entbindungslagers, nebst einigen Bemerkungen aus der praktischen Geburtshülfe, und einem Kupfer. Von *Woldemar Nissen*, der Medicin und Wundarzneyk. Doktor, u. Königl. Dänisch. Physikus in Segeberg und Oldesloe, etc. Hamburg, bey Perthes. 1801. 19 Seiten 4. 6 gr.

Dieses Geburtslager bestehet aus zwey an einen Tisch oder ein Bett zu befestigenden Bretern, die zusammengesetzt einen solchen Ausschnitt bilden, wie er am Sitzbrete der gewöhnlichen Geburtsstühle zu seyn pflegt. Für den Nothfall mag es immerhin gute Dienste leisten.

Gw.

Ideen über das Kindbettfieber, von J. Ph. Pabst, der Arzneywiss. und Chirurgie Doktor, Privatlehrer auf der Univers. zu Erfurt. Koburg, bey Ahl. 1801. 196 S. 8. 14 gr.

So

So sehr Rec. Verehrer der Erregungstheorie ist, und den Verf. der vorliegenden Schrift schätzt; so wenig kann er doch seiner Meinung: daß die Milchversetzung im Kindbettfieber keinesweges als Ursache; sondern nur als Wirkung und Folge der Krankheit, und des herannahenden Todes zu betrachten sey, so ganz unbedingt beytreten, und Recens. zweifelt nicht, daß der selige P. diese Meinung nur bedingt vorgetragen haben würde, wenn er die zweifelsfreyen Erfahrungen des Rec. zu machen, Gelegenheit gehabt hätte. Daß ein Schwächezustand des ganzen Organismus, verbunden mit einer topischen Schwäche des Unterleibs, das Wesen dieser Krankheit ausmacht, ist sehr klar; aber eben so klar würde es dem Verfasser bey mehrerer Bekanntschaft mit diesem Fieber vor dem Krankenbette, geworden seyn, daß gastrische Unreinigkeiten, neben jener Ursache, durch ihren Reiz so wirken, daß ohne sie das Fieber nicht entstanden wäre, und ohne ihre vorläufige Wegräumung durch Brechmittel nicht geheilt werden würde. Rec. ist weit entfernt, von jedem einzelnen Fall dieß zu behaupten ist. Er glaubt vielmehr, und weis aus Erfahrung, daß dieß Ausnahmen sind, und die Lehre des Verf. im Allgemeinen festgegründet ist. Die angegebene Heilart ist, insoweit sie hierauf angewendet wird, sehr zweckmäßig. Rec. sah indessen Fälle, in welchen er mit augenscheinlicher Erleichterung von der antigastrischen Methode Gebrauch machte, und machen mußte.

Ba.

Commentatio de novo trepanationis instrumento, auctore *Michael (e) Ehrenreich Kauzmann*, med. et chirurg. Doctore. Cum tabula aenea. Erlangae, apud Schubart. 1802. 44 S. 8. 8 gr.

Diese Ausarbeitung hat das Gepräge einer Inauguralschrift. Die Trepanationsmaschinen aller Zeiten und Arten, die unnützen und nützlichen, gebräuchlichen und vergessenen, werden darin aufgeführt, und der gebräuchliche Trepan so umständlich nach allen seinen Theilen beschrieben, als hätte ihn noch Niemand gesehen. Dann folgt Thedens Vorschlag, statt des Trepans sich des Glases zum Schaben des Knochens zu bedienen, worüber der Verf. an einem Kalbs- und Kindeskopfe

eigene

eigene Versuche anstellte, wovon er zwey erzählt; die aber nicht günstig genug ausfielen, weil er den Knochen ungleich durchscheuerte, und die Hirnhaut verletzte. Die Absicht, durch diese Methode nicht bloß kreisrunde; sondern auch ovale Oeffnungen im Hirnschädel zu machen, glaubt der Verf. durch seinen neuen Trepan besser zu erreichen, welchen er hier von S. 39 an beschreibt, und im Kupferstich abgebildet bekannt macht. Ob dieß Instrument existirt oder vorerst nur ersonnen ist, bleibt unentschieden; so viel aber erhellet aus dem Schlusse dieser Schrift, daß noch kein Gebrauch davon gemacht ist. Folglich kann man die Schwierigkeiten nicht genau berechnen, welche der Brauchbarkeit sich entgegen setzen. Wenn man erwägt, daß das Instrument nur in einzelnen Zirkelbogen wirken kann, und der Ruhepunkt durch einen Gehülfen festgehalten werden muß, dessen Unverrücktheit nothwendig ist; aber auf der runden Fläche des Kopfs sehr schwer zu erhalten seyn möchte: so kann man nicht sehr für den Nutzen desselben eingenommen werden.

Pk.

Ueber Verrenkungen und Beinbrüche, von *Joh. Gottl. Bernstein.* Jena, bey Frommann. 1802. 622 Seit. 8. 2 Rg.

Ob gleich von diesem Gegenstande in jeder Anleitung zur Wundarzneykunst gehandelt wird, und selbst Monographieen davon vorhanden sind, worin umständlich darüber Belehrung gegeben wird: so schien es dem Verf. doch nützlich zu seyn, diese Schrift abzufassen, damit die in neuesten Zeiten erfundenen Maschinen und Verbandmethoden leichter zur gemeinnützigen Kunde gebracht würden, deren Beschreibungen in vielerley Schriften zerstreut liegen. Beygebrachte Kupferstiche würden diese zwar noch deutlicher gemacht haben: allein dann würde dieses Buch vertheuert seyn, und der Verf. weiset lieber, im Fall man bildliche Vorstellung sucht, sowohl auf die Originalschriften, als auf seine „systematische Darstellung des chirurgischen Verbandes" hin, als daß er den Ankauf dieses wichtigen Buchs Unbemittelten erschweren sollte. So gut und löblich dieser Gedanke auch seyn mag: so

 ist

ist er doch der Vollständigkeit eines solchen Werkes sehr nachtheilig. Es durften ja nicht aller sondern nur die brauchbarsten, und vorzüglich unter diesen die neuesten Verbandarten und Maschinen, welche auch die vollständigste Beschreibung nicht so deutlich macht, als ein wohlfeiles Bild, in ökonomisch eingerichteten Kupferstichen beygefügt werden. Außer diesem Mangel kann man der fleißigen Ausarbeitung dieser Schrift mit allem Rechte eine große Vollständigkeit nicht absprechen. Sie ist daher ein wichtiges Geschenk für die Wundärzte. Es kann ihr eher zum Lobe, als zum Vorwurfe gereichen, daß darin von den Gelenken nach der Beschaffenheit der Knochenenden und deren Befestigungen das Nöthige aus der Anatomie sowohl im Allgemeinen, als besonders in jedem Abschnitte, von Verrenkungen der einzelnen Glieder vorgetragen wird, welches zur Beurtheilung und Heilung dieser Schaden zu wissen, unentbehrlich ist, und daß eben so von den Knochen bey der Abhandlung über die Beinbrüche die anatomische und physiologische Belehrung beygefügt ist. Was man hier vermißt, ist eine Inhaltsanzeige und ein Sachregister.

Fg.

Krankengeschichten nebst Bemerkungen, wie auch eine Krankengeschichte eines innern Wasserkopfs, von *H. Wolff*, ausübender (m) und Armenarzt (e) zu Hamburg. Hamburg, bey Bohn. 1802. 210 Seit. 8. 18 gr.

Erste Krankheitsgeschichte. S. 1 — 74. Ein Mann, der eine sitzende Lebensart führte, und übrigens regellos lebte, zog sich eine Krankheit zu, die aus geschwächten Unterleibseingeweiden gewöhnlich zu entstehen pflegt, nämlich: schmerzhafter Durchfall, Goldaderfluß und Blähungen, „mit erhö„heter Reizbarkeit." Er wurde, ohne Arzneymittel, durch Abänderung der gewöhnlichen Lebensart, und eine sparsame Diät wieder geheilet. Einer von den vielen trivialen Fällen, die jedem Praktiker alle Tage vorkommen. S. 15 heißt es: „wenn ein Körper keine Empfänglichkeit für Ansteckungs„krankheiten hat, kann die Ursache hiervon bloß darin lie-

„gen, entweder daß seine Nerven und Lebenskräfte in einer „indirekten Schwäche sich befinden, oder es zeigt an, daß „der Körper keine sehr geschwächte Lebenskräfte besitze, weil „nur in diesen Fällen es möglich ist, daß ein organischer Kör„per einer Ansteckung entgehen kann." Dieser einseitige und verworrene Satz wird mit einer Umständlichkeit kommentirt, die Ekel erregt; und doch ist dieser Satz falsch, wie die Geschichte mehrerer ansteckenden Krankheiten, z. B. der Krätze, täglich lehrt. Ueberhaupt wenn man das Gemisch von Brownisch-, Reilisch-, Hufelandischen Dogmen, die der Verfasser einseitig aufgefaßt, und in einem schleppenden, fehlerhaften Style einseitig wieder gegeben hat, durchliest, so weiß man nicht, ob der Kranke oder sein Arzt der größere Hypochondrist gewesen sey.

Zweyte Krankheitsgeschichte. S. 74—94. Ein überfüttertes und mit antiskrophulösen Arzneymitteln und reizenden Nahrungsmitteln behandeltes atrophisches Kind genas, als man durch eine schickliche Diät die verlornen Kräfte herbeygeschafft hatte.

Dritte Krankheitsgeschichte. S. 94—118. Eine durch Laxirmittel in ein abzehrendes Fieber gestürzte Hysterische, der noch obendrein „eine rheumatische Potenz" (?) beywohnte, wurde mit Brechmitteln, Blasenpflastern, Senega, Spirit. Mindereri, Spießglanz, einhüllenden, gelindreizenden, besänftigenden, krampfstillenden Mitteln, und endlich mit der Chinarinde behandelt. Die Zufälle ließen im Anfange nach; kehrten aber bey dem fortgesetzten Gebrauche dieser buntscheckigten Dinge wieder zurück. Die Patientinn nahm vier Monat die angemerkten Arzneyen, und endlich entschloß sie sich, „des Gebrauchs ermüdet," die Krankheit gänzlich der Natur zu überlassen. Es entstanden einigemal Krämpfe mit starken Durchfällen, welche eine anscheinende Besserung zur Folge hatten. Nun fieng man an, „von der „Natur geleitet," täglich abführende und stärkende Mittel in Verbindung zu gebrauchen, worauf das Uebel gehoben wurde. Der Verfasser nimmt bey der Erklärung dieser Genesungsgeschichte „seine Zuflucht zu einer kritischen Ausleer„rung" (eindringender Schädlichkeiten, wie sie der Arzt bey den meisten hysterischen und hypochondrischen Kranken antrifft, und vor der Anwendung reizender Arzneymittel weg-

schafft), „zur vitalisirenden Thätigkeit, zur Uebertragung.“ — (Qui potest capere, capiat.) Herr Wolff meint ferner, daß dieser Fall einer Wassersucht, die ihren Grund in der unterdrückten Ausdünstung habe, ähnlich sey, und die nur durch eine Ausleerung des scharf und reizend gewordenen Wassers geheilet werden könne — „worauf aber das Brownische System keine Rücksicht nimmt.“ Rec. verweist den Verf., der Brown's Lehre nicht versteht, und in dieser Welt in den Geist derselben nie eindringen wird, auf das Kapitel von der Wassersucht in Brown's Elementen von Pfaff und Scheel übersetzt; besonders auf den 632sten §. — und in Rücksicht seiner Krankheitsgeschichte auf die Anmerkung d. zum 137sten §. B. wo er seine ungegründete Behauptung erörtert finden wird.

Die vierte Geschichte ist äußerst unvollständig, und beweist von S. 118 bis 128 weiter nichts, als daß ein Brechmittel in asthenischen Krankheitsformen zuweilen nichts schadet — ja in seltenen Fällen, durch die bewirkte Erschütterung (wenn es auch keine schädlichen Produkte der Krankheit ausführet,) als ein erregendes Mittel nütze.

Fünfte Krankengeschichte. S. 128 — 161. Ein Mädchen zog sich durch Verkältung Leibschmerzen und ein rheumatisches Fieber zu, und wurde durch Laxirmittel geheilt. Sehr weitläuftig „von einem Hindernisse in dem Organe der Lebenskräfte“ erklärt! Die „Geschichte eines innern Wasserkopfs“ S. 162 — 186 ist ein fades Gewäsch über die Operation desselben und ihre Zuläßigkeit — wie wenn es aus einem Wasserkopfe käme.

Zum Beschlusse dieser Schrift, die allen übrigen des Verf. (über den Nutzen der spanischen Fliegenpflaster in soporösen Wechselfiebern, und von dem Gebrauche der Brech- und Purgirmittel in hitzigen Krankheiten) an unverdauter Systemsucht, Mangel an Erfahrungsgrundsätzen, Verworrenheit der Begriffe, und in Rücksicht einer über alle Maassen schlechten Schreibart, gleich steht, werden noch einige kurze Wahrnehmungen angeführt, die ganz und gar ohne praktischen Gewinn sind: nämlich — ein Blutspeien bey einem an Hämorrhoiden leidenden Greise, aus einer Zahnlücke: ein ähnliches, das sich von dem morbo maculoso Werlhofii noch darin unterschied, daß der Verf. schwarze, gleichsam braune

brandige Flecken am Gaumen fand, die, nach seiner Vermuthung, von dem anhaltenden Gebrauche eines sogenannten Präservativpulvers von Alkalien entstanden waren, und endlich Brennen des Arms und Krämpfe nach einer kleinen Stichwunde in einem Finger, von Würmern veranlaßt, und durch Wurmmittel geheilet.

Der Verf. scheint unter die Praktiker zu gehören, die oft vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen, d. h. die zu viel über Erscheinungen oder Symptome raisonniren, und eben deßwegen selten zu praktischen Entschlüssen am Krankenbette kommen können.

Mo.

Ueber die Erkenntniss und Heilung der Pneumonie. Von *Ernst Horn*, Doktor der Arzneykunde und Wundarzneykunst, Professor der Klinik und ausübendem Arzte in Braunschweig. Frankfurt am Main, bey Wilmans. 1802. 320 Seit. gr. 8. 1 Rg. 8 R.

Es ist eine wahre Erholung für einen Recensenten, wenn er, nach der mühsamen Arbeit, die mit der Beurtheilung mittelmäßiger und schlechter Bücher verknüpft ist, eine solche Schrift, wie die vorliegende, durchliest. Eine Schrift, die alle, welche von der Pneumonie (Pleuritis, Peripneumonie, hitzige Brustkrankheit) handeln, hinter sich läßt, muß das Interesse des vernünftigen Theils des medicinischen Publikums in einem so hohen Grade erwecken, daß eine Anzeige davon immer zu spät kommt. Denn hoffentlich befindet sich dieses schätzbare Werk, das neben den übrigen wohlgerathenen Schriften des verdienstvollen Verf. die ausgezeichnetste Stelle verdient, in den Händen aller Praktiker, die es mit sich, mit ihrer Wissenschaft, und mit der nothleidenden Menschheit ehrlich meinen. Daher bleibt dem Rec. nichts übrig, als eine bloße Inhaltsanzeige in unserer Bibliothek für diejenigen zu geben, denen eine historische Notiz über das Sinken und Steigen der medicinischen Kultur vielleicht

leicht nach Jahren, zu irgend einem literärischen Behufe nützen möchte.

Der Verf. beobachtete, nach seiner Versicherung in der Vorrede, beynahe tausend pneumonische Kranken in verschiedenen Ländern, und fand Gelegenheit, die Pneumonie nach den verschiedensten Formen und Varietäten zu untersuchen, und von der Anwendung der, mannichfaltigsten Behandlungsarten der Aerzte, und dem glücklichen oder unglücklichen Erfolge derselben selbst Zeuge zu seyn. Zugleich verband er das Studium älterer und neuerer Schriftsteller, und die Prüfung und Vergleichung ihrer verschiedenen Ansichten und Vorstellungen über die Natur und Heilung dieses Uebels, mit der täglichen Beobachtung, die seine häufigen und praktischen Geschäffte ihm an die Hand gaben. Lauter neue, bisher noch nicht geäußerte Meinungen und Vorstellungen darf man in dieser Schrift nicht suchen; vielleicht stößt man auch auf einzelne Behauptungen, die mehr eingeschränkt oder näher erörtert seyn sollten; aber es ist gewiß, daß der Verf. die bisherige pathologisch-therapeutische Lehre von der Pneumonie, die sehr große und wichtige Lücken hatte, mit besonderer Beziehung auf die Klinik, zuerst wissenschaftlich bearbeitet hat. Das Verhältniß zwischen Fieber und Lokalaffektion ist genauer und praktisch richtiger bestimmt, als man gewöhnlich in den medicinisch-klinischen Handbüchern der Vorbrownischen Aerzte — die auf Erfahrung trotzen, die Erfahrung und ihre Kriterien aber nicht kennen — findet. Endlich ist auch der Werth dieser Schrift dadurch ungemein erhöhet, daß die darin aufgestellten Sätze und Regeln, die mit der allgemeinen und speciellen Klinik der Fieber überhaupt auf das Innigste zusammenhängen, sich mit geringer Einschränkung auf die ganze Lehre von den sogenannten Entzündungskrankheiten, hitzigen Hautausschlägen u. s. w. mit Sicherheit anwenden lassen.

Der Inhalt der Gehaltvollen Schrift ist: „Erster Abschnitt. Erstes Kapitel. S. 1—26. Allgemeine Schilderung der Pneumonie," d. h. (in der weitesten Bedeutung) eines sogenannten hitzigen Fiebers mit einer Lokalaffektion der Lungen und der benachbarten Theile. „Zweytes Kapitel, „S. 27—34. Ueber die Frequenz der P. Drittes Kapitel. S. 35—72. Eintheilung der Pneumonie." Nach einer

einer vorausgeschickten trefflichen Kritik über die bisherige Eintheilung der Lungenentzündung, wird der praktische Unterschied der Pneumonie nach dem Charakter des Fiebers von Stärke oder Schwäche festgesetzt, und diese Krankheit (das mit einer Brustaffektion verbundene Fieber) in sthenische und asthenische abgetheilet. „Viertes Kapitel. S. 75 — 110. „Diagnostik der Arten der P." Die wichtige Lehre von der speciellen Erkenntniß beyder Arten der Pneumonie, mit der die Untersuchungen über die prädisponirenden und Gelegenheits-Ursachen genau verwebt sind, ist im Ganzen so befriedigend bearbeitet, daß es auch dem eigensinnigsten Kritiker nicht gelingen wird, Lücken oder Unvollkommenheiten nachzuweisen. „Das Selbstgefühl des Kranken," heißt es S. 94, „welches ohne Zweifel zu den wesentlichsten Erscheinungen bey hitzigen Krankheiten gehört, wird bey der hitzigen „Brustkrankheit auffallend verändert, und es läßt sich mit „Sicherheit behaupten, daß wir durch dieses Symptom mehr, „wie durch irgend ein anderes, über die Natur des Ursächli„chen Aufschlüsse bekommen. Die Erfahrung hat uns ge„lehrt, daß das Selbstgefühl des Kranken bey der sthenischen „Pneumonie wenig, bey der asthenischen hingegen sehr auf„fallend, und auf eine ganz eigene Weise verändert werde. „Bey der wahrhaft sthenischen Pneumonie, (die von der ge„wöhnlich sogenannten inflammatorischen himmelweit ver„schieden ist,) versichern die Kranken, daß sie sich sehr krank „fühlen. Bey der asthenischen hingegen hört man die fast „allgemeine Versicherung: ich fühle mich matt, sehr matt." Nur gegen diese Behauptung muß Rec. einen leisen Zweifel wagen. Das Selbstgefühl des Kranken ist bey der Beurtheilung der Krankheit (des Ursächlichen) ein trüglicher Maaßstab, auf den Rec. weniger Werth setzen möchte, als Herr Horn in der Folge der Schrift mehrmals darauf zu legen scheint. Gerade bey der sthenischen Pneumonie beobachtet man zuweilen, daß die Verrichtungen des Körpers scheinbar vermindert werden, und der Kranke sich sehr matt fühlt — so wie bey der asthenischen Beschaffenheit, mithin auch in Fiebern mit Lokalaffektion der Lungen, die Verrichtungen den falschen Schein einer Erhöhung annehmen, und der Kranke sich leicht fühlt. „Fünftes Kapitel. S. 111 — 138. „Verlauf, Ausgang, Vorherbestimmung (Prognosis) der „P. — Zweyter Abschn. Die Kur der P. Sechstes Ka„pitel. S. 148 — 174. Behandlung der Fieber von Stärke

 „mit

„mit Pneumonie." Zu den schädlichen Mitteln in der sthenischen Pneumonie S. 170 gehören auch die warm genossenen Dekotte, Gerstentränke, Althanthée, Suppen, und überhaupt das warme Verhalten. „Siebentes Kapitel. S. „175 — 228. Behandlung der Fieber von Schwäche mit P. „Achtes Kapitel. S. 229 — 320. Specielle Klinik der einzelnen Grade der asthenischen P., nebst Beobachtungen und „Krankheitsgeschichten." Lehrreich und praktisch!

Wären alle übrigen Formen des Uebelbefindens so bearbeitet, wie die Pneumonie in dieser vortrefflichen Schrift: so wäre für die specielle Therapie nichts mehr zu wünschen übrig. Rec. bedauert, daß er nicht mit Beysetzung seines Namens dem Verf. öffentlich den Grad der Hochachtung bezeugen kann, den er ihm für dieses Meisterwerk zu zollen sich innig verpflichtet fühlt.

Br.

Grundriß medicinisch-gerichtlicher Vorlesungen. Entworfen von Dr. *Theodor Georg August Roose*, Herzogl. Braunschweig. Lüneburg. Hofrathe und Professor. Frankfurt am Main, bey Wilmans. 1802. 180 Seit. gr. 8. 14 gr.

Inhalt: „Einleitung. S. 1 — 3. Erster Abschnitt. Von „dem zur gerichtlichen Arzneykunde gehörenden Personale. „S. 4 — 8. Zweyter Abschnitt. Von dem Formellen bey „medicinisch-gerichtlichen Untersuchungen und den Berichten „darüber. S. 9 — 13." Wiederholungen dessen, was der Verf. in seinem Taschenbuche für gerichtliche Aerzte und Wundärzte bey gesetzmäßigen Leichenöffnungen, 2te Auflage, über diesen Gegenstand gesagt hat. Man sehe die Recension hierüber in der N. A. D. Bibl. LXXI. Bd. 2. St. S. 360. „Dritter Abschnitt. Von den Gegenständen der gerichtlichen „Arzneykunde. S. 14 — 180." Da die Aufstellung von Rechtsfällen aus medicinischen Grundsätzen das Wesen der gerichtlichen Arzneykunde ausmacht: so findet es der Verf. zweckmäßig, sie nach den einzelnen Disciplinen der Heilkunde abzuhandeln, die eine Anwendung auf Rechtsfälle erleiden.

Mit

Mit Recht erinnert er aber auch, daß wohl in keinem Falle isolirt, eine Disciplin eine Anwendung auf Rechtsfälle erleide; sondern daß jeder Fall eine gründliche Kenntniß mehrerer, und nicht selten aller medicinischen Disciplinen erfordere. „Erste Abtheilung. Anwendung der Physiologie auf „Rechtsfälle. S. 15—74. A. Untersuchung neugeborner „Kinder. S. 15—45." In Hinsicht ihrer Bildung, Reife, Lebensfähigkeit, Aechtheit und Erstgeburt. Am Ende des 37sten §. sind die Worte: „nur in Hinsicht auf die in „den spätern Monaten der Schwangerschaft gewissere Hoff„nung, ist das Tödten der Frucht in dieser Zeit sträflicher." unverständlich. Was sich der Verf. wahrscheinlich dabey gedacht hat, gehört nicht in einen Grundriß medicinisch-gerichtlicher Vorlesungen. Daß „der Regel nach, von mehre„ren gleichzeitigen Kindern das stärkste zuerst kommt." S. 29. §. 45. ist nicht immer der Fall. Rec. sah bey mehreren Zwillingsgeburten das Gegentheil. „In zweifelhaften Fäl„len, diesem Grundsatze (?) gemäß, das stärkste und leb„hafteste von Zwillings- oder Drillingskindern für das Erst„geborne zu erklären" — wäre folglich ein übereiltes und unrichtiges Urtheil, wenn es schon Zacchias Q. M—L. L. IX. Tit. XII. Q. 5. 8. so will. Rec. würde in wichtigen Fällen, um seine Vermuthung nicht mit der Thatsache zu verwechseln, die Erstgeburt und ihre Rechte, durch die Wahl der Aeltern oder durch das Loos bestimmen l[illegible].a. „Von der Athem„probe" u. s. w. wird das Bekannte, und bereits in dem Taschenbuche Gesagte, mit einigen Veränderungen wiederholt. „B. Untersuchungen über das Lebensalter. S. 45—52." Was der Verf. in dieser Unterabtheilung von der Zurechnung der Strafe sagt, ist ein Eingriff in die Rechtswissenschaft, und gehört nicht in ein Buch über die gerichtliche Arzneykunde. „In dem zweyten Zeitraume des Greisenalters" (wahrscheinlich vom 70sten bis 80sten Jahre) „hört das Geschäffte der „Geschlechtswerkzeuge ganz auf," §. 78, — ist im Allgemeinen richtig; aber es giebt, wie Rec. gewiß weiß, Ausnahmen von dieser Regel. C. „Untersuchungen über das „Fortpflanzungsvermögen. S. 52—59." Die Ursachenlehre über die Impotenz ist vollständig; von der Diagnostik über diese kritische Materie wird nichts gesagt. D. „Unter„suchungen über Jungferschaft. S. 59—65." Genau und richtig: desgleichen E. „Untersuchungen über Nothzucht. „S. 65—68;" und F. „unnatürlicher Beyschlaf. G. Un-

untersuchungen über Schwangerschaft. S. 69—74." Die §§. 108 und 109. hätten vollständiger abgehandelt werden können. Das Zeichen der Schwangerschaft, welches Chambon de Montaux für das Gewisseste ausgiebt — Absonderung eines zähen Schleims 12—15 Tage nach der Empfängniß, welcher die Höhle des Gebärmutterhalses anfüllet — ist nicht einmal historisch angeführet. Für die Möglichkeit einer Ueberfruchtung (ob immer in einer übel organisirten Gebärmutter?) scheinen doch mehrere genaue Beobachtungen zu sprechen. „Zweyte Abtheilung. Anwendung der Krankheitslehre auf Rechtsfälle. Erdichtete, verhehlte und angeschuldigte Krankheiten. S. 75—88. Dritte Abtheilung. Anwendung der Therapie, Chirurgie und Giftlehre auf Rechtsfälle. A. Verletzungen und Bestimmungen ihrer Gefahr und Tödlichkeit. S. 87—139." In Hinsicht auf die Art der Verletzung, der verletzten Theile — des Kopfs, der übrigen Theile des Nervensystems, des Halses, der Brust, des Unterleibes und der Gliedmaaßen — und in Hinsicht auf die Körperbeschaffenheit des Verletzten, und auf die äußern Umstände. Rec. stimmt dem Verf. bey, daß er nur Laesio absolute letalis, und Laesio per accidens letalis annimmt. Denn die sogenannten laesiones per se letales gehören unter die Verletzungen, welche durch Zufall sehr leicht tödlich werden. Der gerichtliche Arzt thut aber wohl, wenn er auf den Unterschied derjenigen Verletzungen, welche laesiones individualiter letales genannt werden, in dem Fundscheine Rücksicht nimmt; z. B. auf eine sehr dünne Hirnschale bey einem Erschlagenen, auf die Abweichung eines verletzten Eingeweides von seinem gewöhnlichen Orte u. dergl. den Richter aufmerksam macht — weil eine zufällige Beschaffenheit und Lage der verletzten Theile, wenn sie der Thäter nicht wußte, als ein Milderungsgrund der Strafe angesehen wird. Ueberall weist der Verf. in diesem Abschnitte auf die in seinem Taschenbuche aufgestellten Untersuchungsregeln hin. B. „Entziehung der zum Leben nothwendigen Reizmittel" (Nahrungsmittel und Luft.) S. 139—146. C. „Ueberreizung des Nervensystems. S. 146—147. D. Vergiftungen. S. 147—169." Das Wesentliche aus dem gründlich abgefaßten Aufsatze VIII. in dem mehr erwähnten Taschenbuche. E. „Selbstmord. S. 169—173." Nach §. 278 ist es meistens vergeblich, durch Leichenöffnungen eine körperliche Ursache des Gemüthszustandes,

des, wodurch die gewaltsame Handlung des Selbstmordes veranlaßt wird, auffinden zu wollen. Rec. fand bey den meisten wahnsinnigen Selbstmördern, die er zu zergliedern Gelegenheit hatte, die Hirnsubstanz härter, als dieselbe gewöhnlich zu seyn pflegt. In drey Fällen war dieses Eingeweide so fest und kompakt wie geräucherter Speck. Andere Beobachter fanden dasselbe, in gewissen krankhaften Gemüthszuständen, ungewöhnlich locker, weich, breyartig. Bey Menschen, die sich aus Melancholie selbst tödteten, findet man nicht selten Abnormitäten in den Drüsen und Gefäßen des Unterleibes, namentlich in dem Pfortadersystem. Der gerichtliche Arzt muß diese Dinge, wenn sich dergleichen finden, in dem Sektionsprotokolle bemerken, und daraus sein Gutachten resultiren. Vielleicht bewirkt er dadurch so viel, daß die noch hin und wieder eingeführte Abzeichnung bey dem Begräbnisse eines unglücklichen Selbstmörders, die zu nichts dient, als die Verwandten des Verstorbenen zu beleidigen, von den respektiven Gerichtsstellen nicht angewendet werde. F. „Früher oder später erfolgter Tod zugleich ge„fundener Leichen. S. 173. G. Zweifelhafte Todesfälle „neugeborner Kinder. S. 173—179." Das Abreißen des Kopfes vom Rumpfe eines Kindes während der Geburt, (§. 284.) kann wohl nur dann statt finden, wenn die Schultern des Kindes eingekeilt sind, es selbst todt, und dessen Körperstruktur mürbe, oder die angehende Fäulniß bereits eingetreten ist. Nach Haller's Versuchen gehöret eine große Kraft dazu, um einen starken Bündel von Muskelfasern, mittelst angehängter Gewichte, zu zerreißen. Nach der Geburt, jenes scheusliche Experiment an einem lebendigen Kinde zu machen, — empört die menschliche Natur zu sehr, als daß der Mörder des unschuldigen kleinen Geschöpfes nicht einen kürzern Weg, wozu er keinen Gehülfen braucht, einschlagen sollte, um seinen bösen Zweck zu erreichen. Gesetzt aber, ein Unmensch versuchte diese Art zu morden: so müßten sich die Halsmuskeln des getödteten Kindes so verlängern, daß sich daraus, für den gerichtlichen Arzt, sehr wahrscheinliche Merkmale einer gewaltsamen Todesart ergeben würden. Die Unterbindung der Nabelschnur (§. 289.) sollte immer geschehen, weil diese Operation, wenn sie unternommen wird, auf keine Weise schadet; und wenn sie unterlassen wird, das Leben des Kindes mehr oder weniger in Gefahr setzt.

H.

H. „Zweifelhafte Todesart ungeborner Kinder. S. 179—180.“

Im Allgemeinen betrachtet, ist dieser Grundriß für akademische Lehrer, welche über die gerichtliche Arzneykunde Vorlesungen zu halten verpflichtet sind, recht brauchbar. Einige Nachlässigkeiten des Styls abgerechnet, enthält das Buch eine kurze und deutliche Vorschrift über alle Gegenstände, welche in das Gebiete dieser Doktrin gehören. Ueberall macht der Verf. auf Vorurtheile aufmerksam, die bisher in der medicina forensi für baare Wahrheiten ausgegeben wurden, und bey mehreren Gelegenheiten erkennt man aus der Sprache des Verf. den humanen Mann. Vielleicht wäre aber das Werk für Lehrer und Leser nützlicher geworden, wenn der Verf. dem Texte eine ausgewählte Literatur über die abgehandelten Gegenstände beygefügt hätte.

Mo.

Neue Methode den Tripper zu heilen, wobey Strikturen in der Harnröhre verhütet werden können, nebst Bemerkungen über die Ursachen der Saamenschwäche, des männlichen Unvermögens, der Unfruchtbarkeit u. s. w., und die Mittel, solche zu heilen, von C. H. Wilkinson, Mitglied der Gesellschaft der Künste, der phil. Gesellschaft zu Manchester, Lehrer der Experimentalphysik zu London. Aus dem Engl. und mit Anmerkungen begleitet von D. G. W. Töpelmann. Leipzig, bey Hinrichs. 1803. 306 Seit. 8. Mit 1 K. 1 Rh. 8 gr.

Der Verf. hat, wie es scheint, einige alte Aerzte, Naturforscher und Dichter gelesen, und citirt ihre Meinungen, ohne etwas Bessers zu wissen. Er schreibt vom Tripper, und dessen Folgen; aber ohne neue Aufschlüsse in dieser Materie zu geben. Er fügt etwas von der Geschichte der Lustseuche bey; aber ohne hinlängliche Kenntniß der historischen Streitfrage.

frage, die in Deutschland ungleich besser erörtert worden ist. Er beschreibt einige Arten der Strikturen, und empfiehlt dagegen, so wie zur Verwahrung gegen den Tripper, die Kerzen; aber auch dieß ist allen guten deutschen Aerzten und Wundärzten längst bekannt. Er hat also weiter kein Verdienst, als daß er den Gebrauch der vielleicht hier und da vernachlässigten Kerzen wieder zur Sprache gebracht hat. Der Uebersetzer hat einige unerhebliche Anmerkungen beygefügt, und übrigens gedollmetscht, wie seine übrigen Freunde und Gesellen. Mehr können wir von diesem Werkchen nicht sagen.

M.

Philosophisch-medicinisches Wörterbuch zur Erleichterung des höhern medicinischen Studiums. Von D. Ferdinand Joseph Zimmermann, Kaiserl. Königl. Oberfeldarzte. Wien, bey Camesina. 1803. 263 Seit. 8. 1 Rl. 4 gr.

Es war, leider! eine Zeit, da Alles revolutionirt werden sollte, und die Medicin hat dieses Glück ebenfalls, zum Glück oder Unglück, erfahren. Man hat das alte System zu stürzen, und das Schottische, durch Herrn Röschlaub mehr ausgebildete System an dessen Stelle zu setzen, ihm durch die Terminologie der neuen, neuern und neuesten d. i. Kantisch-Fichtisch- und Schellingschen Philosophie, den Anstrich von philosophischer Gewißheit zu geben gesucht. Ob mit Gewinn oder Verlust, das mag die Zukunft noch mehr lehren; die jetzige Zeit zeugt noch nicht günstig für das neue Gemische. Der Verf. glaubte den Aerzten, „die mit wenigen oder keinen philosophischen Kenntnissen ausgerüstet, „sich in das heilkundige Gebiet wagen, die in den neuern medicinischen Schriften vorkommende Kunstsprache erläutern „zu müssen;“ und so entstand dieses philosophisch-medicinische Wörterbuch, ein Gemisch von philosophischen Erklärungen aus Kant, Schelling, Mellin, Kiesewetter, Schmid, Röschlaub, Darwin u. a., ohne namentliche Bemerkung für den Uneingeweihten, wenn er eine jede

Dar-

Darstellung zu verdanken habe, oder welchem Führer er glauben solle. Wie aber, wenn der Leser auch andere Terminologien zur Erkenntniß der medicinischen Wahrheit wünschte und suchte? Dann würde er in der dickleibigen Schrift nichts finden. Wenn er fragte, was ist „höheres medicinisches Studium?“ so ist nirgends ein Schlüssel zu entdecken. Es bleibt also nichts anders übrig, als zu rathen — — man muß in der Medicin Alles aus dem Fichteschen Ich demonstriren, oder mit Schellings Identität dokumentiren. Nun so gebe die arme Menschheit geduldig die Opfer zu den dialektischen Proben her!! Wir haben wenigstens bis jetzt an den philosophirenden Aerzten dieser Schule nur große Schwätzer; aber keine Männer mit gründlicher Arztkenntniß, mit Unterscheidungsgabe und bestimmtem Urtheile, bemerkt; wir haben auch in diesem philosophisch-medicinischen Wörterbuche nichts weiter, als den philosophischen Wiederhall, eine klingende Schelle mit Mißtönen und Mißgriffen, entdeckt, und überlassen jedem Arzte, ob er sich an dieser losen Speise laben, und mit einem solchen idealischen Incitament an das Heilgeschäffte wagen, oder anderwärts eine kräftigere Kost suchen will. Durch Schellings Naturwissenschaft und ähnliche willkührliche Hypothesen und Wortkram, wird gewißlich kein Mensch geheilt!!

Sw.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Im Verlage der Gebrüder Mallinckrodt in Dortmund sind zur Oster-Messe 1805 erschienen:

Moral, christliche, in alphabet. Ordnung. 5r und letzter Theil, 2e und letzte Abtheil. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr. (kompl. 9 Thlr.)

Vollständiger Kursus zur Erlernung der französischen Sprache, von J. B. Daulnoy. Nr. I. Kleine französische Sprachlehre für Anfänger vorn. Kinder, als Einleitung zur größern Sprachlehre. 3e Aufl. gr. 8. 10 Gr.

Schram, Prof. Jos., die Verb. der Schulen in moralischer, politischer, pädagogisch. und policeylicher Hinsicht, oder systematisch geordnete Zusammenstellung der wesentlichen Erforderniße zur innern Einrichtung der Schulen, und zur Beförderung der Volksaufklärung und Sittlichkeit überhaupt. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Eylert, Pr. R. der jüngere, Betrachtungen über die lehrreichen und trostvollen Wahrheiten des Christenthums bey der letzten Trennung von den Unsrigen. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Niederrheinische Blätter für Belehrung und Unterhaltung. 2r Jahrg. 1s Quartal kompl. 3 Thlr.

Westphälische Anzeiger, der, oder vaterländisches Archiv ꝛc. 4r Jahrg. 1803. Nebst vierteljähr. Zugabhefte. 4 Thlr.

Berichtigungen.

Erklärung.

Suum cuique!

Aus mehr denn einem Grunde finde ich für nöthig, hiermit zu erklären:

1) daß ich nicht Verfasser bin des mir vom Recensenten in der N. A. D. Bibl. 78. Bd. 1. St. 3. Heft Intelligenzblatt S. 203 zugeschriebenen Programms, unter dem Titel:

Ein paar Worte über die Frage: welchen Nutzen kann eine gelehrte Schule aus einer Sammlung antiker Münzen ziehen?

2) daß ich nicht Professor bin; sondern ordentlicher Lehrer am Königl. Friedrich-Wilhelms Gymnasium.

Berlin, den 8ten September 1803.

C. Levezow.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Franz Horn, durch seltsame neu-ästhetische Romanen-Almanache u. dergl. (man s. z. B. N. A. D. Bibl. LXXIX. Bd. S. 367 f.) eben nicht rühmlich bekannt, welcher sich sonst in seiner Vaterstadt Braunschweig aufhielt, hat sich nach Berlin begeben, und ist in das bey dem vereinigten Berlinischen und Köllnischen Gymnasium befindliche Seminarium für gelehrte Schulen aufgenommen worden. Vielleicht unterläßt er nunmehr die unnütze Schreiberey, womit er so viel edle Zeit verdarb, und widmet sich gründlichern Studien.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Ein und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

1\. Komische und humoristische Dichtungen. Miscere stultitiam consiliis breuem. Dulce est desipere in loco. Horat. IV, 12. Mit fünf Kupfertafeln. Berlin, bey Maurer. 1802. 28 Bog. gr. 8. 1 Rthl. 20 gr.

2\. Gereimte Launen und Schnurren, von Karl Schwabhäuser. Jena, bey Stahl. 1802. 14 Bogen. 16 gr.

Das Komische kann man den Dichtungen Nr. 1. wohl nicht absprechen; aber des Humoristischen haben sie eben nicht viel. Man findet hier versificirte und prosaische Erzählungen. Die ersten sind größtentheils französischen Dichtern und dem Vademekum nacherzählt. Sie haben das Verdienst einer leichten Versifikation; aber nicht das der Kürze; ein Verdienst, das gereimten Possen dieser Gattung durchaus nicht abgehen darf, wenn sie gefallen sollen. Fehlt es vollends so allbekannten und oft erzählten, wie den gegenwärtigen; so wird dieser Mangel doppelt fühlbar. Das Beste der versificirten Dichtungen sind daher unstreitig die Nachbildungen der Voltairischen Pucelle und des Palladiums von Friedrich dem Zweyten. Aber auch in diesen verdirbt, die Nachbildung gegen das Original gehalten, die poetische Geschwätzigkeit des Verf. Vieles.

Ungleich anziehender hat Rec. den prosaischen Theil dieses Buches gefunden. In den hier gelieferten Erzählungen giebt es manche humoristische Stelle, und der Vortrag derselben ist gefällig und munter. Das wirkliche Leben spricht uns freundlich darin an, und die Familiengemälde, die sie darbieten, sind nicht ohne Wahrheit und Interesse. Die vorzüglichste davon scheint Rec. die Großmutter, die ohne Zweifel das Portrait irgend eines liebenswürdigen Originals aus des Verf. Bekanntschaft ist, und, trifft die Vermuthung zu, dieses Denkmal der Liebe und Achtung wohl verdiente.

Bey den gereimten Launen Nr. 2. verstummt die Kritik. Es wäre Herabwürdigung ihrer selbst, auch nur das kleinste Wort darüber zu verlieren. Herrn Schwabhäusers Büchlein gehört zu den Werken, die, nach dem neuesten Kunstausdrucke, sich selbst aussprechen. Einige Proben sind daher vollkommen hinlänglich, den Leser mit diesem Selbste bekannt zu machen. Hier sind sie:

S. 35. werden die Reize eines Fräuleins, vom Kopfe bis zum Fuße, besungen. Von der Stirn heißt es:

Die Wölbung, wie heiter! (!!)
Die Weiße, wie schön!
Ich eile nun weiter,
Sonst blieb' ich hier stehn.

Von den Wangen:

Wie träf ich der Rosen
Der Lilgen Verein?
Ich würde verstoßen,
Drum laß ich es seyn.

Die Lippen des Fräuleins werden Klippen voll süßer Gefahr genannt. Der Beschreibung des Grübchens in dem Kinne, folgt die Beschreibung der Haare:

Auch träf ich die Kreise (?)
Des Haars nicht so fein,
Und nimmer die Weiße
Des Halses so rein?

Sollte man, nach der Zeitfolge, wie hier das Haar besungen wird, nicht glauben, das Fräulein habe einen Bart? — Bey der Schilderung der Grazienarme, wird es dem Reimer ganz warm für Sehnsucht nach Bildern. Endlich läßt er sich auch über die Füße vernehmen, und bekennt dann:

Ich

Ich würde verfehlen
Des Wuchses Gestalt,
Und sicher verhehlen
Der Haltung Gewalt.

Gern tönte die Leyer
Ein Liedchen dir doch;
Verhüllte der Schleyer
Nicht Reize mir noch.

Wer diese bewundert,
Ist Bilderarm nie;
Ihr Zauber ermuntert
Das todte Genie.

S. 75. lies't man ein Trinklied, in dem Verslein, wie folgende, vorkommen:

Freunde, lasset den Schönen zu Ehren,
Deren Aechtheit Jeder erkennt,
Jetzo fröhlich die Gläser uns leeren,
Daß die Lust unser Inn'res entbrennt.

Chor.

Rottot, otterot, ottotot,
Nur der Brummige werde zum Spott.

In den andern Chören dieses Liedes heißt es:

Pitpit, Pitperwit, Pitpitpit!
Nur dem Fröhlichen lächelt das Glück.

Bumbum, Bumberwum, Bumbum
Stürzt die Gläser am Munde euch um.

Lira, Lorila, Lirali,
Unser Herzverein trenne sich nie.

Halop, lierop hophop hophap hophap,
Leert das Letzte im Bechergalopp.

Nur noch einige Proben epigrammatischen Witzes.
S. 42.

Vor seinem Hause saß ein Bauer,
Und klagt' im Uebermaaß von Trauer:
O große Noth,
Du guter Phylax bist nun todt!
Nie wird mir wieder hier auf Erden
Ein solcher Kettenhund zu Theile werden!
Du hast für diese Welt
Nun ausgebellt!

Des Bauers Nachbar hört ihm zu,
Und rief alsdann: Hanns, gieb dich doch zur Ruh!
Um aller Klage dich zu überheben,
Will ich, an seiner Statt, mein — Weib dir über-
geben.

S. 57:

Albertin hat den Busen ganz versteckt.
Warum? daß man die — Knochen nicht entdeckt.

Wie gesagt, die Kritik verstummt. Ohne ihre Bezeichnung, stempelt sich dieses Reimmachwerk durch sich selbst.

Rf.

Gedichte; von Weitzmann. 1803. 212 S. 8.

Ein neuer, unbekannter Dichter, tritt hier, dem kurzen Titel nach, nicht ohne scheinbare Anmaaßung unter das Chor bekannter Sänger. Allein in der Vorrede erfährt man bald, daß Herr Kanzlist W. in Echingen, wahrscheinlich nur auf Subscription, daher auch kein Verleger angegeben ist, hier nur seine Gelegenheitsgedichte, die er als wohlbelobter Stadtpoet bey verschiedenen Veranlassungen verfertigte, gesammelt habe, und selbst davon gesteht: „daß das Publikum nicht „viel dabey verloren hätte, wenn sie auch nie an das Licht „gekommen wären, da der von Wieland sogenannten zehenden Muse (dem Hunger) immer einiger Antheil an der Herausgabe (und wahrscheinlich auch an der Verfertigung) seiner „Gedichte zuzuschreiben sey." Nach einem so aufrichtigen Geständniß ist der arme Mann zwar zu bedauern, und ihm einiger Gewinnst wohl zu gönnen; ob man gleich den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß er sich denselben lieber durch ein anderes Werkzeug ehrlich zu verdienen suchte, als daß er, unbekannt mit den neun Schwestern, auf seiner ungestimmten Leyer sich ferner an denselben versündigte. Sehr übel ist er daher berichtet, wenn er glaubt, daß er nur vor denen „Respekt" haben dürfe, die mit diesen seinen Entschuldigungen vorlieb nehmen; alle Andere aber zu einem „gewissen Publikum rechnet, welches jeden Dichter für eine sehr unnütze „Person hält, oder ihn in die verächtliche Klasse gewöhnlicher „Spaßmacher wirft, obwohl er auch in jener Ansicht immer „noch so viel werth wäre, als ein Dutzend jener Muckerköpfe, „deren

Gänse es so viele tausende giebt, und die sich recht unvergleichlich zu den Alltagsgeschäfften brauchen lassen, und ihre langen Lebensstunden mit der Hundspeitsche voran treiben."
Man sieht, Herr W. hat eine starke Sprache; und da diese auch in seinen Versen überall vorherrschend ist: so möchte ihm Rec. schon deßwegen rathen, sie nicht Gedichte zu nennen, obgleich Rec. gewiß weit entfernt ist, den Dichter für das zu halten, wofür er, nach jener Schilderung, von Manchen genommen werden soll. Fast möchte er aber glauben, daß diese so ganz Unrecht nicht hätten, wenn sie es in Beziehung auf Herrn W. sagten, der sich wahrscheinlich auch eben darum so stark dagegen verwahrt; allein mag er, weil seine Späße gereimt sind, auch nicht unter die gewöhnlichen Spaßmacher gehören, was doch nicht immer den Vorzug vor dem Ungereimten sichert: so scheint er sich doch vorzüglich in dieser Rolle zu gefallen, und die Produkte der niedrig komischen Muse, die es im Allem so genau nicht nimmt, und es sich daher leicht macht, vorzüglich zum Muster gewählt zu haben. Erfindung, schöne Darstellung und Korrektheit ist also hier nicht zu suchen, und selbst mit dem Reim hat sich Herr W. eben keine Mühe gemacht. Um aber dieses alles zu beweisen, ist es nicht schwer, auf allen Seiten Belege zu finden; und Rec. wird nicht nöthig haben viel zu schreiben, da in solchen Fällen bey dem Schluß von einem Theile aufs Ganze kein Betrug zu fürchten ist. Das zweyte Lied an Ba(c)chus und Ceres fängt gleich an:

Sag er, Herr Wirth der Götter und der Engel,
  Herr Ba(c)chus, sag er an,
Ob man in seiner Zunft noch einen Bengel,
  Wie Er ist, finden kann?

So schultheißmäßig geizt nach Rang und Ehren
  Nicht bald wie er, ein Geck,
Und stößt so ungestüm von den Altären
  Die Kameraden weg.

Er ist der wahre Gott für die Franzosen,
  Ihr einzig höchstes Gut,
Weil es sich gar so göttlich ohne Hosen
  An seinem Schenktisch ruht, ꝛc.

Welche schwäbische Derbheit, möchte man sagen, wenn wir nicht aus Schwaben, zwar nur aus dem protestantischen, einige unsrer vortrefflichsten Dichter hätten! Und welche Ungerechtigkeit, eine ganze Nation, vielleicht wegen der Aus-

schwelsungen einzelner ihrer Krieger, der Völkerey zu beschuldigen! Allein solche Anspielungen mögen vielleicht unter dem Respektwidrigen Publikum des Verf. ihren Beyfall nicht verfehlen, da er, so oft als möglich, darauf zurückkömmt. So heißt es noch im nämlichen Liede:

Er ist der Chef, der mit der Brauntweinkegel
  Armeen kommandirt,
Und in der Schlacht die feuerscheuen Flegel
  Dem Feind entgegen führt.

Auch war der Herr bey allen Schelmepressen
  Im Schwabenlande da,
Und wirkte dort im Saufen und im Fressen
  Magna miracula etc.

In einer langen Schilderung der Franken in Schwaben heißt es S. 35:

Indessen hielt Held Moreau Schmaus,
  In Schwabens voller Tenne;
Und breitete die Flügel aus
  Wie eine Welsche Henne.

Es würzten seine Table d'hot (66)
Augsburgerwürste, Ulmerbrod
  Und Munderkingerhutzeln.

Es sof manch travestirtes Schwein,
  Gewampt wie eine Kröte,
Mit ihm beym Reichsprälatenwein,
  Hier friedlich um die Wette;

Wo michs denn gar nicht Wunder nahm,
Daß er auch Appetit bekam
  An eure alte(n) Weiber.

Welche Blasphemie auf einen Mann, dessen persönlichen Tugenden ganz Europa anerkennt, und der bey so vielen Gelegenheiten die rühmlichsten Beweise der Mäßigung in jeder Hinsicht gegeben hatte! Nicht minder derb sind seine Anspielungen auf religiöse Gegenstände, wo ihm auch der Heiligste nicht zu erhaben ist, um ihn nicht zu seinen niedrigen Späßen zu gebrauchen. In einem Liede, das er selbst das schönste nennt, worin er den rothen Bart eines Majors von der Landmiliz, wovon große Thaten zu besingen vielleicht schwerer gewesen wäre, besingt, heißt es unter andern:

Sey

Sey stolz auf deinen Bart, er ist das Zeichen
des Haines, wo Amor Rosen bricht,
und ist der Abendröthe zu vergleichen,
die einen heitern Tag verspricht.

Er ist der Aushängschild der großen Geister,
präg immer diesen Stolz dir ein;
ihn trug sogar einst unser Herr und Meister,
drum muß die Farbe heilig seyn.

Auch Kreuzkopf Judas hatte rothe Haare
und Bart, wie Feuer kolorirt,
weil Gotteshand mit dieser Scharlachwaare
die Schlauenköpfe regalirt.

Reime, wie Astronomen und genommen, sparen und Narren, Kräte und Wette, u. dgl. sind nicht selten; allein Rec. hat genug abgeschrieben, um das weitere Urtheil dem Leser überlassen zu können.

Mh.

Versuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form; von J. S. Schütze. Magdeburg, bey Keil. 1802. 8. 12 gr.

Wenn sonst die Rede vom Reime war: so betraf es bloß die Frage: welches eine richtige Reime wären; unter welche Regeln man sie bringen könne; ob sie entbehrlich wären, oder nicht, oder auch welche Vortheile und Nachtheile sie hätten? Rec. gesteht, noch keinen gefunden zu haben, welcher in die Materie so tief eindrang und sie so sehr erschöpfte, als der gelehrte Verf., an welchem das Sachkundige Publikum nicht nur Fleiß und Nachdenken, sondern auch einen seltenen philosophischen Scharfsinn, tiefe Bekanntschaft mit seinem Gegenstande und weitläufige Belesenheit zu schätzen hat. Die Schrift zerfällt in eine Einleitung, welche die Fragen: Wie behandelte man bisher den Reim? Urtheile für und wider denselben, allgemeines Urtheil, enthält. Dann in dem ersten Theil, welcher die Definition des Reims, Erläuterung und Rechtfertigung, wie auch von dem Vergnügen der menschlichen Seele an dem Reime, und vom Accent, in sich faßt. Der zweyte Theil begreift in sich Bedingungen und Erfordernisse, 1. des mechanischen, 2. des ästhetischen Reims, nebst

der Frage: ist die lateinische Sprache Reimfähig? Da er den Reim aus der Natur und Einrichtung unserer Seele herleitet, so macht er 3 Arten desselben, 1) den psychologischen ursprünglichen, 2) psychologischen sinnlichen, 3) Gleichklang oder sonst gewöhnlichen Reim. Hierauf folgen eine Menge der feinsten und richtigsten Bemerkungen, welche der V. Rec. ganz aus der Seele geschrieben hat; sollte er auch in Rücksicht auf den ersten Reim, wie es Rec. dünkt, etwas zu weit gegangen seyn. Wider die männlichen Reime, welche der Verf. für zulässig hält, möchte mancher, besonders Obersachse, vieles, und zwar mit Recht, einwenden, weil sie in der dortigen Aussprache keinen Gleichklang machen. Z. B. zirpt, stirbt, Reich, Zweig, trug, Fluch, log, hoch, Schlag, nach, etc. Was die lateinische und deutsche Sprache betrifft: so glaubt Rec., daß die lateinische wegen ihrer so bestimmten Quantität und würklichen Reichthums an Reimen, viel leichter der Reime fähig, als die deutsche im Stande sey, sie zu entbehren; und die lateinischen Sylbenmaße, selbst des Hexameters wegen ihrer so unbestimmten Quantität und Mangel an Spondeen, welches selbst die Beyspiele unserer besten Dichter in dieser Gattung beweisen, anzunehmen. Wir legen dieß Buch mit vielem Vergnügen und Befriedigung aus der Hand, und sind versichert, daß es von jedem Leser auch geschehen werde.

Die Dichtkunst des Horaz, neu übersetzt, vermehrt, verbessert und ans Licht gestellt, von einem Jünger des Handwerks. Schweinfurth, im Verlags-Bureau. 1802. 10 Kr.

Schon die Physiognomie dieses Werkchens läßt auf eine monstreuse Geburt schließen. Horazens Poëtik neu übersetzt — er wird doch nicht gar eine alte Uebersetzung auftischen wollen — vermehrt, — wodurch und wie? und dann ists ja nicht mehr Horazens Poëtik, und gar noch verbessert? und zwar von einem Jünger des Handwerks, — welch ein unadäquater Ausdruck? Richtiger würd' es so heißen: Horazens Poëtik erbärmlich und falsch übersetzt, mit Unsinn vermehrt, und durch Fehler verbessert, durch einen Handwerks-Burschen. Den möcht' ich sehn, der hier noch Etwas vom

Horaz

Horaz finden sollte, so sehr ist er durch die Fluth von Unsinn hinweg geschwemmt. Der Verf. hat den Sinn so wenig eingesehn, daß er sogar oft das Gegentheil vom Horaz behauptet. Seine Absicht mag wohl gewesen seyn, seine Poëtik zu modernisiren; aber dieß hat er auf eine sehr elende und possierliche Art gethan. — Ueberhaupt ist wohl Horaz seit 2000 Jahren nie mehr gemißhandelt worden. Der Witz des Verf. ist schaal, seine Einfälle trivial, seine Sprache inkorrekt und platt, und seine Versifikation fehlerhaft. Dieß kann gleich der Eingang von zwey Zeilen beweisen:

Also mit Gunst! Es singt nach seinem Gesänge von Horaz
Jünger des Handwerks für Euch dieß sich ein Genosse des Handwerks.

Indessen fehlt es doch dem Verf. an anmaßendem Selbstgefühl gar nicht, wie folgende Stelle beweiset S. 103. V. 1530, wo es heißt:

Klopstock und Wieland nun Irrlichter erschienen auch, und Göthe. Es sang den Messias
Für die kommende Welt, die sich in jegliche Röcke
Wohl zu kleiden versteht, und auch in allen zu gehen,
Ohne sonstigen Werth, uns Klopstocks ärmliche Muse.
Wohl uns, daß Bodmer kam, den Herameter zu ehren!
Schändet Klopstock ihn nicht? Nun freut er sich seines Triumphs.
Viel hat Klopstock jedoch im geistlichen Liede geleistet,
Mehr noch im Trauerspiel, wie seine Schriften erweisen.
Doch es gelang dem Mann, der sonst in jeglichem Singsang
Stümper nur ist.

Am besten ist es, Horaz spricht über seinen unglücklichen und lächerlichen Verbesserer sein Urtheil selbst. Er hat im prophetischen Geist so manche Stelle niedergeschrieben, welche so ganz auf ihn paßt; z. B.: Delphinum appingit silvis et fluctibus aprum — Velut aegri somnia — Tribus anticyris caput insanabile — Nec satis apparet, cur versus factitet: utrum Minxerit in patrios cineres, an triste bidental Moverit incestus: certe furit.

Vt.

Weltweisheit.

Grundriß einer allgemeinen Logik nach Kantischen Grundsätzen; zum Gebrauch für Vorlesungen: begleitet mit einer weitern Auseinandersetzung für diejenigen, die keine Vorlesungen darüber hören können. Erster Theil; welcher die reine allgemeine Logik enthält. Von J. G. C. C. Kiesewetter, D. und Prof. der Philosophie. Dritte rechtmäßige, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Berlin, bey Lagarde. 1802. 508 Seiten. gr. 8. 2 Rh.

Rec. kann bey der Anzeige dieser voluminösen Logik (wovon noch der zweyte Theil zu erwarten ist) um so kürzer seyn, da nicht nur die Kantische Logik, die Herr Kiesewetter, laut des Titels, zum Muster genommen hat, sondern auch die Flattischen fragmentarischen Bemerkungen, welche als eine sehr gründliche Beurtheilung der Kantischen und Kiesewetterischen Logik können angesehen werden, in der A. D. Bibl. ausführlich recensirt worden sind *). Auf diese beyde Recensionen verweiset daher Rec. den Leser, und begnügt sich, über das vorliegende Werk Folgendes zu bemerken.

Die neuern, nach Kantischen Grundsätzen verfertigten logischen Kompendien unterscheiden sich von den ältern hauptsächlich dadurch, daß alle Materien nach der Kantischen Kategorientafel, d. i. nach der Quantität, Qualität, Relation und Modalität abgehandelt werden. Das sieht nun sehr gründlich und tiefsinnig aus: allein es braucht eben keinen großen Scharfsinn, um das Gezwungene und Willkührliche dieser Behandlungsart, und, was das Schlimmste ist, die Unrichtigkeiten zu entdecken, zu denen die kritischen Philosophen durch diese Methode verleitet werden.

Der Verf. hat aber an den Kantischen Kategorien nicht genug; sondern verbindet mit denselben die Kantischen sogenannten Reflexionsbegriffe, ohne Zweifel in der Absicht,

die

*) N. A. D. B. LVIII. B. 2. St. S. 365. und . . . .

die Materien gründlicher abzuhandeln, und mehr Licht darüber zu verbreiten. Wie weit ihm solches gelungen ist, mag der Leser aus folgendem Beyspiele beurtheilen. Der Verf. sucht (S. 64 ff.) die Entstehung des Urtheils zu erklären. Wenn ein Urtheil, sagt er, entstehen soll: so muß man die Vorstellungen unter einander vergleichen, und über sie reflektiren. Das Wort: reflektiren führt den Verf. auf die Kantischen Reflexionsbegriffe, deren bekanntlich vier sind: 1) Einerleyheit und Verschiedenheit; 2) Einstimmung und Widerstreit; 3) das Innere und Aeußere; 4) Materie und Form. „Um nun die Quantität des hervorzubringenden Urtheils zu bestimmen, sagt der Verf. §. 130. „untersuche ich, ob die gegebenen Vorstellungen einerley oder „verschieden sind. Bey den einzelnen Urtheilen ist das „Subjekt (der Gegenstand) ein und dasselbe; bey den besondern unterscheidet man sie; bey den allgemeinen werden sie „als Gegenstände unterschieden, aber als zu Einem Begriffe „zusammenstimmend (einerley) gedacht.“ Also die Quantität eines Urtheils besteht nach dem Verf. in der Einerleyheit und Verschiedenheit. Das ist etwas ganz Neues in der Logik; denn bisher haben alle Logiker die Quantität eines Urtheils darin gesetzt, daß das Subjekt entweder in seiner ganzen Extension, oder daß nur ein Theil davon genommen, oder daß das Subjekt ein einzelnes Ding ist. Wo ist hier Einerley oder Verschiedenheit? Wenn ich sage: alle Kreise sind krumme Linien; kein Kreis ist ein Quadrat: so sind diese beyden Urtheile der Quantität nach, nicht von einander unterschieden; denn beyde sind allgemein. Ob die Begriffe einerley oder verschieden sind, darauf nehme ich keine Rücksicht. — Um seinen Behauptungen einigen Schein zu geben, vermengt der Verf. die Begriffe: Einerleyheit und Einzelnheit, indem er sagt: bey den einzelnen Urtheilen ist das Subjekt ein und dasselbe. Allein in einem jeden Urtheile ist das Subjekt ein und dasselbe, weil ein jedes Ding ist, was es ist: deßwegen ist es aber nicht gerade ein einzelnes Ding (Individuum). So spielen die Kantianer mit den Wörtern und Begriffen, um ihre Terminologie anzubringen. — Wenn ferner der Verf. sagt: „bey den besondern „Urtheilen unterscheidet man sie;“ so weiß man nicht, auf was das sie geht. Bezieht es sich auf Subjekt und Gegenstand: so ist schwer zu errathen, was es heiße, daß in einem partikulären Urtheile Subjekt und Gegenstand unterschieden

schlossen werden. Was ist in dem Urtheil: „einige Menschen „sind gelehrt," Subjekt und Gegenstand? — Der Verf. führt dieses Beyspiel in dem seiner Logik angehängten Kommentar S. 219. an, und sagt, daß nicht alle Theile der Sphäre des Begriffs: Mensch, darin einerley sind, daß ihnen das Merkmal: gelehrt, zukomme, und hier also eine Verschiedenheit gedacht werde. Allein eben so gut könnte man auch bey dem Urtheil: „Cajus ist gelehrt," eine Verschiedenheit denken, denn auch hier ist nicht von der ganzen Klasse der Menschen, sondern nur von einem einzelnen Theile derselben die Rede. — Wenn endlich der Verf. in den beyden allgemeinen Sätzen: alle Menschen sind sterblich: „kein Mensch ist ewig," den Begriff der Einerleyheit findet (S. 220.), und zwar in dem letztern deßwegen, weil alle Menschen darin mit einander übereinkommen, daß ihnen das Merkmal: Ewigkeit, widerstreitet: so vermengt er vollends alles; und es ließe sich nach dieser Manier eben so gut beweisen, daß ein jeder verneinender Satz ein bejahender sey. So werden zu Gunsten der Kantischen Terminologie alle Begriffe verwirrt. —

Eben so schief und unrichtig ist die Anwendung der Reflexionsbegriffe vom Innern und Aeußern. Bey den kategorischen Urtheilen sollen Subjekt und Prädikat in einem innern, bey dem hypothetischen und disjunktiven Urtheile hingegen, in einem äußern Verhältniß stehen: doch soll zwischen dem hypothetischen und disjunktiven Urtheile der Unterschied vorwalten, daß bey jenem, Subjekt und Prädikat bloß in einem äußern, bey diesem aber, theils in einem inneren, theils in einem äußeren Verhältniß stehen. Wie willkührlich und unrichtig alles dieses ist, hat bereits Herr Flatt in seinen fragmentarischen Bemerkungen gezeigt. Rec. setzt der Behauptung des Verf., daß in einem kategorischen Urtheile, Subjekt und Prädikat jederzeit in einem innern Verhältniß stehen; nur das Beyspiel entgegen: A koexistirt mit B. Ist das Koexistentialverhältniß ein inneres Verhältniß?

Endlich soll es in Ansehung der Modalität eines Urtheils auf die Form und Materie desselben ankommen. Werde die Verbindung des Mannichfaltigen bloß als den Gesetzen des Denkens (der Form der Erkenntniß) nicht widersprechend, oder denselben gemäß gedacht: so sey das Urtheil proble-

problematisch; sey der Grund der Verbindung in der Materie selbst: so sey das Urtheil assertorisch; ergebe sich aus der Form zugleich die Materie: so sey das Urtheil apodiktisch. Man muß gestehen, daß Herr Kiesewetter mit den Kantischen Kunstwörtern: Modalität, Form, Materie, problematisch, assertorisch, apodiktisch, recht gut zu spielen weiß; ob sich aber bey dem, was er sagt, etwas denken läßt, ist freylich eine andere Frage. In der Geometrie sind bekanntlich alle Sätze apodiktisch: da müßte sich also nach dem Verf. die Materie aus der Form ergeben. Was heißt das? oder ergiebt sich etwa, in der Geometrie, aus dem Satze der Identität und des Widerspruchs (der Form des Denkens) die Materie (der Raum mit seinen drey Dimensionen?) —

Eine eben so willkührliche und unrichtige Anwendung der Begriffe: Quantität, Qualität, Relation und Modalität findet sich §. 315. wo die Regeln der Division angegeben werden. Der Quantität nach, soll das Divisum eine größere Sphäre haben, als jedes Eintheilungsglied. Diese Regel ist in ihrer Allgemeinheit nicht richtig; denn in dem Urtheil: „Cajus ist entweder gelehrt, oder nicht gelehrt," ist das Subjekt ein Individuum, und kann also keine größere Sphäre haben, als die Prädikate: gelehrt und ungelehrt. Ferner soll die Qualität einer Division darin bestehen, daß die Eintheilungsglieder ein Ganzes ausmachen, oder zu einem Ganzen zusammenstimmen. Allein erstlich kann man bey der Division, wo die Eintheilungsglieder einander ausschliessen, nicht sagen, daß sie zusammenstimmen; und dann, da hier von einem Ganzen die Rede ist, so ließe sich die Regel eher unter die Rubrik der Quantität, als der Qualität bringen. — Die dritte Regel begreift mehrere Regeln in sich, z. B. „die „Eintheilungsglieder müssen widersprechende Merkmale enthalten; das Divisum darf nicht unter den Eintheilungsgliedern vorkommen; die Division soll stufenweise, und nicht „durch einen Sprung geschehen." Alles dieses soll die Relation der Division seyn. Was läßt sich bey diesem Worte denken? und hätte der Verf. nicht eben so gut irgend ein anderes Kunstwort hinschreiben können? —

Endlich soll die Modalität der Division darin bestehen, daß das Setzen eines Gliedes das Setzen eines andern als noth-

nothwendig bestimme. Allein diese Regel ist wieder unrichtig, denn durch das Setzen eines Gliedes wird das andere nicht gesetzt, sondern ausgeschlossen. Hernach sieht man nicht, wie die Modalität hieher gehört; denn dieses Wort drückt in der Kantischen Philosophie das Verhältniß einer Erkenntniß zu dem Erkenntnißvermögen aus: hier ist aber von der Bestimmung einer Erkenntniß durch die andere die Rede. — So schwankend und willkührlich ist der Gebrauch, den der Verf. von den Kantischen Kunstwörtern macht! Es ist oft, als hätte er sie wie Lose aus einem Glückstopfe gezogen, um die Materien, die er abhandelt, unter irgend eine Rubrik zu bringen. Und in einem so willkührlichen, schwankenden, und oft ganz sinnlosen Gebrauche der Kantischen Terminologie besteht die so gerühmte Reformation der Logik! —

Daß die Regeln der Syllogistik nicht nur schlecht bewiesen, sondern zum Theil unrichtig angegeben sind, war dem Rec. nicht unerwartet, da eben diese Fehler sich auch in der Kantischen Logik finden. Hiervon nur ein Beyspiel. Von der vierten Figur sagt der Verf. §. 256.: „Wenn man bey der vierten Figur nicht bloß die Stelle der Prämissen ändert, sondern eine wirkliche Umkehrung vornimmt: so muß der Obersatz allgemein-verneinend, und der Untersatz besonders bejahend seyn: also wird man in der vierten Figur nur besonders verneinend schließen. Die Regel ist, so allgemein ausgedrückt, unrichtig; denn in der vierten Figur kann die Konklusion auch allgemein-verneinend, und partikulär-bejahend seyn, je nachdem die Prämissen beschaffen sind. Das erhellet aus den bekannten Charakteren, wodurch die Modi der vierten Figur bezeichnet werden: BAMAlIP, CAlEMES, DIMAtIS, FESAPO, frESISOn. Der Verf. führt diese Charaktere in dem Kommentar zu seiner Logik (S. 406.) an, und erklärt sie; aber die Regeln selbst sind nicht bewiesen.

Die Erklärung, die der Verf. §. 144. von der Kontraposition giebt, ist zu weit. „Man versetzt oder kontraponirt, heißt es daselbst, ein kategorisches Urtheil, wenn man Subjekt zum Prädikat, und Prädikat zum Subjekte macht, von dem neuen Subjekte das gleiche Gegentheil nimmt, und nun die Qualität ändert.“ Diesemnach ließe

sich

sich das Urtheil: „kein Kreis ist ein Quadrat," so kontraponiren: „was nicht ein Quadrat ist, ist ein Kreis;" welches falsch ist. Wollte man das Urtheil so kontraponiren: „kein Quadrat ist ein Kreis;" so würde dieses keine Kontraposition, sondern eine einfache Umkehrung (conversio simplex) seyn. Eigentlich findet die Kontraposition nur bey allgemein bejahenden Sätzen statt; z. B. aus dem Satze: „ein jeder Kreis ist eine Figur," macht man durch Kontraposition: „was keine Figur ist, ist kein Kreis." Bey der Kontraposition wird die Qualität des Urtheils verändert, bey der Konversion nicht; deßwegen haben die Logiker beyde unterschieden. — Wenn der Verf. in eben diesem Paragraph behauptet, daß durch die Kontraposition die Modalität des Urtheils verändert, und ein assertorisches Urtheil in ein apodiktisches verwandelt werde: so ist dieses ganz falsch, wie schon Herr Flatt bemerkt hat.

Zwischen den §. 102 und 123 ist ein Widerspruch; in jenem wird gesagt, daß die einzelnen Urtheile wie allgemeine behandelt werden; in diesem aber, daß man die einzelnen Urtheile zu den besondern zähle. Das erstere ist richtig, das zweyte nicht. — Eben so wenig stimmt §. 185 mit §. 235 überein. Dort heißt es von dem hypothetischen Urtheil: daß, wenn man den Grund aufhebt, man auch die Folge aufheben müsse; hier aber: daß wenn die Folge aufgehoben werde, auch der Grund aufgehoben werden müsse. Das letztere ist bekanntlich die einzig richtige Schlußart in modo tollente; das erstere aber ein Fehlschluß. —

In der Lehre von der Wahrheit handelt der Verf. bloß von der formalen Wahrheit; von der materialen Wahrheit aber behauptet er §. 289, daß ein allgemeines Kriterium derselben ein Widerspruch sey. Diese wichtige Behauptung wird von dem Verf. im Vorbeygehen, ohne Beyfügung irgend eines Grundes, hingeworfen. Nur im Kommentar kommt etwas vor, das einem Beweis ähnlich sieht. Es heißt daselbst S. 461, „ein allgemeines Kennzeichen der materialen Wahrheit wäre ein solches, das auf alle Gegenstände paßt; materiale Wahrheit aber fordert Uebereinstimmung mit einem bestimmten Gegenstande, nicht mit einem Gegenstande überhaupt." Diesemnach müßte ein jeder Gegenstand, wenn wir etwas von ihm prädiciren wollten, sein eigenes

Wahr-

Wahrheits-Kriterium haben. Rec. möchte aber den Verf. fragen, ob denn in der Geometrie, die gerade Linie, der Kreis, das Dreyeck, das Quadrat, u. s. w. wovon die Sätze, selbst nach der Kantischen Philosophie, nicht bloß formale, sondern auch materiale Wahrheit haben, jedes sein besonderes Wahrheits-Kriterium habe. Da auch Vorstellungen Objekte seyn können, und da es in der Kantischen Philosophie eigentlich keine andere Objekte als Vorstellungen giebt: so müßte es für eine jede Vorstellung, insofern sie Objekt ist, wenn etwas von ihr prädicirt wird, ein besonderes Wahrheits-Kriterium geben. — Ueberhaupt herrscht in der ganzen Kantischen Lehre von der Wahrheit die größte Dunkelheit und Verwirrung; und Rec. wundert sich gar nicht, daß, wie der Verf. S. 461. aufrichtig gesteht, der Unterschied zwischen formaler Wahrheit der Erkenntniß und zwischen Modalität der Erkenntniß, die sich aufs Fürwahrhalten bezieht, Anfängern Schwierigkeit macht; denn auch Männer, die keine Anfänger in der Philosophie sind, finden bey der Kantischen Lehre von der Wahrheit Schwierigkeit. Diese Männer können überhaupt nicht einsehen, wie in der Kantischen Philosophie noch von Wahrheit die Rede seyn kann. Selbst die Kantischen Formen der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft verschwinden wie ein Dunst vor ihren Augen. — Wie wenig der Verf. die in diesem Theile der Kantischen Philosophie herrschende Dunkelheit zerstreut hat, will Rec. noch kürzlich zeigen. Subjektive Gründe sind nach S. 142. solche, die aus den zufälligen Beschaffenheiten des Subjekts hergenommen sind, oder, wie es S. 463. heißt, auf der individuellen Beschaffenheit desjenigen beruhen, bey dem sie sich finden; Objektiv hingegen heißen Gründe, die Allgemeingültigkeit haben, und also nicht von zufälligen Beschaffenheiten des Subjekts hergenommen sind. Nun ist Glauben nach S. 464. ein Fürwahrhalten aus Gründen, die für mich zureichend sind; von denen ich aber gestehen muß, daß sie keine Allgemeingültigkeit haben, daß sie also bloß subjektiv nicht objektiv hinreichend sind; und nach §. 297. heißt eine Meinung ohne alle objektive Gründe eine Chimäre. Wie ist nun der Glaube von einer Chimäre, von einem Hirngespinnst unterschieden? Bey beyden sind keine objektive, allgemeingültige, sondern bloß subjektive, auf der individuellen Beschaffenheit dieses oder jenes Subjekts beruhende Gründe. —

Und

Und wie steht es nun um den so hoch gepriesenen Kantischen Vernunftglauben an Gott und Unsterblichkeit; gegen den alle Beweise, die die berühmtesten Philosophen bisher für diese Lehre gegeben haben, nichts als Trugschlüsse seyn sollen? „Der Glaube an Unsterblichkeit," sagt der Verf. S. 464. „beruht auf meiner Ueberzeugung von Moralität. Diese „ist nur für mich hinreichender Grund zur Annahme dieser „Behauptung; allein ich kann nicht fordern, daß Jedermann „sie, so wie ich, annehmen soll." Also die Moralität, die in der Kantischen Philosophie das einzig-gewisse ist; der kategorische Imperativ, der die strengste Allgemeingültigkeit hat, ist doch nur für mich, folglich nur ein subjektiver, kein allgemein-gültiger Grund, die Unsterblichkeit zu glauben, ist ohne alle objektive Gründe, gleich einer Chimäre? Wie hängt das alles zusammen? —

Rec. sagt übrigens mit Vergnügen, daß in dieser Kiesewetterischen Logik viel Gutes ist, und daß der Verf. in seinem Kommentar (der dreymal so groß ist, als die Logik selbst;) durch weitere Auseinandersetzung und gut gewählte Beyspiele, über viele Materien eine Klarheit verbreitet hat, die dem Anfänger, und dem, der die Logik für sich studiren will, sehr willkommen seyn muß. Dieß ist ohne Zweifel die Ursache, daß dieses Buch schon die dritte Ausgabe erlebt hat. Allein Rec. kann eben so wenig umhin zu sagen, daß das Gute und Wahre in dieser Logik sich schon in unsern ältern Wolfischen Kompendien findet; daß gerade das Neue, das Herr Kiesewetter aus der Kantischen Philosophie in seine Logik aufgenommen hat, der schwächere Theil derselben ist, und daß er eine eben so gründliche und deutliche, und dabey kürzere und fehlerfreyere Logik geliefert haben würde, wenn er sich dem Spiele mit den Kategorieen und den Kantischen Reflexions-Begriffen nicht so sehr überlassen hätte.

Verbesserte Logik, oder Wahrheitswissenschaft auf den einzig gültigen Begriff der Wahrheit erbauet. Von Joh. Heinr. Abicht. Fürth, im Büreau für Litteratur. 1802. 478 S. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Der Verf. ist ein Exkantianer, der die Kantische Philosophie, die ihm kein völliges Genüge that, verlassen, und

als Selbstdenker in der Philosophie einen eigenen Weg eingeschlagen hat. Aber das Horazische:

> Quo semel est imbuta recens servabit odorem
> Testa diu;

bewährt sich auch an ihm. So neu auch seine Terminologie ist: so scheinen doch die Kantischen Begriffe und Grundsätze überall durch; und die Kantischen Kategoricen und Reflexionsbegriffe sind das Band, an dem er sich durch sein ganzes System hindurch gängelt. Was er aber vorzüglich aus der Kantischen Schule beybehalten hat, ist die Reformir- und Neuerungssucht, die sich, wie der Leser schon aus dem Titel des vorliegenden Werks schließen wird, sogar auf die Logik erstreckt; eine Wissenschaft, die Herr Kant selbst für so vollendet hielt, daß sie der Revolution, die er mit andern Theilen der Philosophie vornahm, seiner Meinung nach, nicht bedürfte. Herr Abicht, der in diesem Ausspruche ganz den prüfenden Geist eines Kants vermißt (S. 82.), ist hierin anderer Meinung. Er behauptet in seiner Vorrede, daß wir bisher keine gültige gerechte Logik gehabt haben, und auch, da noch kein Logiker gewußt, was Wahrheit sey, keine haben konnten. Die Hauptverbesserung, die der Verf. mit der Logik vornehmen zu müssen glaubt, besteht also darin, daß er den Begriff der Wahrheit zu berichtigen und zu verbessern sucht; und auf diese Verbesserung wird auch Rec. sein vorzügliches Augenmerk richten.

Zuvörderst prüft der Verf. (S. 79 — 111.) die verschiedenen, von den Philosophen bisher aufgestellten Begriffe von der Wahrheit, und sucht ihre Unrichtigkeit, Unzulänglichkeit, Sprachwidrigkeit, u. s. w. zu zeigen. Sodann giebt er (§. 5.) seinen eigenen Begriff von der Wahrheit in folgenden Worten an: „Die ächte Wahrheit, woran die Gesundheit des Seelenlebens haftet, ist die Unwandelbarkeit einer Kenntniß — „(oder, um es mit gleichbedeutenden Ausdrücken zu sagen, „die Unabänderlichkeit, die Währung, die ewige Dauer, „die unveränderliche Bestimmtheit, das so und nicht anders „zusammengesetzt seyn können, der unerschütterliche Bestand, „die unauflösliche Verbindung solcher und so vieler Theile „eines Begriffs.")

Hierüber bemerkt Rec.

1) Daß die Unwandelbarkeit zwar ein Merkmal einer gewissen Art von Wahrheiten ist; daß es aber auch Wahrheiten giebt, die den Charakter der Unwandelbarkeit und Unveränderlichkeit nicht an sich tragen. Wenn ich gegenwärtig, da die Sonne scheint, urtheile: „die Sonne scheint;" so ist ohne Zweifel mein Urtheil wahr. Allein in einem Augenblicke darauf verbirgt sich die Sonne, und ich urtheile nun: „Die Sonne scheinet nicht." Auch dieses Urtheil ist wahr. Es ist sogar möglich, daß die Sonne ganz aufhöre zu scheinen; alsdann würde das Urtheil: „Die Sonne scheint nicht," in seiner ganzen Schärfe wahr seyn. Wo ist die Unwandelbarkeit, die ewige Währung dieser entgegengesetzten Urtheile? — So verhält es sich mit allen zufälligen Wahrheiten: was jetzo wahr ist, ist es in einem andern Zeitpunkte nicht mehr. — Wollte der Verf. einwenden, daß dieses keine eigentliche Wahrheiten seyen: so würde er den Sprachgebrauch, auf den er sich doch zu stützen vorgiebt, gegen sich haben; denn wenn gegenwärtig, da die Sonne scheint, Jemand auftráte und sagte: „Das Wetter ist trüb;" so würde Jedermann sagen: das ist nicht wahr.

2) Dadurch, daß der Verf. die Wahrheit in die unauflösliche Verbindung der Theile eines Begriffs setzt, schließt er die einfachen Begriffe von dem Gebiete der Wahrheit aus. Auch sagt er §. 7. Nr. 1. ausdrücklich, daß nur eine zusammengesetzte Vorstellung Wahrheit haben könne. Allein der Grund hiervon ist gar nicht einzusehen: denn wenn die zusammengesetzten Begriffe wahr sind; warum sollen es die einfachen nicht seyn? Das Merkmal der Unwandelbarkeit kommt ja den letztern eben so gut, ja noch mehr zu, als den erstern. Alles was der Verf. §. 7. dagegen vorbringt, beweiset lediglich nichts. Wenn der Verf. ebendas. zu Begründung seiner Meinung sagt, daß „eine Kenntniß, die sich „soll wahr denken lassen, auch als falsch oder zweifelhaft „müßte gedacht werden können:" so unterstützt er eine unrichtige Behauptung durch eine Ungereimtheit, die in einer verbesserten Logik sehr übel figurirt; denn es ist doch offenbar, daß etwas nicht als wahr und als falsch zugleich gedacht werden kann. Hat er etwas anders sagen wollen: so hätte er sich anders ausdrücken sollen. — Der Verf. führt S. 132 — 136. die Kategorieen, die er die Urverständnisse

nennt, als eine Hauptklasse von Wahrheiten an. Diese Begriffe aber sind einfach. Wie kann also der Verf., ohne inkonsequent zu seyn, die einfachen Begriffe aus dem Gebiete der Wahrheit ausschließen? —

3) Aber nicht nur die einfachen Begriffe, sondern auch alle von dem Verf. sogenannte beliebige imaginäre Begriffe schließt er von dem Gebiete der Wahrheit aus. Als Beyspiel führt der Verf. S. 125. den Begriff eines Vierecks an, und fragt: „Was nöthiget uns, von unsern vorräthigen „Kenntnißtheilen solche und so viele in den Begriff von einem „Viereck zusammen zu nehmen? Wir uns selbst mit unserm „Vorsatze. Ist also unser konstruirter Begriff unabänderlich? „Wir können ihn ändern, wenn es uns beliebt. Ist er aber „zu ändern? Wir verändern ihn nur, wenn es uns gefällt." Diesemnach wären die Begriffe der geometrischen Figuren weder wahr, noch falsch; weil ich statt einer durch drey Linien begränzten Fläche, eine andere mit vier, statt dieser eine mit fünf, u. s. w. denken kann. Allein wer sieht nicht, daß alles dieses verschiedene Begriffe sind, und daß, wenn ich statt eines Dreyecks ein Viereck denke, ich mir ein anderes Objekt vorstelle? Ein Begriff ist immer und nothwendig, was er ist; und wenn ich ein oder das andere Merkmal von ihm wegnehme, und es durch ein anderes ersetze: so erhalte ich einen andern Begriff. So verhält es sich mit einer Menge Begriffe auch in andern Wissenschaften, z. B. in der Moral und in der Rechtslehre. Den Begriff der Lüge kann ich in den der Verläumdung, und den Begriff des Diebstahls in den des Raubs verwandeln. Genau zu reden, verwandle ich einen Begriff nicht in einen andern, sondern ich gebrauche bloß einen Begriff, um durch Abstraktion, Hinzufügung neuer Merkmale, u. s. w. einen andern Begriff zu finden; denn jeder mögliche Begriff ist nothwendig und unveränderlich. Ich kann sogar Begriffe, die sich auf existirende Objekte beziehen, gebrauchen, um andere Begriffe daraus zu bilden. So könnte ich aus dem Begriff des Menschen, als eines organischen, beseelten und vernünftigen Wesens, die Begriffe von Thier und Pflanze bilden, wenn auch keine Thiere und Pflanzen vorhanden wären. Rec. würde ferner den Verf. fragen, ob der Begriff, den sich Leibnitz von den Polypen formirte, noch ehe diese Art Insekten entdeckt war, Wahrheit hatte oder nicht. Hatte er Wahrheit, je nun, so sind auch

ima-

imaginäre Begriffe wahr, die auf eine beliebige Art (jedoch nach einer gewissen Analogie) formirt werden. Behauptet aber der Verf., daß der Begriff von den Polypen erst seine Wahrheit erhielt, als dieses Insekt entdeckt wurde: so muß er seinen Begriff von der Wahrheit aufgeben, und sagen, daß Wahrheit in der Uebereinstimmung unserer Vorstellung mit einem vorhandenen Objekt bestehe. Diesen Begriff verwirft er aber ausdrücklich (S. 97 — 105.) — Der Verf. wird vielleicht sagen, daß dergleichen Begriffe nicht ganz beliebig durch die Imagination, sondern daß sie von dem Verstande nach gewissen Regeln gebildet werden. Ganz richtig: allein die geometrischen Begriffe werden auch nicht ganz beliebig durch die Imagination, sondern vom Verstande nach gewissen Regeln gebildet; und doch schließt sie der Verf. von dem Gebiete der Wahrheit aus. Die Begriffe von 2, 3, 4, 5, u. s. w. die von einem Dreyeck, Viereck, Fünfeck, u. s. w. sind von ganz anderer Art, als die Begriffe von einem geflügelten Pferd, von einem goldnen Berg, von einem Centaur, u. s. w. Dieß sind eigentliche Geschöpfe der Einbildungskraft; auf sie paßt der Ausdruck: imaginär; auf die Begriffe der Mathematik paßt er nicht.

4) Welches sind nun aber die Kenntnisse, die man wahr oder falsch nennen kann? — Der Verf. giebt uns §. 8. eine Klassifikation derselben, mit der er aber selbst nicht ganz zufrieden zu seyn scheint; und in der That sieht Rec. nicht ein, wie eine oder die andere Art sich mit seinem aufgestellten Begriffe von der Wahrheit vereinigen läßt. So zählt er auch Gedanken, die auf nicht vorhandene, bloß gedachte Objekte gehen, unter die Wahrheiten. Ist ein Tausendeck nicht ein bloß gedachtes Objekt? und doch hat der Verf. oben dergleichen Begriffe aus dem Gebiete der Wahrheit ausgeschlossen. — Und wie steht es um die Ideale, die bloß gedacht werden, und denen kein wirkliches Objekt gegeben werden kann? Haben sie keine Wahrheit? — Der Verf. zählt S. 152. den Begriff von einer an ein würdiges Leben geknüpften Seligkeit, unter die Wahrheiten. Unter welche Klasse von Wahrheiten gehört dieser Begriff? und worin ist er von dem Begriff eines geflügelten Pferdes unterschieden? — besteht etwa seine Wahrheit bloß darin, daß er postulirt wird? — Dieß würde ein sehr schwankendes Merkmal der Wahrheit seyn.

5) Der Verf. zählt (S. 322.) auch die einzelnen Begriffe, d. i. die Vorstellungen von Individuen unter die wahren Begriffe. Wie steht es hier um die Unwandelbarkeit, und um die ewige Währung? Bey einem Individuum ist ja ein beständiger Ab- und Zufluß von Bestimmungen, und mit diesen ändert sich auch unsere Vorstellung von demselben; wie kann man also behaupten, daß die Vorstellung von einem Individuum unwandelbar, und ihre Theile in einer unauflöslichen Verknüpfung seyen? — Alles, was der Verf. S. 323. hierüber sagt, beweiset bloß seine Verlegenheit, hier seinen Begriff von der Wahrheit zu retten.

6) Der Verf. gebraucht bey dieser Materie häufig das Wort: Objekt, ohne es zu erklären; und doch ist es in der Lehre von der Wahrheit von großer Wichtigkeit. Was ist das Objekt von dem Begriffe eines Dreyecks, einer Ursache, einer Kraft, einer der Moralität proportionirten Glückseligkeit, u. s. w.? Der Verf. sagt S. 432. daß ein Begriff, der seinen Gegenstand als nirgendwo und nirgendwann, als habend, und doch ohne Eigenheiten hinstellte, obschon nicht innerlich ungereimt, doch undenkbar seyn würde. Diesemnach würden eine Menge Begriffe, und besonders die von den Noumenen, die man weder in den Raum, noch in die Zeit setzen kann, undenkbar seyn. — Der Verf. hat das Wort Objekt eben so schwankend gelassen, als es in der Kantischen Philosophie ist, die er doch verbessern will.

Diese Reflexionen werden, glauben wir, hinlänglich seyn, um den Verf. auf das Mangelhafte seines Begriffs von der Wahrheit aufmerksam zu machen. Der Verf. sagt S. 75. daß Pontius Pilatus heute noch, nach Prüfung aller Logiken, die Logiker mit treffendem Hohne fragen dürfte: „was ist Wahrheit?" Rec. besorgt aber, daß Pontius Pilatus, nach Lesung und Prüfung der Logik des Verf. diese Frage noch immer aufwerfen dürfte. — Die alte Erklärung von der Wahrheit, nach welcher sie in der Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit den vorgestellten Objekten besteht, hat freylich ihre Schwierigkeit, wenn man sie auf die Verstandesobjekte anwenden will; allein bey den sinnlichen und Erfahrungsgründen ist ihre Richtigkeit einleuchtend. Dadurch ist schon viel gewonnen. Ihre Anwendbarkeit auf unsinnliche und übersinnliche Objekte ist hernach Sache der Theorie und des Systems.

Was

Was die vorliegende Logik hauptsächlich von der Kantischen und andern neuen Logiken unterscheidet, ist die ausführliche Abhandlung der Lehre von der (eigenen und fremden) Erfahrung. Man weiß, wie die Kantianer über diese Lehre hinschlüpfen; sie scheinen sie zu perhorresciren. — Der Verf. widmet ihr das ganze erste Hauptstück von S. 156 — 291; und Rec. ist damit sehr zufrieden. Freylich war dem Verf. durch die Logik des Reimarus, und andere gute Logiken aus der Wolffischen Schule, das Meiste schon vorgearbeitet. Er hat diese Lehre nicht nach der Tafel der Kategorieen abgehandelt; wofür ihm Rec. vielen Dank weiß. Dagegen hat er sein zweytes Hauptstück, wo er von den qualitativen, quantitativen, relativen, und modalen Verständnissen handelt, ganz nach der Kantischen Kategorientafel gemodelt. Rec. hat sich durch dieses weitläuftige, mit unzähligen Divisionen und Subdivisionen angefüllte Hauptstück nur mit Mühe durchgearbeitet; und doch blieb Vieles unverständlich, denn der Verf. verbindet sogar mit den Kantischen Kunstwörtern oft ganz andere Begriffe als Kant. Um hiervon nur ein Beyspiel zu geben, so drückt das Wort: Modalität, in der Kantischen Philosophie, das Verhältniß einer Erkenntniß zu dem Erkenntnißvermögen; bey dem Verf. aber die verschiedenen Arten der Abhängigkeit einer Wirkung von der Kraft aus. (§. 156.) So muß man, nachdem die Philosophie in neuern Zeiten revolutionirt worden, mit jedem philosophischen Lehrbuch eine neue Sprache, oder mit den neuen Kunstwörtern immer wieder andere Begriffe verbinden lernen; — und denn bleibt der Begriff doch oft wieder schwankend!

Ein Antipode von allen bisherigen Logiken ist die vorliegende Logik in Ansehung der Syllogistik, wovon keine Spur darin vorkommt. Warum der Verf. die Lehre von den Vernunftschlüssen, die man bisher für einen wesentlichen Theil der Logik gehalten, gar nicht abgehandelt hat, kann Rec. nicht einsehen. Er giebt nicht einmal in der Vorrede einen Grund von dieser Weglassung an, so daß es beynahe scheint, er habe sie vergessen. Oder hält er sie etwa für notorisch-unnütz? — Wie dem auch sey: so hält Rec. eine Logik, in welcher die Gesetze des Schließens nicht entwickelt und bewiesen sind, keinesweges für eine verbesserte, sondern für eine mangelhafte Logik.

S. 358. wird in einem Beyspiel von der Subordination der Begriffe, der Begriff des Menschen in den von Mann und Weib, und der vom Mann in den vom Mädchen und Jüngling eingetheilt. Dieß ist entweder ein Druckfehler, oder der Verf. hat hier eine kleine Abwesenheit gehabt; denn Mädchen ist keine Species vom Mann. —

Daß übrigens der Verf. eine eigne seltsame scholastische Terminologie erfindet und liebt, werden unsere Leser schon aus seinen vorhergehenden Schriften wissen. Man könnte ein kleines Wörterbuch davon machen. Hier nur eine Probe: Anheiten, Inheiten, Außerheiten, außerhaltig, Insesyn, Inhaften, ein Insichhabendes, die Urinlage, der Urinstånder, u. s. w. Bey welchen zwey letztern Wörtern, da sie hier nur außer der Verbindung angeführt werden konnten, der geneigte Leser zu erinnern seyn wird, nicht etwa Urin-Lage, Urin-Ständer, sondern Ur-Inlage, Ur-Inständer zu lesen.

Hb.

Ueber Denken und Zweifeln. Zur Aufklärung einiger Mißverständnisse in der höhern Philosophie; von Friedr. Ehrenberg. Halle, bey Hendel. 1801. 184 S. 8. 14 gr.

Ein scharfsinniger und neuer Versuch, die neuesten philosophischen Streitigkeiten über den Idealismus, Skepticismus, und Realismus, beyzulegen! Neu, nicht insofern dieser Weg noch nie versucht ist: sondern insofern das von Andern auf ihm Bemerkte von einer Nebenseite, und in allgemeinern Formeln dargestellt wird. Von der einen Seite hat dieß den Vortheil, daß diese Schrift bey den neuesten Philosophen, die sich an das Abstrakteste gewöhnt haben, mehr Eindruck machen wird; von der andern aber auch den Nachtheil, daß sie von den meisten weniger verstanden wird. Die Hauptsumme seiner Philosophie legt der Verf. in der Vorrede gedrängt dar, und diese hat Rec. noch am allerverständlichsten gefunden. „Der Begriff der objektiven Realität," heißt es hier, „scheint „einer der einfachsten und verständlichsten im ganzen System „des menschlichen Erkenntniß zu seyn. Für den natürlichen „und gesunden Verstand ist er es in der That. Gleichwohl „haben

„haben die verschiedenen Bestimmungen, die man von ihm, „je nachdem man ihn unter der einen oder andern Bezie „hung betrachtete, auffaßte, Veranlassung zu Mißverständ- „nissen gegeben, die nicht allein das Studium der neuern „philosophischen Literatur sehr erschweren, indem sie uns „fast jeden Augenblick von einem Standpunkte auf den an- „dern treiben, die nur wenige und entfernte Berührungs- „punkte unter sich haben; sondern auch den Streit des Rea- „lismus und Idealismus, und beyder mit dem Skepticis- „mus, endlos machen müssen. Am allgemeinsten nahm „man das Reale als den Kausalgrund unserer Vorstellun- „gen, ohne sich darüber zu erklären, was man unter einem „solchen verstehe, wie man zu dem Begriffe desselben ge- „lange, und was ein Beweis für einen solchen überhaupt „leisten könne. Der Skeptiker gieng den Dogmatiker an, „zu beweisen, daß unsere Vorstellungen einen Grund ha- „ben, und machte ihm zugleich den Satz des Grundes „streitig, ohne zu bedenken, daß der Gegenstand seiner Fra- „ge, und die Frage selbst dadurch chimärisch würde, und „daß so Etwas nicht das Reale seyn könne, wornach der „Mensch ein so unauslöschliches Verlangen in sich trägt." Hier, sollten wir glauben, hat der Verf. wohl ein wenig über die Schnur gehauen; denn wenn wir aus dem Rea- len alles Kausalverhältniß zu unsern Vorstellungen und Gedanken wegnehmen: so dürfte schwerlich eine Brücke zu ihm aus unserer Gedanken- und Empfindungswelt übrig bleiben. Es wird nämlich dann dieß Reale, wozu es auch der Verf. in der Folge zu machen scheint, das bloße Ob- jekt des Denkens, oder der Stoff desselben, und da ent- steht dann dem Skeptiker die neue Frage: ob das Objekt nicht etwa bloß durch eine distinctio rationis, durch einen leeren Gedankenunterschied, von dem Subjektiven, von sei- ner Form unterschieden sey? Warum soll der Intelligenz nicht auch das Vermögen beywohnen, die Objekte ihres Denkens aus sich selbst hervorzuziehen?

„Hume," fährt der Verf. fort, „bestimmt den Be- „griff der objektiven Realität durch die Prädikate der kon- „tinuirlichen und verschiedenen Existenz, und da hatte er „ganz recht, daß uns keine Impression darüber Belehrung „gebe. Ein sorgfältigeres, und mehr von der Vorstellungs- „art seines Systems entbundenes Nachdenken über diese

„beyden Prädikate, ihren Gehalt, Ursprung, und die Tendenz derselben, würde ihn gelehrt haben, daß sie auch in keiner Rücksicht für die Empfindung gehören. Hume siegte, indem ihm die Gegner nie den Ursprung dieser Prädikate aus der Empfindung als solcher, nachweisen konnten." Die von uns verschiedene Existenz dürfte sich in der Empfindung doch wohl ziemlich klar nachweisen lassen; die beharrliche Existenz aber kann freylich durch die Sinne allein nicht wahrgenommen werden; sie ist aber auch kein Produkt des bloßen Denkens, sondern vielmehr der Empfindung mit Beyhülfe der Erinnerung. Ganz genau genommen indeß ließe sie sich auch im bloßen Empfinden aufzeigen, indem sich zeigen läßt, daß wir nie einen ganz einfachen Zeittheil, sondern immer mehrere derselben zugleich, also einige Beharrlichkeit durchaus wahrnehmen. Unser Verf. räumt also den Gegnern offenbar zu viel ein; und mithin macht er den von ihnen sich herschreibenden Skepticismus und Idealismus furchtbarer, als sie sind.

Seine neue, durch die Veranlassung erzeugte Theorie, baut nur alles auf das Denken, und es blieb wohl kein anderer Weg übrig, zur Realität unserer Gegenstände zu gelangen, als im Denken selbst, nachdem der Weg vom Empfinden aus unbrauchbar erfunden war. „Es kommt hier vorzüglich darauf an," fährt der Verf. fort, „das Denken, seinem reinen logischen Wesen nach, in seinem Unterschiede vom Erkennen und von allen Gesetzen, die ihm vom letztern her durch den Erfahrungsgebrauch ankleben mögen, und vom Skepticismus aus immerfort in Anspruch genommen werden, abgesondert ins Auge zu fassen. Durch diese Absonderung des Denkens von dem was gedacht, und mithin dem Denken, ohne allen Beweis, der durch Denken geführt werden müßte, schlechthin vorausgesetzt wird, ergäbe sich vielleicht ein Begriff vom Realen, der der eigentlich ursprüngliche wäre, über den sich Skeptiker und Dogmatiker leicht vereinigen könnten, von welchem aus sich die verschiedenen Begriffe davon erklären, und der Streit dadurch ausgleichen ließe, daß die Gränzen des Denkens sowohl als des Zweifelns von beyden Parteyen anerkannt würden. Das ist es, womit die gegenwärtige Schrift sich beschäfftigt." An dem Gelingen dieses Versuches zweifeln wir bis jetzt noch sehr. Aus der Natur des Denkens allein wird schwerlich mehr als ein

ideales Objekt, mithin eine ideale Realität hervorziehen, und dieser neue Mittelweg wird schwerlich umhin können, sich in die große Straße des transcendentalen Idealismus zu verlieren. Von diesem Idealismus ist sogar schon die pomphafte Ankündigung des Standpunktes dieser Schrift entlehnt. „Er „liegt, heißt es, über alle Philosophie hinaus. Denn diese „Schrift soll das Philosophiren selbst erklären, seinen Werth, „seine Möglichkeit, sein Verhältniß zum wahrhaft Realen, „und zur Befriedigung des Menschen ausmitteln. Was ist „Denken? Wohin strebt der Mensch denkend, was kann er „denkend erreichen, und was muß er unabhängig vom Den„ken anerkennen? Wie entsteht im Gedanken der Zweifel? „Worin hat er sein Wesen? In wie viele Arten zerfällt er? „Hat er Gränzen, und wodurch sind sie bestimmt? Wie wirkt „er auf den verschiedenen Standpunkten des gemeinen und „philosophischen Denkens? Wie verhält er sich zur Ueberzeu„gung und Beruhigung des Menschen? Diese Fragen sind es „ohngefähr, deren Beantwortung hier versucht wird.“ Was die Höhe dieses Standpunktes anbetrifft: so nehmen wir uns die Freyheit, eine Gegenbemerkung zu machen; die Natur des Denkens soll hier entwickelt werden; wo aber geschieht das anders, wo muß das anders geschehen, als in der Seelenlehre, die offenbar ein Theil der Philosophie ist? Aber das Philosophiren selbst soll ja hier erst erklärt werden! Mag es! Die Sache ist diese: ehe man das Philosophiren erklären kann, muß man schon angefangen haben zu philosophiren, wie man überhaupt keine Sache eher erklären kann, als bis man sie vor sich hat; wenn man nicht willkührlich erklären, und in die Gefahr gerathen will, Centauren oder Sphinxe zu erklären. Vor dem Philosophiren wird der Begriff des Philosophirens hypothetisch angenommen, bis man ihn aus der Seelenlehre seine Realität verschaffen kann, falls man nämlich es nöthig findet, die Philosophie mit einem Begriffe von ihr anzufangen. Will man dieß nicht: so setzt man sich in die Nothwendigkeit, eine Philosophie vor dem Philosophiren und vor der Philosophie selbst anzunehmen; denn was sind die gegenwärtigen Untersuchungen anders, als Philosophie? Die Frage: wohin strebt der Mensch denkend? erlaube uns der Verf. vorläufig nach unserer Weise zu beantworten, weil vielleicht daraus erhellt, daß er sich hierüber nicht hinlänglich belehrt hat, und daher in den Fehler mancher Philosophen gefallen ist, mit abstrakten Worten zu spielen,

ken, den wir an dieser Schrift mehrmals glauben bemerkt zu haben. Aus unserer inneren Welt die äußere zu übersehen, und sie nach uns, und uns nach ihr zu lenken, das ist der Hauptzweck alles Denkens; woraus denn von selbst hervorgeht, daß der Denkkraft vornehmstes Bemühen dahin gerichtet ist, zwischen unsern Vorstellungen, Urtheilen, Raisonnements, und der Erfahrung Uebereinstimmung zu bewirken.

Die Hauptsumma seiner Theorie giebt der Verf. folgendergestalt an: „sondert man das Denken von allem, was ihm „nicht als Denken, angehört: so bleibt uns für die Bestim„mung desselben nichts übrig, als ein Gleichsetzen ins Unend„liche, ein Auffinden von Verhältnissen, und ein Ordnen „derselben unter immer höhere, von denen das des Denkens „zu sich, selbst als einem Gedachten, das höchste ist; weil „unter ihm, als dem allgemeinsten Prädikate, alles im Ver„stande Befindliche enthalten seyn muß. Das Denken ist leere „Form, Tendenz zur Einheit, an sich ein reines Nichts, un„vermögend durch sich selbst, weder ein Gedachtes zu werden, „noch zu bewirken. Ihm gegenüber steht nothwendig ein „Reales, als dasjenige, was den Gedanken Inhalt und „Bedeutung giebt, das Denken zum Denken eines Etwas „macht, durch kein Denken als solches, bewiesen werden kann, „indem dieses nie aus sich selbst heraus tritt, sondern lediglich „durch die Einsicht der Leerheit alles bloßen Denkens aner„kannt wird. Dieß Reale ist, bestimmt durch den Gegen„satz des Denkens als des Idealen, weder Vorstellung, noch „Grund der Vorstellung; sondern dasjenige, was sich nach„her, wenn darüber gedacht wird, in Vorstellung und Ge„genstand theilt; was aber den Menschen ganz befriedigt, „wenn er sich über sich selbst aufklärt. So entsteht uns im „Verhältnisse des Gedankens, als des Idealen zur Erkennt„niß, als dem Realen, ein ursprünglich subjektives und ob„jektives, welches nothwendig dem abgeleiteten, das nachher „wieder im Objektiven (der Erkenntniß) als Vorstellung und „Gegenstand unterschieden wird, zum Grunde gelegt werden „muß, wenn dieses uns nicht irre führen soll. Der Gedanke „ist bloße Form, an sich nichts. Es giebt ein Reales, das „ihn ausfüllt, sich dem Idealen einformt, und ihm, je nach„dem es sich näher zu ihm hält, oder weiter von ihm entfernt, „mehr oder weniger von dem Werthe des Realen ertheilt. „Ist das Reale einmal in den Gedanken aufgenommen: so

„läßt

„läßt es sich in ihm wieder finden, durch Denken beweisen.
„Aber nicht mehr als das ursprüngliche Reale. Es ist nun
„selbst ideal geworden." Wir legen dem Verf. hierüber einige Bemerkungen zur fernern Prüfung vor. Das Ordnen der Verhältnisse unter immer höhere scheint uns dem Denken nicht ursprünglich anzugehören. Wir bilden allgemeine Begriffe und Sätze, weil wir die endlose Mannichfaltigkeit der einzelnen Erfahrungen nicht übersehen und im Gedächtnisse aufbewahren können; wir subordiniren sie einander, um sie in der Geschwindigkeit alle bey der Hand zu haben, um sie besser in Uebereinstimmung mit einander zu bringen. Das Denken ist also an sich keine Tendenz zur Einheit, kein Gleichsetzen des Entgegengesetzten, wie es der Verf. in der Folge auch nennt; sondern bloß ein Bestimmen der Verhältnisse; gleichwohl spielt dieser Begriff in der ganzen nachherigen Theorie eine Hauptrolle, und wird als der einzige alles erschöpfende angenommen. Hierdurch wird diese Theorie einseitig; sie wird aber auch dunkel; denn hat man dieß nicht genau in acht genommen, oder verbindet man mit dem Denken einen andern und gewöhnlichen Begriff: so begreift man von dem meisten nachher in der Schrift Gesagten nichts. Dem Denken steht ferner freylich ein Gedachtes gegenüber; aber ob dieß gerade ein Reales ist, das eben ist die Hauptfrage! Kann es nicht auch wieder ein Ideales seyn, wie die neuesten Idealisten behaupten? Der Name macht nicht die Sache; das Nämliche, was unser Verf. ein Reales nennt, benamen die transcendentalen Idealisten ein Ideales, und suchen zu zeigen, daß es nichts anders als eine besondere Modification des Denkens sey. Wie der Verf. gegen diese sich behaupten, und rechtfertigen will, daß es mehr als bloße Idee ist, sehen wir nicht ab; sehen also auch nicht ab, wie er glauben kann, jenen Idealismus gründlich widerlegt, und einen neuen Weg zur Realität gefunden zu haben. Andere Philosophen haben gesucht, die hier vorhandene Lücke zu füllen; weil sie aber sich einer gewöhnlichen und faßlichen Sprache bedienten: so hat man sie nicht geachtet, indem man heutzutage in der Philosophie nichts als das Ungemeine will, und was nicht in ungemeiner Gestalt erscheint, gleich von vorn als alt und alltäglich verwirft. Noch mehr, der Verf. leitet das Reale hier aus der bloßen Natur des Denkens ab; gesteht aber dabey selbst, daß das Reale im Denken nur als Ideales gefunden werde, daß also die transcendentalen Idealisten Recht

haben,

haben, es für ein bloßes Idealses zu nehmen. Nimmt er offenbar zurück, was er vorher gegeben hatte?

Der nächst folgende Schritt scheint indeß das wieder gut zu machen. „Dasjenige, woran das Reale erkannt wird, „und womit sein Wesen bezeichnet ist, ist das Gefühl. Im „Gefühle wird es ergriffen, man kann auch sagen, es stellt „sich im Gefühle dar. Die Ueberzeugung dieses Gefühles „auszudrücken, giebt es noch kein treffenderes Wort, als „ursprünglicher Glaube. Durch dieses Gefühl des Wahren „und Wirklichen unterscheidet es sich vom bloßen Gedanken. „Es ist dieses Gefühl aber ganz etwas anders, als die Humi„sche Impression.“ Das haben auch andere Philosophen gesagt; sie haben aber zugleich zu zeigen gesucht, wie dieses Gefühl zu Stande kommt; und wie es in der Art unserer Empfindung schon enthalten ist. Der Verf. nimmt das Gefühl ohne weiteres als den einzigen Bürgen der Realität an; und giebt dadurch den transscendentalen Idealisten eine nicht unbeträchtliche Blöße. Diese nämlich räumen das Gefühl ein; suchen aber es aus einer gewissen Nothwendigkeit des Denkens, und aus einer Hemmung der denkenden Selbstthätigkeit herzuleiten. Wodurch werden wir belehrt, daß sie darin nicht Recht haben? Das bloße Gefühl, ohne weitere Rechtfertigung, werden die Idealisten nicht als entscheidenden Richter anerkennen, weil sie es für trüglich halten zu können glauben. Freylich demonstriren läßt sich die Richtigkeit dieses Gefühles nicht; aber es lassen sich doch Gründe aufstellen, durch die es über die idealischen Theorien siegt, und die ihm ein Uebergewicht von Glaublichkeit verschaffen. Es erhellt hieraus, daß diese neue Vertheidigung des Realismus gegen den Idealismus nicht Stand halten kann; und daß man am Ende zu derjenigen Art der Vertheidigung zurückkehren muß, welche die heutige Philosophie ganz verworfen zu haben scheint. Nur muß man sich dabey wohl bescheiden, eine apodiktische Gewißheit nicht, sondern bloß eine überwiegende Wahrscheinlichkeit erreichen zu können.

Noch mehr scheint dieß aus folgendem Zusatze unsers Verf. hervorzugehen: „Der Begriff eines Dinges an sich, als Kausalgrund der Vorstellung gedacht, ist ein leeres Mißverständniß: die Philosophie kann kein Ding in dem angegebenen Sinne beweisen.“ Fast fürchten wir, der Verf. räumt

den Gegnern zu viel ein; läßt sich so etwas nicht beweisen, wie wollen wir dem transcendentalen Idealismus entgehen? Ist nicht unvermeidlich, alles nichts als unsere Vorstellung, sobald es außer uns keinen Kausalgrund der Vorstellungen giebt? Und was hilft uns denn die kontinuirliche und verschiedene Existenz, die wir beym Ergreifen unmittelbar vornehmen? Wird nicht auch sie am Ende sich in bloße Vorstellung verwandeln müssen, sobald es von ihr keinen Kausalgrund außer uns giebt? Mit einem Worte, wir unsers Ortes sehen nicht, wie der Verf. dem transcendentalen Idealism entkommen, und seinen neuen Mittelweg zwischen ihm und dem Realism, vor dem Verlieren in die idealische Landstraße sichern will.

Von der Dunkelheit, die unser Verf. mit der neuesten Art zu philosophiren gemein hat, ist oben gelegentlich schon gesprochen; wir setzen jetzt auch die willkührlichen, und unerwiesenen Behauptungen hinzu, nebst dem eigenmächtig veränderten Sprachgebrauche, als Mitursachen dieser Dunkelheit. „Alles Denken, so hebt der erste Abschnitt an, abgesehen von den Richtungen, die ihm von außen her, für seine Anwendung kommen mögen, ist Synthese und Analyse, „Involution und Evolution, Verknüpfen und Auflösen, Zusammenstoßen und Zerlegen, Abstrahiren und Reflektiren „über das, in Beziehung zu dem, wovon man abstrahirt „hat.“ Gerade das Eigentliche des Denkens, das Wahrnehmen der Verhältnisse, wird hier übergangen, vielleicht weil es zu gewöhnlich ist. Die Synthese ferner würden wir zu den eigentlichen Aeußerungen des Denkens nicht rechnen, weil sie hauptsächlich ihren Sitz im vorstellenden Vermögen, und zum Theil auch in der Sinnlichkeit selbst hat; wenigstens was die ursprünglichen Synthesen anbetrifft; wenigstens würden wir, da hierüber Zweifel obwalteten, sie zu den charakteristischen Wirkungen des Denkens nicht gezählt haben. Unserer Einsicht nach, gehören alle die Dinge, wodurch hier das Denken beschrieben wird, zu den Richtungen, welche dem Denken von Außen gegeben werden; die ersten und meisten Synthesen kommen aus sinnlichen Eindrücken, und das Abstrahiren, und das Bilden allgemeiner Begriffe entspringen aus der Einschränkung des Vorstellungsvermögens, und aus der Art wie uns die Gegenstände gegeben werden. Hieraus kann nicht umhin eine beträchtliche Dunkelheit hervorzugehen;

hen; wie sie aus jeder willkührlich vorgekommenen Aenderung der Begriffe allemal entspringt. Auch die Bedeutung der Synthese und Analyse ändert der Verf. willkührlich; bisher hat man es Analyse genannt, wenn der Verstand aus niedern Begriffen zu höhern hinaufsteigt; Synthese, wenn er von den obern zu den niedern herabsteigt; unser Verf. nennt hingegen das erstere Synthese, und das letztere Analyse, noch dazu ohne die Abweichung bemerklich zu machen, die man erst hinterher, nach dem Durchlesen mehrerer Seiten allmählig gewahr wird. Indem er beyde diese Operationen für die wesentlichen Beschäfftigungen des Denkers, ohne Beweis, und ohne hinlänglichen Grund nimmt, gelangt er zu dem Anfangs auffallenden, jedem Andern nicht sehr verständlichen, und dabey unhaltbaren Grundsatze, daß die Tendenz des Gedankens darin besteht, „das Mannichfaltige in Einem, das „Verschiedenartige im Identischen darzustellen. Das All in „Einem zu begreifen, und aus dem Einen, das All wieder „herauszuwickeln, ist das Ideal, wohin es strebt, und das „mehr oder weniger in jedem einzelnen Produkte des Den„kens ausgedrückt ist." Wenn wir die Urtheile betrachten, worin von Gegenständen Aehnlichkeit, oder Verschiedenheit, ein Kausalverhältniß, oder eine Succession, u. s. w. ausgesagt wird: so können wir hierin diese Tendenz nicht erblicken. Auch strebt unser menschliches Denken hiernach nicht als Denken, sondern bloß um uns die Uebersicht der Außenwelt zu erleichtern, und uns ein, unsrem eingeschränkten Vorstellungsvermögen angemessenes, Miniaturgemälde derselben zu entwerfen. Wenn der Verf. aus diesem willkührlich angenommenen Grundbegriffe des Denkens seine andern Aeußerungen herzuleiten sucht: so kann ihm dieß natürlich nicht gelingen, und muß unvermeidlich auf leere Wortphilosophie führen; die aber deßwegen zugleich mit stygischer Finsterniß umhüllt ist. Wir wenigstens verstehen nicht, was es sagen will: „daß dadurch, „daß die Analyse den Gang der Synthese rückwärts geht, „Verhältnisse im Gedachten entstehen." Allem Ansehen nach will der Verf. damit behaupten, daß alle Verhältnisse daher entstehen; und daß also die Verhältnißgedanken aus jenem Princip hervorgehen. Er rechnet dieß zwar durch a b c, α β γ, und d d d vor; aber wir verstehn es darum nicht besser, und hätten gewünscht, es in einem bestimmten Beyspiele anschaulich gemacht zu sehen. Aus welcher Analyse und Synthese gehen denn die Verhältnisse hervor, daß roth und grün ähnlich,

zugleich

zugleich aber auch verschieden sind; daß schwarz und weiß sich entgegenstehen? Einseitig und unhaltbar ist daher auch der hierauf gebaute Grundsatz, „daß alles Denken absolute Iden„tität, und mithin das oberste Princip alles Denkens A = „A, oder idem est idem ist." Dieß findet nur statt, wenn man niedere Begriffe in einen höhern verwandelt, und das idem im Individuellen herauszieht; aber auch da nicht einmal in völliger Strenge; denn die niedern Begriffe werden doch dem höhern nicht vollkommen gleich gesetzt, noch als allem Individuellen gänzlich gleichgeltend angesehen. Wir sind uns doch immer bewußt, daß der Triangel überhaupt kein rechtwinklichter ist. Aus diesem Grundsatze sucht er sogar den Satz des Grundes so herzuleiten: „Das Denken findet sich „nie in seiner Reinheit, überall mit einem Mannichfaltigen, „das auf die Einheit zurückgeführt ist, und in welches sich die „Einheit wieder auflösen läßt. Mit Hinsicht auf dieses Man„nichfaltige verwandelt sich der Satz der Identität in den be„kannten logischen Satz des Grundes, B durch A, weil in „ihm sich findet a = A. In und durch A ist B gesetzt, B ist „für das Denken weil A ist. Die Synthese steigt von B, „dem niedern Begriff zu A, dem höheren, in A findet also „die Analyse B wieder. Ohne vorhergehende Synthese ist der „Satz des Grundes leer, und sagt nicht mehr und nicht we„niger als idem est idem." In A findet die Analyse offenbar B nicht wieder; in dem Begriff des Dreyecks allein, wenn mit ihm keine besondern Dreyecke gegeben sind, wird man das rechtwinklichte Dreyeck nicht finden. Denn aus dem Begriffe, Figur aus drey Linien allein, läßt sich nicht abnehmen, ob diese drey Linien sich dergestalt zusammensetzen lassen, daß sie einen rechten Winkel enthalten. So findet man im Begriff des Menschen allein den Mohren nicht, man kann eben so gut auch rothe, blaue Menschen in ihm finden; und aus ihm allein nicht entscheiden, ob die schwarze Farbe mit seinen übrigen Stücken vereinbar ist. Die specifischen Differenzen werden ja aus dem obern Begriffe vertilgt, und sind nicht in ihm eingewickelt. Wir haben diese Bemerkungen machen zu müssen geglaubt, weil der Verf. über diesen Gegenstand ein ausführlicheres Werk schreiben will, damit er Anlaß bekomme, die mehreren Lücken seiner Theorie besser auszufüllen. In der Hauptsache sind wir übrigens mit ihm einverstanden.

Hw.

Reden — größtentheils bey Gelegenheiten (,) bey welchen sie zwar im achtzehnten Jahrhundert geschrieben werden konnten, wohl aber erst im neunzehnten Jahrhundert gehalten werden dürften. Vom Verf. der Peripatetiker. Ohne Verlagsort. 1801. 363 S. 8.

»Eine der Hauptursachen, aus welcher durch alles öffentliche Lehren noch so wenig — wie es wenigstens den Anschein »hat — moralische Bildung befördert wird, scheint mir hauptsächlich darin zu liegen (sagt der Verf. in der Vorrede), »daß alle öffentliche moralische Vorträge nicht individuell genug sind, und es, ihrer Natur nach, auch »nicht seyn können. Der Religionslehrer kann ohnmög»lich (unmöglich) — wenigstens auf der Kanzel nicht — die »Fehler jedes besondern Standes, Alters, u. s. w. bis »auf die kleinsten Züge schildern und rügen, ohne sich, den, »ihm und der Wirkung seiner Arbeiten sehr nachtheiligen Vor»wurf zuzuziehen, er bringe Persönlichkeiten auf die »Kanzel. Ja, oft würde er sich der Gefahr aussetzen, »daß ihm von seinen Vorgesetzten Stillschweigen dar»über geboten würde.« — Es bleibe also, wie der Verf. weiterhin in der Vorrede sagt, für viele Fälle, nur der Weg schriftlicher Belehrung übrig, und dieß hat ihn denn bewogen, diese Reden zu schreiben, die nichts enthalten, was nicht ohne alle Gefahr, auch im achtzehnten Jahrhundert hätte öffentlich gesagt werden können, wenn gleich nicht von der Kanzel, wo man freylich nicht gewohnt ist, solche Reden zu hören; und wenn der Verf. auf den Titel sagt, daß sie wohl erst im neunzehnten Jahrhundert gehalten werden dürften; so ist auch dieß wohl nur von der Kanzel gemeint, und darin kann er Recht haben.

Die Reden sind folgenden Inhalts; 1) Grundsätze zur richtigen Lenkung des Ehrtriebes. 2) Ueber den Mißbrauch des größeren äußeren Ansehens zum Nachtheil Anderer. 3) Ueber Härte im Urtheilen und Handeln. 4) Ueber den Hang, die Gesinnungen und Handlungen unserer Nebenmenschen kennen zu lernen. 5) Ueber das beste Verhalten bey Einschränkung der Religionsfreyheit. 6) Es ist unsere Pflicht, der Wahrheit wegen, keine Aufopferung zu scheuen. 7) Das

Ver-

[illegible] in Zeiten; wenn (wo sie) reinere Religionsbegriffe verbreitet werden. 8) Das Wohlthätige der Abwechselung der Jahrszeiten. 9) Die Pflicht, das Gute anderer Menschen bekannt zu machen. 10) Die Hauptbestimmung des Menschen ist nicht Glückseligkeit, sondern Tugend. 11) Ueber üble Laune. 12) Die Würde des Menschen, als vernünftiges Wesen.

Die neunte Rede hat Rec. vorzüglich gefallen, und es wäre zu wünschen, daß sie von vielen Lesern beherzigt werden möchte; damit unsere gesellschaftlichen Cirkel, neben einer anständigen und bildenden Unterhaltung, auch den Vortheil gewähren mögen, daß wir zur Nachahmung der Tugenden Anderer uns aufgefordert fühlen.

Da der Verf. zur Fassung seiner Gedanken die Form der Rede wählte: so waren einige Wiederholungen, wenn er über verwandte Gegenstände in verschiedenen Reden sprach, vielleicht nicht ganz zu vermeiden, indem jede Rede ein Ganzes seyn sollte.

In der zehnten Rede, die sonst viel Gutes und gut Gesagtes enthält, findet jenes Schwanken der Begriffe statt, welches man so oft bemerkt, wenn von der Unvollkommenheit der Glückseligkeitssysteme die Rede ist. Selten bestimmen die Verfasser, wenn sie von dem Einflusse reden, welchen das Verlangen nach eigener Glückseligkeit auf unsre Tugend haben, oder nicht haben darf, genau, ob nur von dem Glücke des irdischen Lebens die Rede sey? oder auch von der Glückseligkeit jenes Lebens, auf das uns die Religion hinweiset? oder von der Glückseligkeit des innern guten Bewußtseyns? Und wenn sie auch irgendwo sich bestimmt darüber erklären: so halten sie sich doch im Verlauf nicht streng an den bestimmten Begriff; sondern reden oft so, daß das Gesagte nur einseitig paßt und wahr ist.

Nachdem der Verf. gesagt hat: daß nicht Glückseligkeit, sondern Tugend die Hauptbestimmung des Menschen sey, fährt er S. 284 fort: „Dieß sehen wir endlich auch daraus: „weil wir sonst keiner wahren Religion fähig wären, wozu „doch — welches ich hier als bekannt voraussetze — Jeder ver„bunden ist.“

„Der Glaube an Gott, als das heiligste Wesen, und „die ewige Fortdauer unseres vernünftigen Geistes sind doch „ohnstreitig (unstreitig) die Hauptwahrheiten der Religion, „und die Grundlage aller übrigen Religionslehren. Von die„sen Wahrheiten können wir aber nicht überzeugt seyn, wenn „wir Glückseligkeit für die Hauptbestimmung des Menschen „halten. Wie können wir Gott als ein heiliges Wesen ver„ehren, wenn wir Alles, was die Menschen nach ihren ver„schiedenen Begriffen von Glückseligkeit thun können, wenn „wir also Lügen, Ungerechtigkeit, Wollust, Raub, Mord, „u. dgl. billigen müßten? — — Würden wir nicht lieber gar „keinen Gott, als einen solchen glauben wollen, der das La„ster begünstigte, der die Menschen so eingerichtet hätte, daß „sie gerade durch das, was sie zur Beförderung ihres eigenen „Glücks thäten, die Erreichung der Hauptbestimmung bey „andern Menschen erschwerten, oder unmöglich machten?“

„Und wie können wir bey dem Gedanken: Glückseligkeit „ist unsere Hauptbestimmung, mit Ueberzeugung die ewige „Fortdauer unsers Geistes erwarten?“ —

Rec. ist gar nicht gemeint, das Glückseligkeitssystem hier umständlich zu vertheidigen. Aber fragen möchte er doch, welcher Lehrer des Glückseligkeitssystems einen solchen Gott gelehrt habe? und was für eine Glückseligkeit es sey, von der die Menschen glauben sollen: sie könne durch Lügen, Ungerechtigkeit, Wollust, Raub, Mord rc. erlangt werden? (Unstreitig doch nur die irdische, oder das sogenannte Glück, oder Scheinglück; denn glauben: man könne durch Wollust, Raub, Mord, u. dgl. seine innere, oder auch die Glückseligkeit jenes Lebens, dessen doch der Verf. hier auch erwähnet, befördern? Das kann doch wohl nur der Wahnsinnn!) Kein vernünftiger Lehrer dieses Systems, hat je Wollust, Raub und Mord, Mittel zu irdischer Glückseligkeit genannt? Wenn er seinem Schüler sagt: werde tugendhaft, damit du glückselig werdest; oder vielmehr: sey tugendhaft, so wirst du glückselig seyn: so verweiset er ihn ja nicht auf Laster, sondern auf Tugenden, als Beförderungsmittel zur Glückseligkeit. Hier bürdet der Verf. dem Systeme der Glückseligkeit wohl Folgen auf, die es nur bey Menschen haben könnte, die, durch Leidenschaften verblendet, an kein System denken, und für die im Augen-

blicken leidenschaftlicher Handlungen jeder Grundsatz, welchem Systeme er auch angehören mag, umsonst da ist.

„Dieß, (nämlich, daß nicht Glückseligkeit, sondern Tugend die Hauptbestimmung des Menschen sey; welches Rec. unter Einschränkungen, und sofern man die Forderungen an den Menschen, wie er doch nun einmal ist, nur nicht gar zu hoch spannt; und Tugend und Glückseligkeit, die sich doch, nach Geschichte und Erfahrung, gewöhnlich geleiten, nicht gar zu scharf trennt, sehr gern zugestehet) »dieß erhellet »aber auch daraus, (fährt der Verf. S. 293 fort,) weil »wir durch Tugend allein der Religion fähig werden. »Wenn wir unter Religion — die für unsern Geist ein noth»wendiges Bedürfniß ist — nicht das Auswendiglernen und »äußere Bekenntniß gewisser Meinungen, die diese oder jene »Parthey (Partey) zur Religion rechnet, oder die Beobach»tung der äußeren Gebräuche des Gottesdienstes; sondern »den wahren Glauben an das Daseyn eines Gottes, als hei»ligen Gesetzgeber, gütigen Regierer und gerechten Richter, »und an die ewige Fortdauer unsers Geistes verstehen: so ist »derselben kein anderer, als der Rechtschaffene, der Gutge»sinnte fähig. — Nur durch die Vorstellung der Tugend in »ihrer größten Vollkommenheit, gelangen wir zu dem Be»griffe eines heiligen Wesens. Nur durch unsere unaus»löschliche Erwartung, einst ein Schicksal, das unse»rer Tugend angemessen ist, zu erhalten, werden wir »in uns den Glauben an einen gerechten Richter und »gütigen Regierer im Reiche der Tugend erwecken.« — Hiernach darf also doch die Erwartung eines Tugendlohnes, die Hinsicht auf ein, unsrer Tugend angemessenes künftiges Schicksal, bey unserem Thun mitwirken? — Aber S. 296 sagt der Verf.: »Wer gute Handlungen bloß deßhalb verrich»tet, um dafür Lob von den Menschen, oder Belohnung von »Gott« — (warum denn dieß ausschließlich zum Bewegungsgrunde gemacht? können nicht andere, die edler sind, daneben stehen? kann nicht, neben der Hinsicht auf den Beyfall der Menschen und Gottes, auch das Wohl meines Nebenmenschen meine Absicht, und vielleicht Hauptabsicht seyn? muß jede tugendhafte Handlung darum verdächtig werden, weil in der Regel meine eigene Wohlfahrt dabey gewinnt? und es nicht unmöglich ist, daß ich diese hauptsächlich dabey beabsichtiget haben kann? —) »es sey nun in diesem oder

»jenem Leben zu erhalten, der handelt doch offenbar eigennü»tzig; und dieser Eigennutz macht ihn aller Belohnungen »unwürdig.«

Hiernach darf also die Hinsicht auf den Beyfall Gottes, auf Belohnung von Gott, auf unser Schicksal im künftigen Leben auf unser Thun nicht mitwirken, denn das wäre ja Eigennutz. Es ist wahr: die Tugend ist schön! göttlich schön! Und hätte sie nicht den so süßen Beyfall meiner Mitbürger für mich im Gefolge, und beförderte sie nicht meine irdische Wohlfahrt; hienge nicht an ihr mein innerer Friede; und hätte sie nicht die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens; und wäre kein Gott und keine Ewigkeit! — dennoch stünde die Tugend da; in eigenthümlicher, unabhängiger, himmlischer Schönheit, stünde sie anbetungswürdig da! Aber für wen? — Für Einen aus Tausenden vielleicht! Einen Blick in's menschliche Leben, und auf den Menschen! nicht, wie wir ihn uns in Abstrakto denken können, und wie Einer aus Millionen seyn mag; sondern wie er ist, und Geschichte und Erfahrung ihn uns giebt. — O! da müssen wir wohl schon gern zufrieden seyn, wenn wir ihn durch die Vorstellung: daß die Tugend seine irdische Wohlfahrt wahrscheinlich, seine innere Glückseligkeit absolut gewiß, fördern, und seine ewige Glückseligkeit als Verheißung im Gefolge haben werde, der Tugend gewinnen; der Tugend, deren glückliche Folgen ihm doch immer etwas entfernt liegen, wogegen ihm seine Sinnlichkeit immer gegenwärtig und fühlbar ist.

Freylich ist es konsequent, wenn die Vertheidiger des strengen Moralsystems, das nur von Sollen und Müssen spricht, alle diese Rücksichten ausschließen. Aber von Zeit zu Zeit, und so oft es nicht geradezu auf Aufrechthaltung ihres Systems ankömmt, pflegen sie selbst auf Gott und Ewigkeit hinzuweisen; und das ist denn eben nicht konsequent.

Auch unser Verf., der S. 296 die Hinsicht auf Belohnung von Gott, auf ein glückliches Schicksal in jenem Leben, bey Opfern, die wir der Tugend bringen, so bestimmt als eigennützig verwarf, und die Tugend, unabhängig von ihren Folgen, nur als Tugend, und aus bloßer Pflicht, geübt wissen wollte, sagt, nachdem er sehr eindringend und schön darüber

zurückgeschrecket hat; daß die Tugend unserer Opfer wohl werth sey, S. 301. — »Und denn haben wir ja auch noch »die beglückende Aussicht auf ein Leben nach dem Tode, in »welchem Gott, als ein gerechter Richter, gewiß jeden »Rechtschaffenen nach dem Maaße seiner Tugend belohnen »wird.« — Also dürfte denn doch dieser Hinblick statt finden, ohne daß unsere Tugend dadurch aufhörte, Tugend zu seyn ?!?

S. 298 sagt der Verf. — »Wir wollen also stets die »erkannten Pflichten deßhalb befolgen, weil es unsere Pflichten »ten sind. Mögen uns auch Armuth, Haß und Verfolgung »der Menschen bey ihrer Ausübung bedrohen, dieß müsse »uns nicht von denselben abhalten» — (Wohl! denn es ist ein Gott der mich kennt, wenn meine Brüder mich verkennen.) — »Wir wollen nie aufhören, Wahrheit zu verbreiten, »wenn uns auch schlechtdenkende Menschen durch Drohungen »und Strafen an dieser Verbreitung hindern wollen« — (Wohl! es ist ja ein Gott, der meine Standhaftigkeit billigt.) — »Wir wollen nie in unsrer Tugend ermatten, wenn »sie auch unser ganzes Glück zerstört.« — (Wohl! es ist eine Ewigkeit, und ein gerechter Gott kann nie mein Schuldner bleiben.) — »Ohne Menschenfurcht, ohne Eigennutz »wollen wir das Gute thun, weil es gut ist, nicht, weil »wir Belohnung dafür erwarten.« — (Aber wenn mich Vernunft und Offenbarung und die Eigenschaften Gottes, so weit ich sie erkenne, auf eine künftige Glückseligkeit, als Folge meiner Tugend hinweisen: so will ich nicht so stolz seyn, diese Mitbewegungsgründe zur Tugend zu übersehen.) »Und »nur dann, wenn wir so denken und handeln, wenn wir uns »bey Erfüllung unserer Pflichten nicht vor denen fürchten, die »den Leib tödten können, wenn wir bereit sind, im Dienste »der Tugend auch unser Leben aufzuopfern; nur dann handeln »wir, wie Menschen, die das Bild der Gottheit sind, geziemt; nur dann können wir unsere Hauptbestimmung erreichen.« — (Wohl! denn ist es ein Gott und eine Ewigkeit!)

Pm.

Ueber Literatur, in ihren Verhältnissen mit den gesellschaftlichen Einrichtungen und dem Geiste der

 Zeit.

Zeit. Ein historisch-philosophischer Versuch der Frau v. Stael Holstein, geb. Necker, nach der neuesten Ausgabe des franz. Originals übersetzt und herausgegeben von Karl Gottfried Schreiter. Leipzig. 1801. Erster Theil. LXXIV und 316 S. Zweyter Theil. 242 S. 8. 2 Rg. 8 gr.

Mit Vergnügen und wahrer Hochachtung begrüßt Rec. dieses treffliche Produkt des Auslandes, nachdem es durch gegenwärtige Uebersetzung auch ein Gut für Deutschland geworden ist, in dieser Bibliothek. Man kann es nicht unparteyischer und richtiger würdigen, als der Herausgeber dieser von zwey ungenannten Gelehrten herrührenden Uebersetzung in dem Vorberichte von 16 Seiten, welchen er vorangeschickt hat, selbst thut. Mit Recht sagt Herr Schr.: „Deutsche Gelehrte werden dieß Werk nicht in der Absicht lesen, um bisher unbekannte Thatsachen oder Aufschlüsse über die alte oder neuere Literatur zu erfahren; aber es wird ihnen Vergnügen machen, zu sehen, wie die Verfasserinn aus dem Vorrathe von Kenntnissen, welcher ihr zu Gebote stand, durch Hülfe einer eignen Art von Geistesgewandtheit, und einer weiblich feinen Beobachtungsgabe, Folgerungen zu ziehen und Ansichten zu eröffnen weiß, zu welchen sich mancher mit einer ungleich größern Masse gelehrter Thatsachen beladene Kopf nicht immer erhoben hat.“ Und S. 14. „Am meisten werden die Freunde des Systems einer fortschreitenden Entwickelung des menschlichen Geschlechtes mit der Verfasserinn zufrieden seyn, die ohne Unterlaß auf die Lieblingsidee zurückkommt, welche sie als das trostreichste Resultat ihrer Forschungen betrachtet, und an der sie mit einer Art von religiöser Glaubenswärme zu hängen scheint; so daß sich ihr Werk in dieser Hinsicht zunächst an das des unglücklichen Condorcet anschließt.“

Das ganze Werk besteht aus zwey Abtheilungen, von welchen die erste sich bis S. 40 des zweyten Theils erstreckt und eine Uebersicht und Beurtheilung des Wichtigsten und Merkwürdigsten der Literatur bey den Alten und Neueren enthält; der zweyte kürzere hingegen von dem Zustande der Aufklärung in Frankreich zur Zeit der Revolution und den in der Zukunft zu erwartenden Fortschritten des menschlichen

Geistes

Geistes handelt. Die vornehmsten Gegenstände der ersten Abtheilung sind daher: Theater, Philosophie und Beredtsamkeit bey den Griechen; die Literatur der Römer; die Völkerwanderung und die Wiederherstellung der Wissenschaften, (renaissance ist hier nicht ganz passend durch Wiedergeburt übersetzt;) die italiänische und spanische Literatur, die Literatur des Nordens, insonderheit die englische, endlich auch die deutsche. Was in diesem ersten Theile über das Mittelalter, über die Verschiedenheiten zwischen den südlichen und nördlichen Völkern Europens und den Einfluß der christlichen Religion bey der Vermischung von beyden im fünften Jahrhundert, gesagt wird, hat Rec. schon wegen des der Verf. ihres Geschlechtes wegen eigenthümlichen Standpunktes, aus welchem sie mehrere wichtige Gegenstände ansieht, vorzüglich interessant gefunden. Ein paar vorzügliche Stellen aus dem Kapitel über die deutsche Literatur werden hier an ihrem Orte stehen, und zugleich als Proben von dem Geiste des Werkes und von der Uebersetzung dienen.

Nachdem die Verf. zur Bestätigung ihrer Urtheile über den angezeigten Gegenstand einige Bemerkungen über Göthe, Klopstock und Schiller gemacht hat, (wiewohl ihre Bekanntschaft mit der deutschen Literatur sich viel weiter erstreckt;) sagt sie unter andern: „Die Sprache der Deutschen ist noch nicht fest genug bestimmt. Jeder Schriftsteller hat seine Schreibart, und Millionen Menschen halten sich für Schriftsteller. Wie kann die Literatur sich in einem Lande bilden, wo fast dreytausend Bände jährlich herauskommen? Es ist zu leicht, das Deutsche leidlich genug zu schreiben, um gedruckt zu werden; zu viele Dunkelheiten sind erlaubt, zu viele Freyheiten werden geduldet, zu viele gemeine Begriffe werden aufgenommen (accueillies), zu viele Wörter werden mit einander vereinigt oder neu geschaffen." Und weiterhin: „Wie viele treffliche Arbeiten für die Wissenschaften, für die Metaphysik, gereichen der deutschen Nation zur Ehre! Welche Menge von Untersuchungen! welcher Eifer in dem Verfolge derselben! Die Deutschen haben kein politisches Vaterland; aber sie haben sich ein literarisches und philosophisches Vaterland geschaffen. — Ein freywilliges Joch hindert indessen, in gewissem Betracht, den Grad von Aufklärung, welchen man in D. erreichen könnte; dieses ist der Sektengeist. Er vertritt bey einem geschäfftlosen Leben die Stelle des Partey-

 geistes,

geistes, und er hat einige seiner Nachtheile. — „Der menschliche Geist rückt zu langsam weiter, als daß irgend eine große Reihe richtiger Begriffe mit einem Male gefunden werden kann. Ein Jahrhundert entwickelt zwey oder drey Begriffe mehr, und dieses Jahrhundert ist mit Recht berühmt. Wie könnte ein einzelner Mensch eine Kette von ganz neuen Begriffen aufstellen? Ueberdem müssen alle eigentlich philosophische Wahrheiten der Gewißheit fähig seyn; und die Gewißheit macht keine Sekte.“ Gerne setzte Rec. hier noch dasjenige hinzu, was die Verf. gleich darauf zum Lobe und zur Warnung der deutschen Nation, in Hinsicht auf Staatsformen und Revolutionen, sagt. Er erinnert sich aber, daß er noch kürzlich von dem zweyten Theil und von der Uebersetzung des Ganzen zu berichten hat. Der zweyte Theil enthält zuvörderst die Fortsetzung der ersten Abtheilung, die französische Literatur nämlich bis auf das Jahr 1789. Dann folgt die zweyte Abtheilung, welche theils von dem Schaden handelt, den die Stürme der Revolution dem Geschmack, den Sitten und der Literatur des französischen Volkes gethan haben; theils die Vortheile, welche für dieselben aus der neuen republikanischen Verfassung unter der Herrschaft der Vernunft und der Sittlichkeit hervorgehen können, und welche die V. durch ihre der aufmerksamsten Beherzigung in und außerhalb Frankreich werthen Betrachtungen zu befördern sucht. Die Hauptgegenstände derselben sind: der literarisch-politische Einfluß des Geschmacks und seiner Sitten; die Poesie, vornehmlich die dramatische; Philosophie und Beredtsamkeit. Die vortrefflichen Ideen und Grundsätze der Verf. über diese Gegenstände, geben der zweyten Abtheilung ihres Werkes beynahe das Uebergewicht über die erste. Was die Verf. über ihr eigenes Schicksal einfließen läßt, rührt das Herz des Lesers; der gewiß jede Frau, welche so schreiben kann, in Absicht ihres literarischen Unternehmens durch ihr Werk selbst vollkommen gerechtfertigt findet. Die Uebersetzung ist, wie schon aus den mitgetheilten Proben erhellet, sehr gut. In dem ersten Theile ist dem Rec. fast keine einzige Stelle als unrichtig oder verdächtig aufgefallen. Civilisation würde Rec. fast lieber unübersetzt lassen, als durch bürgerliche Gesittung (wie S. LXIX geschehen,) verdeutschen. S. 295 wo es im Original von Werthers Leiden heißt: Comme on l'appelle un roman, beaucoup de gens ne savent pas, que c'est un ouvrage, bedurfte der Ausdruck Werk im Deutschen

noch

noch eines Zusatzes, der den Begriff näher bestimmte. Im zweyten Theile aber sind zu den Berichtigungen, welche das letzte Blatt enthält, noch folgende hinzuzusetzen. S. 128 muß es nicht heißen: „indem es ihr keinen Gegenstand mehr läßt“ sondern: „indem es macht, daß sie ihren Zweck verfehlt.“ Am Ende der 224 S. fehlen die Worte: geglaubt zu haben. S. 228 steht unrichtig erfährt anstatt äußert oder ausspricht. Unrichtig, wenigstens unverständlich sind auch S. 229 die Worte: et qui n'accueille pas l'espérance, übersetzt: „und wer befreundet die Hoffnung nicht! Besser hieße es doch wohl: „wem ist die Hoffnung nicht willkommen!

Wst.

Grundzüge zur Erkenntniß der Natur des Menschen. Als Einleitung zu einer pragmatischen Physik des Menschen und seiner Welt, am Leitfaden der Natur und ihrer Geschichte. Allen philosophischen Naturforschern und Aerzten gewidmet. Frankfurt a. M., bey Eßlinger. 1801. 8 Bog. gr. 8. 12 gr.

Der Anfang dieser Schrift lautet folgendermaaßen: »Ueber »die Sterne hinaus in die der Wahrnehmung entzogenen »Räume unendlicher Welten, die nur die rasche Phantasie »erfaßt und versinnlicht, führet mich mein Geist rastlos fort, »reihet Körper an Körper, Sonnen an Sonnen, und schafft, »ohngeachtet dieses hohen Fluges, ohngeachtet der unvergleich- »baren Schnelligkeit, mit welchem ein leichter Gedanke My- »riaden von Weltgebäuden durchblickt, meinem Herzen den- »noch keine Beruhigung, läßt es immer ohne irgend eine »Stütze seinen Trost in sich selbst suchen, und — wie oft! »auch da nicht finden, weil ich in ihm zu fest auf einen sturm- »geschützten Hafen rechnete, den ich doch nicht immer durch »thätiges Streben nach Wahrheit vor allen Unfällen zu sichern »unternahm. Der hohe Schwung des Geistes reißt das et- »was trägere Thun des Menschen mit sich fort; oder er läßt »es vielmehr gar nicht zur Aeußerung in der sichtbaren Welt »gelangen, und die Ideale schweben nach dem Naturgesetze »ihrer geringern Masse und ungeheuern Entfernungen in »uner-

»unerreichbaren Höhen über dem Menschen, der da in der »Sphäre der Erde handeln und wirken soll.« Das Brausen hört man; aber man weiß nicht, woher es kommt, noch wohin es fähret. Man könnte glauben, daß der Verf. zu einer neuen poetisch-metaphysischen Sekte der Physiker gehöre; aber er erklärt sich ganz bestimmt gegen Idealismus sowohl als Materialismus. In dem Anhange giebt er etwas kühlere Nachricht von einem künftigen Werk über die allgemeine Physik, wovon die gegenwärtigen Bogen nur eine vorläufige Ankündigung sind. Die allgemeine Physik ist ihm nicht eine willkührliche Abtheilung im menschlichen Wissen, nicht etwas wie Experimentalphysik, Chemie, Mechanik; sie ist ihm eine nach den Gesetzen der Vernunft geordnete Darstellung der Natur. Wie es scheint, soll hier der Zusammenhang des ganzen Menschen mit der übrigen Natur entwickelt werden. Mehr kann Rec. nicht davon berichten; will aber dem Verf. auch durch ein zuvorgreifendes Urtheil nicht zu nahe treten. Wenn ihm um den Beyfall der mathematischen und chemischen Physiker zu thun ist: so muß er sehr bestimmt und klar sich ausdrücken. Sie lieben die neblichten Aussichten nicht, und wagen sich gar nicht in die der Wahrnehmung entzogenen Räume.

Df.

Ideen einer möglichen Kritik der Größenlehre, von D. W. Detmoldt. Hannover, bey Helwing. 1801. 182 S. 8. 12 gr.

Der Verf. sagt in der Vorrede, daß wir den hohen Grad unserer wissenschaftlichen Kultur nur solchen Männern zu verdanken haben, „die den Muth hatten, einen starken und kräftigen Schritt rückwärts zu thun, um den wahren Standpunkt zu finden, von wo aus die Wissenschaft weiter gebracht werden konnte.“ Als Beyspiel führt er zuerst Kanten an, der, wie er sich ausdrückt, „durch einen einzigen Schlag den ganzen spekulativen Troß genöthiget habe, auf immer und ewig die Waffen niederzulegen; welches nur dadurch geschehen sey, daß er einen Schritt rückwärts gethan habe. Eben so haben, nach der Meinung des Verf. Kopernikus, Kepler und Newton, indem sie rückwärts giengen, die Astronomie

matik und Physik weiter gebracht: und so werde man auch in der Chemie, in der Heilkunde, und in der Staatsklugheit weiter kommen, wenn man nur rückwärts zu gehen wisse. —

Unsere Leser werden vielleicht hierbey den Kopf schütteln, und fragen, wie man denn durchs Rückwärtsgehen weiter kommen könne; ob denn der Krebs weiter vor sich komme, wenn er hinter sich gehe? — Sie werden ferner fragen, ob denn Kopernikus, Kepler, Newton, indem sie die Bewegungsgesetze der himmlischen Körper entdeckten, und die Astronomie und Physik mit neuen Wahrheiten bereicherten, rückwärts, und ob sie dadurch nicht vielmehr vorwärts giengen? — Allein unser Verf. wird sie hinwiederum fragen: »was hat die mathematische Planetenlehre dem Kep»ler nicht zu verdanken? welch einen harten Kampf hat »er nicht bestanden? und wer hat je einen so glänzenden »Sieg auf Erden errungen, als Kepler im Reiche der »Planeten? Wodurch? bloß dadurch, daß er einen Schritt »rückwärts that, und denjenigen Planeten genauern »Untersuchungen unterwarf, auf welchem alle übrigen »Beobachtungen angestellt werden müssen; — er be»stimmte die Bahn der Erde genauer, als es vor ihm ge»schehen worden war. — Was hat ferner die physische »Planetenlehre dem Newton nicht zu verdanken? hat er »nicht die Gesetze der Schöpfung selbst offenbart? hat er »nicht die geheimsten Triebfedern des Natur-Mecha»nismus ausgespührt? und wodurch? Bloß dadurch, daß er »einen Schritt rückwärts that, die Eigenschaft der Schwere »mit einem scharfen und philosophischen Blicke betrach»tete, und sie als ein Element der ganzen Schöpfung »festsetzte.« (S. 6. 7.) Wenn unsere Leser nach allem diesen noch nicht einsehen, daß Kopernikus, Kepler und Newton einen Schritt rückwärts thaten, um zu ihren großen Entdeckungen zu gelangen: so liegt die Schuld wenigstens nicht — an den Phrasen des Verf.

Freylich möchte man fast, bey Lesung dieser Stelle, zweifeln, ob der Verf. von den Entdeckungen Keplers und Newtons auch richtige Begriffe hatte. Die Keplerischen und Newtonischen Entdeckungen sind zu nahe mit einander verwandt, als daß man sie durch die Benennungen: mathematisch

matisch und physisch, unterscheiden sollte. Auch ist es historisch unrichtig, wenn der Verf. sagt, daß Keppler den Planeten, auf welchem alle übrigen Beobachtungen angestellt werden müssen, (folglich unsere Erde) genauern Untersuchungen unterworfen habe. Der Planet, den Kepler zum Gegenstande seiner unermüdeten Beobachtungen machte, war nicht die Erde, sondern der Mars. Durch diese Beobachtungen kam er auf die berühmten, mit Recht nach seinem Namen genannten Keplerischen Gesetze, die er freylich auch auf unsere Erde anwendete.

Am meisten aber verräth der Verf. seine Unwissenheit in der literarischen Geschichte durch folgende Stelle (S. 8.): »Wodurch ist wohl die Chemie seit Stahls und Lavoisier's »Zeiten einer systematischen Form theilhaft geworden? bloß »dadurch, daß man aufgehört hat, den höhern Geistern »den Einfluß auf die Erscheinungen zuzueignen, und angefan»gen, von jeder Erscheinung nicht eine hyperphysische, sondern »eine physische Erklärung zu geben.« Der Verf. setzt hier die zwey berühmten Chemisten, Stahl und Lavoisier, zusammen, als wenn sie Zeitgenossen gewesen wären, da sie doch um ein Jahrhundert von einander entfernt sind. Lavoisier ward bekanntlich vor einigen Jahren ein Opfer der französischen Revolution; zu seinen Zeiten hatte also der Glaube an den Einfluß höherer Geister auf die Erscheinungen längst aufgehört. Dieser Glaube hatte selbst zu Stahls Zeiten aufgehört; denn gegen das Ende des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts glaubte gewiß kein Physiker mehr, daß die Erscheinungen in der Körperwelt durch höhere Geister hervorgebracht würden.

Herr Detmoldt findet übrigens einen sonderbaren Kontrast zwischen den Menschen zu der Zeit des Kopernikus, und denen zu unsern Zeiten. Beyde versagten den neuen Entdeckungen ihren Beyfall. Aber bey jenen war es der Stolz, der sie hinderte, der Sonne einen Vorzug einzuräumen, in dessen Besitze bisher die Erde gewesen war; nämlich, der Mittelpunkt des Planetensystems zu seyn. »Dagegen haben die heutigen Menschen eine so niedrige und skla»vische Denkungsart, daß sie lieber den Gesetzen der Natur »gehorchen, als umgekehrt, der Natur ihre Gesetze vor-

»schreiben wollen. Sie wollen lieber ein Spiel leichtfertiger und boshafter Götter bleiben, als diese so gerechte »Empörung gegen die Natur wagen: sie scheinen auf den »Ort, den sie bewohnen, stolzer zu seyn, als auf ihre eigene »Freyheit.« (S. 5 — 7.) — Rec. will dem Verf. einen andern Unterschied in Ansehung der Schicksale des Kopernikanischen und des Kantischen Systems bemerklich machen. Beyde Systeme fanden Anfangs Gegner; aber das Kopernikanische triumphirte bald über alle Einwürfe, und ward von allen Astronomen angenommen, weil es am begreiflichsten ist, und mit den Beobachtungen, folglich mit der Erfahrung am besten übereinstimmt. Das Kantische System hingegen verliert immer mehr von seinen Anhängern, weil es von keinem Menschen, oder von dem einen so, von dem andern anders verstanden wird, und weil es der Erfahrung widerspricht; denn wenn wir uns einbilden wollen, wir machen die Natur, und schreiben ihr unsere Gesetze vor: so sagt uns die Erfahrung das Gegentheil. —

Unsere Leser werden nun schon wissen, was sie von dem Verf. zu erwarten haben. Er ist ein Philosoph nach dem allerneuesten Schnitt, er lebt und webt ganz in der Kantisch-Fichtischen Wort-Philosophie, er setzt und handelt; er postulirt, producirt und konstruirt *a priori*, was er will.

Zuvörderst bemerkt der Verf., daß die Größenlehre eben sowohl als die Philosophie einer Kritik bedarf. Aber hier sey ein großer Unterschied zu machen. Das Policeygeschäfft der Kritik der Vernunft, heißt es S. 5, geht darauf hinaus, den spekulativen Pöbel von unerlaubten Transgressionen abzuhalten: »Das Policeygeschäfft der Kritik der Größenlehre »hingegen besteht darin, den Pöbel zurückzudrängen, wenn »er uns von Transgressionen, die durchaus nothwendig sind, »und wodurch wir eigentlich zu dem wahren Ziele geführt wer»den, auf eine unverschämte und tumultuarische Weise abhal»ten will.« — Ey, ey, Herr D. Detmoldt! wir glaubten Anfangs, Sie wollten in der Größenlehre einen Schritt rückwärts thun: aber nun merken wir wohl, daß Sie, anstatt rückwärts zu gehen, alle diejenigen zurückdrängen wollen, die Sie von Ihren Transgressionen auf eine unverschämte und tumultuarische Art abhalten wollen. Das

Letztere

Letztere ist nun keinesweges unsere Absicht; aber erlauben werden Sie uns, daß wir ihre Transgressionen, so viel es sich thun läßt, beleuchten.

Nach dem Titel des Büchleins sollte man glauben, der Verf. wolle eine Kritik über die ganze Mathematik schreiben; allein wenn man es lieset: so findet man, daß seine Absicht eigentlich nur ist, die Principien der Differential- und Integralrechnung einer Kritik zu unterwerfen, und sie besser zu begründen. Da diese Rechnung auf der Lehre von den Gränzen beruht: so sucht er den Begriff der Gränze aus höhern, d. i. aus Kantisch-Fichtischen Principien zu deduciren; welches in der ersten Abtheilung geschieht.

Der Verf. fängt, als ein ächter Fichtianer, seine Deduktion mit der freyen Selbstthätigkeit des Gemüths an, wodurch etwas gesetzt wird. Diese Handlung des Setzens ist im Grunde mit Seyn und Bewußtseyn identisch, und nur auf dem Standpunkte der Reflexion davon verschieden (S. 8). Aber das Gemüth ist auch im Stande, durch die mögliche Vorstellung vom Nichtseyn, das Seyn als Produkt der Selbstthätigkeit zu vernichten (S. 14). Und doch will das Gemüth etwas Stehendes und Bleibendes haben, das nicht mehr vernichtet werden kann. Wie geht nun das Gemüth zu Werke, um solches zu erhalten? Antw. es setzt etwas außer sich; und dieses außer sich Gesetzte ist nichts anders als die Ausdehnung, welche man eine konstruirte Anschauung, so wie das Bewußtseyn derselben, die Existenz nennen kann. (S. 26. 27.) Dadurch wird unsere Erkenntniß realisirt und gesichert: sie hört auf, ein Spiel von Seyn und Nichtseyn zu seyn (S. 28.), und kann nicht mehr durch die Vorstellung von möglicher Nicht-Ausdehnung vernichtet werden (S. 39).

Die Ausdehnung besteht in einem unaufhörlichen Handeln (S. 35). Da nun, wenn das Handeln unaufhörlich fortdauerte, das Gemüth nie völlig bestimmt, und die Erkenntniß nie ganz realisirt würde: so muß das unaufhörliche Handeln durch einen Akt der absoluten Freyheit aufhören (S. 41); und zwar plötzlich, da ein allmähliches Aufhören sich nicht denken läßt (S. 47).

Ausdehnung, und Aufhören der Ausdehnung, wären also die zwey Elemente der Realität unserer Erkenntniß.

Aber

Aber nun muß das Aufhören der unaufhörlichen Ausdehnung auch bildlich dargestellt werden. Dieß geschieht durch die gerade Linie, und kann nur durch diese geschehen (S. 46. 51). Die gerade Linie ist in subjektiver Hinsicht, nämlich in sofern die Handlung des Subjektes als gehemmt oder sistirt angesehen wird, =0; in objektiver Hinsicht aber =x, weil hier alles weitere Handeln, oder was über das Handeln hinaus liegt, problematisch wird (S. 53 ff.). Die gerade Linie ist also das Bild der Gränze zwischen der Handlung, der Realisirung, und einem unabsehbaren Reiche von problematischen Erkenntnissen (S. 64).

Nun hätten wir zwar Realisirung der Erkenntniß, aber noch keine vollendete Realisirung; wir hätten eine Gränze, aber noch keine Begränzung. Das Reale x ist bestimmt; aber noch nicht durchgängig bestimmt.

Wie greift es nun der Verf. an, um die Realisirung unserer Erkenntniß zu vollenden, und uns nicht nur eine Gränze, sondern auch eine Begränzung zu verschaffen? — Er schaut, auf einer vor ihm stehenden Tafel, zwey gerade Linien, oder, welches nun auf Eins hinausläuft, zwey Gränzen A...B, C...D an, und untersucht, wie sich diese zwey Gränzen gegen einander verhalten (S. 67 ff.). — Er findet, daß die Richtung der zweyten Gränze C...D ebendieselbe seyn muß, wie die der Gränze A...B (S. 71), und daß also diese zwey Gränzen neutral sind (S. 76). Da nun bey dieser Neutralität nichts ganz Bestimmtes herauskommt: so nimmt er, um diese Unbestimmtheit zu heben, noch zwey andere Gränzen L...M, und N...H an (S. 86), bey welchen aber bloß auf ihre Möglichkeit gesehen wird. Nun ist alles vollendet: durch diese Vereinigung der wirklichen Gränze mit einer möglichen, welches eine Wechselbegränzung ist, entsteht nun ein durchgängig bestimmtes Reale y; wobey man sich aber sorgfältig hüten muß, an einen Durchschnitt zweyer Linien zu denken. Einen solchen Durchschnitt stellt sich freylich der dogmatische Mathematiker vor, der sich um die Rechtmäßigkeit der Principien seiner Wissenschaft durchaus gar nicht bekümmert; sondern alles auf Treue und Glauben annimmt, und daher für nichts weniger als einen wahren Mathematiker zu halten ist. Nicht so der kritische Mathe-

matiker, der die Grundsätze nicht auf Treu und Glauben annimmt; sondern sie bis zu ihrem Ursprunge verfolgt; dieser allein kann ein wahrer Mathematiker genannt werden (S. 87. 88).

Was sagen unsere Leser zu diesen Träumereyen einer mit Begriffen und Wörtern spielenden Phantasie, und zu dem absprechenden Urtheile, womit diese Träumereyen beschlossen werden? — Die Newtone, die Bernoulli, die Euler, und andere große Mathematiker, die die Grundsätze der Geometrie nahmen, wie sie im Euklides aufgestellt sind, weil sie ihnen evident genug waren, sind also nach dem Verf. keine wahren Mathematiker: so wie oben die ganze Klasse der spekulativen Philosophen, unter welchen sich die ehrwürdigsten Namen finden, ein Troß genannt ward, weil sie nicht nach Kantisch-Fichtischer Manier philosophirten. Und wie ist diese Art zu philosophiren bey dem Verf. beschaffen? — Rec. wird wohl nicht nöthig haben, dem Leser, der noch Sinn für Wahrheit hat, das Willkührliche in den Behauptungen des Verf., das Unzusammenhängende in seinen Gedanken, und das Grundlose in seinen Folgerungen zu zeigen. »Setzen, Bewußtseyn, Seyn, ist dem Verf. im Grunde einerley. Das »Seyn kann durch einen Akt der Freyheit vernichtet wer»den: aber die Ausdehnung nicht. Die Ausdehnung ist »ihrer Natur nach unaufhörlich; aber sie kann doch durch »einen Akt der absoluten Freyheit aufhören. Zwey gera»de Linien haben nothwendig einerley Richtung; aber wenn »man noch zwey andere mögliche gerade Linien hinzudenkt: »so können sie verschiedene Richtungen haben, wiewohl nicht »einander schneiden,« u. s. w. Das soll nun eine Kritik der Größenlehre seyn; und ein Mensch, der solches Zeug in die Welt hineinschreibt, bildet sich ein, er und seines gleichen seyen allein wahre Mathematiker!!

Rec. sollte nun noch die zweyte Abtheilung prüfen, wo der Vf. von dem Werden der Größen handelt, und am Ende (der Himmel weiß, wie?) auf die Formel der Infinitesimalrechnung $Sdx=x$ kommt; allein der Leser wird an dem Angeführten genug haben, und nach dem Uebrigen nicht sonderlich begierig seyn. Doch Eines kann Rec. nicht unbemerkt lassen. Der Verf, der Alles a priori deducirt, und

zur

zur Anschauung bringen will, stößt auf seinem Wege auf lauter Unbegreiflichkeiten; und diese gehören zur Basis seines Systems. »Wenn wir, heißt es (S. 30. 31) bey »unsern Untersuchungen, die Reflexion beständig nur auf »das reine Erkenntnißvermögen hingerichtet halten, und »wir stoßen auf Unbegreiflichkeiten, welche zu dem Wesen »des Erkenntnißvermögens gehören: so müssen wir diese »Schwierigkeiten selbst als ein Princip des Vermögens an- »sehen. — Das Unbegreifliche darf uns nicht beunruhigen, »weil wir fest überzeugt seyn können, daß, wenn sie (es) »nicht mit zur Basis des ganzen Systems gehörte, wir ge- »wiß nicht bey unsern systematischen Untersuchungen darauf »gekommen seyn würden.« S. 34 kommt eine neue Unbe- greiflichkeit vor; die aber den Verf. eben so wenig, als die vorhergehende beunruhiget, weil es so seyn muß. — Andere Philosophen, wenn sie auf dem Weg ihrer Untersuchung auf so viel Unbegreiflichkeiten stießen, würden gegen ihre Grundsätze und ihre Methode mißtrauisch werden, und sich wieder zu orientiren suchen; aber bey den kritischen Philosophen heißt es: tu contra audentior ito! Die Unbegreiflichkeiten gehören zur Basis ihres Systems, und zum Kriterium der Wahrheit desselben. Das ist auch kein Wunder, da der Stifter der kritischen Philosophie ihnen hierin mit seinem Beyspiele vorangegangen ist; indem er in seiner Tugendlehre (S. 174) selbst in der Unbegreiflichkeit des kategorischen Imperativs eine Triebfeder zum Heilighalten der Pflicht findet.

Hb.

Das Fichte'sche Naturrecht im Auszuge, als Handbuch zu Vorlesungen, von J. L. G. Hübner. Hildesheim, bey Gerstenberg. 1802. 150 S. 8. 12 gr.

Unser Verf. gehört zu den Bewunderern, die vor lauter Bewunderung ihr inneres Gesicht verloren haben, und die also dem Bewunderten alles nachsprechen, ohne etwas deutlich davon zu sehen, ohne etwas davon zu verstehen, und ohne einige Mängel an ihrem großen Gegenstande auch nur zu ahnen. Diese Bewunderung bricht bey unserm Herrn

Häbner sogleich in helle Flammen durch ein vorausgeschicktes reimfreyes Gedicht an Fichte aus, von dem man sagen muß: fecit admiratio versum. Denn die hohe Bewunderung des Verf. drückt es so lebhaft aus, daß aller sonstige Inhalt nebst dem gesunden Sinne ganz daraus verschwindet. Damit an diesem Beyspiele andere nicht minder an innern Sinnen geblendete Nachsprecher sehen, wie man recht kräftig loben und recht unübertrefflich bewundern muß, glauben wir einige Strophen hieher setzen zu müssen.

Wie sich der Sonne die Schatten der Nacht entziehen,
So enthüllet sich deinem Geiste der Natur Tiefe,
Vor dir entfaltet liegt das Reich der Wahrheit.
Mit kühnem Flug nahst du der Gottheit dich.
Die Ewigkeit trägst du in deinem Herzen.
Unvertilgbar sind aufbehalten deiner Weisheit Schätze
Der Unsterblichkeit Loos.
Zwar dämmert der Tag, doch immer noch
Hielten Nebel die Strahlen der Sonne auf.
Es wurde Licht mit dir, so wie am Schöpfungstage,
Es leuchtet ewig!

Das ist doch in der That mit vollen Backen gelobt! Vor Fichte hätte also die ganze Welt im Finstern getappt! Sollte es mit diesem neuen Lichte in der übrigen Welt sich nicht besser verhalten, als mit dem, das in unsers Verf. Kopfe durch die neue Philosophie aufgegangen ist; dann dürfte es mit ihm gar bedenklich aussehen. Gleich die erste Vergleichung nämlich enthält gar keinen Sinn, weil kein tertium comparationis darin zu entdecken ist; wir wenigstens verstehen nicht, welche Aehnlichkeit zwischen der Enthüllung der Tiefe der Natur in Fichte's Geiste, und dem Entziehen der Schatten der Nacht vor der Erscheinung der Sonne vorhanden ist. Oder gehört es etwa auch zu den Geheimnissen und Erhabenheiten der neuen Philosophie, daß die Aehnlichkeiten verglichener Gegenstände so tief versteckt werden müssen, daß sie nur durch lange Umwege von Schlüssen sich erst hervorholen lassen? und dann, welcher begreifliche Sinn liegt in dem Folgenden, daß die Schätze der Fichtischen Weisheit das Loos der Unsterblichkeit sind? Oder ist dieß vielleicht eine kühne dichterische Figur, vermöge welcher statt des Dativus der Nominativus gesetzt und verstanden wird, diese Schätze sollen dem Loose der Unsterblichkeit unvertilgbar aufbehalten werden?

Daß nach einem solchen volltönenden Lobe in der Vorrede folgende Stelle in Prosa hinzugesetzt wird: »ich glaube mein Unternehmen (einen kompendiarischen Auszug aus »dem Fichtischen Unterrichte zu liefern) läßt sich rechtfertigen, weil wir außer dem Fichte'schen Naturrechte noch »gar kein wissenschaftlich aufgestellten Naturrecht haben;« (S. VIII) wird keine Veränderung mehr erregen. Man sieht aber doch daraus, daß es Hrn. Hübner mit jenem Lobe voller Ernst war; denn manchmal nehmen es die Poeten mit ihren Preisen nicht so genau. In seinem Feuereifer setzt unser Mann noch einen Ausfall auf diejenigen hinzu, die von diesem ersten und einzigen Naturrechte nicht so denken wie er: »obgleich,« sagt er, »die humanen Schrift»steller diese Behauptung wenigstens sehr inhuman deuten »werden.« Es will uns nicht gelingen, hierin etwas Verständliches, geschweige denn etwas von satirischem Salze zu entdecken. Denn es ist doch wohl nicht inhuman, wenn Jemand sagt, jenes Fichtische Naturrecht ist von der wissenschaftlichen Festigkeit noch sehr weit entfernt, und wenn er noch hinzufügt: Hrn. Hübners Lob ist auf alle Fälle sehr übertrieben. Wir wenigstens können nach allen bisherigen Begriffen von Humanität darin nichts Inhumanes entdecken; es wäre denn etwa gar, daß die Arroganz der neuesten Philosophen so weit gienge, um als ein crimen laesae Maiestatis Fichtianae anzusehen, wenn sich einer erkühnt, nur das Geringste an dessen Philosophie auszusetzen; und daß sie diese Maiestatem Fichtianam mit der maiestate generis humani für einerley achteten.

Der Verf. berichtet in der Vorrede ferner, er habe hier nicht das ganze Fichtische Naturrecht ausgezogen, weil es als Handbuch zu Vorlesungen, zu viel allgemeine Principien enthalte, die bloß vorausgesetzt werden müssen. Dadurch falle im ersten Theile die erste Hälfte bis zum dritten Hauptstücke weg. Er setzt also voraus, daß es mehrere Menschen giebt, und daß diese Menschen mit einander in einigem Verkehre stehen; und baut nun hierauf fort. Als neues Lob dieses so geformten Fichtischen Naturrechtes setzt er dann noch hinzu: »ein großes Verdienst Fichte's um das »Naturrecht besteht in der scharf gezogenen Gränze der Mo»ral vom Naturrechte. Noch immer wird diese Gränze ent»weder verrückt, oder gar nicht anerkannt« (S. X). Auf

 die

die Gefahr für inhuman von Hrn. Hübner gehalten zu werden, müssen wir hier anmerken, daß das Verdienst Fichte'n nicht gebührt, und daß, wenn er, wie mehrere unwissende Anbeter der neuesten Philosophen, etwas mehr als dieselben Schriften gelesen: so wird ihm bekannt seyn, daß schon mehrere vor Fichten zwischen Moral und Naturrecht die nämliche Gränze gezogen haben, wohin unter andern Achenwall nebst allen denen gehört, die im Naturrechte bloß von Zwangspflichten wollten gehandelt haben.

Zum Schluß macht Hr. Hübner noch auf einen Punkt aufmerksam, von dem wir denn auch sogleich weiter sprechen wollen. »Die von Fichte mehr im Vorbeygehen, und in »Beziehung auf Kant, als erschöpfend bemerkte Eigenschaft »des Rechtsgesetzes, hat bey den Freunden des Verf. nicht »geringe Schwierigkeit erregt. Wenn nun mehrere Leser »dabey gleich schwierig seyn sollten: so ist es der Mühe »werth, lex permissiva zu erläutern. Ich werde daher »zuerst in der Einleitung jene Frage, jedoch nur kurz, zu »beantworten suchen« (S. XI).

Bevor wir aber hierzu gelangen, müssen wir über die Begründung des Naturrechtes einige Bemerkungen voran schicken. »Ich setze,« sagt der Vf., »mehrere Menschen, »d. h. ich begreife sie. Diese Menschen sind auch zugleich »Sinnenwesen, und als solche von einander geschieden, sich »gleichsam entgegengesetzt. Die Menschen sind aber auch »Vernunftwesen, und betrachte ich sie in dieser Eigenschaft: »so soll die Entgegensetzung wegfallen, und sich in Harmonie »auflösen. Ich muß also diese gesetzten und sich entgegen»gesetzten Menschen zu verbinden, sich gleich zu setzen su»chen, und das geschieht im Staate, welchen ich erschlos»sen habe. Die Staatseinrichtung ist nunmehr Sache des »Naturrechts« (S. 5). Der Vf. will darthun, daß der rechtliche Zustand der Menschen errichtet werden sollte, um den Ursprung des Rechtes zu zeigen, und zugleich die Verbindlichkeit des obersten Rechtsgesetzes klar zu machen. In Ansehung beyder Punkte aber hat er sein Ziel offenbar verfehlt, und dieß erweckt so wenig für ihn, als für das oben so hoch gepriesene Wissen seines Meisters ein sehr günstiges Vorurtheil. Die Menschen, wollen wir einstweilen zugeben, welche von ihm gesetzt worden, sind Sinnenwesen; also von ein-

einander geschieden; folgt daraus, daß sie einander, es sey nun wahrhaft, oder vel quasi entgegengesetzt sind? Wo steht geschrieben, daß die differentia numerica eine Entgegensetzung mit sich führt? Einer ist freylich nicht der andere; aber wo steht geschrieben, daß mit dieser Wortentgegensetzung eine weiter gehende reelle verknüpft ist? Dieser aber bedarf man durchaus zur Herleitung des Ursprunges vom Rechte; denn wenn die mehreren Menschen von Natur friedfertig, dienstfertig gegen einander, und liebreich leben, wie Geßners Schäfer: so bedarf es keines Rechtes, und vom Rechte wird unter ihnen nie die Rede seyn. Herrn Hübner selbst scheint hierbey nicht ganz wohl zu Muthe gewesen zu seyn, weil er nur davon spricht, daß sie sich gleichsam entgegengesetzt sind, und mithin eine entschiedene Entgegensetzung ihm selbst nicht zu erfolgen schien. Was aber eine Entgegensetzung vel quasi ist, davon verstehen vernünftige Menschen eben so wenig, als die Gegner Epikurs davon verstunden, wenn er seinen Göttern einen quasi sanguinem gab.

Doch weiter: »diese Menschen, heißt es, sind aber »auch Vernunftwesen, und betrachte ich sie in dieser Eigen»schaft: so soll diese Entgegensetzung wegfallen, und sich in »Harmonie auflösen.« Wer hier genau auf den Grund sieht, erblickt nichts, und kann nicht umhin, diese tiefe Weisheit für leeren Wortkram zu erklären. Weil die Menschen Vernunftwesen sind: so soll die Entgegensetzung, die aus der sinnlichen Natur entsprungen war, wegfallen? Die Entgegensetzung, welche sie als Sinnenwesen haben, besteht darin, daß der eine nicht der andere ist; eine andere hat der Verf. nicht erwiesen, und kann er aus der numerischen Verschiedenheit nicht erweisen. Diese soll wegfallen, also will die Vernunft, daß die mehreren Individuen in Eins sollen zusammengeschmolzen werden; welche Ungereimtheit! Fällt dabey nicht alle Möglichkeit des Rechts dahin? Der Vf. scheint dies geahnet zu haben, darum setzt er geschwind hinzu: die Entgegensetzung soll sich in Harmonie auflösen. Eine Disharmonie unter ihnen hat er im Vorhergehenden nicht erwiesen, mithin kann von deren Aufhebung jetzt die Rede nicht seyn. Es kommt also abermals nichts als blosser Wortkram zum Vorschein, durch welchen Unaufmerksamen ein wenig Staub in die Augen geworfen wird. Ge-

setzt aber auch, diß alles sey nicht der Fall: so gelangen wir doch auch so noch nicht zum eigentlichen Rechte; sondern bloß zu dem moralischen Satze: daß die Menschen, der Vernunft zufolge, in Ruhe und Einigkeit leben sollen; denn aus allen bisherigen Vordersätzen läßt sich schlechterdings nichts mehr bündig folgern.

Dieß äußert sich in der That auch in dem von unserm Hrn. Hübner sogleich aufgestellten Begriffe des Rechtes, als in welchem von dem allem, was in ihm vorkommen soll, gerade nichts angetroffen wird. »Recht, heißt es, ist ein aus »der vernünftigen Natur des Menschen abgeleiteter, eine »gewisse Modifikation des Denkens in sich passender, durch »eine nothwendige Handlungsweise sich äußernder Begriff« (S. 5). Der Leser frage sich, ob er nun weiß, was Recht ist? Ob nicht nach dieser Definition auch eine moralische Pflicht ein Recht ist, da auch sie ein Begriff ist, der durch eine nothwendige Handlungsweise sich äußert, und aus der vernünftigen Natur des Menschen abgeleitet ist? Ob nicht auch sogar der Satz des Widerspruchs ein Recht ist; denn auch er bestimmt unsere Handlungsweise im Denken nothwendig? und Denken ist ja doch auch Handeln im allgemeinsten Verstande. Wie mag aber das Recht ein bloßer Begriff genannt werden? Ist nicht das Recht ein Prädikat gewisser Handlungen, und zwar, wie die Scholastiker sagen, von gewissen actionibus transeuntibus? Also etwas ganz anders als ein bloßer Begriff? Man sieht hieraus, daß die neue Philosophie, vor der alles Wahre aufgedeckt da liegen, und die in die Tiefen der ganzen Natur eindringen soll, wie das Eingangsgedicht besagt, im Definiren keine sonderliche Meisterinn ist.

Aus diesem so unrecht bestimmten Rechtsbegriffe leitet dennoch der Bewunderer Fichtens wichtige Folgerungen ab, die aber schwerlich ein Anderer, als er, darin entdecken dürfte. Er findet nämlich zuvörderst, »daß er aus der vernünftigen Natur des Menschen abgeleitet, und mithin »durch Freyheit bedingt ist; und dann entdeckt er in ihm »auch noch den bloß formalen Rechtssatz (summum principium iuris), der so ausgedrückt werden kann: beschränke »deine Freyheit so, daß auch Andere neben dir frey seyn können« S. 6). In der vernünftigen Natur soll dieser Satz allem

allem Ansehen nach darin liegen, weil die Entgegensetzung der Menschen wegfallen soll; da sie Vernunftwesen sind. Auch hier erscheint eine Probe wieder von der bündigen Art zu schließen in dieser Philosophie. Die Entgegensetzung soll vermöge der Vernunft wegfallen, hat mehr als einen Sinn. Einmal kann es heißen, die Entgegensetzung widerstreitet der Natur der Vernunft, und mithin entspringt daraus die bloß logische Folgerung, daß sie neben der Vernunft nicht bestehen darf, sich neben ihr nicht denken läßt. Es kann aber auch heißen, es ist ein Gebot, eine Pflicht, daß diese Entgegensetzung wegfallen soll. Dieß letztere folgt aus den Vordersätzen keinesweges, darum, daß die Aussprüche der Vernunft gesetzgebende und Verbindlichkeit auflegende Kraft haben, davon sind wir durch nichts bis jetzt vom Verf. belehrt worden. Gleichwohl nimmt er nun den Satz, als habe er diesen Sinn, und sey er in diesem Sinne eben dargethan worden. Entweder weiß also der Verf. selbst nicht, was seine Sätze sagen wollen; oder er sucht nur uns andern ein Blendwerk vorzugaukeln.

Hieraus ergiebt sich nun auch weiter, daß Hrn. Hübners oberstes Rechtsprincip gar keine Verbindlichkeit auferlegte, mithin zu einem Rechtssatze gar nicht tauglich ist. Dem bis hierhin Erwiesenen zufolge sagt er mehr nicht aus, als daß die Vernunft eine solche Handlungsweise ihren wesentlichen Gesetzen angemessen findet; woraus aber noch nicht zu ersehen ist, daß sie deswegen allein von Allen befolgt werden muß. Es könnte nämlich gar wohl seyn, daß die Vernunft mit actionibus transeuntibus gar nichts zu schaffen, und darüber nichts zu disponiren hätte; oder es könnte auch vielleicht seyn, daß nichts Nachtheiliges erwächse, wenn auch die Menschen nicht in der besten Harmonie lebten, wie denn wirklich zu erweisen steht, daß eine ganz vollkommne Harmonie, wie die Vernunft sie gerne sähe, der Kultur und Ausbildung unserer Geistesgaben äußerst nachtheilig seyn würde.

Endlich sehen wir nicht, woher der Begriff der Freyheit hier auf einmal kommt, und was er insbesondere mit dem Rechtsprincipe zu schaffen hat. Daß mit der Vernunft Selbstthätigkeit in ihrem eigenen Gebiete verbunden ist, wissen wir wohl; ob aber diese Selbstthätigkeit der

Vernunft im Denken auch auf die *actiones transeuntes* sich erstreckt, davon wissen wir bisher kein Wort; weil es weder aus der Natur der Vernunft erhellt, noch auch im Vorhergehenden ist bewiesen worden. Gesetzt aber auch, es sey dieß klar: so verstehen wir damit noch nicht, was es sagen soll, der Rechtsbegriff ist durch Freyheit bedingt; verstehen noch weniger, wie hieraus die Vorschrift folgt: beschränke deine Freyheit so, daß auch Andere neben dir frey seyn können.

Die zweyte Folgerung, die Herr Hübner in seinem Rechtsbegriffe entdeckte, ist noch dunkler und schwankender. Sie lautet so: »der Rechtsbegriff enthält eine gewisse Mo»difikation des Denkens. Er ist an die Denkgesetze als sol»che gebunden, und die Konsequenz bewirkt die Modifika»tionen.« Die Anmerkung hierzu erläutert dieß so: »die »Individualität ist hier das Bindende. Ich kann mich nicht »denken ohne Du. Ich und Du sind Wechselbegriffe. An »diese Denkungsart bin ich durch Konsequenz gebunden. So »gewiß ich Selbstbewußtseyn habe, habe ich auch den Be»griff des Rechts. Selbstbewußtseyn läßt sich nicht denken »ohne ein Seyn, das Ich als Individuum. Setzt sich das »Ich als solches: so setzt es sich als Eines unter mehrern, »und zwar als ein freyes Individuum. Solle nun Frey»heit und Individualität neben einander bestehen: so muß »nothwendig das Ich seine Freyheit, um der Individualität »willen, als eines Wechselbegriffes beschränken. Hier hat »die praktische Gültigkeit des Syllogismus statt« (S. 7).

Die Anmerkung giebt zwar ein wenig mehr Licht; aber auch nur ein dem Irrlichte gleichendes; denn die einzelnen Sätze darin sind nichts weniger als ausgemacht. Zuerst ist nicht ganz einleuchtend, obgleich Mehrere es gesagt haben, daß Ich und Du Wechselbegriffe sind, davon einer ohne den anderen nicht gedacht werden kann. Es kann dieser Satz sagen sollen, ein Mensch kann von sich selbst keinen Begriff erlangen, wenn kein anderer Mensch neben ihm vorhanden ist, und er auch diesen kennen lernt. Dieß ist wohl unläugbar falsch; wenigstens ist kein denkbarer Grund dazu vorhanden. Warum sollte ich nicht auch ohne einen Nachbar Eindrücke von mancherley Gegenständen, und durch sie von meinen mancherley Seelenwirkungen und Handlungen

zu bekommen, diese einsammeln, und dadurch mich selbst kennen kann lernen. Er kann auch sagen sollen: kein Mensch kann von sich selbst eine Vorstellung erlangen, wenn außer ihm gar nichts vorhanden wäre. Dieß geben wir allerdings zu, und vielleicht haben es Mehrere auch so verstanden. Dieß aber hilft unserm Vf. nichts; denn er will, daß ein Mensch allein, ohne mehrere Menschen neben ihm, wie Ich soll sagen können. Ist nun dem so; so ist klar, daß der Rechtsbegriff an die Denkgesetze, als solche nicht gebunden, noch durch die Vernunft allein gegeben ist.

Zweytens, wenn das Selbstbewußtseyn, wie es das System annimmt, dem der Verf. unbesehens folgt, eine Aeußerung oder Wirkung der Vernunft ist: so stimmt damit nicht überein, daß Jeder sich als ein Individuum setzt, oder denkt. Die Vernunft nämlich hat es ihrer Natur nach nur mit dem Allgemeinen zu thun, und das Individuelle liegt ganz außer ihrem Gebiete, wie alle Philosophen der Erfahrung zufolge eingestehen. Sonach ist der Satz falsch und widersprechend: daß das Selbstbewußtseyn sich nicht denken läßt ohne ein Setzen des Ich als Individuum. Ist er aber dennoch wahr: so erhellt aus ihm schon, daß das Selbstbewußtseyn kein Produkt der bloßen Vernunft ist, und daß mithin auch das Setzen eines Du, als Erfolg aus dem Selbstbewußtseyn, nicht aus der Vernunft allein hervorgeht. Der Verf. mag hier wählen was er will, seine Theorie fällt immer auseinander.

Aber drittens, alles Vorherige zugegeben, folgt doch noch bey weitem nicht, daß ich den Begriff des Rechtes habe, so gewiß ich Selbstbewußtseyn habe. Nehmt an, es seyen mehrere Menschen bey einander, deren Handlungen auch auf einander Einfluß haben: so entspringt daraus allein noch kein Begriff des Rechtes. Laßt diese gegen einander ein Herz voll glühender Liebe haben, so daß keiner dem andern je im geringsten hinderlich fällt, daß Jeder allen alles Ersinnliche zu Gefallen thut; werden sie da vom Rechte auch nur träumen können? oder laßt die äußere Natur so eingerichtet seyn, daß die Wünsche eines Jeden, wie in einem Feen- oder Zauberlande, augenblicklich erfüllt werden, mithin Jeder alles genug hat, wird da an ein Recht je gedacht werden?

Die

Die Gränze zwischen Moral und Recht zieht unser Hr. Hübner auf eine Art, die schwerlich Jemand verständlich finden dürfte. »Schon das,« spricht er, »wäre »zur Bestimmung der Gränze hinreichend, und daß aus »der Sittenlehre das Naturrecht nicht deducirt werden »könne, weil beyde, Moral und Naturrecht besondere »Wissenschaften sind, und die Wissenschaftslehre zur Quel»le haben. Es ist aber widersinnig, eine besondere Wis»senschaft aus einer besondern Wissenschaft abzuleiten, »woraus am Ende einer besondern Wissenschaft besonde»re Wissenschaft entstehen würde« (S. 9). Einmal, woher wissen wir bis jetzt, und nach dem Vorhergehenden, daß Moral und Naturrecht besondere Wissenschaften sind? Und was soll denn mit dem Ausdrucke: besondere Wissenschaften, hier gemeint seyn? Zweytens, laß beyde die Wissenschaftslehre zur Quelle haben, kann nicht dennoch entweder das Naturrecht ein Theil, oder eine unter dem Principe der Moral stehende Wissenschaft seyn? Haben nicht oft genera ihre species, und diese species wieder andere species unter sich, so daß es allerdings besondere species von besondern speciebus giebt?

Hr. Hübner hat in der Vorrede auf seine Erklärung vom Erlaubnißgesetze aufmerksam gemacht; wir müssen also sehen wie diese ausfallen wird: »Gesetz,« sagt er, »be»deutet etwas Kategorisches; Erlaubniß, eine Willkühr — »dieser Entwurf, statt lex permissiva aufzuheben, bestä»tigt vielmehr dieselbe. Gerade weil das Rechtsgesetz die »Quantität seiner Gültigkeit bey sich führt, ist es ein Er»laubnißgesetz. Es erlaubt alles das zu thun, was die »Freyheit Anderer nicht stört (S. 13). Um die Gültig»keit des Rechtsgesetzes zu beurtheilen, muß ich zugleich »bestimmen, wo es nicht gilt. Indem dasselbe kassirt, »läßt es ein Recht als seine Spur zurück. Das Recht »schreibt sich freylich aus dem Rechtsgesetze her; aber nicht »positiv aus seiner Fortdauer; sondern negativ aus seiner »Aufhebung. Ich übe vermöge der Nichtanwendbarkeit »des Gesetzes Zwang aus« (S. 14). Mit dem letzten Gallimathias ist kein deutlicher Begriff zu verbinden, der Verf. muß hier, wer weiß welche Idee mit dem Permissivgesetze verknüpft, und wer weiß welche sonderbare Verwirrung gemacht haben. Das erste in obiger Stelle

aber

aber hebt die Bedenklichkeit nicht; denn wenn ein Gesetz, nach Hrn. Hübner selbst, ein kategorischer Satz ist, der eine Nothwendigkeit auflegt: so kann ein Satz, der uns frey stellt, ob wir etwas thun, oder nicht thun wollen, offenbar kein Gesetz genannt werden.

Den Begriff des Zwanges hat unser Vf. in seinem Rechtsbegriff nicht aufgenommen, er sucht ihn mit Fichte erst hinterher daran zu knüpfen. Dieß kann nun nicht zum Besten gelingen; denn aus seinem Begriffe des Rechtes dürfte er schwerlich hergeleitet werden können. Seine Philosophie hierüber lautet so: »In dem gegebenen Begriffe vom Recht, als der positiven Ansicht, ist der Begriff von Zwang nicht mitgegeben. Es ist ein Ur-Recht, »und zugleich angenommen, daß diesem Rechte nicht entgegen gewirkt werden dürfte. Ich hätte sonst gar kein »Recht. Wer also die Ur-Rechte verletzt, handelt un»recht, und gegen den darf die verletzte Person Zwang »gebrauchen; denn sie ist, vermöge der Quantität des »Rechtsgesetzes außer dem Rechtsgebiete ihrer Willkühr »überlassen. Ein Zwangsrecht tritt also ein, wo ein Ur»Recht verletzt ist« (S. 20). In diesem unbestimmten Geschwätz erblicken wir wenigstens nicht die geringste Folge. Einmal nämlich scheint der Zwang darauf sollen gegründet zu werden, daß dem Ur-Rechte nicht entgegen gewirkt werden darf, weil man sonst gar kein Recht hätte. Aber darin liegt noch nicht die Folge, daß man den Andern zwingen darf, unser Ur-Recht nicht zu überschreiten. Auch die moralische Pflicht der Dankbarkeit darf ich nicht überschreiten, denn sonst hätte ich gar keine Pflicht: kann ich aber deswegen zur Dankbarkeit gezwungen werden? Zweytens scheint die Befugniß zum Zwange darauf beruhen zu sollen, daß der, welcher ein Ur-Recht verletzt, außer dem Rechtsgebiete, und mithin der Willkühr des Beleidigten überlassen ist. Soll das hier so viel sagen, daß der Beleidigte ihn behandeln kann, wie er beliebt: so folgte, daß man einen Beleidiger wegen des geringsten Vergehens so gleich todt schlagen darf. Soll es aber dieß nicht sagen; sondern soll der Gebrauch der Willkühr gewisse Gränzen haben; so frägt sich, welche? Und woher sollen die abgeleitet werden? Hierauf sucht man in der Theorie des Verf. eine Antwort vergebens.

Wir

Wir glauben hiermit unsern Lesern dieß Büchlein, seiner Beschaffenheit nach, hinlänglich bekannt gemacht zu haben, das weiter Folgende ist in der Hauptsache das nämliche, was im Fichtischen Naturrechte auch vorkommt; und bedarf also keiner weitern Auseinandersetzung. Hr. Hübner scheint noch ein junger Mann zu seyn. Eben deswegen haben wir geglaubt, einige Punkte genauer durchgehen, und rügen zu müssen, um ihn, wo möglich, zur Besinnung zu bringen, und ihn noch zur rechten Zeit vor dem leeren Wortkrame der neuesten Philosophie, so wie vor dem leeren Dunkel der Anhänger derselben und vor dem frühen Bücherschreiben zu warnen.

Dh.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Coleoptera Microptera Brunsvicensia, nec non Exoticorum, quotquot exstant in Collectionibus Entomologorum Brunsvicensium, in gen., fam. et species distrib. a D. *I. L. Gravenhorst*. Brunsvicae, ap. Reichard. 1802. 10 Bog. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Die Linneischen *Staphylini*, welche wegen ihrer kurzen Flügeldecken obigen Namen führen, wurden schon von Fabricius und Andern in mehrere genera zerlegt. Der Verf. untersuchte sie aber noch genauer, und glaubt nach seiner angewendeten Methode, Recht zu haben, aus denen ihm bekannt gewordenen 14 genera zu bilden. Er zeigt, daß zwar Fabricius nach den Mundwerkzeugen verschiedene genera aufgestellt habe, daß aber doch gleichwohl viele Arten, welche er zu dem einen oder dem andern genus gebracht, nicht mit seinen angegebenen Kennzeichen stimmten. Er schlägt daher, um die genera reiner auseinander zu setzen, einen andern Weg ein. Die Palpen, weilen sie sichtbar sind, behält er als ein Hauptkennzeichen, und verbindet mit ihnen die Fühlhörner und den Brustschild, bey einigen auch die Schienbeine. Nach den erstern entstehen 2 Haupteintheilungen: 1) pal-

1) *palpis anterioribus triarticulatis* und 2) *articulatis*. Nach der Gestalt des letzten Gliedes der Palpen und der Fühlhörner zerfällt ihm die erste Eintheilung in 3 genera, *Paederus*, *Stenus* und *Callicerus*, und die zweyte, wobey er nach den thorax und Schienbeine zu Hülfe nimmt, in die übrigen genera; übrigens ist noch jedem genus eine genaue Beschreibung der Gestalt des Körpers, des Kopfs mit seinen Palpen, Fühlhörnern und Augen, des Brustschilds, Flügeldecken, Leibs und der Füsse vorgesetzt.

Um den entomologischen Leser in den Stand zu setzen, darüber zu urtheilen, ob es bey einem künstlichen System angehe, Kennzeichen bald von diesem, bald von jenem Körpertheil zu gebrauchen, und ob die angegebene Kennzeichen, besonders des Brustschilds und der gedornten oder ungedornten Schienbeine überall wichtig genug sind, gewisse Trennungen vorzunehmen, setze ich kurz die Kennzeichen zu jedem seiner generum mit einer und der andern bekannten Art, welche dazu aufgenommen worden.

1) *Staphylinus*. Palpi filiformes. Thorax basi rotundatus. 74 Inländische, und 38 Ausländer machen dieses Genus hier aus. Es gehören dahin maxillosus, olens, welcher von einer schwarzen Varietät des maxillosus unterschieden werden muß.

2) *Lathrobium*. Palpi acuminati: Thorax oblongus, punctus; 10 Inl. 6 Ausl., dahin kommen Paederus filiformis und elongatus F.

3) *Paederus* F. P. anteriores 3 art., posteriores acuminati, ultimo articulo antennarum ovato. 7 Inl. 2 Ausl. Paederus riparius etc.

4) *Callicerus*. P. anter. 3 art., ultimo antennarum articulo longo cylindrico; nur 1 neue Art.

5) *Aleochara*. P. acuminati: Tibiae graciles, nudae. 50 Inl. 3 Ausl. staphyl. canaliculatus F. staph. boleti L. mit vielen Varietäten.

6) *Oxytelus*. P. acuminati: Thorax brevis sculptus. Tibiae validae, spinosae. 11 Inl. Staphyl. depressus (oliv.) piceus F.

7) *Omo-*

7) *Omalium.* P. filiform. Thor. marginibus lateralibus elevatis. Antennae extrorſum craſſiores, 12 Inl. Staphyl. brunneus (Payk.) floralis (Panz. F. g. 11 t. 20).

8) *Anthophagus.* P. filiform. Antennae filif. 5 Inl. 3 Ausl. Staph. caraboides (Payk.) der Carabus abbreviatus F. ſeyn ſoll.

9) *Tachyporus.* P. acuminati: Thor. brevis glaber. Tibiae ſpinoſae. 14 Inl. 1 Ausl. Staph. nitidulus F. oxyporus marginatus F. Staph. chryſomelinus L., welcher mit mehrern bald verbunden, bald getrennt wird.

10) *Tachinus.* P. filif. Ant. extrorſum craſſiores: Th. immarginatus, baſi truncatus. 21 Inl. 6 Ausl. oxyporus bipuſtulatus F. Panz. F. g. 16. t. 21.

11) *Oxyporus.* P. exteriores filiform. poſter. ſecuridacei. 2 Inl. 5 Ausl. oxyp. rufus F.

12) *Stenus.* P. anter. 3 artic. poſter. filif. 9 Inl. 1 Ausl. Staph. clavicornis. Panz. F. g. 27. t. 11.

13) *Aſtrapaeus.* P. ſecuridacei. 1 Ausl.

14) *Pirophilus.* P. filiform. Thor. quadratus, poſtice truncatus. 1 Ausl.

Rſt.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Ein und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Chemie und Mineralogie.

Guyton Morveau's Abhandlung über die Mittel, die Luft zu reinigen, der Ansteckung zuvorzukommen, und die Fortschritte derselben zu hemmen. Aus dem Französischen, mit einigen Anmerkungen von D. F. H. Martens. Weimar, im Verlage des Industriekomtoirs. 1802. 14 Bog. 8. 12 ℛ.

Ein Werk, das mehr als manche andere unserer Nachbarn in Deutschland allgemeiner bekannt zu werden verdiente; der Verf. kennt die Mittel, welche bisher in- und außerhalb Europa zu diesem Endzwecke theils vorgeschlagen, theils im Großen oder Kleinen versucht sind, beurtheilt sie, und hat viele davon selbst geprüft, und ihre Wirkung auf den Luftkreis mit der neuen geläuterten Kenntniß desselbigen in Verbindung zu setzen gewußt: so wie er schon früher das Vorurtheil, den Luftkreis durch brennende Rauchwerke reinigen zu wollen, durch Erfahrungen und Gründe widerlegt hat; er hält daher auch hier nach dem Erfolge mehrerer, zum Theil im Großen und schon von Andern angestellten Erfahrungen an die saure Räucherungen, die in der Seuche zu Kadix unverantwortlicher Weise gar nicht gebraucht wurden, ob gleich schon von Börhaave und Gaub das Räuchern mit dem Dampfe von Mineralsäuren empfohlen war. Weder Kalkwasser, noch Benzoe in Wein-

geist, noch Pestessig, noch Holzsäure entfernten, wenn sie damit geschüttelt wurden, den widrigen Geruch einer mit faulen Ausdünstungen erfüllten Luft nicht; Schießpulver that das zwar, als es zum drittenmale darin abgebrannt war; aber wahre Verbesserung brachte es nicht zuwege; wohl aber bewirkt diese Verbesserung Schütteln mit gutem rothen Weinessig; noch mehr leistete Grünspanessig, und solcher, der über Braunstein abgezogen war, Dampf von brennendem Schwefel, auch weiße wasserfreye Schwefelsäure, Dämpfe der Salpetersäure (die er jedoch immer roth erhielt) und Kochsalzsäure in jeder Gestalt; vornehmlich aber, wenn noch Braunsteinkalk zugesetzt wurde; Briefe und andere Dinge, die aus einer angesteckten Gegend kommen, räth der Verf. durch Weinessig zu ziehen, Kleider mit dem Dampfe von brennendem Schwefel zu räuchern. Aber um Krankenhäuser und Krankensäle gegen die Wirkung der Ansteckung zu sichern, hat der Verf. nichts kräftiger gefunden, als die über Braunstein abgezogene Kochsalzsäure in elastischer Gestalt, und sowohl die Art der Bereitung, als die Art der Anwendung, und die Menge, welche davon nach der Größe des Raums nöthig ist, deutlich und nach Gründen sowohl, als nach Erfahrungen angegeben; darüber, daß diese Säure auch in Sälen, in welchen die Kranken bleiben müssen, zum Räuchern gebraucht werden könne, möchten inzwischen diejenigen doch ihre Bedenklichkeiten haben, welche die erstickende Eigenschaft dieser Säure kennen.

Die Uebersetzung ist gut; aber von den Anmerkungen, welche der Uebersetzer beyfügen wollte, ist uns nichts vorgekommen; der Name Chaussier ist auf einer Seite zweymal in Haussier umgeändert.

Dk.

Kurze Beschreibung sämmtlicher bey dem Kurfürstl. Sächs. Amalgamirwerk auf der Halsbrücke bey Freyberg vorkommenden Arbeiten. Von Toussaint von Charpentier. Leipzig, bey Crusius. 1802. 86 S. 8. 8 gr.

Diese

Diese kleine Abhandlung ist ein besonderer Abdruck eines Artikels aus einem Bergwerkslexikon, welches nächstens bey Crusius in Leipzig erscheinen wird, und wozu der Verf. einige Zusätze geliefert hat. Es hat uns in der That bis jetzt an einer vollständigen und genauen Beschreibung des Freyberger Amalgamirwerkes, welches in so vielen Stücken vor anderen den Vorzug verdient, gänzlich gefehlt; der talentvolle Verf. hat diesem Mangel sehr gut abgeholfen. Die Beschreibung ist auch ohne alle Kupfer vollkommen verständlich, und welches die Hauptsache ist, äußerst genau, indem sowohl die Arbeiten, als auch die Maaße und Gewichte mit der größten Treue angegeben worden sind. Der ganze Amalgamationsprozeß zerfällt in folgende acht Hauptarbeiten: In der Beschickung und dem Schichtmachen. Das Erz wird mit zehn Procent Kochsalz gemengt, wenn sein Silbergehalt nicht unter 1 Loth und nicht über 70 Loth im Centner ist; denn im ersten Falle trägt es die Kosten nicht, und im letztern wird es lieber der Bleyarbeit zugesetzt. Die Salzkammern sind sehr vortheilhaft über den Schichtböden angelegt. 2) In dem Rösten der Erze. Die Röstöfen haben die Einrichtung der Reverberieröfen; es sind unter jedem Schichtboden vier an einander gebaut, so daß zwey den Feuerheerd zur Rechten und zwey ihn zur Linken haben; um sämmtliche vier Oefen geht ein sogenanntes Mantelgewölbe. Anderthalb Stunden nach dem Anfange der Röstung brennt das Erz mit einer blauen Flamme, oder liegt im Schwefeln. Der Schwefel wird zur Säure, die sich mit dem Natron des Kochsalzes verbindet, wodurch die Salzsäure frey wird, und mit dem Silber das Hornsilber bildet. Nach beendigtem Röstungsprozeß wird das glühend heiße Erz auf dem Auskühlplatz geschüttet. Die Feuerung geschieht mit Fichtenholz. 3) In dem Sieben des gerösteten Erzes. Hierbey erhält man Siebfeines, Siebmittleres und Siebgrobes oder Röstgröbe. Beyde Arten Röstgröbe werden wieder mit 2 Procent Kochsalz beschickt, und noch einmal geröstet. 4) In dem Mahlen des gesiebten Erzes. Die Mühlen sind wie Getraidemühlen eingerichtet. 5) Im Anquicken des Erzmehls. Dieß geschieht im Quicksaal. Die dazu bestimmten Gefäße sind aus weichem Holz gemacht, 2 Zoll dick, im Lichten 1 Elle 10 Zoll lang, und haben wenig Bauchiges, so daß der Durchmesser zunächst den Böden im Lichten 1 Elle 7 Zoll, und in der Mitte 1 Elle 9 Zoll ist.

Diese Gefäße werden horizontal um ihre Axe durch gehörige Vorrichtungen gedreht. Zum Füllen und Ablassen ist in der Mitte des Fasses ein rundes, 5 Zoll weites Spundloch gemacht, das durch einen hölzernen Spund verschlossen wird. Jedes Faß wird mit 10 Ct. Erzmehl, 5 Ct. Quecksilber, 3 Ct. Wasser und 66—77 Pfunden geschmiedeten Eisenplättchen gefüllt; letztere verbinden sich mit der Salzsäure des Hornsilbers. Bey diesem Processe entsteht eine Wärme von 32—35° R. Der Quickbrey besteht aus dem Silberamalgam und den Rückständen, die jedes besonders abgelassen werden. Ersteres wird durch hölzerne Röhre in die Amalgam- oder Filtrirkammer geführt. Die ganze Arbeit des Anquickens währt 24 Stunden, und es gehen dabey auch 1 Ct. angequicktes Erz nur 1¼ Loth Quecksilber verloren. 6) Im Filtriren des Amalgams. Dieß geschieht durch Beutel von Zwillich, wenn das Amalgam durch die Röhren in die Filtrirkammer geleitet wird, wobey das durchlaufene Quecksilber, welches noch etwas silberhaltig ist, zum folgenden Anquicken genommen wird. Das Amalgam bleibt zurück, und wird 7) ausgeglühet, welches durch eine unterwärts gehende Destillation bewirkt wird; hierbey ist ein Abgang von nicht mehr als ¾ Loth Quecksilber auf 1 Ct. des angequickten Erzes. 8) Beym Verwaschen der Rückstände hat man die Absicht, die noch darin zurück gebliebenen kleinen Theilchen Silberamalgama zu sammeln.

Es werden auf dem Freyberger Amalgamirwerke jährlich 58 bis 60000 Ct. dürre Erze amalgamirt, wovon das Ausbringen 28 bis 30000 Mark Silber beträgt. Für jeden Centner Erz ist ein Kohlenaufwand von ⅓ Korb nothwendig. Der jährliche unvermeidliche Silberverlust macht 2 bis 4 Ct., und der Quecksilberverlust das ganze Jahr über 25 bis 26 Ct. Der Abgang an Eisen ist jährlich 70 bis 80 Ct., jeden zu 7 Rthl. gerechnet. Der Vorzug dieser Methode vor dem Schmelzen besteht in einer jährlichen Ersparung von 10000 Klaftern Holz, von 20000 Ct. Kies, welches den Centner zu 6 Gr. gerechnet, 5000 Rthl. macht, und in einer ansehnlichen Menge Bley, das bey der Bleyarbeit verloren geht. — Die Anlage dieses Werkes ist von dem würdigen Vater des Verf. gemacht worden.

Daß übrigens die Gesundheit der beschäfftigten Personen bey dieser Arbeit nicht leidet, zeigt der Verf. ganz einleuchtend. In einem Anhange betrachtet er die verschiedenen Amalgamationsmethoden, und giebt der kalten Amalgamation mit Wasser den Vorzug. Die Talente des Verf. geben uns die gegründeteste Hoffnung, daß er sich in der Folge auch über andere Theile der Metallurgie verbreiten werde.

Az.

Praktische Anleitung zur prüfenden und zerlegenden Chemie, von D. J. F. A. Göttling. Jena, bey Mauke. 1802. 1 Alph. 1¼ Bog. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Eigentlich liefert der Verf. hier eine neue Ausgabe seiner Anleitung, die von ihm verfertigte Probirkabinete zu gebrauchen, wie er sie 1789 mit der Ueberschrift: Vollständiges chemisches Probirkabinet zum Handgebrauche für Scheidekünstler; aber nicht nur an sich mit den neuern Entdeckungen, sondern auch als mit einem zweyten Theile mit einer Anweisung, die im Handel vorkommende Apothekerwaaren, die gemeine Luft in Rücksicht auf ihren Gehalt an Lebensluft, wozu er die Verbindung des Quecksilbers mit Bley oder Zinn für das Zuverlässigste hält, Gesundwasser, angebliche Vergiftungen (wo er sich jedoch nur auf Bley, Quecksilber, Kupfer, das doch in der That nicht langsam wirkt, und auf Arsenik einschränkt) zu prüfen; Mineralien, und vornehmlich Erze, Gewächse und thierische Stoffe zu zerlegen, vermehrt. Daß der Höllenstein nur, wenn er Kupfer halte, an der Luft feucht würde, möchten wir doch nicht behaupten; auch hätten wir gewünscht, daß der Verf., da er doch einmal davon sprach, seinen Lesern auch gesagt hätte, daß Fourcroy seine Behauptung, er habe Galle aus dem Blute geschieden, zurückgenommen habe.

Dk.

Versuch eines Verzeichnisses der in den Dänisch-Nordischen Staaten sich findenden einfachen Mineralien, mit Tabellen der einfachen Fossilien nach ihren vorwaltenden Bestandtheilen, von *Christian Friedrich Schumacher*, drittem Professor der königlichen chirurgischen Akademie zu Kopenhagen, Oberwundarzt beym königl. Friedrichs-Hospital, Lehrer der Mineralogie, und Mitgliede verschiedner Akademien, auch der mineralogischen Societät zu Iena Korrespondenten. Kopenhagen, bey Brummer. 1801. 127 Seit. 4. 1 Rf. 8 Kr.

Der Hr. Verf. liefert hier ein vollständiges Verzeichniß der dänisch-nordischen Mineralien. Den Anfang machen die Inflammabilien S. 1–4. Bey der Kohlenblende S. 2 finden wir eine neue Art, nämlich die schlackige, so wie auch bey dem Graphit S. 3 den blättrigen, und bey dem Schwefel S. 4 auch eine blättrige Abänderung aufgeführt. Hierauf kommen die Salze S. 5. Merkwürdig ist es, daß in den dänisch-nordischen Provinzen nur Alaun und Eisenvitriol, und auch diese, sehr sparsam brechen. Sodann erscheinen die Erden und Steinarten, und unter diesen zuerst die kohlensaure Kalchgattungen S. 5. Den schaaligen Kalchstein S. 12 würden wir lieber zu dem Kalchsinter, und den Stängelkalch des Hrn. Verf., wie auch seinen Conit S. 20 zu den Kalchspath geordnet haben. Ob der kongspergische Schieferspath S. 12, da er sich ganz anders vor dem Löthrohre verhält, als der sächsische, noch mit obigem Namen kann belegt werden, wird die Zukunft lehren. Phosphorsaure Kalchgattungen S. 13. Hier finden wir nur eine Gattung, nämlich den blättrigen Apatit. Flußsaure Kalchgattungen S. 14. Die Flußerde und der dichte Fluß finden sich nur zu Kongsberg, und zwar von violblauer Farbe; der blättrige aber in mehreren Gruben, auch von verschiedenen Farben. Schwefelsaure Kalchgattungen S. 15. Nach Hrn. S. kommt kein faseriger Gyps vor. Stinckstein, S. 16. Dieser, wie auch der Bitterspath S. 17, der Mergel, S. 17,

der

der Arotovit, S. 18, und der Braunspath S. 21 gehören ja noch zu den kohlensauren Kalchgattungen. Der Baryto-Calcit, S. 20 ist ein kohlensaurer Baryt. Talk, S. 21. Zu Kongsberg findet sich die erdige Abänderung, die gemeine zu Arendal, die verhärtete aber in mehreren Gruben. Speckstein, S. 21, dieser bricht selten. Nephrit, S. 21. Fasriger Nephrit, aus Grönland. Eine neue Abänderung. Nur Schade, daß die äußere Beschreibung von demselben nicht wohl gerathen ist. Serpentin, v. Willer, S. 23. Dieses Mineral soll zu Kongsberg in Gesellschaft mit gemeinem Hornstein brechen. Gabronit, S. 23. Ein ganz neues Fossil aus Arendal und Friederichsvärn. Die Aehnlichkeit, welche dieses Mineral in Rücksicht der Farbe und des Bruchs mit einigen Arten eines Minerals hat, das sich in einer gemengten Bergart in Italien findet, und unter der Benennung Gabro bekannt ist, hat dem Hrn. Verf. Gelegenheit zu obigem Namen gegeben. Asbest, S. 24, dichter Asbest. Hierunter versteht Hr. S. den Bergkork, freylich kein gut gewählter Name. Varietäten davon soll man in den Kongsberger Silbergruben antreffen. Amianth. Auch dieser kommt in Norwegen, und der gemeine Asbest vorzüglich zu Arendal vor. Zeolithförmiger Asbest, S. 25. Ist doch wohl nur eine kleine Abänderung von dem gemeinen Asbest. Strahlstein, S. 25. Alle drey Arten finden sich in den dänisch-nordischen Ländern. Olivin, S. 27, beyde Arten hat Hr. S. im Basalt und Trapp entdeckt. Vesuvian, S. 27, soll auch zu Kamschatka vorkommen. Augit, S. 28, bricht in verschiedenen Eisengruben bey Arendal so wie der Kokkolit, S. 30. Sahlit, S. 32, dieser findet sich zu Buden bey Arendal. Allochroit, S. 34, dieser kommt bis jetzt nur noch auf Vitrums Eisengrube bey Drammen in Norwegen vor. Tremolit, S. 35. Hr. S. führt nur zwey Arten auf, den asbestartigen, und den glasartigen. Jener bricht bey Giellebeck, und dieser in der Oester-Kaniy Grube bey Arendal. Lepidolit, S. 26, wird wohl kein ächter Lepidolit seyn, da er sich vor dem Löthrohre ganz anders als der mährische verhält. Glimmer, S. 36, dieser kommt in den nordischen Ländern in großer Menge sowohl derb als krystallisirt, und unter mancherley Farbenabänderungen vor. Zeolith, S. 39. Der körnige Zeolith des Hrn. S. ist doch wohl nur der dichte

Zeolith. **Bergmannit**, S. 46. Eine neue Steinart, die sich bey Friederichsvärn in Norwegen vorfindet, und welcher Hr. S., um den großen Bergmann zu verewigen, obigen Namen ertheilt hat. **Prehnit**, S. 47. Dieser bricht sowohl in Grönland als in Norwegen. Eine nähere Beschreibung von diesem Fossil lesen wir in dem ersten Hefte des zweyten Bandes der Abhandlungen der Gesellschaft der Naturhistorie v. J. 1787. **Kieseltuff**, S. 48. Hr. S. führt zwey Arten auf, den dichten, und den schwammförmigen Kieseltuff. Beyde stammen ursprünglich von den heißen Quellen Islands ab. **Bimsstein**, S. 50. Dieser soll selten sich auf Island vorfinden. **Steinmark**, S. 50. Nur eine Art, nämlich die verhärtete, bricht in den Kongsberger Silbergruben, zu Arendal, und auf den Ferröer Inseln. **Thon**, S. 50, **weicher oder Töpferthon.** Von diesem haben die nordischen Länder einen Ueberfluß. **Verhärteter Thon.** Dieser und der Schiefer-Thon kommen aber weit sparsamer vor. **Grüne Erde**, S. 51, diese erscheint gewöhnlich eingesprengt, und als Ueberzug auf Zeolith. Eine seltne Abänderung ist die röhrförmige auf Island. **Gelbe Erde**, S. 51. Auch diese besitzen die nordischen Länder. **Aluminit (erdiger)**, S. 52, kommt häufig in Norwegen vor, auch der **Alaunschiefer** und der **Thonschiefer. Trapp**, S. 52. Hier fehlt leider! die äußere Beschreibung, und sind nur die Geburtsörter angeführt. **Basalt**, S. 53, ist auf Ferröe und Island allgemein. **Porcellanerde**, S. 53, in großer Menge auf der Insel Bornholm. **Jaspis**, S. 53. Nur zwey Arten, den gemeinen und den schiefrigen Jaspis. Letzterer soll nur in Grönland vorkommen. **Kieselschiefer**, S. 55, findet sich in Norwegen und in Seeland als Gerölle. **Feuerstein**, S. 55, dieses Mineral ist allgemein, so wie auch der **Hornstein**, S. 55, und der **Chalcedon**, S. 56. **Quarziger Chalcedon**, S. 59. Eine neue Art von Chalcedon, die sich auf Island und den Ferröer Inseln vorfindet. **Opal**, S. 60. Von dieser Steingattung kommt nur der gemeine und **Halbopal** auf den Ferröer Inseln vor. **Obsidian**, S. 62, zeigt sich von allen Farben in Island. — — **Perlstein**, S. 62. Von diesem Fossil hat Hr. S. nur ein einziges Stück aus Island erhalten, und welches sich dem Obsidian nähern soll. **Quarz**, S. 64, a) **hornsteinartiger Quarz.** Höchstwahrscheinlich ein Hornstein, der

den

den Übergang in den Quarz macht, und in Grönland häufig bricht. Gemeiner Quarz, S. 65. Feinkörniger Quarz (kleinsplittriger Quarz) erscheint fast von allen Farben. Auf Kongsberg sagt Hr. S. bricht auch der Avanturino, bey welchem man die glimmenden Punkte, die von Glimmerblättchen herrühren, deutlich sehen kann. Allein der Avanturin enthält nie Glimmer; sondern dieser Schimmer rührt von dem kleinsplittrigen Gewebe des Quarzes her, welches nach verschiedenen Richtungen mit Glimmerschimmchen zu spielen scheint. Grobkörniger Quarz, S. 66, (grobsplittriger Quarz) kommt von allen Farbenabänderungen vor. Milchquarz, S. 69, selten in Grönland und bey Arendal. Bergkrystall, S. 69, vorzüglich in Grönland, zu Kongsberg in Norwegen. — — Amethyst-Quarz, S. 72. Dieser bricht auf Island mit Chalcedon. Ariuit, S. 73. In Kongsberg findet er sich von violetter Farbe, bey Arendal aber nelkenbraun und grau gefärbt. Granat, S. 74. a. Edler Granat, S. 74, kommt in Grönland nur derb vor, Grönlandit des Fürsten Dimitri von Gallitzin, in andern Provinzen aber auch in regelmäßigen Gestalten. Gemeiner Granat, S. 76. Die grünen Abänderungen würden wir lieber mit zu dem Kokkolit gerechnet haben. Schörlartiger Granat, S. 77. Diese neue Art bricht derb, und krystallisirt bey Arendal und Buxen. Leucit, S. 78. Auf Ferröe zeigt er sich milchweiß, von doppelt achtseitiger pyramidalischer Form, auch bey Arendal, bey Friederichswärn aber graulichweiß. Feldspath, gemeiner, S. 79, kommt in Norwegen, in Grönland, zu Bornholm — derb; krystallisirt aber nur in Norwegen und Grönland vor. Gemeiner labradorischer Feldspath, S. 81, findet sich in Norwegen, und macht daselbst mit der Hornblende einen Syenit. Opalisirender Feldspath, S. 83. (Adular.) Bricht derb, und krystallisirt in Norwegen mit lauchgrünem Strahlstein, in Grönland mit Quarz und Graphit. Wernerit, S. 84. Dieses neuentdeckte Mineral bricht in den Arendalischen Eisengruben. Hornblende, gemeine, S. 87, in Ueberfluß in Norwegen, theils derb, theils krystallisirt. Schiefrige Hornblende, S. 88. (Hornblendeschiefer.) Auch dieser in Norwegen. Acanticonit, S. 38. Dieses Mineral bricht besonders krystallisirt in der Ulve-Grube. Schörl, gemeiner, S. 92, derb, und in langen dreyseitigen Säulen

len findet er sich in der Kenlig-Grube mehrentheils in Kalchstein, auf Buden bald in Kalchspath, bald in Quarz. Derb in Grönland. — — Ichtyophthalmit, S. 95. Dieses seltne Fossil bricht auf der Lansöe-Grube bey Arendal, und auf der Ulve-Grube. Am ersten Orte kommt es in körnigem Kalchstein und auf der Ulve-Grube mit Augit vor. Anthophyllit, S. 96. Ein Mineral, das sich nur einmal in Norwegen vorgefunden hat. Scapolit, S. 97. Hr. S. führt drey Arten auf: 1) den stangenartigen, 2) den pinitartigen, und 3) den talkartigen. S. 100. Die erste Art bricht in der Lansöegrube bey Arendal, so wie die zweyte und dritte. Kreuzstein, S. 102. Dieser soll sich nach Hrn. Esmark in einer der Silbergruben auf Kongsberg brechen. Kryolith, S. 103. Das Vaterland von diesem so seltnen Fossil ist Grönland. Nach d'Andrada ist es mit unregelmäßigen Sprüngen wie das Eis durchzogen. Fuscit, S. 104. Sollte wohl der Fuscit des Hrn. S. nicht ein krystallisirter Speckstein seyn? Zirkonit, S. 105, bricht bis jetzt nur bey Friederichswärn in Norwegen. Baryt, S. 107. a) Kleinkörniger. Diese so seltne Abänderung bricht auf verschiedenen Kongsbergischen Silbergruben; b) strahliger Baryt, kommt in kugelförmigen Gestalten in Jütland vor; c) großblättriger Baryt, S. 108, wahrscheinlich schaaliger Baryt. Ist nicht selten. Hepatit, S. 110, von diesem hat man zwey Arten, den körnigen und den strahligen entdeckt. Metalle, S. 112. Wasserbly. Dieses Metall erscheint in verschiedenen nordischen Gruben derb und krystallisirt. Arsenikkies, S. 113, vorzüglich auf Kongsberg. Titanit, S. 114, sowohl die braune als gelbe Abänderung finden sich in den Eisengruben bey Arendal. Eisentitan, S. 118. Ein Erz, das sehr selten in Norwegen vorkommt. Braunsteinerz, S. 119, nur drey Varietäten, die strahlige, erdige, und das Rothbraunsteinerz, die bey Aalafiord ohnweit Christiansand brechen. Kobelt, S. 120, von diesem Metall brechen auf Fossum Kobeltwaerk, Skuterud bey Modum, Glanzkobelt, grauer Speißkobelt, weißer Speißkobelt, Kobeltblüthe und Kobeltbeschlag. Nikkelerz, S. 121. Dieses ist selten, und hat sich nur auf der Notebroe-Grube in dem sogenannten Silberdrum gefunden. Spiesglanzerz, S. 121, von diesem nur eine Art, nämlich das strahlige Grauspiesglanzerz auf Narverud bey Eger. Blende, S. 122. Auf

Bi-

Mirmils-Grube bey Gumerude findet sich die gelbe Blende, die schwärze aber bey Arendal. — — Galmey, S. 123. Es ist noch zweifelhaft, ob dieses Fossil aus Grönland, welches Hr. S. unter dem Namen Galmey hier aufgeführt hat, wahrer Galmey sey. Kupfer, S. 123. Dieses Metall findet sich sehr häufig in den dänisch-nordischen Ländern. Sie besitzen gediegen Kupfer, Kupferglanz, Buntkupfererz, Kupferkies, Kupferschwärze, Rothkupfererz, Ziegelerz, Kupferlasur, Malachit, Kupfergrün, eisenschüssiges Kupfergrün, von diesem aber nur die erdige Abänderung. Eisen, S. 129. Auch dieses Metall besitzen die nordischen Länder in Ueberfluß. Sie nähren in ihrem Schoose Magneteisenstein, sowohl den gemeinen als den faserigen, den gemeinen Eisenstein, Eisensand, Eisenglimmer, Eisenram, Rotheisenstein, alle Arten, braunen Eisenram, ochrigen Brauneisenstein, Eisenschwärze, Eisenkies, blaue Eisenerde, diese kommt auf der Insel Seeland von smalteblauer Farbe vor. Raseneisenstein und Spatheisenstein. Chlorit, S. 139. Auch von diesem finden sich alle drey Arten. Thonartiger Eisenstein, S. 140, gemeiner und schaliger in Norwegen und Dänemark. Titaneisen, S. 141. Dieses Mineral ist in Norwegen sehr gemein. Fahlerz, S. 142. Dieses oxydirte Eisen kommt nur selten und zwar derb bey Aardal vor. In der Herzog-Ulrichs-Grube auf Kongsberg soll es auch bisweilen krystallisirt vorkommen. Bleyglanz, S. 143. Von diesem Erze nur den gemeinen Bleyglanz und den Bleyschweif, wiewohl selten. Silber, S. 143. a) gediegen, in verschiedenen Gruben. b) güldisch Silber, S. 147. Dieses bricht vorzüglich auf der Staraschurfe auf Kongsberg. Silberschwärze, S. 148. Soll sich nur bisweilen auf körnigem Kalchstein als Ueberzug auch eingesprengt auf der Grube Gottes Hülf in der Noth, und in Quarz eingesprengt auf der Grube Gott allein die Ehre finden. — Hornsilber, S. 148, soll sich sparsam in den Kongsbergischen Gruben gezeigt haben. Glanzerz, S. 148, kommt selten in krystallinischer Gestalt vor. Sprödglanzerz, S. 149, auch dieses bricht selten in den angeführten Silbergruben. Rothgiltigerz, S. 149. Von diesem nur die dunkle Abänderung auf der Staragrube Eger-Holtefield. Gold, S. 150, kommt nur, und zwar das Goldgelbe in geringer Menge in Norwegen vor,

ve, das Messinggelbe bricht auch sparsam auf der Louise Auguste Grube auf Kongsberg in blättrigen Gestalt. Den Beschluß dieses Verzeichnisses machen Tabellen der einfachen Fossilien, nach ihren vorwaltenden Bestandtheilen geordnet, von S. 152—172.

Hk.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Der Apotheker-Garten, oder Anweisung für deutsche Gartenbesitzer, mehrere in den Apotheken brauchbare in- und ausländische Gewächse zu erzielen, und dadurch die Garteneinkünfte zu vermehren; bearbeitet von F. G. Dietrich, Fürstl. Sächs. Weimarischem Hofgärtner, u. s. w. Weimar, bey den Gebrüdern Gädicke. 1802. VIII und 427 S. 8. 1 Rk. 8 ℛ.

Ein Apothekergarten, wie gegenwärtiger, konnte gewiß nicht leicht von Jemand besser angelegt werden, als von einem Manne, der sich als Botaniker und Gärtner gleich rühmlich gezeigt hat, und wir können daher diese Schrift Jedem, der ihrer bedarf, als praktisch nützlich empfehlen.

Wenn die Anpflanzung der medicinischen Kräuter eine doppelte Tendenz hat, und dahin ausgehet, Anlagen zu errichten, wo entweder die in den Apotheken am häufigsten gebraucht werdenden Gewächse, in großen Quantitäten zu erzielen, oder, wo mehrere Gewächse in instruktiver Hinsicht zusammen zu stellen, und als botanischer Garten in Verbindung zu bringen sind, bey welchen letztern es schon hinreichend ist, von jeder Species auch nur eine einzige Pflanze zu haben: so hat der Vf. beydes im richtigen Gesichtspunkte behalten; man findet nicht nur, wie zur Anpflanzung dieser und jener Gewächse im Großen, der schickliche Boden zu wählen, oder solcher durch Vermischung mit andern Erdarten zu verbessern sey; sondern auch, wie die Anlagen für Wassergewäch-

wächse und Sumpfpflanzen, für kletternde Gewächse, für schattenliebenden und Waldpflanzen, ingleichen für solche Gewächse, welche auf Steinhügeln und Felsenritzen wachsen, einzurichten sind, damit diese Gewächse einen ihr von der Natur angewiesenen ähnlichen Standort finden, und ihr Wachsthum dadurch befördert werde; auch wie solche perennirenden Pflanzen und Gräser, welche sich durch ihre Wurzeln zu stark vermehren, zu behandeln sind, damit die Wurzeln der verschiedenen Arten nicht unter einander laufen, und daß überhaupt diese Vermehrung nicht lästig werde.

Bey der Beschreibung ist zwar das Linneische Sexualsystem zum Grunde gelegt; aber um mehrer Kürze und Deutlichkeit willen, sind sämmtliche hier beschriebenen Gewächse in zwölf Klassen geordnet, wobey statt der Staubfäden die Staubbeutel aus dem Grunde zum Unterscheidungszeichen der Klassen angenommen, weil bey mehreren Geschlechtern die Staubfäden sehr kurz, und kaum sichtbar sind, die Staubbeutel aber größtentheils eine ähnliche Bildung haben, die fruchtbaren Staubfäden sich immer mit einem Staubbeutel gekrönt befinden, und daher dem Anfänger das Aufsuchen sehr erleichtern.

Diesem zu Folge sind die erstern zehen Klassen in ein, zwey, drey, u. s. f. bis in zehenbeutelige eingetheilt worden, die eilfte Klasse enthält die vielbeuteligen, und die zwölfte die Kryptogamisten, hier: Pflanzen mit undeutlichen Geschlechtern genannt.

Die Abweichungen von der Klassifikation des Linné sind übrigens nicht so groß als man glauben dürfte; nur bisweilen sind sie merklich — so stehen Amomum aus der ersten Klasse und Arum aus der zwanzigsten des L. hier in der ersten Klasse; Aesculus aus der siebenten, und Ephedra aus der zwanzigsten, hier in der siebenten Klasse aufgeführet. Manchem, der sich eine botanische Anlage errichten, oder die seinige ergänzen will, dürften die beyden angehängten Verzeichnisse, wovon das eine die perennirenden und zweyjährigen pharmaceutischen Gewächse, von welchen Saamen und Pflanzen, und das zweyte die Gewächse, welche alljährlich aus dem Saamen gezogen wer-

bestätiget, theils auch berichtiget hat; daher seine Flora selbst dem Ausländer nicht unwillkommen seyn; sondern auch dieser der Erscheinung des zweyten Theils mit Vergnügen entgegen sehen wird.

Conradi Moench Supplementum ad methodum, Plantas a staminum situ describendi. Marburgi Catt. in officina nova libraria Academiae. 1802. 21 Bog. 8. 1 Rh. 8 gr.

Des Verf. Methodus plantas horti botanici Marburgensis a staminum situ describendi, erschien daselbst im Jahr 1794 (s. N. A. D. Bibl. Anh. Abth. III. S. 198), und im vor uns liegenden Supplemente erscheint jetzt der Nachtrag. Es bedarf daher kaum erinnert zu werden, daß hier auf eine ähnliche Art, nämlich nach dem verbesserten Gleditschischen Systeme, alle diejenigen Pflanzen, die man dort noch als einheimisch entdeckt, und besonders die ausländischen Gewächse, die man seit jener Zeit für den dortigen botanischen Garten angeschafft hat, geordnet und beschrieben worden sind. Die Anzahl derselben ist ganz beträchtlich, und sind darunter nur wenige ganz gemeine, wie z. B. Avena fatua, Tropaeolum maius, etc. Das System des Verf. fand nun bis jetzt noch immer nicht die gewünschte Aufnahme, und dürfte sie, in seiner jetzigen Gestalt, auch wohl sobald nicht finden; allein die Beschreibungen, die er uns hier von mehreren seltenen und schwer zu bestimmenden Gewächsen giebt, werden sicher auch dießmal den Beyfall der Kenner erhalten, weil sie sich wieder auf eigene und genaue Beobachtungen gründen. Indessen muß doch auch Rec. gestehen, daß ihm nicht immer die Gründe genügten, wegen welcher der Verf. mehrere bekannte Pflanzen-Arten zu eigenen Gattungen erhoben, und ihnen also auch neue Namen gegeben hat. Da findet sich z. B. hier jetzt: Christia statt Hedysarum; Naumburgia st. Lysimachia; Meerburgia st. Herniaria; Schelhammeria st. Carex; Roeslinia st. Chironia; Hostia st. Crepis; Carlowizia st. Carthamus; Gillenia st. Spiraea, etc. Die gleichfalls neuen Gattungsnamen *Schmidtia*, in Mem. auct. Florae Bohem. und

Fon-

Fougeria, in Mem. D. Fougeroux, möchten wohl nicht beybehalten werden, indem wir schon eine Smithia, in honorem auct. Florae Angl. D. Smith haben, und letzterer doch wohl Fougerouxia heißen müßte. Der Verf. zeigt ja doch sonst eine besondere Vorliebe für dergleichen Nomina sesquipedalia, so wie für die obsoleten, die in oides und astrum sich endigen. — Allium margaritaceum ist als eine besondere Art aufgeführt; Linné sahe sie als Abart des A. Ampeloprasi an, und Linné hat auch Recht; denn das bekannte Perllauch läßt sich aus den kleinen Neben-Zwiebeln des Porré in wenigen Jahren mit leichter Mühe erziehen.

Lexicon rei herbariae tripartitum, continens Etymologiam nominum et Terminologiam, partim in descriptione, partim in cultura plantarum assumptam, collectum a *Georgio Rudolpho Boehmero*, Acad. Witteberg. Seniore. Lipsiae, apud Crusium. 1802. 1 Alph. 2½ Bog. 8. 1 Rt. 12 gr.

Der, durch seine Commentatio botanico-literaria de plantis in memoriam cultorum nominatis, (Lips. 1799.) den Botanikern bereits rühmlichst bekannte Vf., übergiebt hier dem Publiko ein botanisches Lexikon, was, unserem Urtheile nach, recht gut neben dem bestehen kann, womit uns erst neulich Hr. Hofr. Beckmann in Göttingen beschenkt hat. Denn dieser eben gedachte gelehrte Pflanzenforscher hat doch vorzüglich nur da den Grund, die Abstammung und ursprüngliche Bedeutung der ältern systematischen Namen bemerkt, wo er dieß als nicht allgemein bekannt annehmen, und es näher bestimmen und richtiger erklären konnte. Unser Verf. hingegen hat, mehrerer Vollständigkeit wegen, fast alle Gattungs- und Trivialnamen, die allgemein verständlichen und schwierigen, die ältern, die neuern und allerneusten (wie z. B. Hrn. Pr. Sprengels Brodera etc.) in alphabetischer Ordnung aufgeführt, und da, wo es ihm möglich war, die Etymologie dieser Pflanzennamen hinzugefügt. Indessen wird man hier immer weit öfter und eher den guten Philolo-

gen und Literator, als den geübten Botaniker erkennen; letzterer hätte z. B. nicht gesagt bey »Millefolium *folia* »propter tenuitatem incisurarum vix numerari possunt,« sondern sicher statt folia, *foliola* gesetzt. Auch finden wir es so viel als nichts gesagt, wenn bey einigen Namen weiter nichts steht, als: »nomen barbarum,« oder: »in »honorem Cari,« wie bey *Schwalbea*, wo es nur allein heißt: *»a quo multa speravit Linnaeus.«* Es giebt doch der Schwalben viele; dieser hoffnungsvolle Sch. hätte also wohl, wenn auch nur durch die Anfangsbuchstaben seiner Vornamen rc. etwas näher bezeichnet werden müssen. Beym genauern Durchsehen derjenigen Namen, die sich mit A. anfangen, haben wir mehrere vermißt, als: Adelia, Acidoton, Ammannia, Armeria, Alypum, Amalago, Amelanchier, Amsonia, Arcturus, Achania, Aniba, Anthisteria, Apeiba, Apluda, Ascobalus, Aecidium, etc. Giebt man nun gern zu, daß diese alle füglich übergangen werden konnten: so möchte man das auch wohl von gar vielen, die hier aufgenommen sind, mit noch größerem Rechte behaupten können. — In den beyden letzten Theilen dieses Lexikons sind die Kunstausdrücke, die bey Beschreibung und bey Wartung der Gewächse von den Botanikern gebraucht werden, und im Anhange noch die lateinischen Benennungen der mancherley Acker- und Gartengeräthschaften, so gut und deutlich, als es ohne beygefügte erläuternde Zeichnungen geschehen konnte, erklärt worden. Die Quellen, woraus der Vf. hier schöpfte, sind reichhaltig und schön; auch von ihm selbst gehörig angeführt und bemerkt. Um das öftere Nachweisen aus dem einen Theil des Buchs in den andern zu vermeiden, und überhaupt das Aufschlagen und Auffinden eines Worts zu erleichtern, hätten die beyden letzten Theile in Einen vereinigt werden müssen. In ihnen haben wir, bey einem kurzen Gebrauch, nur selten ein dahin gehöriges Wort (wie z. B. Uredo) vermißt; aber desto öfter Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß dem Verf. in der Terminologie überall und viel mehr als in der Etymologie vorgearbeitet ist.

Ob.

Pharmaceutische Botanik zum Selbstunterrichte, für angehende Apotheker und Aerzte, von D. H. Grindel, Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft zu Jena, und Privatapotheker zu Riga. Mit Kupfern. Riga, bey Hartmann. 1802. 316 S. 8. 1 Rk.

Es soll dieses Buch besonders den Anfängern der Apothekerkunst, deren Büchervorrath meist beschränkt ist, oder welchen die botanischen Werke von Lichtenstein, Hagen, Klermayer, Plenk, u. s. w. theils zu weitläuftig und kostbar, theils zu kurz sind, eine Vorbereitung zum weitern Studium der Botanik, ungefähr wie Reussii compendium botanicum, abgeben; und es wird, nach Rec. Ueberzeugung, bey dieser Einrichtung seines Zweckes gewiß nicht verfehlen.

Der Verf. wählte hierzu die deutsche Sprache um deßwillen, weil Viele sich der lateinischen Kunstwörter wegen, von Erlernung dieser Wissenschaft abschrecken lassen; er sucht aber die Lernenden auf eine sehr gut gewählte Weise, durch Aufstellung einer zweckmäßigen Terminologie, durch Anweisung zur Entwerfung systematischer Tabellen, ingleichen zur Untersuchung officineller Pflanzen, und durch öfteres Nachschlagen, und endlich durch ein sehr vollständiges Namen- und Sachregister, in den Stand zu setzen, daß solche, mit der Kunstsprache allmählig bekannt, und hierdurch fähig gemacht werden, botanische Werke in der lateinischen Sprache verstehen zu können.

Es ist dieses Werkchen ganz nach dem Systeme des Linne, als dem bisher immer noch vorzüglichsten, eingerichtet, und begreift in vier und zwanzig Klassen, sowohl die wildwachsenden officinellen, als auch die Gartengewächse unter sich. Kürze, Deutlichkeit und Präcision, zu welcher letztern z. B. gehöret, daß bey Beschreibung einer jeden Pflanze, um Verwechselung zu vermeiden, wo solche statt finden kann, die Aehnlichkeit und Unterscheidung von andern, angemerkt worden, u. s. w. gehört, zeichnen dasselbe sehr vortheilhaft aus!

Ungern vermißt Rec. in der Klasse Pentandria zwey officinelle Kräuter — Chenopodium botrys und Ambrosioides!

II.

C. Linnaei Species plantarum, cura *Willdenow* etc. *T. III. P. II.* Berolini, apud Nauk. 1802. 1 Alph. 16½ Bog. 8. 1 Rl. 16 gr.

Wir haben die vorigen Theile in der N. A. D. Bibl. B. XXXIV. S. 432. XLVI. S. 112. L. S. 397. LIII. S. 104. LXIII. S. 504 angezeigt. Dieser Theil begreift die siebenzehente und achtzehente Klasse nach Linné in sich; in der ersten vermissen wir doch Dombey's Landia, welche, da jede Blume nur drey Staubfäden hat, eine eigene, und zwar die erste Abtheilung: Triandria, ausmachen würde; in seiner dritten Ordnung hat Hr. W. die von ihm schon anderwärts ausführlicher beschriebene Bredemeyera, in der vierten die Gattungen Dipterix, (Aublets Comaruna mit dessen Taralea vereinigt) Trigonia (die sonst unter der zehenten Klasse stand), Rudolphia, Butea, Lebeckia, Rafnia, Viborgia, Sarcophyllum, Oedmannia, Bossiaea, Platylobium, Dalea, Hallia, Smithia und Achyronia eingetragen; von der Gattung Fumaria, 30 Arten, unter welchen einige sibirische und taurische: bracteata, paeoniaefolia, marschalliana, pauciflora, fabacea, einige barbarische: crassifolia und corymbosa nach des Fontaines, einige japanische nach Thunberg, und parviflora aus Europa, hier zuerst im Systeme vorkommen; Polygala hat 76 Arten, unter welchen rubella und paucifolia aus Pensylvanien, rosea, prostrata, oxycoccoides und saxatilis vom Atlas, telephioides, elongata und arvensis aus Ostindien, linearifolia aus Mindanao, thesioides und sulcata aus Brasilien, tenella aus Panama, gnidioides aus Chili, tenuifolia aus Sibirien, guineensis und arenaria aus Guinea, virgata, cernua, amoena, cordifolia, phylicoides, filiformis, micrantha, striata, pauciflora, laxa, tomentosa und thymifolia vom Vorgebirge der guten Hoffnung, acuminata aus Neuspanien, violacea aus Cayenne, mucronata, auch aus Südamerika, und japonica, hier zum erstenmale im Sy-

Steme

keine aufgeführt worden; in der Gattung Securidaca vermissen wir Reichards S. paniculata; von der Gattung Nissolia 3 Arten, von welchen N. ferruginea nach Aublet hier zum erstenmale vorkommt; Dalbergia mit 7 Arten, darunter 5 neue aus Ostindien; Pterocarpus mit 7 Arten, von welchen Pt. indicus und Marsupium aus Ostindien, und Pt. Rohrii neu sind; Amerimnum mit 5, unter welchen A. latifolium, pubescens und scandens aus Südamerika, hier zuerst im Systeme stehen; Erythrina mit 12 Arten, darunter 7 neue, indica (Murray's E. orientalis) und fusca aus Ostindien, caffra vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und velutina, glauca, mitis und isopetala aus Südamerika; Butea (aus Koromandel) und Rudolphia (aus dem wärmern Amerika) beyde mit 2 Arten; Viborgia (vom Vorgebirge der guten Hoffnung) mit 3 Arten; Piscidia mit 4 Arten, darunter 2 neue von Cavanilles; Platylobium (von Smith aus Neuholland) mit 2 Arten; Borbonia mit 8 Arten, darunter 2 neue vom Vorgebirge der guten Hoffnung: perfoliata und undulata; Achyronia aus Neuholland, und Oedmannia vom Vorgebirge der guten Hoffnung, mit einer Art; Spartium mit 25 Arten, und darunter 9 neue: cinereum aus dem Delphinat, virgatum aus Madera, ramosissimum und biflorum vom Atlas, aspalathoides, arboreum und umbellatum aus der Barbarey, multiflorum aus Portugall, und persicum; Genista mit eben so vielen Arten, und darunter 10 neue: viscosa aus den kanarischen Inseln, triquetra aus Korsika, ovata und triangularis aus dem Bannat, procumbens aus Ungarn und Mähren, decumbens aus Frankreich, albida aus Taurien, diffusa aus Innerösterreich, sylvestris aus Kroatien und Krain, und tricuspidata aus Algier; Lebeckia mit 8 Arten (sonst meist unter Spartium), unter ihnen 4 neue vom Vorgebirge der guten Hoffnung; Rafnia mit 14 (sonst unter Crotalaria begriffene) Arten, unter ihnen 9 neue, auch daher; Aspalathus mit 69 Arten (Thunberg führt in seiner Monographie nur 66 auf), darunter 36 neue, eben daher; Sarcophyllum mit einer Art; Ulex mit 2 (europäischen) Arten; Amorpha, Dimorpha (Aublets Parivoa) und Tetrameus, auch mit 2 Arten; Bossiaea (nach Ventenat) mit einer Art, aus Neuholland; Crotalaria mit 44 Arten, unter welchen 22 neue: parviflora aus Virginien und Karolina, rubiginosa, semperflorens, hirsuta, Nummularia, bifaria,

paniculata, macrophylla, Trifoliastrum und glauca aus Guinea, parvifolia, lanata, reflexa, argentea und genistoides aus Ostindien, pilosa, villosa, lineata und volubilis vom Vorgebirge der guten Hoffnung, puber von der Insel Martha, laevigata von Madagaskar, microphylla aus dem glücklichen Arabien, hier zuerst im Systeme aufgestellt sind; Ononis mit 68 Arten, und unter diesen 36 neue: caduca aus dem Delphinat, hispida, monophylla, euphrasiaefolia, pendula, biflora, ramosissima, picta und arborescens aus der Barbarey, capitata aus Valencia, villosissima, laxiflora und cuspidata von Algier, spicata, fasciculata, micrantha, parviflora, secunda, glabra, excisa, elongata, capillaris, villosa, heterophylla, strigosa, stipulata, hirsuta, decumbens, sericea, racemosa, Lagopus und quinata vom Vorgebirge der guten Hoffnung, persica, incisa vom Archipel, aragonensis und juncea aus Aragonien; Anthyllis mit 21 Arten, unter welche auch Ebenus pinnata, so wie noch 5 andere neue Arten: polycephala vom Atlas, hamosa und onobrychioides aus Spanien, incisa vom Archipel, und splendens aus Kandia gezählt werden; Arachis mit einer Art; Lupinus mit 19 Arten, unter denen 10 neue: bracteolaris, multiflorus und linearis aus Brasilien, microphyllus, paniculatus, sarmentosus, bimaculatus und alopecuroides aus Peru, villosus aus Karolina, und linifolius; Phaseolus mit 24 Arten, unter welchen hirtus und capensis vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und stipularis aus Peru, hier im System zuerst aufgeführt werden; Dolichos mit 53 Arten, unter denen D. rotundifolius von den Karibäen, giganteus, falcatus, pilosus, tetraspermus, ciliatus und pubescens aus Ostindien, articulatus von St. Domingo, hirsutus und lineatus aus Japan, medicagineus aus Ceylon, ruber, angularis und tuberosus aus Martinique, subracemosus von Karthagena, argenteus aus Guinea, gibbosa und decumbens, hier zuerst im Systeme vorkommen; Glycine mit 44 Arten, und unter diesen 22 neue: clandestina, rubicunda, coccinea und bimaculata aus Neuholland, sarmentosa aus Karolina, angulosa und umbellata aus Pensylvanien, villosa aus Japan, angustifolia, heterophylla, glandulosa, Totta, erecta und secunda vom Vorgebirge der guten Hoffnung, sericea, mollis und hedysaroides aus Guinea, tenuiflora, parviflora, cana und rhombifolia aus Ostindien, punctata aus Dominique; Orobus

bus mit 15 Arten; unter ihnen hier zuerst: atropurpureus von Algier, und ochroleucus aus Ungarn; Lathyrus mit 36 Arten, und unter diesen 12 neue: subulatus, nervosus und sericeus aus Brasilien, tenuifolius von Algier, tomentosus von Buenos Ayres, rotundifolius aus Taurien, myrtifolius und venosus aus Pensylvanien, tumidus, hirtus, magellanicus und japonicus; Vicia mit 44 Arten, unter welchen 18 neue: pontica, americana, variegata aus dem Morgenlande, atropurpurea und biflora von Algier, pannonica, sordida, villosa und polyphylla aus Ungarn, altissima aus der Barbarey, canescens vom Libanon, pellucida vom Vorgebirge der guten Hoffnung, fruticosa aus Peru, oroboides aus Innerösterreich, amphicarpa aus der Provence, pusilla aus Pensylvanien, laevigata aus England, und platycarpos (der übrigen von Mönch als neu aufgestellten Arten wird nicht gedacht); Ervum nur mit 5 Arten, unter welchen eine neue (vicioides) von Algier, da die Linse zu den Kichern gebracht ist; Liparia mit 13 Arten, von welchen 8 neue: capitata, tomentosa, vestita, myrtifolia, umbellifera, teres, hirsuta und tecta vom Vorgebirge der guten Hoffnung, zuerst im Systeme aufgestellt werden; Cytisus mit 24 Arten, unter welchen divaricatus (unter dieser Gattung), ponticus, hispidus aus Guinea, sericeus von Tranquebar, leucanthus aus dem Bannat, lotoides und pygmaeus aus Galatien, hier zuerst im Systeme stehen; Geoffroaea, mit der surinamischen Art vermehrt; Robinia mit 20 Arten, unter welchen viscosa aus Südkarolina, striata von Karakas, squamata von St. Thomas, uliginosa aus Ostindien, florida vom Krabbeneiland, jubata und tragacanthoides aus der Nähe des Baikals, und Chamlagu aus Sina hier zuerst vorkommen; Colutea mit 13 Arten, von welchen C. rigida, obtusata, linearis, prostrata, excisa, vesicaria und tumentosa, alle vom Vorgebirge der guten Hoffnung, hier zuerst im Systeme vorkommen; Glycyrrhiza mit 6 Arten, darunter 2 neue: foetida vom Atlas, und glandulifera aus Ungarn; Coronilla mit 25 Arten, unter ihnen 7 neue: occidentalis, squamata aus Spanien, pentaphylla von Algier, vaginalis aus Italien, globosa und parviflora aus Kandien, und cappadocica, und mehrere Arten, die von Andern zur Aeschynomene gezählt werden; Ornithopus mit 5 Arten, von welchen eine, durus, aus Valencia, hier zuerst vorkommt;

Scorpiurus mit 5 Arten, darunter eine neue aus Algier (purpureus); Aeschynomene mit 9 Arten, von welchen aristata von St. Domingo, hispida aus Nordamerika, und diffusa neu sind; Hallia, sonst unter Hedysarum, Glycine und Crotalaria, mit 8 Arten, unter welchen H. alata, flaccida, virgata und Asarina vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und hirta von Tranquebar, hier zuerst im Systeme vorkommen; Hedysarum mit 117 Arten, von welchen 42 hier zuerst in das System eingerückt sind: rugosum und pictum aus Guinea, velutinum, uncinatum und nitidum aus dem wärmern Amerika, diffusum und dichotomum von Tranquebar, australe von Tanna, squarrosum, ciliatum und tetraphyllum vom Vorgebirge der guten Hoffnung, mauritianum von der Insel St. Moritz, repandum aus dem glücklichen Arabien, capitatum aus Ceylon, molle von St. Croix, prostratum und obtusum aus Pensylvanien, trichocarpon aus Sibirien, reticulatum, divergens, ciliare, cuspidatum und glutinosum aus Nordamerika, tuberosum, biflorum, Sennoides und comosum aus Ostindien, varium und Tournefortii aus Armenien, tauricum und Pallasii aus Taurien, carnosum, pallidum, capitatum (dieser Beyname kommt zum zweytenmale vor), venosum und confertum aus der Barbarey, muricatum aus Patagonien, circinatum aus Kappadocien, ornatum aus Galatien, album aus dem Bannat, petraeum vom Kaukasus, und villosum; Indigofera mit 51 Arten, unter ihnen 17 neue: filifolia, incana, erecta, capillaris und punctata vom Vorgebirge der guten Hoffnung, simplicifolia von Sierra Leona, echinata von Tranquebar, cinerea, prostrata, glandulosa, arcuata und viscosa aus Ostindien, lateritia, dendroides und pulchra aus Guinea, australis aus Neuholland, inquinans von Dominique; Galega mit 37 Arten, unter welchen filifolia, grandiflora, dubia, pusilla, falcata, sericea, Totta, striata und pinnata vom Vorgebirge der guten Hoffnung, orientalis, tomentosa aus dem glücklichen Arabien, toxicaria aus Westindien, Colutea und mimosoides aus Ostindien, pumila und linearis aus Guinea, und domingensis hier zuerst aufgeführt sind; Phaca mit 11 Arten und 2 neuen: halicacaba aus Galatien, und floridana; Astragalus, neuerlich insbesondere von Pallas und Decandolle bereichert und geordnet, mit 174 Arten, unter welchen 94: tomentosus aus Aegypten, geniculatus, incurvus, rotundifolius,

lani-

lanigerus, armatus und tunetanus aus Nordafrika, cymbiformis aus Portugall, scorpioides und macrorhizus aus Spanien, viscosus und aristatus von den europäischen Alpen, sordidus aus Nordeuropa, pumilio von den Kurilen, Biserrulatus, Alopecias, vulpinus, fragiformis, candicans, floribundus, grandiflorus, altaicus, setosus, versicolor, leptostachys, vimineus, baicalensis, Arbuscula, fruticosus, Schangimianus, vaginatus, adsurgens, pygmaeus, oxyphyllus, Baicalia, ambiguus, linarius, galactites, longiflorus, triphyllus, uriger, songaricus, caudatus, follicularis, leucanthus und argentatus aus Sibirien, dealbatus, lanatus, tauricus, subulatus und rupifragus aus Taurien, reduncus, nigrescens, caespitosus, sylvaticus und pauciflorus aus dem übrigen russischen Reiche, hircanus, virgatus, sanguinolentus, testiculatus, diffusus, amarus und caucasicus aus der Nähe des kaspischen Meers, maximus, hedysaroides, aduncus, declinatus, cinereus, Lagurus, angustifolius, leucophyllus, Erianthus, microcephalus, Eriocephalus, aureus, longifolius und pugniformis aus Armenien, macrocephalus, elongatus, pungens und plumosus aus Galatien, humifusus und fragrans aus Kappadocien, coluteoides, gummifer und libanotis vom Libanon, odoratus, ornithopodioides und retusus, überhaupt aus dem Morgenlande, echioides und creticus aus Kandien, Garbanzillo aus Peru, ponticus und leucophaeus, hier zum erstenmale im Systeme vorkommen; Dalea, sonst mit Psoralea vereinigt, mit 14 Arten, unter ihnen 11 neue: alopecuroides, candida, violacea und Kuhnistera aus Nordamerika, phymatodes aus Karakas, nutans, citriodora, reclinata, lutea und tomentosa aus Neuspanien, mutabilis von Kuba; Psoralea mit 29 Arten, von welchen mehrere: odoratissima, verrucosa, multicaulis, striata, racemosa, argentea und tomentosa, alle vom Vorgebirge der guten Hoffnung, hier zuerst im Systeme stehen; Trifolium mit 72 Arten, unter welchen wir zwar Russels Tr. argutum vermissen; aber dagegen 4 neue Arten vom Vorgebirge der guten Hoffnung: capense, lanatum, hirsutum und stipulaceum, eben so viele aus der Barbarey: mauritanicum, laevigatum, hispidum und sphaerocephalum, eine aus Aegypten: alexandrinum, eine aus Kandien: speciosum, eine aus Galatien: elongatum, eine aus Kappadocien: canescens, zwo aus dem Bannat: dentatum und palli-

pallidum, vier aus Ungarn: macrorhizon, angulatum, diffusum und parviflorum, eine die an europäische Alpenwassern wächset: saxatile, drey aus Spanien: Lagopus, gemellum und phleoides, zwey aus England: maritimum und suffocatum, und noch eine europäische: Tr. medium finden; Lotus mit 30 Arten, unter ihnen triflorus und parviflorus von Algier, gracilis aus Ungarn, diffusus aus England, Dioscoridis und palustris aus Kandien, pedunculatus aus Spanien, coimbrensis und persicus, hier zuerst im Systeme; Dorycnium, sonst mit Lotus vereinigt, mit 3 Arten, unter welchen herbaceum und latifolium im Systeme neu sind; Trigonella mit 17 Arten, unter welchen zwar 5 neue Arten vom Vorgebirge der guten Hoffnung: hirsuta, villosa, armata, glabra und tomentosa, und eine spanische als neu aufgeführt sind; aber Russels Tr. uncinata mangelt; Medicago mit 37 Arten, unter welchen zwar die von Linné als Spielarten seiner M. polymorpha aufgezählte Spielarten mit eingerechnet, aber auch glutinosa aus Taurien, elegans aus Sicilien, Helix, aculeata, Murex, tentaculata, apiculata, denticulata, Gerardi, Terebellum, tribuloides, uncinata, meist aus dem mittägigen Europa, und recta aus der Barbarey, aufgestellt sind.

In der achtzehenten Klasse macht auch hier die Gattung Theobroma den Anfang, mit 2 Arten, denn Guazuma wird als eine eigene Gattung mit dem Namen: Bubroma aufgestellt; Citrus mit 6 Arten, unter welchen zwar C. chilensis und spinosa nicht, dagegen aber C. angulata aus Amboina, und C. trifoliata aus Japan stehen; Melaleuca mit 12 Arten, ganz nach Smith; Lühea mit einer Art von Karakas; Symplocos, nach l'Heritier, mit 6 Arten, und unter diesen Linné's Hopea und Alstonia; Hypericum mit 88 Arten, unter welchen wir zwar Russels H. pallens und thymifolium vermissen; aber dagegen H. ascyroides und corymbosum aus Pensylvanien, rosmarinifolium, aspalathoides, galioides und angulosum aus Karolina, procumbens und fasciculatum, auch aus Nordamerika, connatum aus Brasilien, dichotomum aus Domingue, articulatum aus Madagaskar, angustifolium und lanceolatum von der Bourbons-Insel, alternifolium, arborescens und empetrifolium aus Ostindien, inodorum aus Kappadocien, punctatum aus Gallizien, origanifolium aus

Armenien, ciliatum, lanuginosum und serpyllifolium auch aus dem Morgenlande; hyssopifolium aus Iberien, dubium aus verschiedenen Gegenden von Europa, afrum, aethiopicum, caracasanum, nitidum und emarginatum als neu im Systeme aufgestellt finden; Ascyrum mit 5 Arten, unter welchen multicaule und stans aus Nordamerika als neu aufgeführt werden.

Es ist zu wünschen, daß dieses klassische Werk, welches durch die Bemühungen des Hrn. Herausg., eines der vorzüglichsten jetzlebenden Botaniker, erst recht brauchbar gemacht wird, ununterbrochen möge fortgesetzt und bald geendigt werden.

L.

Naturgeschichte des Wildes. Nebst einem Anhange. Ein Beytrag zur Geschichte der Jägerey. Berlin, bey Quien. 1802. 255 S. 8. 16 gr.

Ein angenehmes Geschenke für die edlen Waidmänner des 19ten Jahrhunderts. Sie werden sich dabey ganz in jene lieblichen Zeiten wieder hinein denken können, in welchen die erhabenen Nimrode mit ihren treuen Gesellen den Spür- und Hatzhunden in so freundschaftlicher Vertraulichkeit lebten, und wo ein edler Hirsch höher geschätzt wurde, als ein halbes Dutzend arbeitsamer oder unedler Landleute. Uns wolle Gott vor der Rückkehr jener Zeiten, wie für Krieg und Pestilenz in Gnaden bewahren!

Po.

Holzkultur durch Erfahrung erprobt, nach Auswahl der vorzüglichsten Nutzhölzer. Nebst Anhang einer kleinen Denkschrift über den Safthieb der Laubhölzer, für alle Forstmänner und Waldbesitzer, von W. H. Käpler, Wildmeister zu Ostheim. Leipzig, bey Barth. 1803. 61 S. 8. 7 gr.

Ein braver Forstmann macht uns mit seinen mehr als 30jährigen Erfahrungen, über die Aussaat, Anpflanzung und Abholzung der nützlichsten und vorzüglichsten Holzarten bekannt. So klein dieß Werkchen auch ist: so ist es doch gewiß kein unbedeutendes Scherflein zu der Masse von Erfahrungen und Beobachtungen, durch welche nur allein in die viel umfassende, und bis jetzt noch immer schwankende Lehre von der Forstwirthschaft Gewißheit und Vollkommenheit kann gebracht werden. —

Was der Verf. vom Safthiebe sagt, verdient Beherzigung. Er behauptet: daß Laubhölzer, die in der Saftzeit, im März oder April, abgehauen werden, viel schneller und besser an den Stöcken wieder ausschlagen; auch das Holz selbst, welches im Safte gehauen werde, weit besser und brennbarer als alles andere außer dieser Zeit gefällte sey. —

Da der Verf. hierüber seine und seines ebenfalls durch Schriften bekannten Vaters sechzigjährige Erfahrungen anführt; auch sich anheischig macht, aus seinen Forstrevieren augenscheinliche Beweise zu geben: so erhält seine Meinung gewiß dadurch ein großes Gewicht; gesetzt auch, daß sie mit den Meinungen älterer und neuerer, berühmter und unberühmter Forstmänner geradezu im Widerspruch stände.

Forsthandbuch, oder Anleitung zur deutschen Forstwissenschaft. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen herausgegeben, von L. W. Medicus, Professor zu Heidelberg und Kurfürstl. Bergrath. Tübingen, bey Cotta. 1802. 650 S. 8. 2 Rf.

Da Hr. M. unter der Menge der Handbücher keines fand, daß ihm bey seinen Vorlesungen über die deutsche Forstwissenschaft Genüge leistete: so glaubte er sich ein eigenes Kompendium zu diesem Behufe entwerfen zu müssen. Sein Hauptzweck dabey war: »die Verbindung der »theoretischen und praktischen Darstellung, in sofern dieses »nach dem dermaligen Zustande dieser Wissenschaft mög»lich ist.«

Es

Es scheint, daß der Vf. diesen Zweck nicht verfehlt habe; und Rec. hält dafür, daß dieses Handbuch, wenn zumal die mündlichen Belehrungen eines einsichtsvollen Lehrers dazu kommen, ein ganz brauchbares Werk sey. Nur Schade, daß es auf so elendes Papier gedruckt, und durch eine so große Menge der gröbsten Druckfehler verunstaltet wurde.

Tabellarische Uebersicht zur Bestimmung des wahren Werthes und Inhaltes des Nutzholzes bey Holzverkauf, und praktischer Anwendung für Forstökonomen und Holzkäufer, von E. G. Bruhm, Heidereuter zu Zschizschewig bey Meißen. Leipzig, bey Barth. 1802. 1 Rg. 8 gr.

Ein sehr brauchbarer und nützlicher Hausbedarf; vorausgesetzt, daß die Tabellen sämmtlich richtig berechnet sind. Denn es wäre doch wohl zu viel von einem Rec. verlangt, wenn man ihm zumuthen wollte, 79 Tabellen, die überdieses voller Druckfehler sind, nachzurechnen.

Ve.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Bericht von den Feldzügen Bonaparte's in Aegypten und Syrien. Von Berthier, ehemaligem Divisionsgeneral und Chef des Generalstaabes der französischen Armee im Orient, jetzt Kriegsminister in Paris. Aus dem Französischen übersetzt. Magdeburg und Deßau, bey Bauer. 1801. 194 S. 8. 12 gr.

Eine koncentrirte Uebersicht dieses in der Geschichte für immer denkwürdigen Zuges Bonaparte's nach Aegypten, dessen endliches Mißlingen in aller Hinsicht ein wesentlicher Verlust für die Menschheit überhaupt, und besonders für die

die Wissenschaften und Künste ist, steht hier an ihrem Platz; um so mehr, da die Erzählung desselben einen Sachkundigen Augenzeugen zum Verf. hat, dessen Bericht Glauben verdient.

Am 11ten Junius 1798 verließ Bonaparte die Rhede von Malta mit der Flotte, und erschien am 1sten Juli unvermuthet vor Alexandrien. Der franz. Konsul in A. kam am Bord, und berichtete, die Erscheinung der Flotte habe einen Aufstand gegen die Christen erregt, und die Einwohner würden sich der Landung widersetzen. Um ihren Dispositionen zuvorzukommen, befahl B. die Landung schon am Abend des 2ten Julius. Die Flotte lag 3 Meilen vom Lande; B. stieg Nachts 1 Uhr mit den ersten Truppen ans Land. Mit 4300 Man setzte er sich in 3 Kolonnen sogleich gegen Alexandrien 3 Meilen von da in Marsch, und kommandirte zu Fuß, weil noch keine Pferde gelandet waren. Die Stadt leistete eine kurze Gegenwehr, ward mit Sturm eingenommen, und das Fort ergab sich, nachdem die Einwohner von B. beruhigende Versicherungen erhalten hatten. Desaix marschirte gegen die Mamelucken auf dem Wege nach Kairo. Klebers Division erhielt Befehl, Rosette einzunehmen. Eine Flottille segelte zur Unterstützung der Armee den Nil herauf. Die Araber beunruhigten den Marsch, verschütteten die wenigen Brunnen in der wasserleeren Wüste. Desaix trieb ein Korps Mamelucken zurück. Rosette ward ohne Widerstand eingenommen. B. rastete zwey Tage zu Rhamanie, und gieng dann den Mamelucken weiter entgegen. Die Flottille auf dem Nil litt einigen Verlust. B. trieb 4000 Mamelucken in die Flucht; sie retirirten in Unordnung nach Kairo. Die franz. Armee, allenthalben von Hinterhalten der Araber beunruhigt, litt Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen. Demungeachtet marschirte sie muthig weiter, traf und schlug vereint die Mamelucken bey den Pyramiden in einer förmlichen Feldschlacht, worin diese sich tapfer wehrten. Die Franzosen verloren in allen diesen Gefechten wenig Mannschaft. Nach einem 14tägigen Marsch, von Alexandrien angerechnet, erschienen am 23sten Juli Vornehme von Kairo zu Gizeh, um die Stadt B. zu übergeben. Dieser verlegte am 26sten sein Hauptquartier dahin. Die Mamelucken zogen in 2 Korps unter Muradbey und Ibrahimbey nach Oberägypten. B. und General

Leclerc

Leclerc verfolgten den letztern, schlugen und vertrieben ihn aus Aegypten. Nachdem B. die eroberten ägyptischen Provinzen organisirt hatte, gieng seine Absicht dahin, die übermuthigen ägyptischen Beys zu demüthigen. Die Agenten der Pforte wurden von ihm respektirt, die türkische Flagge wehete neben der französischen, und B. schickte einen Gesandten nach Konstantinopel, um seine Absichten dem Großherrn zu erklären; erfuhr aber, daß dieser der Alliance Englands und Rußlands beygetreten sey. Er mußte dem Angriff durch einen Marsch nach Syrien zuvorkommen. In Kairo hatte er vorher ein Institut der Wissenschaften und eine Bibliothek gestiftet, ein chemisches Laboratorium und andre Werkstätte für mechanische Künste erbauen lassen; Gelehrte reisten in das Innere des Landes, um die Geographie, die Geschichte, die Physik, die Künste, mit Entdeckungen zu bereichern. Die in gleicher Absicht von dem General Andreossi gemachte Expedition zu Wasser ward mit eben so viel Tapferkeit als Glück vollzogen. Charten des Landes und Plane der Städte wurden aufgenommen, Kanalarbeiten angeordnet, Denkmäler gezeichnet; alle Gelehrte arbeiteten mit Enthusiasmus in ihren Fächern zur Bereicherung der Wissenschaften, und wir dürfen den wichtigen Resultaten ihrer Arbeiten durch, von der Regierung beförderte Publikation derselben, entgegen sehen. Ein gefährlicher Aufruhr unterbrach die Ruhe von Kairo, der durch Waffengewalt gedämpft werden mußte. Im Anfang Novembers brach B. nach Suez auf, wo er nützliche Handelsetablissements anordnete, und dann an den Küsten des rothen Meers nördlich herauf fuhr, um den Kanal von Suez zu untersuchen. Dann organisirte er die Expedition nach Syrien, und zog, nachdem er in Unterägypten die civil- und militärischen Gewalten bestellt hatte, in der Mitte Februars 1799 vor Elarisch. Die Operationen der verschiedenen Korps, waren gut berechnet, und von den Generalen Regnier und Kleber glücklich ausgeführt. Elarisch gieng durch Kapitulation über. Auf dem weitern Marsch nach Syrien litt die Armee viel in den unwirthbaren Wüsten; die Feinde aber zogen sich allenthalben zurück, Ghaza ward eingenommen, und man fand daselbst große Vorräthe und Magazine. Jaffa ward förmlich belagert, und dann mit Sturm erobert. Nach mehrern nun folgenden Gefechten ward in der Mitte März Saint Jean d'Acre erreicht. An die-

dieser Veste und ihrer hartnäckigen Vertheidigung, durch die Engländer und den Pascha Diezzar, scheiterte B. Glück und Muth zum erstenmal. Während hier die Belagerung eifrigst betrieben, Stürme abgeschlagen wurden, mit dem Verlust vieler braven Officiere und Soldaten, häufige blutige Ausfälle geschahen, schlug G. Junot den Feind bey Nazareth. Kleber lieferte bey dem Berge Tabor eine grosse Schlacht gegen eine weit überlegene Macht. B. selbst marschirte ihm mit einem Theil der Belagerungsarmee zu Hülfe, und der entscheidendste Sieg ward erfochten. »Das »Resultat der Bataille, sagt Berthier, bestand in der gänzlichen Niederlage von 25000 Mann Kavallerie und 10000 »Mann Infanterie, durch 4000 Franzosen, in der Wegnahme aller feindlichen Magazine, des Lagers, und in »der verwirrten Flucht des Feindes nach Damaskus. Nach »seiner eignen Angabe bestand sein Verlust in mehr als »5000 Mann. Er konnte nicht begreiffen, wie er in demselben Augenblick auf einer Linie von 9 Stunden geschlagen werden konnte: so sehr sind diese Barbaren mit den »kombinirten Bewegungen unbekannt.« — Vor Acre fiel unter andern der allgemein geachtete General Caffarelli. Es fehlte den Belagerern endlich an Ammunition; alle mit großer Taperkeit gemachten Versuche gegen den Platz waren ohne Vortheile, die Belagerten wurden von gewandten Ingenieurs angeführt, und von dem kühnen Britten Sidney Smith. Ein heftiger, schon halb geglückter Sturm am 10ten Mai, welcher einen ganzen Tag dauerte, am 11ten zweymal wiederholt, und wobey G. Lannes schwer verwundet, und die Generäle Rambeau und Bon getödtet wurden, blieb fruchtlos. Der Verlust dieser drey mörderischen Stürme, wird — nur — auf 200 Todte und 500 Verwundete, außer den mehreren Staabsofficieren, angegeben.

In andern Gegenden des Landes ward unterdessen mit mehrerm Glück gegen die umherschweifenden Araber und Mameluken gefochten; mancher gefährlicher Aufruhr ward gestillt, viele feste Plätze wurden genommen. — 60 Tage nach Eröffnung der Laufgraben, am 21. Mai hob Bonaparte die Belagerung von Acre in der Nacht auf, und marschirte nach Aegypten zurück.

Auf diesem Rückmarsch wurden mit großer Strenge die Bewohner der Dorfschaften bestraft, welche während der Bela-

Belagerung die Zufuhr Convoys beraubt, und die Bedeckung ermordet hatten; ihre Dörfer und Getraidefelder wurden in Brand gesteckt. Am 15. Juni kam die Armee, nach einem viermonatlichen Feldzuge in Syrien, wieder zu Kairo an. Sie hatte 700 Mann an der Pest, und 500 in Gefechten verloren, und 1200 Verwundete bey sich. Viele Pestkranke wurden von dem Oberwundarzt Desgenettes geheilt. — Während Bonaparte in Syrien war, verfolgte Desaix in Oberägypten, Muradbey, und vertrieb ihn von dort. Sein Marsch durch dieses wüste Land war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Desaix marschirte am 26. August 1798 mit 6 Bataillons von Kairo aus, und erreichte am 5. Oktober die Armee Murads bey dem Dorfe Mansura, dessen Armee aus etwa 13000 Mann bestand. Sie ward am 8ten bey Sahiman von einer sechsmal geringeren Anzahl Franzosen angegriffen, und nach einem hartnäckigen Gefecht geschlagen. Desaix verlor 340 Mann an Todten; 150 wurden verwundet. Sehr viele Soldaten litten an der in Oberägypten gewöhnlichen schlimmen Augenkrankheit, die den Ausdünstungen des Nils zugeschrieben ward. Murad brachte die Provinz umher zum Aufstand gegen die Franzosen. Ein kleiner Haufen Franzosen, die in der Stadt Fajoum das Krankenhaus bedeckten, ward von 4000 Mann wüthend angegriffen, und er schlug sie mit Verlust in die Flucht. Desaix erhielt von Bonaparte eine Verstärkung von 1000 Mann, und verfolgte nun Muradbey, der noch eine drohende Stellung behielt; sich aber bey der Annäherung der Franzosen immer weiter zurückzog. Die aufrührerischen Bauern wurden von diesen gezüchtigt, und am 23ten Januar 1799 ward Muradbey selbst zu Samanhout geschlagen. Viele ähnliche Gefechte — denn zu einer Feldschlacht kam es nicht — lieferten die Korps der Generäle Friant, Belliard und Davourts. — Bonaparte lieferte den Türken am 26. Juli bey Abukir eine grosse entscheidende Schlacht, die den Türken 2000 Mann, alle Zelter und Bagage, und 20 Kanonen kosteten; viele tausend Feinde ertranken; die Franzosen hatten 150 Todte und 750 Verwundete. Das den Türken vorher in die Hände gefallene Fort Abukir ward nach einer 12tägigen Belagerung am 2ten August wieder erobert. Die Affaire bey Abukir kostete den Türken mit Verwundeten und Gefangenen 18000

 Mann,

Mann. — Hiermit endigt Bonaparte's kriegerische Laufbahn in Aegypten und dieser Bericht.

F.

Das Jahr 1801 das erste und folgenreichste des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Annale. Vom Verfasser des genealogisch-historisch-statistischen Handbuchs. — relata — Hof, bey Grau. 1802. 17 Bog. 8. 20 X.

Wir kennen das Taschenbuch nicht, unter dessen Schilde sich der Vf. kenntlich zu machen sucht. Allein fragen möchten wir ihn wohl, woher er es wisse, prophetisch voraus sagen könne, daß das Jahr 1801 das folgenreichste des neunzehnten Jahrhunderts sey? Zwar wünschen wir unsern Nachkommen eben keine neuen Revolutionen, am wenigsten von der französischen Gattung; aber in die Zukunft kann doch Niemand sehen: und eine einzige Staatsveränderung in Frankreich könnte nicht minder zahlreiche und wichtige Folgen nach sich ziehen, als das Jahr 1801 hervorgebracht hat. Uebrigens ist der Gedanke, das erstgedachte Jahr mit seinen vielen und großen Veränderungen besonders zu stellen, auch die Ursachen und Verbindungen derselben unter einander zu entwickeln, kein unrechter Einfall. Ob zu Abfassung einer solchen pragmatischen und von aller groben Parteylichkeit abgekühlten Geschichte bereits das Jahr 1802 schicklich sey? ist eine andere Frage, die man vielleicht eben sowohl verneinen möchte, als die allgemeinere: ob man die allerneueste Geschichte sogleich beschreiben könne und dürfe? Die enthusiastische, oft so widerwärtige und beynahe ekelhafte Anhänglichkeit an eine von den beyden Hauptkriegführenden Parteyen, worin sich die meisten Deutschen getheilt hatten, weil so viele unter ihnen die Ehre eines unabhängigfreyen Urtheils nicht zu schätzen wußten, hat mit dem eben geendigten Kriege noch keinesweges ihr völliges Ende erreicht: und welchen nachtheiligen Einfluß müssen nicht selbst die Reste eines solchen Parteygeistes auf die Geschichtbücher über die neuesten Ereignisse äußern! Außerdem klärt sich auch Manches in

den

den folgenreichsten Begebenheiten erst nach und nach auf: eine neue Ursache, sich mit der Beschreibung derselben nicht zu übereilen.

Prüft man gegenwärtiges Buch in beyderley Rücksicht: so findet man bald, daß sein Verf., ob er gleich mit der Geschichte des Tags ziemlich wohl bekannt ist, doch sich immer mehr Zeit hätte nehmen sollen, es zu schreiben. Er hat seine Erzählungen unter folgende Rubriken gebracht: I. Allmählige Beylegung der Feindseligkeiten, und endlich allgemeiner Friede. »Man wollte es nicht »leiden, sagt er, daß eines der ersten und mächtig»sten Völker sich eine neue Staatsverfassung schuf.« Es ist aber allgemein bekannt, daß dieses nicht die einzige und Hauptursache des wider Frankreich geführten Kriegs war; in dessen Fortsetzung zumal andere sehr wichtige Ursachen hinzukamen: und dann war es ja nicht die Nation, welche sich eine neue Staatsverfassung gab; sondern Paris und eine mächtige Partey in der Nationalversammlung, ohne Vollmacht der Nation. Eben so ist der Verf. gar nicht unterrichtet genug, wenn er ferner schreibt: Frankreich wollte einmüthig Republik seyn. Beleidigende Beynamen, wie: Britannien, der übermüthige Inselstaat, pflegen einander wohl Staaten während der Hitze und Erbitterung des Kriegs zu ertheilen; aber Privatpersonen sollten sich dieselben eigentlich nicht erlauben: auch darum, weil sie mit eben so vielem, und vielleicht noch größerm Scheine, zurückgegeben wurden. Der entscheidende Ausspruch des Verf. (S. 9), Frankreich handelte bey dem Frieden von Lüneville mit einer Großmuth, welche vielleicht keiner seiner Gegner, im umgekehrten Fall, würde bewiesen haben. Es verlangte von seinem jetzt ganz gedemüthigten Gegner, der es neuerlich so oft schnöde behandelt, und auf das unedelste zu hintergehen gesucht hatte, weiter nichts, u. s. w. ist auch nichts weniger als ein Orakel. Desto ehrerbietiger ist (S. 49) die Kraftsprache wiederholt: Die mächtigste Nation in Europa ist es müde, sich von weichlichen Despoten mißhandeln zu lassen, u. s. w. Außer dem erstgenannten Friedensschlusse sind noch sieben andere von gleichem Jahre, zwischen Frankreich und Baiern, Neapel, Portugal, u. s. w. eingerückt. II. Bewaffnete Neutralität im Norden,

den, Krieg darüber, und dessen Beylegung; wozu die dänische Besetzung der Elbküsten, Hamburgs und Lübecks, ingleichen die preußische Besitznehmung des Hannöverschen, gehören. III. Neue Staatsverfassung: Irlands Vereinigung mit Großbritannien; die neuen Konstitutionen der batavischen Republik, und der Republik Lucca. In den dieser Rubrik, wie jeder andern, beygefügten, meistentheils brauchbaren Erläuterungen, wird zwar (S. 114) der Einschränkungen und des Jochs gedacht, welche Irland seit langer Zeit von England habe erdulden müssen; aber nicht der Veranlassungen, welche die Irländer schon seit dem sechszehnten Jahrhunderte dazu gegeben hatten. Eben so spricht zwar der Vf. S. 122 ff. von den die Verfassung der Republik der vereinigten Niederlande zerstörenden Unternehmungen, welche der Erbstatthalter Wilhelm V. geleitet durch den Herzog Ludwig von Braunschweig, gestiftet haben soll, und von dem drückendsten Despotismus, dem sich diese Republik seit der Dazwischenkunft Preußens im J. 1787 habe unterwerfen müssen; vergißt aber der englischen und französischen Partey, die sich in jener Republik seit langer Zeit einander zu stürzen suchten. Die letztere hat nunmehr freylich obgesiegt, und der Verf. findet die neue batavische Regierungsform dem Genie, den Sitten und Gebräuchen der Nation sehr angemessen; gedenkt aber wiederum der französischen Besatzung nicht, durch welche der sogenannte Freystaat in Abhängigkeit erhalten wird. IV. Neue Reiche und Staaten: das Königreich Hetrurien, und die Republik der sieben vereinigten Inseln. Die Depossedirung des Großherzogs von Toscana durch den Lüneviller Frieden, ist dem Verf. (S. 141) weiter nichts, als die unerwarteste Auflösung. V. Ende der fränkischen (französischen) Kolonie in Aegypten. Die Folgen, welche diese große Unternehmung haben konnte, sind gut entwickelt; weniger die Verhältnisse der Pforte gegen dieselbe. VI. Zwey merkwürdige Usurpatoren: Paswan Oglou und Toussaint-Louverture. VII. Kaiser Paul I, und sein unvermutheter Tod. Ein vorzüglicher Artikel; obgleich so äußerst freymüthig abgefaßt, daß vielleicht Mancher an der Zuverlässigkeit gewisser Umstände zweifeln könnte. Genug, dieser so sonderbare Regent wird nicht bloß als solcher abgeschildert; sondern es wird auch aus dem Betragen seiner Mutter gegen ihn, und aus sei-

ner

ner ganzen Lage während ihrer Regierung begreiflich gemacht, wie seine seltsame Originalität auf dem Throne entstanden sey. VIII. Das größte politisch-geographisch-statistische Räthsel. Es ist das Indemnisationswerk in Deutschland: und hier bestätigt es sich, was wir oben bemerkten, daß der Verf. ein Jahr länger mit der Ausarbeitung seiner Schrift hätte warten sollen; so würde er eine von den Hauptfolgen der Begebenheiten und Beschliessungen des J. 1801 seinen Lesern vollständig haben mittheilen können. So aber konnte er theils nur angeben, wie viel jeder deutsche Fürst und Reichsstand durch den Lüneviller Frieden verloren hat; theils einige mangelhafte Entwürfe zur Schadloshaltung etlicher derselben hinzufügen. Wir holen bey dieser Gelegenheit noch die Behauptung des Verf. S. 10 nach, daß Oesterreich durch den Lüneviller Frieden im Grunde nichts eingebüßt habe: eine Meinung, für welche wir ihm wenig Beyfall versprechen. IX. Kirchliche Angelegenheiten: das scheinbare Wiederaufleben des Jesuiterordens; französische Nationalsynode und Concordat mit dem Papste; Aufhebung der Klöster und Toleranz in Baiern. An statt Barcellona (S. 225) muß es Pampelona heißen. X. Merkwürdige Todesfälle: Lavater, von Hofmann, Chodowiecki, Dr. Müller zu Leipzig, Krasicki, Abercrombie, Graf von Carmer, der Kurfürst von Köln, Baron von Grothaus, Feldmarschall Lascy, und der Erbprinz von Baden. Billig hätte das Charakteristische von Manchem derselben genauer entwickelt werden sollen. XI. Chronologische Uebersicht des Jahrs 1801.

Tm.

Geschichte des türkischen Reiches, von J. G. A. Galletti, Professor zu Gotha. Gotha, bey Perthes. 1801. XVI und 418 S. 8. 1 Rk. 8 gr.

Zu einer Zeit, wo Engländer und Franzosen, die das türkische Reich neulich bereiset haben, in der Schilderung seines traurigen Zustandes, des immer mehr sinkenden Wohlstandes, der verminderten Bevölkerung, und anderer Symptome, die eine gänzliche Erschlaffung und nahe Auflösung des großen Staatskörpers vorher verkündigen, übereinstim-

men, und die letzten Ereignisse in Aegypten die Wahrheit dieser Schilderung bethätigen, und wo eine große Katastrophe; die wahrscheinlich durch die europäischen Mächte herbeygeführt werden wird, nicht mehr fern zu seyn scheint, ist eine kurze Uebersicht der Geschichte des türkischen Reichs nicht bloß den Historikern; sondern allen, denen die Begebenheiten des Tages nicht gleichgültig sind, willkommen. Eine solche hat der berühmte Vf. in seiner bekannten leichten und gefälligen Manier geliefert. Er theilt seine Geschichte in 4 Bücher, und jedes wieder in verschiedene Kapitel. Das erste Buch geht von Osman I. bis zur Eroberung Konstantinopels von 1300 bis 1453, das zweyte bis auf den Stillstand der türkischen Macht unter Selim II. oder 1566, das dritte bis zum Anfang seines Verfalls unter Achmed III. oder bis 1699, das vierte bis an die jetzige Zeit. In der Vorrede hat er die Quellen, deren er sich bedient hat, angezeigt. Wir vermissen darunter Muradgea d'Ohssons Schilderung des Osmanischen Reichs. Da in Ansehung der neuesten Begebenheiten und des gegenwärtigen Zustandes des türkischen Reichs das politische Journal, Posselts Annalen, die allgemeine Zeitung, das hannöversche Magazin als Quellen angeführt werden: so sucht man hier vergebens neue und unbekannte Aufschlüsse.

Dg.

Des Feodor Baranow, eines Russen, Leben und Schicksale während seiner Gefangenschaft in Frankreich, und seiner im Jahr 1801 erfolgten Rückkehr aus derselben. Von ihm selbst beschrieben. Aus dem Russischen übersetzt. Breslau, bey Barth. 213 S. 8. 16 gr.

Der Uebersetzer kündigt im Vorberichte dieses unwürdige und gemeine Produkt mit sehr faden Witzeleyen an, die man unmöglich als Vorbedeutungen eines guten und geläuterten Geschmacks betrachten kann. Nicht viel besser ist der erzählende Ton und der Inhalt des Buches selbst. Die Hauptbegebenheiten werden oft durch sehr kleinfügige Erzählungen unterbrochen, und die Hauptbegebenheiten selbst

erregen kein grosses Interesse, da sie fast nichts weiter, als einen ganz gewöhnlichen Liebesroman in einer bald gemeinen, bald empfindelnden und seichten Darstellung enthalten. Daß ein kraftvoller junger Russe auf das Herz eines jungen und feurigen Mädchens bleibende Eindrücke macht; daß daraus eine schwärmerische Liebe zwischen Beyden entsteht; daß eine junge Thörinn ihre bessern Aussichten und ihr Vaterland verläßt, um einem gemeinen Soldaten nachzulaufen, und, daß dergleichen alberne Plane allerley Schwierigkeiten finden mußten, — dieß alles sind so höchst unmerkwürdige Erscheinungen, daß sie gewiß keine besondere Beschreibung verdienten. Das ganze Machwerk ist so schlecht, daß es höchstens nur in den Lesezirkeln von Mägden und Laquaien auf einigen Beyfall rechnen kann.

Wr.

Beyträge zur Nördlingischen Geschlechtshistorie, die Nördlingischen Epitaphien enthaltend, gesammelt und mit historischen Anmerkungen erläutert von Daniel Eberhard Beyschlag, nunmehrigem Rektor des Gymnasiums zu St. Anna in Augsburg. Nördlingen, bey Beck. 1801. 18¼ Bogen. 8. 16 gr.

So lokal und speciell, folglich für einen Nicht-Nördlinger uninteressant, auch diese Schrift ist: so enthält sie doch auch Manches, das diesem nicht ganz gleichgültig seyn wird. Auswärtige, besonders in Reichsstädten lebende Familien, z. B. die mit Nördlingischen verwandt sind, werden hier genealogische und heraldische Notizen, die ihnen vielleicht willkommen seyn mögen, antreffen. Auch andere, gelegentlich vorkommende Nachrichten sind nicht zu verschmähen; z. B. daß zu Nördlingen in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts nicht 20000 Menschen lebten, wie Hr. B. selbst im ersten St. seiner Nördlingischen Schulgeschichte, einer Tradition zu Folge, angab; sondern, nach einem inzwischen aufgefundenem Seelenregister vom J. 1459, nicht mehr, als 5538 Seelen. So auch S. 53 ff. die Geschichte und Beschreibung der grossen Orgel in der dortigen Haupt-

kirche, die unter die vollständigsten in Deutschland gehört. Nicht minder die S. 130 ff. befindlichen Notizen von 56 in Nördlingischen Kirchen und Kirchhöfen begrabenen deutschen, englischen, holländischen und dänischen Officieren, die im J. 1704 während der Schlachten am Schellenberg und bey Höchstätt verwundet, nach Nördlingen gebracht, und dort gestorben sind. S. 251 ff. findet man eine Skizze der Geschichte der dortigen Regierungsverfassung, die Hr. B. mit der Zeit auszuführen gedenkt. Er hat in diesem Buche seine sonst schon rühmlich bekannte historische Genauigkeit, und seinen unverdrossenen Forschungsgeist aufs neue erprobt. Nach einer Einleitung, worin er von den Quellen und Hülfsmitteln bey seiner Arbeit Rechenschaft ablegt, und eine allgemeine Nachricht von den Nördlingischen Kirchen und Kirchhöfen ertheilt, folgen vorläufige Nachrichten von dem Bau der jetzigen St. Georgenkirche (als der Hauptkirche), von ihrem Kirchhofe und von den in ihrem Innern angebrachten Epitaphien und Grabsteinen (wo auch die Glocken, die Altäre u. dgl. m. umständlich beschrieben sind). Von S. 105 an folgen die Epitaphien selbst, und zwar so, daß eines jeden Platz angegeben, das Aeußere geschildert, das Wappen kunstmäßig beschrieben, die Inschriften lateinisch und deutsch mitgetheilt, und alsdann genealogische und historische Erläuterungen, mit Angabe der Quellen, beygefügt werden. Gewöhnlich sind die ganzen Genealogien der Familien kurz auseinander gesetzt; wie z. B. die Böckhische S. 219 ff. Gelegentlich ertheilt er in Anmerkungen auch von andern Nördlingern, die keine Epithaphien haben, biographische Notizen.

Uebrigens ist hiermit diese Arbeit noch nicht geendigt, wie man aus dem Titel folgern sollte. Da ihr Urheber inzwischen nach Augsburg gezogen ist: so wird die Fortsetzung derselben, unter seiner Aufsicht, Hr. Johann Müller, ein dortiger Maler, übernehmen. Er ist schon, durch eine kurze Beschreibung der Reichsstadt Nördlingen, und durch eine Nachricht von dortigen Kunstsachen und Künstlern, bekannt. — Warum mag wohl d. H. überall Reperaturen statt Reparaturen schreiben?

Rz.

Grund-

Grundriß der neuern europäischen Staatengeschichte — von Chr. Dan. Voß, Professor zu Halle. Halle, bey Hemmerde. 1801. 27 B. 8. 1 Rg. 4 M.

Der Verf. liefert hier ein zweckmäßiges Handbuch zum Gebrauch bey akademischen Vorlesungen. Freylich umfaßt es, wie schon der Titel andeutet, nur die Geschichte der drey letzten Jahrhunderte, und man kommt hierbey auf die sehr natürliche Frage: ob es auch räthlich sey, studierenden Jünglingen bloß die neuere Geschichte zu empfehlen, und ob nicht die völlig umgearbeitete neueste Ausgabe von Meusels Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie einen entscheidenden Vorzug behaupten müsse? Doch hat Hr. Voß auch auf die frühere Geschichte einige Rücksicht genommen. Er läßt nämlich eine allgemeine Uebersicht der wichtigsten Epochen der Geschichte des Mittelalters vorausgehen, die als Einleitung in die neuere Geschichte dienen kann. Die Rubriken dieser Einleitung sind: 1) Große Völkerwandrung; 2) Zustand Europens; 3) Verfassungen und Verhältnisse; 4) Verbreitung des Christenthums; 5) Päpstliche Hierarchie; 6) Die große Franken-Monarchie; 7) Lehnswesen; 8) Ritterwesen; 9) Faustrecht; 10) Kreuzzüge; 11) Städte; 12) Universitäten; 13) Erfindungen; 14) Entdeckungen; 15) Allgemeiner politischer Zustand; 16) Näherer Ueberblick der merkwürdigsten europäischen Staaten gegen das Ende des 15. Jahrh., S. 1—54. Nun erst folgt der Grundriß der neuern europäischen Staatengeschichte, in drey Abtheilungen, die nach Jahrhunderten bestimmt sind. Diese Bestimmung hielt der Verf. für die natürlichste, weil der ganze weite Raum der Vergangenheit doch allgemein darnach ausgemessen werde, und weil sich bey der Bestimmung anderer Hauptabschnitte dieselben Unbequemlichkeiten, wie bey dieser, finden. In den beyden ersten Jahrhunderten läßt der Verf. die Geschichte der vornehmsten Staaten neben einander herlaufen, wodurch dann die Uebersicht der Begebenheiten am meisten erleichtert wird. Hingegen im 18ten Jahrhundert hat er sich darauf eingeschränkt, das Merkwürdigste aus der ganzen Masse auszuheben, und die Ausfüllung der Lücken dem Privatstudium überlassen. Rec. ist überzeugt, daß der Verf. mehr Nutzen gestiftet ha-

ben würde, wenn er auch bey der Geschichte des 13ten Jahrhunderts die vorher beobachtete Methode beybehalten hätte. Sonst wird jeder sachkundige Leser leicht bemerken, daß das Buch ungemein viel Gutes und Brauchbares, viel feine und scharfsinnige Bemerkungen enthalte, und den Studierenden empfohlen zu werden verdiene. Rec. sagt dieß mit der vollsten Ueberzeugung, bedauert aber dabey: 1) daß der Verf. auf die sogenannte Literatur gar keine Rücksicht genommen hat; wäre auch das Werk um 3 Bogen stärker geworden: so würde es doch gewiß am Werth um die Hälfte gewonnen haben, denn es ist für Studirende, zu Vorlesungen, bestimmt; 2) daß, aller sonstigen genauen Bekanntschaft des Verf. mit der Geschichte ungeachtet, gleichwohl viele Unrichtigkeiten eingeschlichen sind, die größtentheils hätten vermieden werden können. Manche scheinen nur Kleinigkeiten zu seyn; aber in einem akademischen Handbuche verlangt man auch hierin Genauigkeit. Zum Beweise will der Rec. nur auf einige kleine Versehen hinweisen, und zur Abänderung bey einer neuen Auflage empfehlen. S. 2 ff. heißt es vom Hunnenkönige Attila, daß er bey Chalons eine sehr blutige Niederlage erlitten habe, »als er in die Niederlande einrückte.« Auch spricht der Vf. von Attila's Tode, als ob er in Italien erfolgt wäre. S. 5 steht Albion für Alboin. Nach S. 7 sollen die Westgothen erst um die Mitte des 6ten Jahrhunderts Christen geworden seyn, und die Longobarden fast 100 Jahre später. Bekanntlich war schon zu Konstantins Zeiten ein Theil der Gothen christlich; und auch die Longobarden waren schon Christen, ehe sie nach Italien zogen. Pipin von Herstall (S. 7) ward nicht 679, sondern erst 687, durch den Sieg bey Testri, dessen hier gar nicht erwähnt wird, Herr des gesammten damaligen Frankenreichs. Bey Pipins des Kurzen Thronbesteigung fehlt die Jahrzahl 752. Daß sich das Ritterwesen (militia) schon in der Mitte des 11ten Jahrhunderts in voller Blüthe und Ausbildung finde (S. 19), ist ungegründet; vielmehr haben Scheidt und Schlieffen hinreichend dargethan, daß die Ehrennamen Ritter und Knappen vor dem Ende des 12ten Jahrhunderts, wenigstens in deutschen Urkunden, nicht vorkommen. Nicht sowohl Fausts Talenten (S. 35), als vielmehr dem Johann Guttenberg gehört die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst. Der Vergleich zu Trient (S. 58) wurde nicht am

13ten

13ten Octbr., sondern am 13ten Decbr. 1501 geschlossen. Die Utrechter Union (S. 97) kam nicht am 29ten, sondern am 23ten Jan. 1579 zu Stande. S. 98 hätte von der englischen Unterstützung der V. Niederländer, und von der Oberstatthalterschaft des Grafen von Leicester etwas gesagt werden sollen. Eine Eigenheit des Verf. in der Schreibart ist die, daß er das Wörtchen was oft für welches braucht, z. B. S. 101: »das Aussaugungssystem, was hier Philipp »II. einführte, und was — bis 1640 fortgesetzt wurde.« Auch schreibt der Verf. Wolsay statt Wolsey; Anne Bolayn st. Boleyn; Tartarn für Tataren; Egypten für Aegypten, u. s. w. Die Konferenzen zu Braunau im August 1778 (S. 402) waren kein Kongreß: folglich hätte S. 403 der Verf. nicht sagen sollen, daß zu Teschen ein zweyter Kongreß eröffnet worden wäre; auch wurde dieser nicht am 7ten, sondern am 10ten März 1779 eröffnet. S. 408 findet man nichts von den entfernten und nähern Ursachen des nordamerikanischen Kriegs. Zu Versailles wurde am 20. Jan. 1783 nicht der Friede (S. 410); sondern nur die Präliminarien mit England ꝛc. geschlossen; der Definitivvertrag kam erst am 3. Septbr. desselben Jahres zu Stande. S. 416 wird einer Konvention zu Pilnitz vom 25. Aug. 1791 gedacht; es ist aber nun bekannt genug, daß eine solche Konvention gar nicht existirt. Bey dem Abbruch der Friedenshandlungen zu Lille im Sept. 1797 setzt der Verf. hinzu: »Englands egoistische und trügliche Politik.« S. 420. Dieß zeigt, daß der Verf. entweder von diesen Unterhandlungen nicht wohl unterrichtet, oder daß er partenisch sey. Die Schlacht bey Abukir (S. 420) fiel nicht am 24sten, sondern am 1. und 2. Aug. 1798 vor. Der 18te Brumaire (S. 421) ist nicht der 5te, sondern der 9te Novbr. Mehrere Stellen anzuführen, wo der sonst verdiente Verf. offenbar gefehlt hat, hält der Rec. für unnöthig.

Km.

Handbuch der Geschichte des Kaiserthums Rußland vom Anfange des Staats, bis zum Tode Kathqrina der II. Aus dem Russischen übersetzt. Göttin-

tingen, bey Schröder. 1801. XXII und 240 S. 8. 14 gr.

Die russische Nation hat bis jetzt noch keine ihrer würdige Reichsgeschichte, und bis vor drey Jahren nicht einmal ein Handbuch. Im Jahre 1799 erschien in russischer Sprache das allererste brauchbare, wenigstens erträgliche Handbuch russischer Geschichte zu St. Petersburg, ohne Vorrede und ohne Name des Verf., welches den Titel hatte: Kurze russische Geschichte, zum Gebrauch bey den Volkslehreranstalten des russischen Kaiserthums herausgegeben. Dieses hat nun der Hr. Hofr. Schlözer auf den deutschen Boden verpflanzt. Der Verf. ist ein Inländer, vielleicht der kürzlich verstorbene Staatsr. Stritter, der eine Menge noch ungedruckter Annalen benutzen konnte, aus denen er auch sonderlich in der mongolischen Periode eine Menge Fakta zog, die auch dem gelehrtesten auswärtigen Historiker neu seyn werden. Er schränkt sich nicht auf bloße Staats- und Kriegsvorfälle und Biographien der Herrscher ein; sondern spürt geflissentlich der Kultur und andern innern stillen Revolutionen nach. Seine Abtheilung ist natürlich; er macht 5 Perioden. Die erste nennt Hr. Schlözer Vorgeschichte: Rußlands alter Zustand bis zur Gründung des russischen Reichs durch Rurik 862. Die übrigen 4 Perioden sind: 1) von Rurik bis zum Einfall der Mogolen von 862—1224; 2) vom Einfalle der Mogolen bis zur Vertreibung derselben von 1224—1462; 3) von Vertreibung der Mogolen bis zur Gelangung des Romanowschen Geschlechts auf den russischen Thron von 1462—1613; 4) von der Thronbesteigung Michaels Feodorowicz bis auf unsere Zeit von 1613—1796. Jede Periode hat 2 Abschnitte: Regentengeschichte und innerer Zustand.

Der Vortrag dieses Handbuchs ist kurz und dennoch leicht und deutlich. Aber bey allen diesen Vorzügen nennt Hr. Hofr. Schlözer es dennoch nur noch erträglich. Denn es fehlt in der russischen Geschichte noch zu sehr an Vorarbeiten, daher jetzt noch keine Vollkommenheit zu erwarten ist; doch hätte dieser russische Auszug jetzt schon fehlerfreyer und reicher werden können. Der Hr. Hofrath hat sich bey dieser deutschen Ausgabe keine Aenderung erlaubt, außer daß

daß er die erste Periode: Vorgeschichte, unterschied. Die russischen Namen hat er mit großer Sorgfalt ausgedrückt, und einige Berichtigungen hinzugefügt, welche Rec. ansehnlicher vermehrt gewünscht hätte. Der kleine Anhang ist eine neue verbesserte Ausgabe von Schlözers tableau de l'histoire de Russie, und Geschichte von Rußland bis auf die Erbauung von Moskau 1147, welche 1769 zu Göttingen herausgekommen war! Hier ist die Entstehung des russischen Reichs etwas anders vorgetragen worden, als in dem Handbuche.

Ci.

Dissertation sur les Assassins, peuple d'Asie, lue à Paris le 3 et 20 Decembre 1743, par Mr *Falconet*. à Berlin, chez Unger, 1801. 87 S. 8. 15 gr. brochirt.

Den Grund, warum diese Abhandlung aus dem 17. Tome der Mémoires de literature tirés des registres de l'Academie des Inscriptions et belles Lettres aufs neue abgedruckt ist, findet der Rec. nicht angegeben, und er gestehet, ohne zu errôthen, seine Ungeschicklichkeit ihn zu entdecken.

Fa.

Karl Heinrich von Bogatzky's Lebenslauf, von ihm selbst beschrieben. Für die Liebhaber seiner Schriften, und als Beytrag zur Geschichte der Spenerschen theolog. Schule herausgegeben. — Prüfet alles und das Gute behaltet. Halle, im Waisenhause. 1801. Vorbericht u. Inhaltsanzeigen XVI und 312 S. 8. 16 gr.

Als einen Beytrag zur Geschichte der Spenerschen theologischen Schule hat Rec. diese Selbstbiographie von Bogatzky, dem bekannten Schatzkästleinsverfertiger, mit Interesse gelesen, indem er daraus die Denkart so mancher in dieser Schule gebildeter frommer Menschen entweder erst kennen

lernte, oder doch in seinen ehemaligen Beurtheilungen derselben bestärkt wurde. Aber für die Liebhaber der Bogatzkyschen Schriften wird diese Lebensbeschreibung wohl nichts mehr das Anziehende haben, das sie bald nach seinem Tode, der im J. 1774 erfolgte, würde gehabt haben. Denn wenn es auch hier oder dort noch einige Liebhaber dieser Schriften geben mag: so hat sich doch der asketische Andachtston auch bey sehr vielen aus dieser Schule hervorgegangenen Christen so sehr ins Bessere verändert, daß sie dem immerwährenden Wechsel von Buße und Gnadengefühlen eines von Bogatzky wohl schwerlich mehr viel Geschmack abgewinnen werden. Da ist eben immer das banze schmerzhafte Gefühl des innerlichen Sündenelends; oder das Erkennen, wie arm, wie nackt, wie blind und bloß man sey, oder die Angst- und Schreckenvolle, aber gewiß nicht evangelische, Empfindung, wenn der Sünder in das furchtbare Gericht Gottes hingestellt wird; und denn das Ausgeleertwerden von aller eigenen Gerechtigkeit, der Hunger und Durst nach der dem Glauben zugerechneten Gerechtigkeit Christi, oder das Auffassen des Bluts Jesu im Glauben; das Hangen an der Gnade und Erbarmung Gottes in Christo, auch das Ueberschüttetwerden mit überschwänglicher geistlicher Freude, wenn nun die Versicherung von der Gnade und Kindschaft Gottes im Innern vernommen wird, — das ist der ewige Zirkel, in welchem sich der Ideenkreis jener von Speners und Frankens Geist wiedergeborenen Gefühlschristen herumdrehet. Bey dem frommen Bogatzky aber fand diese Denkungsart um so eher statt, da er, wie es scheint, von Jugend auf eine schwache, kränkliche Leibeskonstitution, auch einen etwas beschränkten Geist hatte, und da ihm der zum Gefühlschristenthum sich hinneigende Sinn, nach S. 9. 10 schon von seiner frommen Mutter und Großmutter, auch durch so viele auf diesen Ton gestimmte Andachtsschriften, die er zu lesen bekam, in reichem Maaße eingeflößt wurde. Daher trieb er sich auch auf allen jenen Gemeinplätzen der Spenerschen Schule gar waidlich herum. Wenn ihn irgend ein Zweifel, oder eine Bedenklichkeit, oder auch nur eine körperliche Unbehaglichkeit anwandelte, — ach, was war das nicht für eine Seelennoth, für eine Angst und Zaghaftigkeit, in die er dann versank! Dabey nahm er nun zwar, was allerdings zu billigen ist, seine Zuflucht zum Gebete, und verschaffte sich dadurch

durch auch einige Erleichterung; aber schwankte denn doch immer wieder zwischen dem Gefühle eines innern Wohlbehagens, und zwischen der oft wiederkehrenden Besorglichkeit und Unschlüssigkeit hin und her. So stand er einmal in einem großen Zweifel, ob er die Theologie oder die Jurisprudenz studieren sollte. Aber plötzlich, — es war an einem Himmelfahrtstage, als er so seine Führung in Erwägung zog, und manche Sorge hatte, wie es doch weiter gehen würde, — da drang es ihm recht kräftig und durchdringend ins Herz: Du sollst Theologie studieren! S. 78. Dieß war wie wenn es recht vom Himmel herab in sein Herz gesprochen wäre, ob er wohl weder etwas sah noch hörte. Dennoch war der gute Mann so klug, daß er auch andere fromme und weise Männer zuvor um Rath darüber befragte. Manchmal glaubte er von einer Sache eine recht göttliche Ueberzeugung zu haben; aber bald darauf dachte Gott wieder anders bey ihm. — Als er zum Gefühl seines großen Sündenelends kam, ach, da gab es noch manchen bangen und schweren Herzenszweifel zu bekämpfen, ehe er Gott als seinen durch Christum versöhnten Vater — (gleich als ob Gott versöhnt werden müßte?) ansehen und kindlich zu ihm beten konnte. Aber, nachdem er es einmal so weit gebracht hatte, dann gieng erst seine größte Anfechtung recht an. Gotteslästerliche Gedanken schossen, wie giftige und feurige Pfeile in sein Herz. Da war nichts als lauter Anstoß an Gott in seinem Gemüthe; da wollte der Satan alles Vertrauen, alle Liebe zu Gott in ihm vertilgen, und ihm die ganze Heilsordnung umstoßen; und je mehr er sich durch bloße vernünftige Vorstellungen zu helfen suchte, desto tiefer kam er hinein. Aber so, wie er weiter ins Wort und Gebet hineingieng, so ward er auch wieder erleichtert und beruhiget. S. 56. 59. — Damit will nun Rec. die, wenn gleich sehr ängstliche, doch gewiß auch ganz redliche Frömmigkeit dieses Mannes gar nicht in Verdacht oder Zweifel ziehen; noch vielweniger läugnen, daß sein so herzliches Vertrauen auf Gott, und sein beständiges Hinsehen bey allem, was er that, oder was ihm widerfuhr, auf Gott und seinen Willen, besonders auch das Offene, das Sanfte, das Wohlwollende oder Theilnehmende, und das Gutthätige, das dieser Mann in seinem Charakter hatte, alle Achtung und Ehrfurcht verdiene. Desto weniger aber kann sich Rec. enthalten, einige von den Fehlern zu

rügen,

rügen, wozu ihn eben seine zwar herzlich gut meinende, aber noch sehr unaufgeklärte, ja alle Aufklärung scheuende, finstere und einseitige Frömmigkeit verleitet haben mag. So setzte er z. B. nach der Weise seiner theolog. Schule immer das Thun dem Glauben, die durch die christliche Religion und Sittenlehre erzeugte Tugenden — dem Gnadenwerke des heil. Geistes entgegen, und hält sogar die Moral für ein Hinderniß des Glaubens an Jesum. S. 30. 59. Gegen die zu seiner Zeit neuaufkommende Philosophie, so wie gegen die philosophischen Gottesgelehrten, die auf vorübergehende Empfindungen der Frommen nicht soviel hielten, eiferte er auch, wie so viele Andere von seiner Schule, mit großem Unverstand, so daß er jene Gottesgelehrten S. 34 beschuldigte, sie hätten noch kein rechtes Leben, keine recht göttliche Kraft erfahren. Ein einziger Gnadenblick konnte, nach S. 83, sein Herz mehr verändern und umschmelzen, als vorher alles Drohen des Gesetzes, und alles Moralisiren nicht thun konnte. Dennoch aber konnte ihn seine eigene Moral nicht so weit bringen, daß er mit seinem so herzlichen Vertrauen auf Gott auch nur einige Klugheit und Vorsichtigkeit in Verwaltung seines zeitlichen Vermögens, und mit seiner Freygebigkeit gegen Andere auch nur Gerechtigkeit gegen sich selbst und gegen die Seinigen verbunden hätte. Sein Vertrauen zu Gott war daher so unweise und kindischtändelnd, daß er S. 146 behauptete, ein Hausherr müsse Gott für Alles in seinem Hause sorgen lassen, und — nicht selbst sorgen wollen; daß er S. 250 über die biblischen Worte: Wer da bittet, der nimmt, die elende Plattheit niederschreiben konnte: »O Herr, gieb »Glauben! Es liegt schon alles da, wir dürfen es nur neh»men.« — Ueber die schädlichen Folgen, die es hat, wenn man Andern seine eigene Seelenführung aufdringen, und sie nach einerley Art geformt wissen will, sagt er zwar S. 220 etwas ganz Vernünftiges. Aber dennoch suchte er selbst alle diejenigen, auf welche er einigen Einfluß bekam, auch angesehene Standespersonen, nach seiner so einseitigen Denkungsart zu formen, und verachtete alle andere Seelenführungen, als unevangelisch. Auch das voreilige und unzeitige Evangelisiren, meint er S. 221, könne Schaden thun; und doch evangelisirte Niemand unzeitiger, als er, und so viele andere in dieser Schule gebildete Lehrer. Von seinen vielen und vielerley ascetischen Schriften kommen hier auch

man-

manche gute Notizen vor. Wir denken aber, daß die Leser dieser Bibliothek nicht sehr begierig darnach seyn werden.

Qs.

1) Erläuterungen einiger der neuesten kirchlichen Angelegenheiten der Reichsstadt Bremen. Aus den zu Marburg erscheinenden theolog. Annalen. No. XVI. 1803. Mit Anmerkungen. Hamburg, gedruckt bey Nestler. 1803. 31 S. 8.

2) Ueber den Zustand der lutherischen Domgemeine in der freyen Reichsstadt Bremen. Als Antwort auf einen Brief in den Marburg. theolog. Nachrichten St. XVI. d. J. Oldenburg, gedruckt bey Stelling. 1803. XI und 226 S. 8.

Die beyden vorliegenden Schriften beweisen abermal, daß man mit dem Vertrauen in die geschichtliche Darstellung eines Gegenstandes sehr vorsichtig seyn müsse. Beyde nämlich sind in der Absicht geschrieben, den kirchlichen Zustand der Lutheraner zu Bremen ins Licht zu stellen; aber die Ausführungen und deren Resultate sind einander gerade entgegengesetzt. Dem unparteyischen Leser kann es indessen nicht schwer werden, sich zu überzeugen, daß der Preis der Gründlichkeit und historischen Wahrheit der zweyten Schrift, welche, wie man am Ende der Vorrede sieht, den bremischen Domprediger Hrn. Dr. Nicolai zum Verfasser hat, gebühre.

Bekanntlich gehörte der Dom zu Bremen, als ehemaliger erzbischöflicher Sitz, zum Herzogthum Bremen; folglich stand die einzige lutherische Kirche in Bremen mit dem ganzen dazu gehörigen Personale unter hannöverscher Hoheit. Als nun aber bey dem neuesten Provinzenwechsel der Dom unter die Reichsstadt Bremische Hoheit übergieng: so wurde bald bemerkbar, daß die in der Stadt herrschende reformirte Partey auf dieses lutherische Pertinenzstück Anschläge hatte, und wirklich wurde damit ein bedeutender Anfang gemacht, indem der Senat an dem zum Dom ge-

hörigen lutherischen Waisenhause bedenkliche Abänderungen und neue Einrichtungen machte. Die lutherische Gemeine, welche den bey weitem größten Theil der ganzen Seelenzahl in Bremen ausmacht, kam deßhalb beym Magistrat ein; da aber wiederholte Vorstellungen nichts helfen wollten, vielmehr die Absicht der reformirten Partey sich immer deutlicher entwickelte: so hielt jene für nöthig, die Sache an die höchsten Reichsgerichte zu bringen.

Die Marburgischen theologischen Annalen haben der Sache zuerst Erwähnung gethan; doch standen sie, wie man leicht denken kann, bloß der reformirten Partey offen. Und obgleich die im genannten Journale befindlichen Darstellungen der lutherischen Partey ganz zum Nachtheil gereichten: so gieng doch ein Ungenannter in den Erläuterungen ꝛc. Nr. 1. noch viel weiter, und behauptete geradezu, daß der Dom so lange eine bloße Hofkirche der Herzoge von Bremen gewesen sey, daß sich, außer für das geringere hannöversche Personale in der Stadt, in Bremen keine eigentlich einheimische lutherische Pfarrkirche befinde, daß die Lutheraner kein Kirchenärarium, sondern die Domeinkünfte gänzlich von der willkührlichen Disposition der Herzoge abgehangen hätten, daß folglich der Senat in Bremen, welchem alle herzoglichen Rechte über den Dom übertragen worden wären, mit denselben, seinen Einkünften und allen damit verbundenen kirchlichen und andern Anstalten nach Gutbefinden schalten und walten könne. Und man muß gestehen, daß der ungenannte, in absichtlicher Darstellung sehr gewandte, Verf. der Erläuterungen ꝛc. eine so künstliche historisch seyn sollende Nachricht über diese Angelegenheit aufgestellt hat, daß der unkundige Leser kein Bedenken tragen konnte, den Behauptungen dieses Verf. seinen Beyfall zu geben.

Es war daher hohe Zeit, daß von lutherischer Seite auch ein Wort geredt wurde. Dieß ist denn auch durch Hrn. Dr. Nicolai in Nr. 2 geschehen. Seine Schrift ist ein Muster von einfacher, gründlicher und wahrhaftiger historischer Untersuchung; und ob sie gleich durchgehends den Geist einer weisen und edlen Mäßigung athmet: so zeugt sie doch auch von männlicher Entschlossenheit und Kraft, wodurch sich der Verf. als ein würdiger Lehrer und Vorsteher

seiner

seiner Gemeine legitimirt hat. Er hat die Angaben des Erläuterers Schritt vor Schritt beleuchtet und widerlegt; er hat aufs bündigste dargethan, daß der Dom in Bremen eine lutherische Pfarrkirche, die Einkünfte des Doms ein wirkliches der Korporation gehöriges Kirchenvermögen, die damit verbundenen frommen Stiftungen Pertinenzien der dasigen lutherischen Gemeine seyn; ferner, daß dem reformirten Senat in Bremen zwar allerdings das Hoheitsrecht über den Dom ꝛc; aber kein Recht über die kirchlichen Angelegenheiten und Einrichtungen der lutherischen Gemeine übertragen worden sey; daß dieser vielmehr, unter der Oberaufsicht und dem Schutze des Staats, vermöge des westphälischen Friedens die Verwaltung der Kirchengüter, der kirchlichen Verfassung und der frommen Stiftungen, wie auch der Prüfung und Anstellung der Kirchendiener und der Verwalter ihres Vermögens gebühre.

Gern würden wir diese kurze Uebersicht weitläuftiger ausführen; aber wir beziehen uns lieber auf das Buch selbst, das von Jedem gelesen werden muß, welcher sich, auf welcher Seite es seyn mag, für diese in unsern Tagen allerdings merkwürdige Unterhandlung interessirt, über Recht und Unrecht der beyden Parteyen ein unparteyisches Urtheil fällen will.

Im Gange der Untersuchung mußte Hr. Dr. Nicolai freylich auch die mannichfaltigen Bemühungen der reformirten Partey berühren, um die lutherische, welche gleichwohl die älteste und stärkste in Bremen ist, zu unterdrücken; aber er hat diesen Punkt mit der möglichsten Schonung behandelt. Es ist nun aber klar, daß die erstere Partey noch immer auf den alten herrschsüchtigen Grundsätzen besteht, wenn sie sich gleich den Schein der Toleranz und des brüderlichen Vereinigungseifers giebt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß des Hrn. van Alpen Aufruf zu einer allgemeinen Glaubensvereinigung ꝛc. (s. diese Bibl. Bd. LXXV. St. 1. S. 7 ff.) auf die Absichten der Reformirten in Bremen schon eine bestimmte Beziehung hatte, um die vorhabende Unterdrückung der Lutheraner dadurch vorzubereiten und einzuleiten. Allerdings sind die Kirchengüter der Lutheraner sehr bedeutend, sie betragen jährlich 11 bis 12000 Rthl. Einkünfte, und die Geschichte setzt es außer Zweifel,

daß in dem reformirten Bremen die lutherische Domgemeine immmer ein Gegenstand der Eifersucht gewesen ist. So gern auch der Verf. der Erläuterungen ꝛc. (Nr. 1.) die lutherische Gemeine für die Unruhen, welche dieser Streit zwischen offenbarem Rechte und versuchter Usurpation veranlassen könnte, verantwortlich machen möchte: so ist doch nicht zu läugnen, daß im umgekehrten Verhältnisse die ganze Last der Verantwortlichkeit auf die reformirte Partey falle.

G.

Narratio pragmatica conversionum, quas theologia moralis seculo decimo octavo experta est apud Lutheranos, Reformatos, Catholicos atque sectas christianas minores. Commentatio in certamine litterario civium academiae Georgiae Augustae, anno MDCCCII, praemio a Theologorum ordine ornata, auctore *Ioanne Horn*, Seminarii regii philologici, Seminarii regii homiletici, Societatis Goettingensis privatae, litteris humanioribus addictae, et Helmstadiensis teutonicae sodali. Goettingae, e libraria Van den Hoeck et Ruprecht. 240 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Die theologische Fakultät zu Göttingen hat über diese Preisschrift folgendes ehrenvolle Urtheil gefällt: Prima commentatio commendabat se admirabili industria et partium dispositione egregia, causas conversionum sedulo indagabat, diversorum systematum rationem et ingenium subtiliter exponebat, ipsamque doctrinae moralis in scriptis popularibus et asceticis, et in moribus Christianorum vim et effectum attingebat, totamque quaestionem exhaurire videbatur. Dignam itaque eam esse iudicavimus praemio. Dieses durch den Inhalt der Schrift bestätigte Urtheil verdiente, zur Aufmunterung und zur Ehre eines jungen Gelehrten hier allgemeiner bekannt gemacht zu werden, der wirklich ungemeinen Fleiß in seinem Fache beweiset, und welchem günstige Umstän-

te zu wünschen sind, die ihm seine gemeinnützige Wirksamkeit, und sein Streben nach höherer Vollkommenheit erleichtern. Die hier gedruckt erscheinenden 15 Bogen enthalten noch nicht einmal Alles, was der Verf. über die wichtige von der Göttingischen theologischen Fakultät für das vorige Jahr ausgegebene Preisfrage gesammelt hatte. Sonst pflegen die Preisschriften nur sechs Bogen zu füllen; indessen ward dießmal eine Ausnahme gemacht, weil bey diesem Gegenstande die größere Ausführlichkeit nothwendig und zweckmäßig war. Je wichtiger die Einflüsse der verschiedenen Behandlung der christlichen Moraltheologie auf Sittlichkeit und Tugend unter den Christen sind, je wichtiger schon an sich diese Wissenschaft, und je größer der Gewinn ist, den das verflossene Jahrhundert derselben gebracht hat; desto mehr Dank verdient die theologische Fakultät zu Göttingen, daß sie diese Specialgeschichte der christlichen Moraltheologie des achtzehnten Jahrhunderts veranlaßt, und desto mehr Beyfall und Werthschätzung verdient der Fleiß, den der Verf. auf die Sammlung der dazu gehörenden Materialien, und auf die zweckmäßige Bearbeitung derselben gewandt hat. Die Kürze der Zeit für eine solche Arbeit, und die Beschaffenheit der Arbeit selbst, entschuldigen es bey der Lage des Verf., der noch als Privatdocent mit anderen Arbeiten überhäuft ist, daß die Schreibart nicht eleganter und korrekter ist. Rec. hätte gewünscht, daß der Verf. auch in dieser Hinsicht seiner Arbeit die ihm mögliche Vollendung zu geben gestrebt hätte; aber freylich sieht er es auch ein, wie viele Zeit die elegante Umarbeitung eines so großen Werks erfordert hätte, und auch so, wie es jetzt ist, wird es dem, dem die Geschichte die Hauptsache ist, willkommen seyn.

Um die Aufmerksamkeit zu erwecken, welcher diese Arbeit werth ist, mag hier der reichhaltige Inhalt derselben in fruchtbarer Kürze nebst einigen Bemerkungen Platz finden. Im Eingange zeigt der Vf. die Wichtigkeit der zur Bearbeitung aufgegebenen Preisfrage, den großen Umfang und die Schwierigkeiten der Beantwortung derselben, und wie er sich zu dieser Arbeit vorbereitet, und dieselbe zu ordnen rathsam gefunden habe. Er handelt nämlich, wie schon der Titel sagt, von den Veränderun-

gen der Bearbeitung der Moraltheologie im achtzehnten christlichen Jahrhunderte, 1) bey den Lutheranern, 2) den Reformirten und den kleinern Parteyen, 3) den Katholiken. Am ausführlichsten ist natürlich die Geschichte der Moraltheologie im achtzehnten Jahrhunderte bey den Lutheranern abgehandelt, wo der Stoff am reichhaltigsten war. Diese Geschichte allein füllt dreyzehn Bogen; obgleich die Geschichte der Moralität unter den Lutheranern während des vorigen Jahrhunderts nur durch die Anzeige der merkwürdigern ascetischen Schriften angedeutet, die Ausführung aber einem anderen Werke vorbehalten ist. Der Verf. theilt diese Geschichte wieder in vier Zeiträume, nach den verschiedenen Arten die Wissenschaft zu verschiedenen Zeiten zu behandeln, ab. Die erste Periode nennt er die mystische von 1701 bis 1762. Die zweyte nennt er die eklektische, von 1762 bis 1793. Die dritte die des Purismus, von 1793 bis 1801; und die vierte die des Materialismus, von 1799 bis 1801. In jeder Periode werden die vornehmsten Moralsysteme nicht nur angeführt; sondern nach ihrer Entstehung und dem ihnen eigenthümlichen Inhalte dargestellt und beurtheilt.

Nur ganz kurz erinnert der Verf. seinem Zwecke gemäß in der ersten Periode, wie schon vorhin durch die Kirchenväter und die Scholastiker, (neben welchen die Mystiker auch hätten genannt werden mögen,) bis auf Calixtus, der die Moral von der Dogmatik trennte, und von diesem und seinen Schülern, dem 18ten Jahrhunderte in dieser Wissenschaft vorgearbeitet sey; wie durch Baco die Fehler der älteren Art zu philosophiren aufgedeckt, von Cartesius manche Gegenstände der praktischen Philosophie besser bearbeitet, und Grotius, Puffendorff und Thomasius, auf dem Wege der Verbesserung des Studiums der praktischen Philosophie und der Sittenlehre glücklicher fortgeschritten seyn. Dann beschreibt er das Moralsystem des Buddeus, wie sich derselbe nach jenen Vorgängern gebildet, und wie sein philosophisches Lehramt und seine philosophischen und polemischen Arbeiten, ihn zu dem Manne bildeten, der zuerst in diesem Fache seine Vorgänger weit übertraf. Er beschreibt den Charakter, die Ordnung und die Grundsätze dieses Systems, und das in demselben Neue und Vorzügliche, und giebt die

die Schriftsteller an, welche diesem Systeme gefolgt sind, Struberg, Jäger, Zum Felde, Kortholt, Chladenius und Wernsdorf. Anderen, welche, wie Ebeling, zur älteren Methode zurückkehren wollten, widersetzte sich Geissenius und Berndt, letzterer mit richtiger Beurtheilung dessen, was die Verbesserung der Moraltheologie erfordre. Dann wird J. G. Walchs Moralsystem, in seiner Verwandtschaft mit dem System des Buddeus, nebst Rambachs Vorlesungen über Buddeus ersten Theil gewürdigt, und nachdem die Ursachen angegeben sind, welche die größere Vollkommenheit der folgenden Systeme erleichterten, ist von Mosheims Moralsystem und Millers Fortsetzung desselben, von Wolfs Verdiensten um die Moralphilosophie, von den Versuchen, die Wolfische Philosophie auf die Moraltheologie anzuwenden, und von S. J. Baumgartens, Langens, Bertlings und Reuschens Systemen ausführlicher gehandelt, der Einfluß der Behandlung der Moral auf Casuistik und Ascetik bemerkt, und mit einer Uebersicht der in dieser Periode gemachten Fortschritte beschlossen. Eben so zeigt die Geschichte der zweyten Periode zuerst, welche günstige Umstände auf dieselbe vorbereiteten, und giebt dann von den Systemen Töllners und Crusius, von des letzteren Epitomatoren, Rehkopf und Reichard, von Kellners, Eggels und Bahrdts hieher gehörenden Schriften, und von den Systemen von Leß, Tittmann, Döderlein, Geyser, Michaelis und Morus, und vom Zustande der Casuistik und Ascetik in diesem Zeitraume, Nachricht. Im dritten Zeitraume sind die Moralsysteme von J. W. Schmidt, Ammon und Stäudlin beschrieben, nebst den Ursachen dieser Veränderung der Bearbeitung dieser Wissenschaft, und den populären moralischen Schriften, die nach dem Grundsatze des Purismus gearbeitet sind. In der vierten Periode sind die Ursachen angegeben, welche die Rückkehr zu materialen Moralprincipien veranlaßten, und die Systeme von J. E. C. Schmidt, Reinhard und Niemeyer, und Ammons neuestes System beschrieben. Den Beschluß macht ein Verzeichniß von Schriften, die zur Geschichte der Moralität des vorigen Jahrhunderts gehören. Der Vf. denkt diese Geschichte besonders herauszugeben, und verspricht auch eine Geschichte der kleineren Kirchenparteyen, wozu er schon viel gesammelt habe. — Der zweyte Theil, S. 113—129, beschreibt die

 Ver-

Veränderungen der Bearbeitung der Moraltheologie unter den Reformirten, in England, Holland, Frankreich, der Schweiz und Deutschland, und in einem Anhange S. 129—140 die Geschichte der Moral unter den Mennoniten, Arminianern, Quäckern, Socinianern, Methodisten und Herrnhutern. Der dritte Theil, S. 140—220, ist der Geschichte der Moraltheologie in der päpstlichen Kirche gewidmet. Zuerst ist die scholastische Periode von 1701—1784 beschrieben, in welche die Schriften der Jesuiten Busenbaum, Escobar, Taberna, Stoß, u. s. w. und der Jansenisten Lamy, Godeau, Cocaleo, Hauermanns, Hunter, Zola, Weber, u. s. w. und der Mystiker Sigl, Castidonio, Schramm, u. s. w. gehören, mit Bemerkungen über den Zustand der populären Moral und Ascetik, und über den Gewinn dieser Periode für die Moral. Die zweyte gemischte Periode von 1784—1795 brachte Laubers, Schwarzhubers, Danzers, Roshirts, Lechleitners, Leonh. Beckers, Fabiani, Wankers und einige anonyme, bessere Systeme. Die dritte Periode von 1795—1801 nennt der Verf. die kritische, und beschreibt die Systeme von Isenbiehl und Mutschelle, und den Einfluß derselben auf populäre Moral und Ascetik. Zuletzt sind die Schriften angegeben, welche zur Geschichte der Moralität unter den Katholiken im vorigen Jahrhunderte gehören, und Bemerkungen über den Nutzen dieser Geschichte nachgetragen. Der Verf. zeigt bey dem großen Fleiße, womit er alles dieses sammelte, und bey großer Belesenheit, in seinen Urtheilen einen richtigen Blick und gründliche Einsichten. Wer auch nicht so wie er mit Vorliebe für den Purismus entscheidet, wird da, wo er nicht seiner Meinung ist, seine bescheiden vorgetragenen Gegengründe gerne lesen.

A.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Historisch-statistisches Gemälde des russischen Reichs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von H. Storch.

Storch. Fünfter Theil. XLVIII und 445 S. Sechster Theil. XX und 446 S. 8. Leipzig, bey Hartknoch. 1802. 3 Rl. 12 gr.

Mit dem rühmlichsten Fleiße fährt der Verf. fort, sein interessantes Gemälde des russischen Reichs der Vollendung näher zu bringen. Zwar ist die Darstellung des russischen Handels noch nicht beschlossen; aber wer so viel Lehrreiches, und dieß so anziehend vorzutragen weiß, den hört man gerne und ohne Ermüdung sprechen. In der Vorrede giebt der Verf. von seinem Plane Rechenschaft; systematischer Zusammenhang und Vollständigkeit waren ihm die wesentlichsten Grundlagen zu demselben. Diese beyden Theile enthalten die Geschichte des russischen Handels von der Gründung der Stadt Petersburg bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Außer Müllers Sammlung russischer Geschichte, und Tschulkow's Geschichte des russischen Handels — welches weitläuftige Werk aus 21 größtentheils sehr starken Quartbänden besteht, und mehr den Namen eines Archivs für die Geschichte des Handels und der Industrie, als den einer Geschichte verdient — hat der Verf. außer andern schriftlichen Nachrichten und Aufklärungen über manche Gegenstände, auch archivalische Nachrichten und Dokumente benutzt, welche er auf besondere Erlaubniß des Kaisers aus dem Archiv des Reichskommerzkollegiums erhalten hat.

Beyde Bände sind ungemein reichhaltig, und manche Gegenstände sehr detaillirt vorgetragen; doch verspricht der Verf. mit dem 7ten Theil noch einen Supplementband auszugeben, welcher die aus dem Archiv erhaltenen Listen und Tabellen, so wie überhaupt alle Nachrichten, die bloß Zahlangaben betreffen, enthalten soll. Einzelne Beweise des Fleißes und der vortrefflichen Bearbeitung dieser Geschichte des russischen Handels, wird man um so weniger erwarten, je mehr der Verf. in dieser Rücksicht schon rühmlichst bekannt ist. Das Einzige kann aber Rec. nicht unbemerkt lassen, daß Peter der Große auch hier als ein großes, vielumfassendes Genie erscheint, und daß er mit Recht der Schöpfer seines großen Staats genannt werden muß.

El.

Dr. Johann Friedrich Droysens, Lehrers der Mathematik und Physik auf der Königl. Universität zu Greifswalde, Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise durch Holland, und einen Theil Frankreichs im Sommer 1801. Göttingen, bey Dieterich. 1802. 448 S. 8. 1 Rl. 12 gr.

»Der Hauptzweck meiner Reise« — sagt der achtungswerthe Verf. in seinem ersten Briefe S. 6 — »war nähere »Kenntniß literärischer Anstalten aller Art, und vorzüglich »alles dessen, was für meine Wissenschaften, Mathematik »in ihrem ganzen Umfange, Physik und Chemie, von ei»niger Wichtigkeit seyn könnte, einzusammeln. Von die»sen Gegenständen erwarten Sie also auch die detaillirtesten »Beschreibungen; Künste, Gewerbe, Handlung, Vergnü»gungen, u. s. w. berühre ich nur so, wie es sich mir etwa »aufdrängte, u. s. w.« — In diesen wenigen Worten hat der Verf. sein Werk selbst so richtig charakterisirt, daß Rec. nur die vorzüglichsten Bemerkungen desselben anzudeuten braucht.

Die Reise geht über Berlin, Dessau, Leipzig, Braunschweig, Göttingen, Kassel, u. s. w., wo der Vf. seinem Plane gemäß meistens nur als Physiker beobachtet, nach Mainz, Kölln, Achen, u. s. w. bis endlich der Verf. in Holland eintritt, und nun doppelt interessante Bemerkungen liefert. Was er daher über Utrecht, Amsterdam, Haarlem, Leyden, den Haag, Delft und Rotterdam, und über die dasigen wissenschaftlichen Institute, Kabineter, physisch-mathematischen Anlagen, u. s. w. sagt, ist im höchsten Grade lesenswerth, und macht nach Rec. unparteyischen Prüfung gewiß den interessantesten Theil des ganzen Werkes aus. Ueberall sieht man den Mann von Kenntniß, der mit seiner Wissenschaft aufs innigste vertraut ist, und der zu sehen, und zu fragen versteht. Schade, daß wir keinen Auszug geben können; aber der guten und lehrreichen Bemerkungen sind zu viel; wir müssen uns daher mit der bloßen Andeutung begnügen.

Der Verf. setzt hierauf seine Reise über Antwerpen, Brüssel, u. s. w. nach Paris fort (S. 192), wo er natürlich nach Bugge nicht ganz neu seyn kann, wo er indessen noch

noch immer eine reiche Aerndte von Beobachtungen hinzu, merkt, und die seit Bugge vorgefallenen Veränderungen mit vieler Genauigkeit bemerkt. Es ist in der That höchstinteressant, unsern Verf. hier zu begleiten, und Rec. trägt kein Bedenken, ihn in dieser Rücksicht nebst Bugge, künftigen wissenschaftlich Reisenden, als einen sehr brauchbaren Führer zu empfehlen. Auch hier müssen wir uns aber auf die bloße Andeutung einschränken, und den Lesern das Vergnügen der Auswahl selbst überlassen.

Unabhängig von diesen lehrreichen, gründlichen, scientifischen Bemerkungen, hat der Vf. noch eine Menge recht artiger unterhaltender Sittengemälde, u. s. w. eingewebt, so daß seine Werke auch für den bloßen Dilettanten eine recht angenehme Lektüre abgeben wird. Er ist in Ansehung dieser Details zwar nicht so reich, und so genialisch, als z. B. Arndt in seinen bekannten Bruchstücken (Leipz. bey Gräff); aber er zeigt sich doch auch von dieser Seite als einen feinen Beobachter, und als einen denkenden und ächt philosophischen Kopf. Was seinen Styl anlangt: so hat er — wenig Ausnahmen abgerechnet — eine Leichtigkeit und Lebendigkeit, die sonst Mathematikern eben nicht eigenthümlich ist.

Das ist das Werk eines Mannes, der gewiß diese Auszeichnung im hohen Grade verdient, und dem Rec. — der etwas früher fast dieselbe Reise gemacht hat — dieses Lob mit vollkommner Ueberzeugung ertheilen kann.

Ub.

Reisen der Spanier nach der Südsee, insbesondere nach der Insel Otaheite. Jetzt zum erstenmale aus dem Spanischen übersetzt herausgegeben, mit Anmerkungen, und mit einer historischen Schilderung der Gesellschaftsinseln begleitet von F. W. A. Bratring. Berlin, bey Maurer. 1802. 238 S. gr. 8. Mit 1 Charte. 1 Rl.

Unsere geographischen Leser werden sich aus Cooks und Forsters Reisebeschreibungen erinnern, daß die Spanier in

in den Jahren 1772—1774, von Callao aus zwey Reisen nach Otaheite gemacht hatten. Mehrere Jahre vergiengen, ohne daß etwas Bestimmtes davon bekannt wurde; als endlich der jüngere Forster von Madrid aus einige handschriftliche Nachrichten darüber erhielt. Aber auch diese bestanden nur in einigen unbedeutenden Angaben, und einer bloßen Beschreibung von Otaheite, die wahrscheinlich aus den Originalberichten der ersten Reise gezogen war (siehe Georg Forsters kleine Schriften Bd. 1.). Jetzt nach 10 Jahren sind endlich zwey kurze Beschreibungen von den beyden Reisen, in dem durch Fischer bekannt gewordenen Viagero universal (Heft 51 und 52) erschienen, und diese sind es, die Hr. Bratring uns hier deutsch geliefert hat, ohne jedoch anzugeben, auf welche Weise sie ihm bekannt geworden sind, oder wie er zu dem Originale gekommen ist.

So gern wir nun eingestehen, daß durch die Herausgabe dieser beyden Tagebücher, eine kleine Lücke in der allgemeinen Geschichte der Entdeckungen ausgefüllt worden ist; so können wir doch auf der andern Seite auch nicht bergen, daß der daraus zu hoffende Gewinn für die Geographie, so wie für die Natur- und Menschengeschichte, sehr unbedeutend ist. Beyde Tagebücher rühren von Mönchen her, das erste von dem Schiffspater Amich; das zweyte von den beyden Missionarien, die man ohngefähr 13 Monat auf der Insel ließ; dieses und jenes verräth die Eingeschränktheit seiner Urheber, und keines von beyden scheint aus den übrigen officiellen und archivalischen Berichten über diesen Reisen, verbessert, oder ergänzt worden zu seyn.

Das erste geht vom 6. September 1772 bis 31 May 1773, und enthält außer den unbedeutenden Schiffsdetails, bloß eine Beschreibung der Insel, die gegen die durch Forster bekannt gewordene, sehr geringfügig ist. Das zweyte Tagebuch begreift zwar einen Zeitraum von fast vierzehn Monaten; beschäfftigt sich aber bloß mit den unbedeutenden häuslichen Details der beyden Missionarien, von denen bey diesem gänzlichen Mangel an Kenntnissen, Energie und Klugheit, freylich nichts anders zu erwarten war.

Indessen würde es unbillig seyn, von diesen Tagebüchern auf die ganzen spanischen Reisen schließen zu wollen; zumal, da man schon aus der Vergleichung der beyden Inselbes

Beschreibungen sehen kann, daß es den Spaniern gewiß nicht an bessern, genaueren und vollständigeren Nachrichten fehlt; daß die Regierung aber dieselben aus ängstlicher Politik bis jetzt verheimlicht hat. So ist Rec. z. B. von einem sehr glaubwürdigen Manne versichert worden, daß die Spanier eine Menge interessanter hydrographischer Arbeiten in diesen Gewässern vorgenommen haben; wovon jedoch in diesen Tagebüchern so gut, als gar nichts gemeldet wird.

Was nun Hr. Bratrings Arbeit betrifft: so sind wir weit entfernt, seinem Verdienste durch obige Bemerkungen zu nahe treten zu wollen. Wir gestehen vielmehr mit Vergnügen, daß er als Herausgeber sein Bestes gethan, und besonders eine Menge recht guter und fleißiger Anmerkungen hinzugefügt hat. Die Uebersetzung, die aber nicht von ihm, sondern von einem andern, wahrscheinlich Berliner Gelehrten herrührt, könnte jedoch in Ansehung der nautischen Ausdrücke wohl um etwas genauer seyn. So ist z. B. Legua hier keine französische Lieue, sondern eine gemeine Seemeile. So heißt S. 96 *bordear*, oder dar bordos nicht das Schiff in Bewegung halten; sondern: laviren; so muß S. 99 Restringa de peñas nicht Felsenspitze, sondern: blinde Klippenreihe gegeben werden. So heißt ebd. at tocar el timon nicht, als das Steuerruder bewegt ward; sondern: als es auf den Grund stieß. Eben so heißt Caña nicht der Nagel, sondern die Ruderpinne; Marejada ist hohe See; Marear la vela heißt: das Segel voll halten; Salir á nado heißt wieder flott werden, u. s. w. — Die dem Ganzen vorangeschickte historisch-geographische Schilderung der Gesellschaftsinseln verdient allen Beyfall.

Bm.

Reise durch Schlesien im Jahre 1801. *Erster Theil.* Berlin, bey Quien. 1802. 168 S. 8. 1 Rg. 12 ℛ.

Die Reise geht in diesem ersten Theil über Grünberg, Wartenberg, Neusalz, Glogau und Bunzlau nach dem Gebirge bis Fürstenstein, Jauer und Lehnhaus; und die Be-

Beschreibung derselben verräth zwar keine Meisterhand; aber doch einen denkenden Verfasser von Kenntnissen und Geschmack. Dem Geographen und Statistiker kann das Werkchen zu Erweiterung seiner Wissenschaft keine sonderlichen Dienste leisten. Denn theils sind diesem die darin für sein Fach gelieferten Notizen nicht neu, theils widersprechen sie zuweilen andern Angaben von entschiedner Glaubwürdigkeit. Der Verf. selbst scheint es aber auch mehr darauf angelegt zu haben, dem grössern Publikum eine unterrichtende Lektüre zu gewähren; und diesen Endzweck dürfte er durch seinen gefälligen Abriß der interessantesten Gegenden von Schlesien wohl erreichen. Auch von merkwürdigen Personen liest man solche Nachrichten und Schilderungen, wie die von dem Weber Hürtig in Bunzlau, mit Theilnehmung und Vergnügen. Die äußerst flüchtig entworfne Erzählung der schlesischen Geschichte, mit welcher das Buch anfängt, ist augenscheinlich nur für solche Leser bestimmt, welche von Schlesien, oder wenigstens von dessen Geschichte noch gar nichts wissen. Eben diese aber werden durch die äußerste Kürze, mit welcher der Verf. S. 2 und 3 die Trennung Schlesiens von Polen erzählt, fast unvermeidlich zu unrichtigen Vorstellungen verleitet. Ja S. 6 lernen sie einen auffallenden Irrthum. Was für Kriege nämlich hatten doch die lutherischen Fürsten Schlesiens, der Religion wegen mit den Kaisern geführt? Ein Anders war ihre Theilnehmung an der böhmischen Insurrektion zu Anfange des 30jährigen Krieges; dessen wird aber gleich darauf besonders erwähnt. Das 16te Jahrhundert hindurch herrschte bekanntlich in Schlesien zwischen der alten und neuen Kirche eine bewundernswürdige Duldsamkeit. Bey aller Schönheit des Papiers und Druckes ist das Werk doch von Seiten der Korrektur sehr vernachlässigt worden. Mancher wird z. B. lange studieren, wie die Spanier unter die Personen kommen, welche sich im schlesischen Gebirge mit Fabrikation der Leinwand beschäfftigen; ehe ihm einfällt, daß das Wort nicht Spanier sondern Spinner heißen soll.

Lz.

Die Besitzungen der Europäer in den andern Welttheilen. Ein Handbuch zur nähern Kenntniß derselben, von Christian Adam Müller. Hof, bey Grau. 1803. 334 S. 8.

Wenn Rec. ein Buch darüber schreiben wollte: so würde er die europäischen Besitzungen, welche außer Europa liegen, nicht, wie der Verf. gethan hat, nach den Welttheilen von einander trennen; sondern alle, die Einer Nation gehören, zusammenstellen, damit man die Nebenländer desto leichter mit einem Blick umfassen könnte, und am Ende eine Vergleichung dieser Nebenländer, und der dadurch dem Mutterlande zuwachsenden Macht hinzufügen. Der Verf. hat auch eine solche Uebersicht der besitzenden Mächte zu Anfang des Buchs mit Nachweisung auf die Stelle, wo von den angeführten Ländern gehandelt wird, gegeben, und sein Buch kann auf doppelte Art gelesen und studiert werden. In der Uebersicht sind die Besitzungen nach dem letzten Friedensschlusse 1801 angegeben, und es wird dadurch die Hoffnung erregt, daß in dem Buche selbst die neuesten Nachrichten benutzt sind. Wir finden auch mit Vergnügen, daß der dem Verf. in dem politischen Journ. Apr. 1803 gemachte Vorwurf, als wäre die Vertheilung des Mysorischen Reichs 1799, und der dadurch der brittischen Macht zugefallene Antheil mit Stillschweigen übergangen, ungegründet ist. Dann S. 34 werden die eroberten Provinzen so ausführlich als der Vf. des politischen Journals es haben wollte, angezeigt. Die Kompilation ist auch sonst mit Fleiß und nicht ohne Sachkenntniß zu Stande gebracht. Jedoch sind der Stellen nicht wenige, wo neuere und zuverlässigere Nachrichten der Aufmerksamkeit des Sammlers entgangen sind. Wir geben nur einige Proben. Was S. 66 von dem Giftbaum auf Java erzählt wird, ist nicht beynahe, wie der Verf. vermuthet, sondern völlig fabelhaft. — Daß Batavia 1800 den Holländern von den Engländern weggenommen sey, S. 68, ist uns unbekannt. Es blieb während des ganzen Revolutionskrieges von den Engländern unangegriffen. — S. 115 scheint der Verf. nicht zu wissen, daß seit 1785 mehrere Schiffe direkte von Kadix nach den Philippinischen Inseln gesegelt sind, und daß sie also nicht bloß von Acapulco aus besucht werden. — S. 128.

129 daß das afrikanische Gold meist schlechter sey, als das der übrigen Welttheile, werden Kenner schwerlich zugeben. — S. 132. Es ist ein Irrthum, wenn Tanscher oder Tanger auf der Marokkanischen Küste unter die spanischen Besitzungen gezählt wird. Die Stadt gehört dem Sultan von Marokko, und der daselbst residirende spanische Konsul hat nichts mehr zu sagen, als die übrigen Konsuln. — S. 141. Wenn wir des Verf. Zahlen von Negern mit anderen vergleichen: so sind die Varianten sehr bedeutend, und der Vf. hat sie ohnstreitig zu groß angegeben. Die Zahl der Sklaven, die jährlich von den Engländern aus Guinea geholt wird, soll sich auf 100000 belaufen, und diese zum Theil nach Ostindien geschickt werden. Rec. glaubt, daß die Britten aus ganz Afrika nicht so viele holen. Auch lieset er hier zum erstenmal, daß ein Theil dieser Negern nach Ostindien geschickt werden. Die Hälfte der gekauften oder geraubten Neger soll auf der Reise von Afrika nach Amerika sterben, und jährlich 150000 eingebracht werden. Dem Rec. scheinen diese Zahlen zu groß zu seyn, das behauptet er auch von den 5½ Mill. Neger, die in Amerika zur Arbeit gebraucht werden sollen. — S. 153. Der Tafelberg beym Vorgebirge der guten Hoffnung, sollte unersteiglich seyn! Wie oft ist der nicht erstiegen worden! — S. 216. Bey der Beschreibung von Kalifornien findet man keine Spur, daß dem Verf. Peyrouse's und Vancouvers Reisen bekannt gewesen sind, anderer Hülfsmittel nicht zu gedenken. — S. 250. Die Definition von Windward und Leeward Islands ist gerade umzukehren. Einem Schiffer, der sich in der Gegend, woher der Wind wehet, irret, ist nicht zu trauen, und ein Geograph, der so bekannte Dinge unrichtig erklärt, kann nicht für einen sicheren Führer gehalten werden. — S. 272. Von Curassao wird nicht sowohl mit Westindien als mit dem spanischen Amerika ein Schleichhandel getrieben. — S. 317. Nach Cayenne deportirte man nicht bloß die, denen man nicht recht trauen mochte; sondern Staatsverbrecher. — S. 327. Von den Mineralien Neu-Hollands sollte man gar nichts wissen? Hat denn der Verf. nichts von dem Australsande, der schon in die mineralogischen Systeme aufgenommen ist, gehört? Er erwähnt auch nicht der Kolonie auf der Norfolkinsel. Allein es muß der Verf. noch viel lernen, auch sich einer bessern

Schreibart befleißigen, ehe es ihm gelingen sollte, ein zweyter Raynal zu werden.

Fa.

Johann Christian Hellbachs historische Nachrichten von den thüringischen Bergschlössern Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg, ihren Besitzern und Bewohnern; nebst einer Erzählung der Sagen und Begebenheiten des zweyweibigen Grafen von Gleichen, welcher als Kreuzritter im gelobten Lande gefangen, mit der Tochter dessen Beherrschers Melechsala aus der Sklaverey entflohn, als Gemahl zweyer Weiber in Thüringen gelebt, und mit beyden in eine Gruft in Erfurt beerdigt worden seyn soll. Mit einem Prospekt der drey Schlösser und (mit) Grundrissen. Erfurt, bey Keyser. 1802. 294 S. 8. 20 gr.

Man hat bereits vier Schriftsteller, welche über diese drey merkwürdigen Bergvesten geschrieben haben, nämlich Melissantes, oder den unter diesem Namen verborgenen Joh. Gottfr. Gregori (welches also nicht, wie man glaubt, der Hallische Gelehrte Hunold ist); den noch lebenden Ohrdurfer Bürgermeister und Arzt Dr. Krügelstein; den bekannten Professor Dominikus in seinem beliebten Buche: Erfurt und das Erfurtische Gebiet S. 16—54 und Dr. Klebe in seiner beyfallswürdigen Schrift: Gotha und die umliegende Gegend. S. 345—364. —

Diese drey Burgen liegen in der triangularischen Fläche, welche die Städte Gotha, Ohrdruf und Arnstadt begränzt; bilden aber auch selbst für sich, und zwar in einer der schönsten Gegenden Thüringens, ein eignes Dreyeck, dessen längste Linie von der Wachsenburg nach der Gleichischen, die kürzeste hingegen von dieser nach der Burg Mühlberg ist. Am besten nehmen sie sich für den Wanderer oder Spaziergänger auf dem Wege von Erfurt über Neudietendorf und Apfelstedt aus.

Das Gleichensche Bergschloß heißt zuweilen auch das Wandersleber oder das Freudenthaler Schloß, und in ältern lateinischen Urkunden Glico. Dieses Schloß mag für die damalige Zeit ziemlich befestigt gewesen seyn; schon vom 12ten Jahrhunderte behauptet dieses Dodechinus, ein gelehrter Geistlicher zu Legenstein, welcher von ihm schreibt: Glico est castrum valde munitum iuxta Erphesfort ad occidentem situm. — Wie es noch vor 70 Jahren aussah, wo es noch zum Theil von einem Förster bewohnt wurde, hat Gleichmann beschrieben. Zur Geschichte der Entstehung dieses Bergschlosses gehört nach des Gleichischen Hofpred. Mich. Saxens ungedrucktem Berichte, kürzlich dieses: Ernst, ein edler Römer, soll im J. 455 nach Sachsen gekommen seyn, und bey Görtingen zwey Schlösser auf zwey gleich hohen Bergen erbaut haben. Von diesen beyden Schlössern sind die Ruinen noch zu sehen, und gehören jetzt den Herren von Uslar. Die Nachkommen dieses Ernsts, welche sich von der gleichen Höhe ihrer Bergschlösser Gleichen genennt haben, sollen in der Folge von den Sachsen zugleich mit den Thüringern aus dortiger Gegend verdrängt worden seyn, und sich darauf in Thüringen bey Mühlberg und der Wachsenburg ein andres Schloß gebaut, und es auch Gleichen genennt haben.

Von Mühlberg sang Mycill in seinen aus vier Büchern bestehenden Hodoeporicis, welches den Deliciis poëtarum Germanorum P. IV. (Francof. 1612. 12.) einverleibt ist, Folgendes:

Arx stat in excelsum, Melburgum nomine dicunt,
 Inter finitimas praeminet illa duas.
Quondam bellorum variis agitata procellis,
 Nunc ducis Herminii tuta quiescit ope.

Dieses Schloß hat, wie man theils aus seinen Ruinen und den zurückgebliebenen Spuren, theils aus einer gewissen Zeichnung abnehmen kann, einen ziemlichen Umfang gehabt, und die ehemalige Festigkeit des ganzen Schlosses ist noch aus dem jetzigen Mauerwerk der Ruinen zu ersehen, indem der Kalchflöz, aus dem es besteht, so fest zusammengekittet ist, daß weit eher dieses, als der Mörtel, der es zusammen hält, sich zerschlagen läßt. Besonders scheint der vortrefflich rund zusammen gemauerte Thurm, wo nicht über tausend, doch gewiß mehrere hundert Jahre hindurch,

der alles zerstörenden Zeit Troz geboten zu haben und noch zu bieten.

Seinen Namen hat es vermuthlich von den am Fuß des Berges gelegenen Mühlen, so wie das nach und nach daselbst entstandene Dorf Mühlberg. Das Schloß Mühlberg kommt schon im J. 704 in einer freylich hier und da für nicht ächt erklärten Urkunde vor, die man beym Martene und Durand in collect. ampliss. I. p. 13 beym Eckard in rer. Francicar. XVIII. 9. in Falkensteins Antiq. Nordg. II. p. 183 in Galletti thüring. Gesch. 2. B. S. 73 und in des Dominikus Erfurtischen Historie S. 174 findet.

Nach Angabe einer Randanmerkung zu der in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha im MS. befindlichen Chron. Erford. vom J. 1582 soll dasselbe im J. 1290 an den Bischof von Mainz gekommen seyn. Ursprünglich hatte Mühlberg seine eigenen Herren und Grafen gleiches Namens; sodann hatten es die Markgrafen von Meißen, die Grafen von Henneberg und Schwarzburg, der Stadtrath zu Erfurt, Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha, und wiederum das Erzbißthum Mainz, im Besitz, welches alles untrügliche Urkunden bestätigen.

Die Namen der Grafen von Mühlberg und ihre Geschichte, so wie die Burgleute oder Burgmänner von Mühlberg, alles dieses ist hier sorgfältig zusammen getragen.

Den Namen des Bergschlosses Wachsenburg (Wachsinburg, Wassinburg, Wassenburg) leiten einige von dem Berge, darauf sie steht, her, welcher von seiner Erbauung schon Wassenberg, von dem guten Wachsthume der darauf befindlichen Waldung, geheißen haben soll. Andere von dem Zunehmen und in die Höhe wachsen; noch andere aber von dem Wachsamseyn gegen die Feinde, welche ihr Erbauer, ein Abt von Hersfeld, fürchtete, und daher diese Burg zur Vertheidigung seiner in der Nähe herum gelegenen Güter habe erbauen lassen. Die Wachsenburg liegt auf dem höchsten der umliegenden Berge, nahe bey dem gothaischen Dorfe Holzhausen. Ehedem sind zuweilen alte Waffen, besonders Pfeile, auf und um den Berg dieser Burg ausgegraben worden.

Die Gebäude derselben, welche in der Vorzeit Mönchen und Nonnen, Aebten, Grafen, Edelleuten, Kastellanen,

nen, und nachher den herrschaftlichen Schössern und Voigten dieses Amtes, zu ihrem Aufenthalt und Wohnung dienten, sind in den neuern Zeiten von einem Kommendanten bewohnt worden. Der jetzige ist Hr. Hauptmann Johann Franz Schwarz, aus Mähren gebürtig.

Als die ersten Besitzer dieser Burg geben einige, und zwar die mehresten, die Aebte von Hersfeld, andere, weniger richtig, die Grafen von Käfernburg, und noch unrichtiger, die Aebte von Fulda, an. Die Erbauung derselben setzen einige in das Jahr 915, andere ins Jahr 950, in die Jahre 960 und 964. — Die Aebte von Hersfeld hielten sich, als sie dieses Schloß besaßen, zuweilen zur Sommerszeit daselbst auf; dieses ist besonders vom Abt Friedrich bekannt, welcher im J. 1089 hier krank wurde, und starb. — Nun folgt die Geschichte der nachherigen Besitzer und der Veränderungen dieses Bergschlosses durch Bauen, durch Krieg, durch Wetterschaden, und eine Zugabe, welche den Inhalt von dem Alphabetischen Verzeichniß aller alten Berg- und Raubschlösser ꝛc. in Süd-Ober-Sachsen enthält, und in Leipzig in eben dem Jahre in Quarto herausgekommen ist, macht den Beschluß.

Uebrigens gefällt der Styl in diesem Buche nicht durchgängig; denn hier und da ist er etwas vernachlässigt, bisweilen etwas zu gespielt und mit Verschen gespickt, und im Ganzen sich ziemlich ungleich; indessen wird es gewiß den Beyfall der Liebhaber der Geschichte finden, und die Bemühung, einzelne Theile der vaterländischen Geschichte zu bearbeiten, verdient Lob und Aufmunterung.

Ha.

Alex. Bisani's Briefe über merkwürdige Oerter und Gegenden in Europa, Asien und Afrika. Geschrieben auf seinen dahin gemachten Reisen, in den Jahren 1788 und 1789. Aus dem Französischen. Prag, bey Calva. 1802. 305 S. 8. 1 Rh. 6 gr.

Sollten diese Briefe eine Uebersetzung verdienen: so ist ihnen diese Ehre schon von Hrn. Bernhard Keith wieder-

fah-

führen, der Reise nach Sicilien und Athen, den Inseln des Archipelagus, Smyrna, Konstantinopel und den Küsten von Afrika; aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Zusätzen begleitet. Mit Kupfern. Leipzig. 1798. 4. herausgab. Da keiner von beyden Uebersetzern eine Vorrede geschrieben hat, worin er von dem Original oder dem Verf. Nachricht gegeben hat: so wissen wir nicht, wie es gekommen ist, daß diese Briefe sowohl in französischer als englischer Sprache erschienen sind. Daß der Verf. im Begriff war, nach England abzureisen, erhellet aus dem Schlusse des letzten Briefes nach der Prager Uebersetzung. Denn dieser fehlt in der des Hrn. Reith. Das französische Original war überhaupt vollständiger als das englische. Vielleicht kamen die Briefe zuerst französisch heraus, und wurden, aber abgekürzt, ins Englische übersetzt. Hr. Reith hätte also eine Afterübersetzung geliefert. Der erste Brief ist von Palermo datirt, die folgenden von Agrigentum, Malta, Argentiere oder Cimoli, Salonichi, Sciato, Zea, Athen, Smyrna, Konstantinopel, wo er am längsten verweilte, S. 164—251, Mykone, Gibraltar, Tunis, Tripoli, Marseille, Livorno, Sardinien. Man siehet hieraus, von welchen Oertern man hier einige, obgleich sehr oberflächliche, und gar nicht tief eingreifende Nachrichten lesen kann. Der Vf. gehört nicht zu den Gelehrten, wenn er sich gleich durch Citata aus alten Schriftstellern das Ansehen eines mit ihnen wohl bekannten Mannes geben will. Den Cicero läßt er auf Antrieb des raubsüchtigen Verres nach Salonica exilirt werden, und Hr. Reith, welches wir beyläufig bemerken, macht hierbey eine Anmerkung, ohne den groben Fehler seines Autors zu rügen. Der Uebersetzer, den wir angezeigt haben, giebt durch die Verstümmelung so mancher alten Namen, die vielen undeutschen Stellen seines Machwerks, und durch den stillschweigenden Beyfall, den er den unrichtigen Behauptungen seines Autors ertheilt (denn er hat ihn nicht durch eine einzige Note berichtiget), seine Unwissenheit zu erkennen. Hier sind einige von den vielen falsch geschriebenen Wörtern, die aus fremden Sprachen entlehnt sind, und wozu die zu genaue Befolgung des französischen Texts Gelegenheit gegeben hat. S. 85: Canophores statt Canophoren, κανοφοροι Korbträgerinnen — Eschyles, Eicripides st. Aeschylus, Euripides — S. 98 ff. Phrines st. Phry-

Phryne — S. 100: Athenus st. Athenäus — Troada st. Troas — S. 101: Abides st. Abydus — S. 141: Sextus st. Sestus oder Sestos — S. 144: Gerida st. Dscherid — S. 146: Propontides st. Propontis — S. 156: Isambul st. Istambul oder Stambul, und welch eine Uebersetzung des Namens: Sieg des wahren Glaubens! Sollen denn Uebersetzungen das Vehikel seyn, auf welchem längst abgeschaffte Irrthümer uns wieder zugeführt werden? — S. 167: cyziceneischen Marmor statt Marmor von Cyzicum — S. 168: Egira st. Hedschra — S. 169: Abube-Kier st. Abubekir — S. 179: die Schimpfnamen Nasi, Nasich, Indim, womit die Türken die Christen belegen, sind gewiß verdruckt; vielleicht Nasir (Christ) und Judi (Jude). Ghiaours schreibt man gewöhnlich Gaur — S. 256: Mycenes, Thebes st. Mycene, Thebe. Wie oft ist nicht Pilai st. Pilau geschrieben. Doch wir hören auf, mehr Beweise, daß der Uebersetzer sehr wenig mit der alten Geschichte und Geographie, worauf in diesem Buche oft Rücksicht genommen wird, bekannt war, zu sammeln. Aber er ist auch nicht seiner eigenen Sprache mächtig, um sich ans Uebersetzen wagen zu dürfen. S. 57: Ein Franke, der das Unglück hatte, einen Türken umzubringen, flüchtete sich auf einige Schiffe. Sie waren u. s. sehr gute Freunde. Wie der Franke auf einige Schiffe geflüchtet ist, läßt sich nicht leicht begreifen. Ein Schiff wäre wohl zu einem Zufluchtsort genug gewesen. Fast sollte man glauben, der Franke und der erschlagene Türke wären gute Freunde gewesen. Aber wie auch dieses möglich war, ist unbegreiflich. — S. 60: Um mehrere Strassen befinden sich Kapitäler st. In mehreren Straßen u. s. — S. 120: Er wolle den andern Ungläubigen schon Art lehren. S. 148: Wir wurden durch die Nacht und die Windstille von den 7 Thürmen überrascht, verstanden wir nicht, bis wir in der andern Uebersetzung lasen: wir wurden vor den 7 Thürmen von der Nacht überrascht. — S. 182: L'Anglesi stas bono Christiano, ist übersetzt: der Engländer ist der beste unter den Christen. — S. 186: So fahren viele von den kleinern Schiffen, wovon ich Ihnen in einem andern Briefe Meldung gethan, äusserst geschwind auf dem Wasser, fortgleiten, zusammenprellen, und in Trümmern gehen, ist Nonsense. Es muß etwas ausgelassen

lassen seyn. Man kann es aus der andern Uebersetzung ergänzen: Oefters sieht man, daß eine Barke wider die andere in der Schnelligkeit ihres Laufes anfährt und zertrümmert. — Was das für Fische sind die S. 188 Nadel heißen, mag ein Naturforscher bestimmen. — S. 199: Es wäre lächerlich, die Nothwendigkeit der Beschneidung läugnen zu wollen, da es bekanntermaaßen einige Völker in Asien giebt, die ohne derselben gar nicht in Gesellschaft leben könnten. Rec. glaubt mit Asien nicht unbekannt zu seyn; konnte aber den Sinn nicht errathen, bis ihm durch die andere Uebersetzung einiges Licht aufgieng: Es würde lächerlich seyn, wenn man nicht die Beschneidung der physischen Nothwendigkeit zuschreiben wollte, indem bekantlich mehrere Nationen Asiens ohne dieselbe für ihre Fortpflanzung untauglich seyn würden. Was der Vf. mit so vieler Gewißheit von mehreren behauptet, wird, so viel Rec. bekannt ist, von keiner einzigen mit Wahrheit gesagt werden können. Rec. kennet auch keinen Schriftsteller oder Reisenden von irgend einiger Bedeutung, der einen so sonderbaren Satz aufgestellt hätte. — S. 207 wird eines Griechen erwähnt, der unlängst das Buch vom Geiste übersetzt hat. Es ist von Helvetius B. de l'Espait die Rede. Das handelt aber von der Seele. — S. 248: Genäschigkeit st. Hang zu Näschereyen scheint ein Provinzialismus zu seyn. Was wir gesagt haben, mag hinreichen, dem Uebersetzer eine der untersten Stellen in der großen Zunft, zu welcher er gehört, anzuweisen. Allein den Reisenden, ob er gleich kein Deutscher ist, können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Gelegentlich haben wir schon nicht zu vortheilhaft von ihm geurtheilt, und wir müssen es frey bekennen, daß, wenn er auch unübersetzt geblieben wäre, unsere Erdkunde dadurch nicht viel eingebüßt hätte. Er scheint weder ein zuverlässiger Referent noch scharfer Beobachter zu seyn. Von dem Markte in Konstantinopel, wo Mädchen verkauft werden, behauptet er S. 243, daß ihn noch nie ein Franke gesehen hat. Man weiß aber aus andern Reisen, daß die auswärtigen Gesandten kurz vor ihrer Abreise zugelassen werden, die alsdann auch andere Personen mitnehmen. Wenn er der Stadt Konstantinopel 900000 bis 1 Million Einwohner giebt S. 177: so scheint er keine gute Nachricht eingezogen zu haben. Wenigstens

geben Andere die Zahl viel geringer an. Wir könnten noch einen etwas versteckten Ausfall auf die Bibel, und namentlich auf 1. Mos. 36, 24. S. 123, dergleichen wir auch sonst bemerkt haben, und auch andere Fehler bemerken. Allein wir glauben uns bey einer an sich schlechten, und durch die Uebersetzung noch schlechter gewordenen Reise schon lange genug aufgehalten zu haben. Schade um das gute Papier, das viel nützlicher hätte angewandt werden können!

De la Jailles, französischen Seeofficiers, Reise nach Senegal und der abendländischen Küste Afrika's vom Vorgebirge Blam bis an den Serralionsfluß. Ein Beytrag zur Erweiterung der Geographie, Schifffahrts- und Handlungskunde. Nebst einem noch ungedruckten Aufsatz von Buffon über die Produkte Afrika's, und Labarthens Bemerkungen über die Lage dieser Küste bis zum Anfang des Jahrs 1802. Hamburg, bey Vollmer. 1802. VIII und 248 S. 8. 20 gr.

Der Aufsatz von Buffon (um mit dem anzufangen, was als ein Vorzug des Buches auf dem Titel ausgehoben ist) ist von geringer Erheblichkeit, und enthält ein Verzeichniß von Saamen und Pflanzen, die Baron von Einsiedel, der der Regierung ein Memoir über eine von ihm nach Afrika zu unternehmende Reise vorgelegt hatte (der Mann ist in Deutschland durch Cuhn's Sammlung der Reisen nach Afrika bekannt geworden), aus Afrika mitbringen könnte, mit einigen Bemerkungen. Die Reise selbst ist belehrend, und vorzüglich wegen der Nachrichten von den portugiesischen Etablissements längst dieser Küste, von denen man so selten etwas Zuverlässiges erfährt, schätzbar. Cachao, die vornehmste Niederlassung, ist in einem erbärmlichen Zustande, wie Alles, was davon abhängt. Von den 4 oder 5 Pinken, die die Portugiesen jährlich hierher senden, kommen nur eine oder zwey aus Lissabon. Die Ausfuhr besteht in 1500 bis 2000 Negern, 150 bis 200000 Pf. Wachs, 50 bis 60000 Elephantenzähne, etwas Leder und Gold, und ist großentheils in den Händen der Ausländer. In den Brie-

sen spricht nicht Hr. De la Jaille; sondern ein Officier, der mit ihm reisete. Sie hätten des Inhalts unbeschadet oft abgekürzt werden können. Da die Briefe aus den Jahren 1784 und 1785 sind: so ist es angenehm, daß in den Anmerkungen Ereignisse aus den spätern Jahren gedacht werden. Merkwürdig ist die Reise, die ein Franzose vom Fort St. Louis am Ausfluß des Senegal über 200 Lieues zu Lande ins Königreich Galam machte. St. Louis hatte 1801 eine Bevölkerung von 10000 Seelen, oder noch einmal so viel als 1786. Die Gummiausfuhr, die im J. 1793 bis 1794 nur 172000 Pf. betrug, ist 1798 bis 1799 zu 1,108961 Pf. gestiegen. Neger werden in Senegal und Goren verkauft nicht viel über 1500. Gemeiniglich wurde die Zahl unter 1500 angesetzt. Der Uebersetzer erlaubt sich oft undeutsche Ausdrücke, und scheint den Sinn des Originals zuweilen verfehlt zu haben. Daß unsre Sprache so schwankend, und mit so vielen fremden Redensarten und Wörtern überladen ist, scheint zum Theil den vielen schlechten Uebersetzern zuzuschreiben zu seyn, die so manche Gallicismen und Anglicismen auf den deutschen Boden verpflanzen, und den Leser verwirren. Würde weniger übersetzt, oder wären die Uebersetzer ihrer Sprache mehr kundig: so würden die Grundsätze unsrer Sprache allgemeinern Eingang finden, und nicht so oft durch die Bekanntschaft mit den Ausländern verletzt werden. Doch wir begnügen uns den dem Uebersetzer gemachten Vorwurf mit einigen Beyspielen zu belegen. S. 64: Die Vögel Senegals sind nicht weniger werth zu kennen, st. merkwürdig. — S. 71: Ohne die Erlaubniß zu haben, kein Etablissement, st. ein. — S. 86: unzuvereinigend st. unvereinbar. — S. 98: Unterredungen flügen st. pflegen, halten. — S. 123. 125: Grand terre st. festes Land. Vermuthlich ist der Uebersetzer jenseits des Rheins zu Hause, und sein Buch kann als ein Vorläufer der vielen halb deutsch und französischen Bücher angesehen werden, die in den Rheingegenden erscheinen werden. An Kenntniß dessen, was über Senegambien in deutscher Sprache geschrieben ist, scheint es ihm zu fehlen. Denn sonst würde er nicht die Literatur S. 156 ohne alle Anmerkungen, deren die Reise auch an andern Stellen bedarf, haben abdrucken lassen.

Dg.

Topographie der Neumark nach ihrem gegenwärtigen statistischen und kirchlichen Zustande, für Kameral- und Justizbediente, auch Kircheninspektoren und Prediger, entworfen von P. J. G. Hoffmann, Königl. Neumärkischen Regierungsrathe. Züllichau, bey Darnmann. 1802. VIII S. und 30½ Bog. 4. 2 Rh. 6 gr.

Der Verf. hat diese Topographie vorzüglich nach der Büschingischen Topographie der Mark Brandenburg, obgleich nach einem etwas weiter ausgeführten Plane, eingerichtet. Sie ist aus zuverlässigen Quellen, welche die Landesarchive enthalten, geschöpft. Die Einleitung enthält eine allgemeine topographische Uebersicht der Neumark nach ihrem gegenwärtigen statistischen und kirchlichen Zustande sowohl überhaupt, als den einzelnen Kreißen derselben. Die Anzahl der Einwohner und Grundstücke ist genau angegeben; die Kameral-, Justiz- und übrigen Behörden angezeigt, und mehrer anderer Gegenstände gedacht worden, welche durch die zur schnellern Uebersicht beygefügten Randrubriken mit mehrerm nachgewiesen worden. In dieser Uebersicht ist zugleich auch bey den Städten der Neumark das, was zur besondern Justiz- und Policeyverfassung, und Einrichtung der Magisträte und Stadtgerichte gehört, ingleichen was von den dort vorhandenen milden Stiftungen oder sonst für den Geschäfftsmann zu bemerken, angeführt worden; in der zweyten Abtheilung aber sind sämmtliche Ortschaften nach alphabetischer Folge mit Angabe der Kreiße, geistlichen Inspektionen und des Postkurses angeführt, auch der Name der Besitzer der Ortschaften selbst beygefügt. Bey jedem nur irgend erheblichem Orte ist die Zahl der Feuerstellen und Einwohner gleichfalls mit bemerkt; in Rücksicht des kirchlichen Verhältnisses aber sind die Filiale der Mutterkirchen eingerückt, und in eben dieser Art auch die eingepfarrten Ortschaften bey den Filial- und Mutterkirchen angezeigt worden, so daß zugleich der Umfang dieser oder jener Parochie und sämmtliche bey dem Patronatrechte konkurrirende Dominia mit einem Blicke übersehen werden können. Die letzte Kolonne enthält, was in der Einleitung nicht angeführt, oder sonst hier zur bessern

Darstellung nur angezeigt werden konnte; auch können Geschäfftsmänner in derselben die selbst gemachten Bemerkungen nachtragen.

Da der Vf. mit diesem Werke am meisten Geschäfftsmännern hat nützlich seyn wollen: so hat er keine vollständige topographische Beschreibung der Neumark schreiben wollen, zu deren gründlichen Ausarbeitung ihm sowohl die benöthigten Hülfsquellen, als auch die erforderliche Zeit gefehlt haben würde; doch enthält die Einleitung viel Statistisches, aus welcher Rec. Einiges ausheben will. Den Flächeninhalt der Neumark giebt der Verf. 245 5/24 Qu. Meilen an. 1798 befanden sich daselbst 292,397 Menschen Civilstandes, und 7446 Militärstandes, zusammen also 299,843; im Jahre 1801 aber 309,915 Einwohner; auf eine Qu. Meile kommen also ungefähr 1260 Menschen. Das Tuchmachergewerk ist in dieser Provinz sehr bedeutend; es gab 1801 — 2471 Tuchmacher, 88 Tuchscherer, 19 Tuchbereiter und 1 Tuchscheerschleifer.

Paul Sumarokoffs Reise durch die Krimm und Bessarabien im Jahre 1799. Aus dem Russischen, von Johann Richter. Leipzig, bey Hartknoch. 1802. 230 S. 12. 20 gr.

Wenn gleich Pallas Reisebeschreibung der Krimm eine jede andere Reisebeschreibung dieser Halbinsel nach jener überflüssig zu machen scheint: so wird man doch auch den Verf. dieser Reisebeschreibung mit Vergnügen begleiten; zumal da der Uebersetzer sich das Verdienst um das Publikum erworben hat, alles Allgemeine und Bekannte wegzulassen, und nur das Neue und Eigenthümliche zu liefern. Aber der Verf. hat auch noch einige andere Gegenden und Oerter beschrieben, durch die er gekommen ist, und einige andere interessante Nachrichten geliefert, wie das, was er von der immer wichtiger werdenden Handelsstadt Odessa, welche auf einem Berge am schwarzen Meere liegt, berichtet. Schon 1796 erschienen über 60 Schiffe in diesem Hafen. Die Anzahl der Einwohner belief sich damals auf 4847, unter welchen über 400 Ausländer und gegen 300 Juden waren. Ihre Lage ist so vortrefflich, daß sie sogar in der Folge

es einmal mit Petersburg rivalisiren kann; denn die angränzende fruchtbare polnische Ukraine hat für ihre mannichfaltigen Produkte keinen bessern Absatzort, als Odessa, und der Dnepr und Dnestr gewähren einen leichten und bequemen Weg, sie hierher zu schaffen, und endlich haben die an das mittelländische Meer stoßenden Länder keinen andern russischen Hafen so nahe. Für die Güte der Uebersetzung bürgt schon der Name des Uebersetzers, der auch Karamsi's Reisen dem deutschen Publikum geliefert hat.

Wanderung durch einen großen Theil des Harzes und einen Theil der Grafschaften Hohenstein und Mansfeld. Magdeburg, bey Creutz. 1802. XXIV und 283 S. kl. 8. 1 Rh.

Diese Reisebeschreibung gehört zu den mehrern, welche man lieber Freunden im Manuskripte, als dem Publikum gedruckt mittheilen sollte; das wenige, für letzteres Interessante ist mit zu vielen empfindelnden, schöngeisterischen Stellen oder andern Kleinigkeiten durchwebt, daß der Leser, welcher sich belehren will, bald ermüdet. Ueberdieß ist das Lehrreichere größtentheils aus bekannten Büchern genommen; doch ist der Verf. ehrlich genug, diese selbst anzuzeigen. Das Auffallendste ist, daß der Verf. es für nothwendig hält, in der Vorrede auf ungefähr einem Bogen für künftige Wanderer Regeln zu einer Reise von so geringem Umfange zu geben. Am Ende ist eine Reiseroute nebst den Entfernungen der Oerter nach Stunden gerechnet, und ein Namenregister hinzugefügt. Man sieht also, daß der Verf. es sich recht sauer hat werden lassen, um Andern, welche nach seinem Vorgange dieselbe Reise machen wollen, nützlich zu seyn.

Mm.

Lehrbuch der alten Erdbeschreibung, zum vollständigen Atlasse der den Alten bekannt gewordenen Theile der Erde, in XII Charten zum ersten Unter-

terricht der Jugend, von M. Benj. Fr. Schmieder und M. Fr. Schmieder. Berlin, in der akadem. Kunst- und Buchhandlung. 1802. 152 S. 8. 1 Rg. 16 K.

Handbuch der alten Erdbeschreibung, zum nähern Verständniß des vollständigen Atlasses der den Alten bekannt gewordenen Theile der Erde, in XII Charten. Herausgegeben von Benj. Fr. Schmieder und Fr. Schmieder. Berlin, in der akad. Kunst- und Buchhandlung. 1802. 532 S. 8.

Seitdem in Nürnberg die d'Anvilleschen Charten der alten Geographie nachgestochen, und mit einem Kommentar, woran mehrere Gelehrte gearbeitet haben, erläutert sind, seit dem Mannert und Heeren dieses Studium mit mehr Scharfsinn und Geschmack behandelt haben, ist mehr als ein Handbuch erschienen, das die Kenntniß der alten Geographie zu verbreiten bestimmt ist. Es hat also jenes Unternehmen das Schicksal gehabt, welches so manchem andern mit Beyfall aufgenommenen in Deutschland begegnet ist. Andere Werke sind entstanden, die die früheren in Auszüge bringen, hin und wieder abändern, und ihnen allmählig den Platz, den sie in den Bibliotheken haben sollten, streitig machen, und den Debit derselben schmälern. In wie weit diese Verfahrungsart der Nation zur Ehre gereicht, oder mit der liberalen Denkungsart, die man von Gelehrten zuerst erwarten sollte, übereinstimmt, ist hier der Ort nicht zu untersuchen. Man könnte auch daran zweifeln, daß ein doppeltes Buch für die alte Geographie so nothwendig sey, als für die neuere. Die vorliegenden Bücher sind nach dem Geständnisse ihrer Vf. nur für jüngere Studierende bestimmt. Der Anfänger, der Geschmack an der alten Geographie findet, und dem das Lehrbuch noch nicht genüget, muß sich das Handbuch anschaffen, worin nothwendig alles das wiederholt ist, was in dem Lehrbuche stehet, mithin der Kostenaufwand vergrößert wird. Diese Einwendungen an die Seite gesetzt, haben die Hrn. Schmieder ein paar gute Bücher verfertiget. Da sie für Anfänger schrieben: so sind in beyden die Autoritäten, aus welchen die Nachrichten genommen

sind,

sind, nicht angeführt. Wer sie wissen will, der schaffe sich die geographischen Werke an, die in Nürnberg herausgekommen sind, da wird er sie finden. Die Hrn. S. gestehen selbst, diese neuesten geographischen Arbeiten stark benutzt zu haben; und wenn sie es auch verschwiegen hätten: so würde sich doch die Quelle verrathen, z. B. im Handbuche S. 412 beym Berge Atlas wird angemerkt: bey den Einländern heißt er Dyris. Ein Jeder wird dieß so verstehen, daß er noch heutiges Tages den Namen führt. Allein die Stelle ist aus Bruns altem Afrika abgeschrieben, und der hatte durch den von ihm citirten Strabo auf die Zeit gedeutet, wovon die Rede war. Daß durch die Weglassung der Brunnsischen, Mannertschen und anderer Citata oft ein solches Mißverständniß entstanden ist, wollen wir nicht behaupten. Die Hrn. S. haben nicht allein diese, sondern auch andere Werke zu Rathe gezogen, und sich nicht zu Abschreibern erniedriget, wenn sie gleich nicht aus den Quellen geschöpft haben. Die Wissenschaft kann durch sie nicht erweitert seyn. Sie wollen ihr nur, wie sie aus den Händen der letzten Bearbeiter hervorgegangen ist, durch etwas wohlfeilere Bücher bey den Studierenden einen leichtern Eingang verschaffen. Daß sie diesen Zweck erreichen mögen, wollen wir von Herzen wünschen. Die 11 Charten in ordinär Folio Format, unter denen eine für Germania ist (und die sollte auch billig in keinem Schulatlas fehlen), sind von dem jüngern Hrn. S. nach Anleitung der d'Anvilleschen Charten gezeichnet, und sehr sauber gestochen.

Dg.

Afrika, geographisch, historisch und philosophisch betrachtet, von D. J. G. Heynig. Leipzig, bey Sommer. 1802. 152 S. 8. 14 gr.

Das Büchlein beginnt mit einer Invektive gegen die Romane; welche aber durch den Verf. von der Art, wie dieser ist, schwerlich werden vertilgt werden. Als Probe der Schreib- und Denkart des Verf. mag folgende Stelle dienen: Ein Publikum, das vorzüglich bloß (eine widersprechende Zusammenstellung) Sinn für Romane und After-literärische Kleinigkeiten zu Tag legt (des Verf.

Schrift

Schrift gehört freylich nicht zu den Romanen; aber eine Kleinigkeit ist sie doch. Denn wie kann man einem so grossen Gegenstande, als Afrika ist, in einer so kleinen Schrift Genüge leisten? und eine after-literarische nennen wir sie ohne Bedenken, weil sie eine unreife, unvollständige und krüppelhafte Geistergeburt ist, für welche sich das Publikum nicht sehr interessiren wird), ein solches Publikum verdient es nicht, daß es noch Gelehrte und Denker in seiner Mitte giebt, die für sein Bestes eifern. Das sollte man eigentlich seinem kindischen Geschmack und seiner Affenlust überlassen, bis es sich seines Pygmäenwesens und seines Kleinsinns schämt; bis es aus dem Staub der Geistesarmuth und der Verstandesschwäche, aus dem Stand der Kinderey und der Schwätzerinn zur Menschheit und zur Würde der Vernunft wieder emporblickt, und sich anders und besser zu bilden anstrebt. Möchte doch der Verf. von seiner Seite die dem Publikum angedrohete Strafe vollziehen! Das Publikum wird der elenden Bücher weniger, und der Rec. der unangenehmen Stunden, der Langeweile und des Unwillens weniger haben. Wir wollen uns bey den Fehlern und Lücken, und der geschmacklosen Darstellung von Afrika in geographischer Rücksicht nicht aufhalten. Aber den Denker beurtheile man, aus der im philosophischen Abschnitt vorgetragenen abscheulichen Hypothese, daß das Innere von Afrika die Hölle oder der Ort der Verdammniß auf unserer Erde und für unsere Erde sey, wo die Verbrecher von Gott gestraft werden, obgleich sie es selbst nicht wissen, daß, und wofür sie gestraft werden. Der Verf. giebt übrigens seinem Freund, mit dem er sich hierüber besprochen hat, den Rath, über die ganze Sache nicht mehr nachzudenken. Wir geben unsern Lesern denselben Rath; und wenn sie auch vergessen sollten, daß Hr. Dr. Heynig über Afrika geschrieben hat — ey nun, es sind noch viel bessere Bücher vorhanden, aus welchen sie ihren Durst nach Kenntnissen von Afrika stillen können.

L.

Ver-

Vermischte Schriften.

Die Weiber in Stambul. Ein Pröbchen aus den Erfahrungen eines lustigen Bruders. Leipzig, bey Gräff. 1803. 304 S. kl. 8. 1 Rt. 12 gr.

Schon der Zusatz — eines lustigen Bruders — wird verständige Leser und Leserinnen erinnern, daß dieß Buch keine — Leser verdiene, und es ist recht gut, daß sich die leichtsinnige und unsittliche Frivolität auch in der — Bücherwelt immer zuerst selbst verrathen muß. Wie es scheint, ist dieses cynische Produkt eins von den tausend schlüpfrigen und ekelhaften Machwerken, womit Frankreich seit einigen Jahren überschwemmt wurde, und womit uns nun ein unsauberer Uebersetzer, Bearbeiter, oder sonst armseliger literarischer Tagelöhner auf eine sehr indecente Art beschenkt hat. Wenigstens ist der Held des Stücks ein — französischer — Koch, oder eigentlich Küchenjunge, der nach und nach an verschiedene türkische Hausväter verkauft wird, und als Sklave mit den Weibern derselben seinen thierischen Unfug treibt. Durch solche einseitige und fade Schilderungen lernt man die orientalischen Weiber gewiß nicht kennen, und ein solcher lockerer Kopf hätte billig keinen Verleger finden sollen, (wenigstens nicht einen Verleger wie Hrn. Heinrich Gräff, welcher in den Zeitungen und Intelligenzblättern so oft seine Stimme über die Vortrefflichkeit seiner neu herausgegebenen Verlagsschriften ertönen läßt, und sich also schämen sollte, eine so sittenlose Schrift zu verlegen,) wenn jetzt nicht auch das Allerabgeschmackteste sein Publikum fände.

Wr.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Ein und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Gelehrtengeschichte.

Namenverzeichniß der vornehmsten Gelehrten und anderer Männer, die sich um die Wissenschaften verdient gemacht haben; nach den Jahren, dem Vaterlande und den Wissenschaften. Von ** M. Braunschweig, bey Reichard. 1802. 7½ Bogen 4. 6 ℛ.

Ein für den ersten Anlauf ziemlich brauchbares literarisches Hülfsmittel! In vier Kolumnen neben einander stehen die Jahrzahlen vor oder nach Christus, Namen, Vaterland und Wissenschaft eines jeden Gelehrten, nach chronologischer Ordnung, und das beygefügte alphabetische Register erleichtert das Aufsuchen; würde es aber noch mehr erleichtern, wenn es strenger alphabetisirt wäre. So steht z. B. Aristoteles nicht nach Aristophanes; sondern nach Archytas, der vor beyden seinen Platz hätte erhalten sollen. Das Hauptverzeichniß selbst trägt noch viele Begehungs- und Unterlassungsfehler an sich, die der uns unbekannte Verfasser bey einer zweyten Ausgabe, die hoffentlich nicht ausbleiben wird, zu tilgen hat. Zu den erstern rechnen wir die unrichtig angegebenen Sterbejahre vieler Gelehrten, und zwar solcher, die gar nicht zweifelhaft sind, z. B. Sleidanus starb nicht 1550., sondern 1556. (Jenes ist nicht etwa ein Druckfehler, denn es folgen darauf noch Jahre vor diesem, nämlich 1553 und 1556.), Ezechiel Spanheim nicht 1702., sondern 1710.

1710., Mason, der englische Dichter, der unter andern die Gartenkunst seines Vaterlandes besang, nicht 1726., sondern unseres Wissens lebt er noch; es müßte denn ein älterer Dichter dieses Namens zu verstehen seyn; Alex. Gottlieb (welchen Vornamen der Verf. wegläßt,) Baumgarten, nicht 1755., sondern 1762.; sein Bruder Siegmund Jakob nicht 1755., sondern 1757.; Uz nicht 1758., sondern erst 1796.; Marmontel nicht 1763., sondern erst am 31sten Decemb. 1799.; d'Anville nicht 1768., sondern 1782.; Mirabeau nicht 1789., sondern 1791.; Tiberius Cavallo nicht 1760., sondern, so viel wir wissen, noch am Leben. (Uebrigens kein Engländer, ob er gleich in London lebt, sondern ein Neapolitaner.) Es ist kaum zu begreifen, wie der Verf. solche und so viele Fehler begehen konnte. Der berühmte Jurist Irnerius (S. 20.) war, wie schon seit geraumer Zeit bewiesen ist, kein Deutscher; sondern ein Italiäner, von Bologna, wo er lehrte. Albrecht von Bollstädt (Groß genannt,) war nicht von Kölln, wo er Lehrer war, gebürtig; sondern von Lauingen an der Donau, im Fürstenthum Neuburg. Der berühmte Geschichtschreiber Robertson, der im Register fehlt, war kein Engländer, sondern ein Schotte. Der berühmte Theolog und Philosoph (Johann) Franz Buddeus (S. 33.), schrieb sich so; nicht aber Budäus, wie der franz. Jurist und Sprachforscher. Jakob Spener sollte S. 32. nicht Pietist gescholten werden. Diese wurden erst Zuhörer von ihm. Was soll überdieß das Wort Pietist in der Kolumne Wissenschaften? — Warum nicht Theologie oder Homiletik?

Zu den Unterlassungsfehlern zählen wir die häufige Verschweigung der Vornamen, woraus leicht Verwirrungen entstehen. Z. B. S. 29. steht Hutter; welcher ist zu verstehen? Elias oder Leonhard? denn beyde haben sich berühmt gemacht; beyde sollten aufgeführt seyn; jener als Orientalist, dieser als Theologe. Von den berühmten Walchen kommt S. 38. ein einziger vor; welcher ist dieß? Der Literator sieht zwar aus der 4ten Kolumne, wo Kirchengeschichte steht, daß der göttingische Christian Wilhelm Franz gemeint sey. Kann aber dieß der Anfänger, für den dieses Verzeichniß hauptsächlich bestimmt ist, errathen? und, hätten Vater und Bruder nicht auch erwähnt zu werden verdient? Dieß Letzte ist aber der Fall mit mehrern Gelehrten, die eben so-

wohl,

wohl, als andere, oft minder berühmte, des Aufzeichnens würdig waren; z. B. Wilibald Pirkheimer († 1530.), Johann Peter v. Ludewig († 1743.), Halteus († 1758.), Popowitsch († 1774.), Björnstoehl († 1779.), Lennep († 1771.), Musgrave († 1780.), Toup († 1785.). Unter den noch lebenden hätten doch wenigstens folgende nicht ausgelassen werden sollen: Johann Peter Frank und Johann von Müller zu Wien, Norrmann zu Rostock, Seiler und Schreber zu Erlangen, Panzer zu Nürnberg, Gedike zu Berlin, Griesbach, Paulus, Hufeland, Gruner und Schütz zu Jena, und so manche andere.

Bey Johann Müller S. 25. hätte Regiomontanus hinzugesetzt werden sollen. Denn wenn gleich Müller sein Geschlechtsname war: so ist er doch unter dem Namen Regiomontanus (von seinem Geburtsort Königsberg in Franken,) weit bekannter.

Seltsam ist es, daß der Verfasser unter den Namen der Schriftsteller große Werke, an denen mehrere Theil hatten, anführt; z. B. allgemeine Weltgeschichte, Universallexikon, französische Encyklopädie. S. 21. steht bey der Jahrszahl 1200. sogar Fabliaux, welches wenigstens hätte erklärt werden sollen, weil sonst Anfänger dieß leicht für den Namen eines Autors halten könnten.

Uh.

Ueber Archive, deren Natur und Eigenschaften, Einrichtung und Benutzung, nebst praktischer Anleitung für angehende Archivsbeamte in archivalischen Beschäfftigungen. Von Georg August Bachmann, Herzogl. Pfalzzweybrücksch. Regierungsrath und geh. Archivarius. Amberg und Sulzbach, bey Seidel. 1801. XX und 410 Seiten gr. 8. Mit zwey Kupfertafeln. 1 Rthl. 8 gr.

Eben diesem Archiv hatte schon Hrn. B. Vater, und das beynah ein halbes Sekulum hindurch, mit Ruhm vorgestanden,

den, nicht ohne Proben seines Fleißes auch dem Publikum mitgetheilt zu haben; weßhalb man, der Kürze wegen, aufs gelehrte Deutschland verweisen will. Auch der hiezu mit Sorgfalt von ihm erzogene Sohn führt seit bald 20 Jahren schon die Aufsicht über besagten Papierschatz, und ist dem Kenner deutscher Staats- und Lehnsverfassung aus ein paar dahin einschlagenden Arbeiten gleichfalls nicht unbekannt. Keinesweges also hat man hier einen der Anfänger vor sich, die, wie nur zu oft in unsern Tagen geschieht! ihre Lehrlingsversuche sich tek bezahlen lassen, und noch wunder was geleistet zu haben glauben, wenn sie mit ein paar unhaltbaren Hypothesen, oder gar nur Paradoxen, ihr Machwerk aufstutzten. Zwar treibe Hr. B. seinen Eifer für Erfahrung und Uebung unstreitig zu weit, wenn er, was Andere von Archiven und deren Benutzungen gesagt, als für ihn nicht geschrieben ansieht, und überall die eigene Sachkenntniß sich leiten läßt. Zu läugnen aber ist es doch auch nicht, daß ein solches Verfahren den seiner Sache gewiß gewordenen Mann ankündigt; und wirklich zeigt vorliegendes Buch auf jedem Blatte einen mit hinlänglicher Vorkenntniß ausgerüsteten, durch Lokalpraxis überflüssig erprobten Archivar. Schade, daß der wackere Mann nicht so viel Muße fand, auch den Grazien dann und wann zu opfern! Mit Beyhülfe dieser würde sein Vortrag ohne Zweifel korrekter, anmuthiger, dem Ohr willkommner geworden, so mancher Provinzialism, Neologism, Archaism verschwunden, und das Ganze zu derjenigen Rundung gediehen seyn, die den Werth jeder Arbeit, wo nicht verdoppelt, doch immer am geschwindesten empfiehlt. Wem es indeß nur ums Wesentliche zu thun, und die Form dabey gleichgültig ist, wird Hr. B. als geschickter Jurist, besonders im Lehnsfache, als guter Historiker, Diplomatiker, Statistiker, u. s. w. nicht bloß Genüge leisten; sondern auch zu folgereicher Anwendung auf andere Fälle behülflich seyn. Was die häufig angeführten Diplome und übrigen Briefschaften also betrifft, scheint man auf Treue, Sagacität und Umsicht des Archivars sich völlig verlassen zu dürfen. Auch auf die leidige Frage: wo seit Einbruch der Neufranzen-Horden diese Pergamene und Papiere nunmehr zu finden? läßt sich befriedigend antworten. Zu rechter Zeit noch war der wichtigste Theil des Zweybrücker Archivs, unter Begleitung des Aufsehers selbst, nach Manheim, und als auch dieses in so räuberische Hände gerieth, glücklich ins Anspachische

ge-

rettet worden. Zwar datirt die Vorrede vom Mai 1798. wieder aus Heidelberg, ohne der weitern Schicksale des Archivs zu erwähnen; daß Hr. B. aber nach wie vor solches in Sicherheit wußte, auch während seiner Wanderschaft keineswegs müßig blieb, erhellet aus mehreren Stellen der Abhandlungen selbst, und ist der beste Beweis der wirklich praktischen Ordnungsliebe ihres Verfassers.

Nur der erste Theil des Buchs, nämlich bis S. 104., handelt eigentlich von Archiven. Er beginnt, wie sichs versteht, mit den Eigenschaften, Kenntnissen und Pflichten des Archivars selbst und seiner Gehülfen; geht sodann zur äußern und innern Einrichtung des gut geordneten Archivs über, und schließt mit den Registraturen der von Regierungs- und Kameral-Kollegien in das (bald mehr bald weniger) allgemeine Archiv niedergelegter Papiere. Gesetzt auch, daß eilf Zwölftel der hier gesagten Dinge längst bekannt wären, und bey wohl eingerichteten Archiven ganz von selbst sich verständen: immer bleibt es angenehm, das bey uns Eingeführte auch in ferner Gegend als brauchbar sanktionnirt zu hören; aber auch außer dieser meist überall befolgten Propädeutik, giebt oder gab es vielmehr im Zweybrücker Archiv, so wenig es übrigens auf sehr hohes Alter oder weit greifenden Umfang Anspruch zu machen gehabt, dennoch manche ihm eigen gebliebene Manipulation und Vorrichtung, Sicherheits- und Gebrauchsanstalt, die auch in ältern und größern Archiven versucht werden sollten. Nähern Bericht von dergleichen zu erstatten, will die Umständlichkeit nicht erlauben, womit so was angezeigt werden muß, wenn es zur Nachahmung reizen soll. Rec. schränkt sich daher auf das unpartheyische Zeugniß ein, daß vorliegendes Werkchen auch mehr anderer Bestandtheile halber, wie sogleich sich ergeben wird, in Archivs-Bibliotheken seine Stelle verdient. Ein solches Handbibliothekchen hat Hr. B., der überhaupt das Non multa sed multum sehr beherzigt, hier selber in nur 86 Nummern vorgeschlagen. Daß mehr als ein Buch bleibenden Werths sich darunter befinde, wird Niemand in Abrede seyn; beym diplomatischen Fach aber, z. B. in Rücksicht auf Zeitrechnung nur die beyden dürftigen Calendaria von Haltaus und Rabe; kein Wort hingegen von der unübertroffen gebliebenen Art de vérifier les dates, wenigstens nach der Ausgabe von 1770. zu finden, bleibt doch immer bedenklich. Allemal

lemal hätte dieß Werk, wie in der Folge sich zeigt, dem Hrn. B. selbst die Mühe sehr erleichtern können. Als dieser das seinige unter die Presse schickte, war der zweyte, so nützliche Theil von Gatterers Diplomatik noch nicht abgedruckt.

Rec. eilt zur Anzeige der sieben Abhandlungen, die den Rest des Bandes füllen, und worin der Verfasser Proben aufstellt, wie ein tüchtiger Archivar seine Kenntnisse auch fürs größere Publikum ersprießlich zu machen wisse. Aus Mangel an Zeit und Raum wird hier abermals nur Angabe der Hauptmaterie Platz finden können; und wenn auf den ersten Blick hin manches hier Behandelte nur kleinfügig aussieht: so vergesse man doch ja nicht, daß Streitfragen von höchster Wichtigkeit keinesweges mit Feder und Dinte; sondern durch Kanonenpulver entschieden werden — hier also das in Tenui gloria recht eigentlich obwaltet! Läßt ferner sich nicht läugnen, daß von Abhandlungen vorliegender Art es längst schon andere und in Menge giebt, die noch musterhafter ausgeführt wurden: so bleibt den hier befindlichen doch immer die Empfehlung, mit unverwandter Hinsicht auf Archivsgebrauch gefertiget zu seyn; und selbst da, wo das eigene Archiv den Verfasser im Stiche ließ, wird die Anwendung des analogischen Schlusses vom hier Vorhandenen aufs anderwärts zu Erwartende, oder nicht zu Erwartende, für Anfänger besonders, noch immer lehrreich. Auch die ungemeine Naivetät, womit Hr. B. sehr oft sich äußert, läßt man sehr gern von einem Manne sich gefallen, dem es um weiter nichts, als rechtliche Sicherstellung der Thatsache, und darauf sich gründender Befugnisse zu thun war. Gleich das erste Stück indeß muß den Freund deutschen Sprachalterthums anziehen! Wer nämlich ein, auch während der letzten Hälfte des dreyzehnten Sekulums noch, in deutschem Idiom gefertigtes Diplom zu schätzen weiß, wird ein dergleichen, nicht etwa als Uebersetzung sich verrathendes; sondern durch innere sowohl als äußere Kennzeichen als Original empfehlend, hier antreffen. Es ist die im Jahr 1286. von einem oberrheinischen Vasallen an seinen Lehnsherrn den Grafen von Veldenz ausgestellte Urkunde, worin diesem in einer von Jenem neu erbauten Burg das Oeffnungsrecht gesichert wurde. Nur beyläufig berührt Hr. B. den Werth des Inhalts selbst, und gleichfalls bloß im Vorbeygehen den merkwürdigen Umstand, daß besagter Urkunde es auch an niederdeutschen Ausdrü-

chen nicht fehlt, mithin dieser Dialekt ehedem viel weiter in Oberdeutschland hinein muß gegriffen, und überhaupt noch lange diejenige Vermischung beyder Idiome statt gehabt haben, die seit der trefflichen Preisschrift Kinderlings über die Geschichte der niedersächsischen Sprache von neuem unsere Sprachforscher beschäfftigt. Ungleich umständlicher, und wortreicher vielleicht als nöthig war, ist Hr. B. über die allerdings seltsame und wirklich seltene Unterschrift der Urkunde. Diese lautet wie folgt: Dirre brif wart gescriuin vnde gegenin zu lichinberg (Lichtenberg) des sunedagis vor deme dricondesteme dage do der milier lif van godisgeborte dusunt zwehundrid vnde ses vnde attchgz jar. — Wie Hr. B. darthut, daß dieser Tag auf den 30sten December fiel, und der Ausdruck; do der milier (Millenarius) lif van godisgeborte 1286. nichts anders sagen will, als: da man mit Weihnachten das 1286ste Jahr zu zählen anfieng, muß, wie natürlich, bey ihm selbst nachgelesen werden. Uebrigens ist es eben diese (ohne Zweifel auf Pergamen geschriebne) von Hrn. B. selbst aufs genaueste abgezeichnete Urkunde, die eine der beyden Kupfertafeln füllt. Zwar haben die Schriftzüge hier und da ihr Besonderes; aber nur wenig Abkürzungen, und nähern im Ganzen sich schon der gewöhnlichen Mönchsfraktur. Auf der zweyten Tafel stehen die Siegel des Urkundenausstellers selbst, und seiner fünf Zeugen, die insgesammt regierende Grafen waren, in ihrem jetzigen Zustande abgebildet, und was hierbey bemerkt wird, ist lehrreich. Angehängt ist noch die schon von des Verfassers Vater genommene Abschrift eines merkwürdigen Kalenders Köllnischer Diözes, der wahrscheinlich um 1485. geschrieben worden, und über manches unverständliche Datum Aufschluß giebt. So heißt z. B. auch hier der 6te Januar noch der Dreyzeindach, vom Weihnachtsfest nämlich an gerechnet; Jannar, Februar, September noch; Hardt-Spurkel Evenmaent, u. s. w. — Man sieht, daß Rec. keinen Augenblick zu verlieren hat, wenn er von den übrigen Abhandlungen auch nur ein Weniges mehr als die bloßen Aufschriften noch angeben will.

II. Die *Herrschaft Lipheim* betreffende Deduktion. Nur der Prodromus erst, und doch schon beynah fünf enggedruckte Bogen kostend. Lothringen hatte dem unglücklichen Kurfürst Friderich V. in seiner Geldnoth für 130tausend

Reichsthaler dieses Gebiet ohne Einwilligung der Agnaten abzupressen gewußt. Wie es dabey hergieng, so wie die ältere Geschichte der Herrschaft selbst, setzt Hr. B. hier sehr befriedigend auseinander. Der als Beylage angehängte, im Jahr 1623. französisch gefertigte, und aus dem Haag datirte Kaufbrief, so wie das vom nachherigen Besitzer, Franz von Grimaldi, der Chambre des Comptes zu Metz 1681. eingereichte Dénombrement seiner sämmtlichen Intraden und Rechtsbefugnisse, können für auch lehrreiche Kuriosa gelten. Noch im Jahr 1793. glaubte Hr. B. bey dermaleinst zu schließendem Frieden auf Restitution dieses nicht allein widerrechtlichen; sondern auch mit enormer Läsion statt gehabten Verkaufs seinen Brodherrn Hoffnung machen zu dürfen; leider aber müssen diese noch unendlich mehr von ihren angestammten Besitzungen oben drein verlieren. III. Nachrichten von der Herrschaft Landstuhl im Wasgau, mit 22 deutsch geschriebenen Urkunden, die schon mit der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts zu datiren anfangen, und daher über Sprache, frühere Geschichte und Herrenwechsel jener für Deutschland nunmehr auch verloren gegangenen Gränzgegenden gute Auskunft geben. IV. Etwas über das (zum Sponheimischen Oberamt Trarbach gehörige) schon zu Kaiser Lothars II. Zeit, das heißt im Jahr 862. so genannte Trönereich, und wie ein Drittel davon an Trier gekommen, bis zur Regierung Herzog Wolfgangs von Zweybrück herab. Mit beständiger Rücksicht auf das Staatsrecht eben dieses Fürstenhauses, was auch bey den übrigen Abhandlungen sich von selbst versteht. Vorliegende Deduktion schränkt sich auf nur 42 kurze Paragraphen ein, die aber Resultate der mühsamsten Forschung, und als rein historischer Ertrag anzusehen sind, daher auch, wie sie hier schon stehen, Alles leisten, wozu der Archivar in Berichtigung dieses einzelnen Falles sich anheischig gemacht hatte. V. Rechtsgutachten über ein Weiberlehn, sowohl in Ansehung der Erbfolge, als der Erwerbung; oder, wie sein Verfasser sich deutlicher auf Latein ausdrückt: de feudo successive et acquisitive feminino sexu. Ein solches Lehen war nach Aussterben aller männlichen Descendenten vom kurpfälzischen Lehenhofe der noch vorhandenen weiblichen Nachkommenschaft dennoch abgesprochen, und auch gegen den Antheil, den der Zweybrücker Lehnhof an der Sache zu nehmen habe, Zweifel erhoben worden. Wie das Alles hier widerlegt, und der weiblichen Nachkommenschaft ihr

Recht

Reihe gesichert wird, will sich nicht füglich in Auszug bringen lassen. Zu einem Gutachten dieser Art qualifizirten indeß seinen Verf. die seinen Kenntnisse im Feudalwesen, wovon solcher in der besonders gedruckten Abhandlung: Ueber die Lehnfolge der Seitenverwandten in altväterlichen Stammlehen — bereits Proben geliefert hatte; und da Consuetudines einmal matres feudorum sind und bleiben, kann die Ansicht der Dinge nicht leicht von zu viel Seiten befaßt werden. VI. Ueber die Defension der (Zweybrückischen) Veste Falkenburg, und die Befugniß, dasige Amtsunterthanen zu Militzdiensten, auch bey Reichs- und Kriegslasten zu brauchen; u. s. w. Ein freilich sehr specieller, dennoch aber lehrreicher Fall; weil nämlich es in der Geschichte älterer Militzverfassung, ja sogar der von unsern Vorfahren gebrauchten Waffen selbst, noch immer höchst unvollständig aussieht. VII. Versuch einer Einleitung zur Pfalz-Zweybrückischen Staatsgeschichte bis auf Herzog Wolfgangs Regierungszeiten. Das heißt vom Jahr 1410 an, wo Kaiser Ruprecht seinem Sohne Stephan (der auch die beträchtliche Grafschaft Veldenz erheyrathete) einen Theil der jetzt Pfalz-Zweybrückischen (leider! auch gewesenen) Lande hinterließ. Mit dem auf seinem Feldzuge nach Frankreich 1569. gestorbenen Herzog Wolfgang endigte Hr. B. deßhalb, weil wegen der mit eben diesem leidigen Frankreich von jeher obgewalteten Kollisionen es ihm bedenklich schien, die Geschichte neuerer Zeit zu verfolgen. Nur günstigern (!) Verhältnissen sieht er entgegen, um auch die übrigen Abschnitte dem Publikum mitzutheilen. Vorliegender Anfang indeß ist schon aller Ehren werth; denn nicht nur eine Fürsten- sondern auch Kultur- Verwaltungs- und Sittengeschichte bekommt man hier zu lesen; so viel der vaterländische Winkel nämlich dazu Stoff anbot, und jeder Versuch, die Geschichte so zu behandeln, hat überall auf Ermunterung Anspruch zu machen. Noch empfiehlt sich das ganze Buch durch eine Schriften dieser Art nur zu oft fehlende Eigenschaft: durch Sorgfalt des Setzers und der Korrektur. Die etwa noch stehen gebliebenen Druckfehler verursachen kein wesentliches Hinderniß, und sind auch, in Betreff wenigstens der oben erwähnten deutschen Urkunde von 1286., schon im Februarheft des Leipz. Literat. Anzeigers 1801. gehoben, und die Nebenbemerkungen eines Sachkundigen beygefügt worden. — So eben liest Rec. in öffentlichen Blättern, daß Hr. B. an die Stelle des unlängst verstorbenen Schlosser,

von der Reichsstadt Frankfurt zu ihrem Syndikus gewählt worden.

P.

Johann Georg Büsch's, ehemaligen Professors der Mathematik in Hamburg, Leben, Charakter und Verdienste, nebst einer kurzen Krankheitsgeschichte. Seinem Andenken, seiner Familie, und seinen vielen Freunden gewidmet. Hamburg und Altona, bey Vollmer, 1801. 92 S. 8. 8 gr.

Da Büsch sein Leben selbst beschrieben: so ist dieses Büchelchen eines Ungenannten vornehmlich ein Nachtrag von dem, was Büsch von sich zu erzählen aus verschiedenen Gründen Bedenken trug. Beyde Schriften können also recht wohl neben einander bestehen. Hierdurch sucht auch der Verfasser dieser Schrift sein Unternehmen zu entschuldigen und zu rechtfertigen, und empfiehlt sich den Lesern durch seine Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe. Das ganze Büchelchen ist in fünf Kapitel abgetheilt: 1. Büsch's Kenntnisse im mathematischen und historischen Fache. 2. Seine Verdienste um die Handlungswissenschaft. 3. Bestreben, Andern zu nützen. Herzensgüte. Zustandbringung der hamburgischen Armenanordnung. 4. Sein Umgang in Hinsicht der Annehmlichkeit und der Belehrung. Literarische Thätigkeit bey seiner fast gänzlichen Blindheit. 5. Krankheit und Tod. Ungeachtet wir nicht zweifeln, daß viele Freunde und Verehrer des vortrefflichen Büsch's diese wenigen Bogen mit Theilnahme lesen werden: so finden wir doch nicht, daß der Verfasser besonders tief in den Charakter und in die Ursachen und Folgen der unermüdeten Thätigkeit dieses so biedern Mannes eingedrungen wäre; auch sind manche Erzählungen weitschweifig, und die von seiner Krankheit überdieß noch fast ekelhaft.

Vg.

Interessante Bemerkungen über Göttingen, als Stadt und Universität betrachtet. Für Jünglinge, die dort studiren wollen, aber auch für Andere

dere zur Belehrung; von einem Freunde der Wahrheit und des Guten. Glückstadt, bey Lebrecht. 1801. 8½ Bogen kl. 8. 10 gr.

Noch ist das Selbstlob auf den Titeln deutscher Bücher nicht verschwunden. Immer noch behelliget man, nach selbst eigenem Belieben, das Lesepublikum mit gründlichen Belehrungen, mit pragmatischen Geschichten, und nun auch — mit interessanten Bemerkungen! Man würde indessen doch dieses unanständige Verfahren sich gefall'n lassen, wenn nur solche Bücher allemal in der That gründlich, pragmatisch, und interessant wären; aber dieses ist, wenigstens in Ansehung des anzuzeigenden Büchleins, der Fall keinesweges. — Wir unsers Orts können weder an dessen Materie, noch an dessen Form etwas Interessantes entdecken. Letztere ist ganz gewöhnlichen Schlages; sie verräth sogar hin und wieder den angehenden, noch ungeübten Autor. Erstere besteht aus sehr bekannten Nachrichten, und aus alltäglicher Moral. Mit dieser mag es der Verf. herzlich gut gemeint haben, und die dabey zum Grunde liegende Absicht, anfangenden Studenten heilsame Lehren und Rathschläge zu ertheilen, ist lobenswerth; aber es zeigt sich uns dabey nichts Neues oder Eigenes, kurz, nichts Interessantes. Die Notizen von der Gegend um Göttingen, von der Stadt selbst, von den Lehrern der Universität, und von den dortigen trefflichen Anstalten, die den Flor derselben befördern, sind aus andern Büchern eben so gut und noch richtiger oder genauer bekannt, wie denn in unsern Augen für einen jungen Mann, der dort studiren will, nichts Zweckmäßigeres zu seyn scheint, als Moses Rintel's Versuch einer skizzirten Beschreibung von Göttingen nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit, nebst einem Grundriß der Stadt (Göttingen 1794. 8.). Unter andern findet man in diesem Büchelchen die dort aufzuwendenden Kosten weit bestimmter und auf einfache Art angegeben, als in dem Werkchen des Ungenannten. Dieser widmet ein eigenes Kapitel, (es ist das vierte) den Lehrern der Universität und ihren Vorlesungen. Wir hofften da eine wohl überlegte Charakteristik eines jeden, und eine kritische, unparteyische Würdigung ihrer Verdienste zu finden. Aber, weit gefehlt! die allermeisten werden in allgemeinen Ausdrücken verherrlichet, ohne ihrer Fehler zu erwähnen (den Hofrath Richter, und den

damals schon verstorbenen Hofrath Kästner etwan ausgenommen). Einige erhalten sogar dieselben Prädikate, z. B. er ist ein guter Mann. Bey den wenigsten sieht man individuelle, charakterisirende Züge. Manche Anekdoten und Nachrichten sind auch falsch oder nur halb wahr. Zur letztern Gattung gehört, was S. 28. von dem Geitze des Ritters Michaelis erzählt wird. Die Sache trug sich zu, als Rec. in Göttingen studirte. Wahr ist es, daß M. einem Studierenden (er hieß Mayer, und war aus Norddännen gebürtig), der ihn um Erlassung des Honorars für ein Kollegium ansprach, weil er blutarm sey, die Instanz machte, dieß könne er doch wohl nicht seyn, weil er silberne Schuhschnallen trüge; aber daß er die Schnallen selbst statt des Honorars angenommen, und daß Kästner diese großmüthig ausgelöset habe, ist dem Rec. bey seinem Aufenthalte zu G. nie zu Ohren gekommen; und dieß hätte doch wohl geschehen müssen, wenn sich der Vorgang wirklich so ereignet hätte. — Wie der Verfasser, der doch sechs Jahre lang, seinen Ausdrücken zufolge, dem Altare der Musen und Grazien in G. geopfert hat, S. 113. vorgeben könne, alle Jahr (Jahre) werde am 1sten Sept. ein neuer Prorektor gewählt, daß folglich jedes Prorektorat ein Jahr lang daure, kann Rec. nicht begreifen, da allbekanntlich diese Würde, oder vielmehr Bürde, alle halbe Jahr wechselt. Zum Ueberfluß mag der Verf. den weit akkuratern Juden Rintel (S. 17. 132 und 133.) konsuliren. — Der damalige Magister Canzler, jetzt Professor zu Greifswald, schreibt sich nicht Kanzler; auch errichtete er zu Göttingen kein Lesemusäum, sondern ein Lesemuseum. Doch, schon zu viel von einer so wenig interessanten Schrift!

Cr.

Biblische, hebr., griech. und überhaupt oriental. Philologie.

Ergänzungsheft der Stolz'schen Erläuterungen zum neuen Testamente, welches die vornehmsten Zusätze, Verbesserungen und Berichtigungen der zweyten Ausgabe für die Käufer der ersten enthält.

hält. Hannover, bey Hahn. 1802. 66 Seiten gr. 8. 5 gr.

Die vorliegenden Zusätze und Verbesserungen sind ein deutlicher Beweis, daß der würdige Verfasser seine Erläuterungen zum N. T. mit großer Ueberlegung und Bedachtsamkeit niedergeschrieben hatte, weil er bey deren neuen Durchsicht nach seiner Ueberzeugung nur wenig fand, was einer andern Darstellung bedurfte. Denn bey einem so starken Werke, wie jene Erläuterungen doch wirklich sind, enthalten 66 Seiten verhältnißmäßig gewiß nur eine geringe Veränderung. Die Besitzer der ersten Ausgabe können daher bey dieser zweyten im Grunde ziemlich ruhig bleiben. Nicht ohne Vergnügen und dankbare Erwähnung muß dabey Rec. erinnern, daß Hr. Stolz mehreren Bemerkungen, welche derselbe bey den Anzeigen des ganzen Werks in dieser N. A. D. Bibl. mitgetheilt hatte, dadurch seinen Beyfall schenkte, daß er solche namentlich in diese Zusätze aufzunehmen für gut fand. So scheint sich der Verf. gleich am Anfange jetzt der Meinung des Rec. mehr als vormals zu nähern, daß die jüdische Nation im Ganzen die Messiaswürde Jesu eigentlich mehr aus einem politischen Gesichtspunkte gefaßt, d. i. von Jesu vorzüglich die Wiederherstellung der vormaligen Staatsverfassung, wie diese nämlich entweder vor der Acquisition und Organisation durch die Alles erobernden Römer noch statt fand, oder wohl gar, wie sie unter David oder auch noch unter Salomo gewesen war, erwartet hatte. Nach des Rec. Dafürhalten wird die Hoheit, Größe und Würde unsers Herrn dadurch mehr erhöht, als erniedriget, weil er die bloß von Politik ausgehende, und mithin sehr eingeschränkte Idee einer schon von Anbeginn und unter allen Staatsverhältnissen einer durchaus falschen Politik nachjagenden Nation so herrlich zu veredeln und zu erweitern gewußt hat. Große und ruhige Schöpfer neuer Revolutionen ließen von jeher die Menschen bey ihren Meinungen und Vorurtheilen, ohne ihren eigentlichen Gesichtspunkt und ihr vorgefaßtes Ziel dadurch im geringsten aus dem Auge zu verlieren. Alle Gegengründe Andersdenkender waren deßhalb noch nie stark genug, daß Rec. hierin seine Meinung hätte ändern können. Die Geschichte, die damalige Lage des israelitischen Staats sowohl, als die Handlungsweise unsers Herrn selbst sprechen,

wenn

wenn man aufrichtig urtheilen will, zu laut dafür, daß man von Seite der Juden die höchste Thorheit, und von Seite unsers Herrn die höchste Klugheit anerkennen müsse. — Sehr wohl wird jetzt zu Matth. XI, 5. erinnert, daß Jesaias 35, 5. 6. wohl an keine eigentliche Wunderheilungen dachte, und daraus geschlossen, daß Jesus die Worte, als er sie anführte, in dem ursprünglichen Sinne des Propheten genommen habe. Indeß scheint es doch so, als würde dann Jesus durch jenen höhern Sinn bey der Versammlung, vor welcher er redete, seine Absicht nicht ganz erreicht haben, weßhalb die leichtere Erklärung, Jesus habe in jener Stelle den Ausspruch des Propheten auf seine großen und außerordentlichen Thaten angewendet, doch wohl noch nicht ganz zu verwerfen seyn möchte. — Auch die Uebersetzung selbst hat hin und wieder vortreffliche Abänderungen erhalten, welche der rastlosen Nachforschung des Verfassers zur Ehre gereichen. Wir nennen nur z. B. Joh. 13, 34. die neue Erklärung der Sprachweise: mit Zungen reden (Apostelgesch. 19, 6.) d. h. in dem exaltirten Zustande des Gemüths eine höhere, edlere und von der gemeinen ganz abweichende Sprache reden, verdient wirklich eine genauere Würdigung. — Sehr richtig ist zu Tit. 1, 12. erinnert, daß die Ausdrücke Dichter und Prophet, besonders in dem frühesten Zeitalter, welchem dann die edlere Sprache der späteren Jahrhunderte hierin nachfolgte, für gleichbedeutend angenommen wurden.

P.

Grammatik der hebräischen Sprache für den ersten Anfang ihrer Erlernung. Bearbeitet von Johann Severin Vater, Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen in Halle. Leipzig, bey Crusius. 1801. 98 Seiten gr. 8. 9 gr.

Dieses Elementarbuch ist mit gründlicher Sprachkenntniß und rühmlichem Fleiß ausgearbeitet, und zeichnet sich durch gute Wahl, bestimmten Vortrag und besonders durch einen zweckmäßigen Syntax sehr vortheilhaft vor andern ähnlichen Schriften aus. Rec. muß dabey doch folgende Erinnerungen machen: Bey der Aussprache heißt es S. 1. „Kaph ist, oder här-

stärker wie q." Das deutsche q wird nicht härter als k, sondern ungleich weicher ausgesprochen. — „Schin sch, ß oder ss." Obgleich das hebr. Schin dem arabischen Sin und Se oft korrespondirt: so wird es doch als hebr. Buchstab jetzt nie wie ß oder ss; sondern bloß wie sch ausgesprochen. — „Kametz chatuph, kurzes o oder oa." Das oa gehört nicht hierher. — S. 4. Zur Erläuterung der quiescirenden Buchstaben wird das w am Ende des Namens Suwarow angeführt; allein das paßt nicht, denn der Russe spricht es deutlich, fast wie ff aus. — Was ebendaselbst von den hebräischen Diphthongen ai, aw, aiw gesagt wird, gilt nur von der rabbinischen Aussprache, die von den meisten deutschen hebräischen Sprachgelehrten verworfen wird. — S. 5. „Es giebt im Hebräischen keine Sylbe, die mit zwey Konsonanten schlösse, wie Ge- ld." In der Anmerkung wird nachher gesagt, daß es Ausnahmen gebe. Warum wird also die Regel nicht lieber durch „wenige" bestimmt, und gleich auf die hier nicht bemerkte secunda pers. foem. Praet. aller Verborum ꝛc. verwiesen? — S. 7. „Das Metheg ist völlig unnöthig, außer bey Kametz, wenn es vor Schwa als a gelesen werden soll." — In dem hebr. Texte, wie wir ihn nun einmal von den Masorethen erhalten haben, hat es als Sylben abtheilendes und ersetzendes Zeichen allerdings Bedeutung. Wenn auch der Hr. Verfasser die alte Eintheilung in adstrictum und laxum mit Recht wegläßt: so ist doch dessen Daseyn als distinctivum und compensativum von Nutzen, damit man nicht falsch syllabire, und auf weggefallene Verdoppelung der Konsonanten, oder Vertauschung kurzer mit langen Vokalen schließe. So steht es oft bey den Gutturalen, die der Hebräer nicht verdoppelt, und nach dem Vav conversivo futuri, wenn das Dagesch fehlt. Es giebt zwar noch Ausnahmen; aber die häufigsten Beyspiele bestimmen die Regel. — S. 11. „Der Ablativ muß aus dem Zusammenhange errathen werden," sollte heißen: „oft"; denn in vielen Fällen zeigt ja das Beth und Mem praef. diesen Kasus deutlich an. Ueberhaupt ist die hebr. Deklination in andern Grammatiken für den Anfänger faßlicher abgehandelt worden, als hier. — S. 12. Aeschkol ist nicht sowohl Rebe, als vielmehr die Traube und der Kamm der Traube. — S. 19. fehlt bey Piel die Angabe der intensiven Bedeutung. Rec. zweifelt, daß es Beyfall findet, die lateinischen Nomina mit beybehaltener lateinischer Endung nicht zu dekliniren.

Der

Der Verfasser schreibt z. B. öfters: „die zweyte Person der Praeterita (statt Praeteritorum), die erste der Futuri, der Nominativus der Pronomina, x." Doch bey dem entschiedenen großen Werthe dieses Buchs sind das Kleinigkeiten. Mehrere Regeln sind bestimmter und vollständiger angegeben, als man selbst in größern Grammatiken findet. So zählt der Verfasser z. B. S. 54. אמר (Agar) zuerst zu den acht (nun neun) Verbis, פא, die im Futuro in Kal in der ersten Sylbe o haben, u. s. w. Auch die musterhafte Korrektheit des Druckes und die scharfen Lettern gereichten dem Buche zur besondern Empfehlung. S. 13. sollte nicht jam, sondern jam in Parenthese eingeschlossen seyn. Ebendaselbst steht Zinvar, statt Zavvar. Das Dagesch lene ließ der Verfasser überall absichtlich weg.

Aa.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Franc. Vigeri, de praecipuis graecae dictionis Idiotismis Liber, cum animadversionibus *Henrici Hoogeveeni* et *Jo. Caroli Zeunii*, edidit et adnotationes addidit *Godofr. Hermannus*. Lipsiae, sumptibus Fritschii. 1802. 2 Alphab. 11 Bogen gr. 8. 2 Rg. 12 gr.

Wenn mancher Leser sich wundern möchte, wie der jetzige Herausgeber sich entschließen konnte, dieses sonst so geschätzte, und immer noch brauchbare Buch, in dieser Gestalt mit seinen Verbesserungen und Anmerkungen herauszugeben: so dient statt aller Antwort und Entschuldigung die Erzählung von der Veranlassung dieser neuen Ausgabe. Sie ward vom Verleger dem Hrn. Hermann zwar eigentlich aufgetragen: dieser aber übertrug das Geschäffte dem Hrn. Magister Schäfer in Leipzig, weil er wußte, daß dieser schon lange vorher eine neue Ausgabe vorbereitet habe. Nach einiger Zeit besann Hr. S. sich eines Andern, und gab die Arbeit wieder an Hr. H. zurück; doch überließ er ihm alle seine Sammlungen,

gen, so wie auch des verstorbenen Reiz Exemplar mit seinen Anmerkungen dem Herausgeber zu Gebote stand. Aus diesem Vorrathe hat Hr. H. alles, was er billigte, theils in Vigers Texte, theils in Hoogovens oder in seinen Anmerkungen eingeschaltet, und gehörig mit den Nämen der Urheber unterschieden. Er selbst hat von dem Seinigen Urtheile und Berichtigungen am Ende des Buchs hinzugefügt, auf welche im Texte oder in den Noten der zwey vorigen Herausgeber mit beygefügten Zahlen verwiesen wird. Zwar hatte er von dem Verleger den Auftrag, das Buch nach eigener Ueberzeugung zu verbessern, oder ganz umzuarbeiten; aber er gesteht in der Vorrede, daß er die ganze Methode des Viger nicht billige, und wünscht, daß ein geschickter Mann zu diesem Gebrauche ein besseres Buch schreiben möge; selbst diese Arbeit zu übernehmen, habe er damals weder Lust noch Zeit gehabt. Worinne die Fehler der Vigerischen Methode und Arbeit liegen, hat Hr. H. hinlänglich in den Anmerkungen gezeigt, wo er seine drey Vorgänger widerlegt. Dieß geschieht sehr oft mit mehr als was man Bitterkeit nach des Herausgebers eigenem Geständnisse nennen kann. Es war ja wohl genug, einmal für allemal in der Vorrede sich über die Fehler der Anlage von Vigers Schrift selbst, so wie über die Mängel seiner Kommentatoren, vorzüglich des neuesten von Wittenberg, und die Quellen und Ursachen derselben zu erklären: nicht aber bey jeder Stelle der Rüge eines Fehlers bittere Vorwürfe von Unwissenheit und Mangel an Menschenverstand beyzufügen, damit der bescheidene Jüngling, dem zum Besten doch vorzüglich das Buch geschrieben ist, nicht zu frühzeitig an den Ton der Hofsprache der Diva Critica gewöhnet werde; oder, welchen Fall die beherzten Herren nicht eben sehr zu fürchten scheinen, den ganzen Vortrag aus der Sprache des Lehrers zu verachten, oder zu verabscheuen anfange. So viel das Buch durch die Anmerkungen des Hrn. H. gewonnen hat; um so weniger ist es dagegen zum Gebrauche des Anfänger bequem geworden; denn nun muß er sehr oft dreyerley Text und Erklärungsarten hinter einander erst durchlesen, dann findet er am Ende noch eine Zahl, welche ihn auf einen Zusatz im Anhange verweiset; und so muß er, wenn er die Lust noch nicht verloren hat, auch diese Stelle erst lesen, um zu erfahren, daß Alles, was er bisher gelesen hatte, falsch, oder gar unsinnig sey. Das Verdienstlichste an Hrn. H. Anmerkungen ist die Bemühung, den natürlichen Grund

des Sprachgebrauchs, auch da, wo er sogar widersinnig scheint, zu zeigen, oder wenigstens die Veranlassung und den Uebergang von dem eigentlichen unregelmäßigen Gebrauche muthmaaßlich anzudeuten. Bey der Gelegenheit werden viele Stellen der alten Schriftsteller theils erklärt, theils verbessert, über welche Hr. H. selbst ein Register beygefügt hat. Rec. will von den letztern einige Proben geben; vorher aber alle die vorzüglichen Anmerkungen anzeigen, welche ihm besonders die Aufmerksamkeit der Leser, so wie der Philologen überhaupt, zu verdienen scheinen. Man wird dabey gar leicht bemerken, wie bald das Verlangen, Alles auf bestimmte und dialektische Sätze zu reduciren; ein andermal aber der Eifer des Widerspruchs den Herausgeber verleitet hat, Meinungen vorzutragen, welche er schwerlich beweisen wird, wenn er sie gleich durch philosophisches Raisonnement zu beschönigen gesucht hat. So soll nach S. 706. τὸ λοιπὸν nur von der ununterbrochenen Zeitfolge, τȣ̃ λοιπȣ̃ aber allein von der Wiederholung derselben Handlung gebraucht werden; jedoch soll auch τὸ λοιπὸν für τȣ̃ λοιπȣ̃ stehen können; nicht aber umgekehrt. S. 709. wo Zeune bey Callimachus Hym. in Dianam 18. πόλιν δέ μοι ἥντινα νεῖμον, ἥντινα λῇς das ἥντινα für τινα mit Abresch erklärt, widerspricht H. und behauptet, es sey ein Pleonasmus und νεῖμον π. ἥντινα soviel als das folgende ἥντινα λῇς. Eben so erklärt er die von Ab. angeführte Stelle Antonini Liber. K. 5 u. 41. καθ' ἥντινα πρόφασιν durch quodam praetextu, quisquis ille fuerit. Beyde Stellen haben aber nichts als dasselbe Wort gemein; und in der zweyten scheint nur δὴ zu fehlen, um dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zu genügen. Den schwierigen Gebrauch des Worts φθάνω in der Formel ȣ̓κ ἂν φθάνοις und ähnlichen, leitet Hr. H. von der eigentlichen Bedeutung des Worts cesso, desino ab, welche er in folgenden Beyspielen deutlich findet. Eurip. Or. 933. εἰ γὰρ ἀρσένων φόνος ἔσται γυναιξὶν ὅσιος, ȣ̓ φθάνοιτ' ἔτ' ἂν θνήσκοντες. d. i. non cessabunt caedes. Auf eine andere Weise findet die Bedeutung statt, daß ȣ̓ φθάνω heißt non omitto facere, oder quam maxime ago, wie Plato Symp. 51, K. ȣ̓κ ἂν φθάνοιμι τὰ ἀληθῆ λέγειν. Aus dieser Bedeutung flossen, nachdem man dabey mehr auf den Sinn des ganzen Satzes überhaupt, als auf die eigenthümliche Bedeutung des einzelnen Worts φθάνω zu sehen gewohnt war, die jetzt gewöhnlich angenommenen, wo man das Wort durch occupo

erklärt, und bey ἐκ ἂν Φθάνοις eine Frage annimmt. S. 758. über den Gebrauch und Sinn der Participien ἔχων (in λῆρεῖς ἔχων) und Φέρων, sehr richtige Begriffe! Eben so S. 760. über ἄλλωστε καὶ. S. 764. über den Gebrauch von ἐπειδὴ und ἐπὰν mit dem Optativus oder Konjunktivus. S. 767. über ὅπως und ὁπόταν mit dem Konjunktivus, Optativus und Imperfektum verbunden. Den Unterschied von ἐκἒν, non ergo, 2. non sane, und ἔκεν mit der Frage, nonne ergo, 2. nonne, 3. ergo, setzt Hr. H. Seite 769. flg. sehr gut und richtig auseinander. Zum zweyten Fragefalle rechnet er nämlich auch die Stellen, wo ἔκεν durch ergo übersetzt wird; aber vermöge einer gewöhnlichen Versetzung der Frage, z. B. bey Lucianus ἔκεν ἀλλὰ τὸ διάδημα ἐασόν με ἔχειν, sollte es eigentlich heißen: ἀλλὰ τὸ διάδημα ἔασον με ἔχειν, ἔκεν, et diadema me habere sine: nonne? Eben so S. 772. den Gebrauch von μὴ ἐ, und S. 774. flg. den Unterschied von μὴ und ἐκ, wie er ihn bereits in dem Buche: De ratione Grammaticae graecae emendanda, gelehrt hatte. Der philosophische Grund, den er angiebt, scheint dem Rec. doch nicht durchaus hinreichend, oder deutlich genug zu seyn. Der Gebrauch des doppelten ἂν in den attischen Dichtern wird S. 780. sehr vollständig und richtig erklärt. Eins von beyden bezieht sich auf das Zeitwort, das andere auf ein Wort, wobey ein Zweifel statt findet. So von ὅς ἂν mit dem Optativus und Konjunktivus S. 784. Der Unterschied von γὲ δὴ und γὲ τοι ist dem Rec. noch nicht klar; noch weniger aber die Bedeutung von γέ τοι δὴ, wie sie S. 789. angegeben wird. — Nur die Attiker verbinden εἰ nicht mit dem Konjunktivus S. 791. Wiefern ἔπερ von ἔγε verschieden sey, ist dem Rec. aus S. 793. noch nicht ganz deutlich; es fehlen auch die Beyspiele vom letztern ganz. Hingegen billiget er den angegebenen Unterschied von τί χρὴ λέγειν und τί χρὴ καὶ λέγειν; S. 796. Daß κἂν im Sinne von καὶ ἐὰν nur allein mit dem Konjunktivus verbunden werden könne, erkennt Hr. H. nun selbst S. 797. Unter den beyläufig angebrachten Verbesserungen verdienen folgende ausgezeichnet zu werden. Im Herodotus 1, 62. lieset Hr. H. S. 700. οἱ ἀμφὶ Πεισίστρατον ὡς ὁρμηθέντες ἐκ Μαραθῶνος ἤϊσαν ἐπὶ τὸ ἄστυ ἐς τωυτὸ συνιόντες, ἀπικνέεται (nämlich ὁ Πεισίστρατος) ἐπὶ Παλληνίδος Ἀθηναίης ἱρὸν καὶ ἀντία ἔθετο τὰ ὅπλα. 7, 145. S. 709. τὰ δὲ Γέλωνος πρήγματα μεγάλα

 ἐλέ-

ἐλέγετο εἶναι καὶ οὐδαμῶν Ἑλληνικῶν τῶν οὐ πολλὸν μέζω· oder er schlägt vor μέγαλα als eine Glosse wegzustreichen, ohne καὶ einzuschieben. Im Homerischen Hymnus in Mercur. 52. ändert er die Worte αὐτὰρ ἐπειδὴ τεῦξε φέρων ἐρατεινὸν ἄθυρμα, weil φέρων hier keinen Sinn gäbe, so ab: τεῦξ' εὐρών. Im Apollonius von Rhodus 1, 196. liest Hr. H. nach Schaefers Vorschlage ἔιγ' ἔτι μοῦνον αὖθι μένων λυκάβαντα μετετράφη Αἰτωλοῖσιν, wo jetzt sprachwidrig ἄι κ' ἔτι steht. Die Stelle aus Thucydides 3, 44. welche der Grammatiker Thomas als Beyspiel anführt, daß bisweilen ἤν mit dem Optativus verbunden werde: ἤν τε γὰρ ἀποφήνω πάνυ ἀδικοῦντας αὐτοὺς, οὐ διὰ τοῦτο καὶ ἀποκτεῖναι κελεύσω εἰ μὴ ξυμφέρον· ἤν τε καὶ ἔχοντές τι ξυγγνώμης εἶεν, εἰ τῇ πόλει μὴ ἀγαθὸν φαίνοιτο, ändert Hr. H. S. 787. so ab: ἤν τε καὶ ἔχοντές τι ξυγγνώμης, εἶεν, εἰ τῇ π. u. s. w. und versteht nach ξυγγνώμης das zu wiederholende Zeitwort ἀποφήνω; weil sonst der Nachsatz fehlt, und die ganze Rede ohne Sinn ist. Er übersetzt daher: si qua venia dignos ostendero, esto, i. e. veniam impetrent. Die andern beyläufigen Verbesserungen im Sophokles, bey welchem Hr. H. eine Augsburger Handschrift verglichen hat, und Aeschylus übergeht Rec., weil sie ohne Weitläuftigkeit in Bemerkung der Gründe nicht wohl ausgezogen werden können. Der Druck ist übrigens sauber und korrekt; nur in einem Bogen der H. Anmerkungen hat Rec. auf einer Seite mehrere Druckfehler bemerkt, welche wahrscheinlich während der Abwesenheit des Verfassers sich eingeschlichen hatten.

Z.

Vollständige griechische Sprachlehre. Eine berichtigte und vermehrte Auflage der zu wenig geschätzten Märkischen Grammatik; mit den gelehrten Bemerkungen mehrerer Sprachforscher, insbesondere der Herren Professoren Reiz und Ilgen. — Herausgegeben von Dr. Friedrich Hülsemann, Rektor des Johann. zu Lüneburg. Erster Band, welcher den Elementar- und etymologischen Theil enthält. Mit zwey Kupfertafeln. 820 Seiten.

Zwey-

Zweyter Band, welcher den syntaktischen Theil, mehrere Anhänge, und ein vollständiges Register enthält. Leipzig, bey Schwickert. 1802. 584 Seiten kl. 8. 3 Rthl. 12 gr.

In dieser neuen Bearbeitung, welche zuerst Reiz, hierauf Ilgen, und zuletzt Hülsemann übernommen hat, herrscht eine solche Fülle von Bemerkungen; aber dabey auch eine solche planlose Mischung, Eilfertigkeit und Unordnung in den Theilen, Zusätzen und Anhängen, daß die mühsame Arbeit in dieser Gestalt dem Schüler durchaus nicht; dem Lehrer aber nur mit vielem Zeitverluste in einzelnen Fällen nutzen kann. Die Anmerkungen von Reiz sind für nichts zu rechnen, denn er starb, nachdem drey Bogen abgedruckt waren. Eben so unbedeutend sind die Zusätze von Ilgen. Vom 13ten Bogen an übernahm Hr. H. die Besorgung der Ausgabe. Er hat dem ersten Bande eine neue Darstellung der grammatischen Lehre von den griechischen Präpositionen ganz angehängt; und vom Hrn. Rektor Niklas erhielt er Bemerkungen, welche dieser gelehrte Mann seit mehr als 30 Jahren seinem Exemplar der Hallischen Grammatik beygeschrieben hatte. Diese hat er aber hier nur zum Theil benutzt, und verspricht, sie künftig alle in einer eigenen kritischen und vollständigen griechischen Sprachlehre anzuwenden. Den Zweck dieser Ausgabe giebt er so an: Sie ist nicht eigentlich für Anfänger bestimmt; sondern zum Nachschlagen für geübtere junge Freunde der griechischen Sprache, ein Repertorium der besten ältern und neuern Sprachregeln. Dann folgt in der Vorrede oder Prolegomenen, wie es Hr. H. nennt, Abriß der Geschichte der griechischen Sprache, a) aus ächt griechischen Quellen, b) aus morgenländischen Quellen, S. IX—XVI, hierauf kurze Geschichte der Methode der griechischen Sprachlehre, S. XVII—XXVI. Aus diesem Bande hat Rec. die neue Darstellung der Präpositionen angesehen; aber sie ganz verworren, und voll unrichtiger Sätze und Beyspiele gefunden. Der zweyte Band hat zwey Vorreden, eine vom 8ten Jun. 1802., die andere vom 12ten März 1802. datirt, deren Trennung Rec. nicht begreifen kann. Darauf folgt Tib. Hemsterhuis Rede über die Vortrefflichkeit der Griechensprache, in Bezug auf das Genie und den Charak-

 ter

ter der Griechen. S. XXV. Prolegomenen zum zweyten Theile, enthaltend Valkenaers akademische Bemerkungen über die wahre Methode, die Urformen der griechischen Sprache zu erforschen, und die Mängel der griechischen Wörterbücher zu ergänzen und zu berichtigen. S. LXXVIII. Auszug aus Lenneps Abh. über die Analogie der griechischen Sprache. Seite XCIII. Uebersicht des Inhalts des Hermannischen Werks de emendanda ratione graecae Grammaticae. Von S. 331. an folgt am Ende erster Anhang von dem Sprachgebrauche der griechischen Dichter. S. 358. Zweyter Anhang von der hellenistischen Sprache. S. 361. Dritter Anhang: Ueber die Methodik einer möglichst vollkommenen griechischen Sprachlehre. S. 371. Vierter Anhang: Ueber die Methodik des mündlichen Unterrichts in der Griechen-Sprache, welche unter andern Beyspiele von den verschiedenen Arten des Styls der Griechen enthält. Den Beschluß macht Reizens griechische Uebersetzung des lateinischen Liedes: mihi est propositum et cet. zum Andenken an den seeligen Mann, wie es heißt, eingerückt. Mit der philosophischen Ansicht, auf welche sich Hr. H. in der zweyten Vorrede viel zu Gute thut, kann es Rec. durchaus nicht reimen, wenn er auffallende Fehler, und offenbar irrige Meinungen und falsche Beyspiele unbemerkt übergeht, oder gar mit neuen vermehrt. Nur zwey Beyspiele aus dem zweyten Theile. S. 97. wird aus Thomas bemerkt, Sophokles habe χρὴ mit dem Dativo statt mit dem Akkusativo verbunden. Hierzu wird noch das Beyspiel von Luzian angeführt. Die letzte Stelle steht T. IV. p. 76. der Zweybrücker Ausgabe: χρὴ γὰρ, οἶμαι, σοι τῷ πρώτῳ χρηστῷ καὶ ἀξίῳ (οἴνῳ) ἐντυχόντι ἀποφέρεσθαι. Sie ist aber offenbar fehlerhaft; denn das Pronomen σοι ist unnütz, und dann ist ἐντυχόντα wohl nach der allgemeinen Regel für die Prosa zu schreiben. Hr. H. führt aus Sophokles zwey Belege an: Electrae vers. 35. Antigonae vers. 750. (736. der Brunk. Ausgabe). Die letztere Stelle ist richtig, und das Beyspiel ἄλλῳ γὰρ ἢ μοι χρὴ τῆσδ᾽ ἄρχειν χθονός; aber in der ersten χρῆ μοι τοιαῦθ᾽ ὁ Φοῖβος ist χρῆ statt ἔχρη, Apollo antwortete mir. — S. 225. wird der Pentameter des Tyrtaeus ἰθὺς δ᾽ εἰς προμάχους ἀνὴρ ἀσπίδ᾽ ἐχέτω als Beyspiel und Beweis angeführt, daß der Vokal vor σπ kurz bleibe. Lieset man aber ἀσπίδ᾽ ἀνὴρ ἐχέτω,

wie

wie die Stelle wirklich gelesen werden muß: so paßt die Regel nicht, so wenig als zum kurz vorhergehenden Beyspiele aus den Orphischen Argon. 86. καρδανίης ἀτραπὰς. Aus den eigenen Zusätzen des Hrn. H. könnte Rec. viele ähnliche Fehler anführen, wenn er die Absicht hätte, sich der inurbanen Plumpheit schuldig zu machen, welche Hr. H. so nachdrücklich in seiner zweyten Vorrede verbittet, und dagegen Belehrung verlangt. Diese können wir aber nicht geben, ohne ihn vor allen Dingen auf die Fehler aufmerksam zu machen, welche er vermeiden mußte, wenn er von Sprachphilosophie sprechen wollte, oder er versteht unter diesem Worte ein allgemeines Raisonnement über die griechische Sprache, welches man jetzt freylich sehr oft von jungen Männern hört, welche über dem Meere wie die Fischmöven schweben, und mit großem Geschrey sich einen Fisch von der Oberfläche holen!

Mf.

1) Phaedri Augusti Liberti Fabularum Aesopiarum Libri quinque, Mit grammatischen und erklärenden Anmerkungen. Leipzig, bey Rabenhorst. 1802. 24 Bogen gr. 8. 1 Rk.

2) Phäders äsopische Fabeln, prosaisch übersetzt, mit einem antiquarischen Wörterbuch erläutert, und zu einem durchaus faßlichen und unanstößigen Lesebuch für die Jugend bearbeitet von E. F. C. Oertel, der Weltweisheit Doktor, und ordentlichem Lehrer am königl. Gymnasium in Ansbach. Ansbach, bey Haueisen. 1802. 13½ Bogen 8. 14 Ft.

Der ungenannte Herausgeber von Nr. 1. gesteht es selbst in der Vorrede, daß es beynahe unmöglich scheinen möge, über den Phädrus, der in so mancherley Gestalten und Formen; besonders aber von Burmann mit überschwänglicher Fülle bearbeitet worden, etwas Neues zu sagen; indeß glaubte er doch, daß er über manche einzelne Stellen, die ungeachtet der Bemühungen der Kritiker und Philologen noch immer

dunkel geblieben, einiges Licht verbreiten, und sich durch eine grammatische Bearbeitung dieses, durch seine Faßlichkeit und Korrektheit für Anfänger; die aber nicht gerade Knaben seyn dürfen, empfehlungswerthen, und durch seinen Witz, so wie durch seine gesunde Grundsätze selbst für Männer interessanten Schriftstellers verdient machen könne. Recensent glaubt, daß sich hierin der Herausgeber auch keinesweges geirrt habe, und giebt mit voller Ueberzeugung das Urtheil von sich, daß sich derselbe in dieser Ausgabe als einen gründlichen und gelehrten Schulmann gezeigt habe. Die Methode desselben scheint uns aber nicht in jeder Hinsicht vollkommen und Beyfalls werth zu seyn, was er auch schon selbst in der Vorrede mit anständiger Bescheidenheit zugiebt; obgleich er darin auch Manches, das wir in Anspruch nehmen möchten, wenigstens im Allgemeinen, zu vertheidigen sucht. Die Anmerkungen sind, unserer Einsicht nach, mitunter zu weitläuftig und zu gedehnt; der Verfasser scheint sich die jungen Leser des Phädrus zu unwissend und von der Hülfe des Lehrers ganz verlassen gedacht zu haben. Er geht freylich nicht so weit, wie Büchling und manche andere Ausleger der Alten, welche jungen Leuten fast gar nichts zu denken übrig lassen; er giebt ihnen vielmehr auch oft durch einzelne Winke und Fragen Veranlassung, ihre Urtheilskraft zu üben; aber Manches hätte er denn doch, unbeschadet der Gründlichkeit, weglassen können. So z. B. wenn er fast jedesmal die Frequentativa besonders anzeigt, als S. 169.; „Ventitare ist das Freq. von venire," oder wenn er selbst bey leichten Sätzen, wie Seite 176.: „Quodsi paterfamilias cet. die Konstruktionsordnung angiebt. Dazu kommt nun noch, daß der Verf. überhaupt zu wortreich ist; z. B. S. 94. liest man: „attende sc. animum, vergiß es nicht; laß dir sagen, erinnere dich, du wirst den Wink verstehen." Um junge Leser in der Grammatik der lateinischen Sprache recht fest zu setzen, hat er die respektiven Regeln und Erörterungen in Jani artis poëticae latinae Libr. IV. und Bröder's praktischer Grammatik der latein. Sprache citirt; aber auch hier scheint er uns das Maaß überschritten zu haben. Wenige junge Leute, die des Verfassers Ausgabe brauchen, werden alle seine Nachweisungen benutzen; in vielen leichten und bekannten Fällen wird es auch nicht einmal nöthig seyn. — Ferner ist uns auch bey manchen Erläuterungen des Verfassers das non hujus est loci eingefallen, so z. B. wenn er S. 1. 8. bey Erwähnung

der

der Stadt Athen in der zweyten Fabel des ersten Buchs Nachrichten über diese Stadt giebt, die eigentlich aus dem Unterrichte über alte Geschichte und Geographie, oder über die Antiquitäten überhaupt vorausgesetzt werden müßten. — Wann wollte man mit der Lektüre eines alten Schriftstellers zu Ende kommen, wenn man Alles, was in die besondern Hülfswissenschaften gehört, bey denselben anwenden wollte? Dann scheint uns auch der Verf. oft mehr Gelehrsamkeit anzubringen, als beym Phädrus und überhaupt für junge Leser zweckmäßig ist. Dahin rechnen wir manche etymologische Erörterungen, wie bey III, 11, 1 und 2. über eunuchus und obscoenus, bey IV, 8, 7. über fraus, bey IV, 9, 1. über pera, bey IV, 12, 3. über sinceritas, bey IV, 21, 23. über nummus, wenn gleich der Verf. zuweilen sehr gelehrte Auktoritäten für seine Ableitungen anführt. Auch rechnen wir dahin die vielen Bemerkungen über angeblich grammatische Figuren, und deren Verwechselung, so z. B. wenn er S. 6. bey den Worten; repulsus ille veritatis viribus eine Antimeria annimmt. Wir sagen ja auch im Deutschen: Durch die Kraft der Wahrheit geschlagen oder zurückgewiesen, ohne diese Redeform zu einer grammatischen Figur stempeln zu wollen. Ein Anderes ist es, wo ein Ausdruck wirklich ungewöhnlich und schwierig ist, wie z. B. IV, 10, 4. (S. 246.), wo religio für Deus religiose cultus s. Jupiter steht. Eben so ist es auch recht gut, daß der Verf. die abstracta in concreta auflöset; aber zuweilen übertreibt ers auch hier, als III, 10, 36. maligna insontem deprimit suspicio, wo er Letzteres für suspiciosi homines nimmt. Daß der Herausgeber in vielen Stellen auf die Geschichte der Zeiten und Menschen, in und unter welchen Phädrus dichtete, hingewiesen hat, ist allerdings zu billigen; daß er aber manche einzelne Fabeln, z. B. die dritte im ersten Buche, Graculus superbus et pavo, immer mit Recht auf den Sejan und andere Zeitgenossen des Phädrus gedeutet habe, obgleich er hierin gewöhnlich Burmann und andere frühere Ausleger zu Vorgängern hat, möchten wir doch bezweifeln. Bey sehr vielen Fabeln hätte der Herausgeber den mehr oder weniger mit Phädrus übereinstimmenden griechischen Text des Aesopus oder Babrias vergleichen können. Wie lehrreich eine solche Vergleichung werden könne, hat Lessing bey einigen Fabeln des ersten Buchs im zweyten Theile seiner Werke gezeigt. Vergl. Lessingii

Observationes criticae (in latin. sermon. versae) ab I. F. I. Reichenbachio (Berolin. 1794.) p. 223. sq.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen fügen wir noch einige Erinnerungen über einzelne Stellen, die wir uns angestrichen haben, hinzu. Seite 2. hätten wir erwartet, daß der Verf. seinen jüngern Lesern bestimmt angegeben hätte, was versus senarii im zweyten Verse des Prologs sind, und daß er beym dritten Verse zu den Worten: duplex libelli dos est, auch der abweichenden Lesarten: duplex libelli mos, und duplex libellis os est, erwähnt hätte. Seite 3. würden wir V. 4. die Lesart, quod prudentis vitam consilio monet, ganz verwerfen. Der Verf. sucht sie zu rechtfertigen, obgleich er im Texte die unstreitig richtigere Leseart prudenti — vorgezogen hat. Beym 6ten Verse, quod arbores loquantur, non tantum ferae, wundern wir uns, nicht die Bemerkung zu finden, daß doch in den jetzt vorhandenen Fabeln des Phädrus keine Bäume reden, und also wohl Fabeln dieser Art, die der Dichter nach jenen Worten allerdings auch verfaßt zu haben scheint, verloren gegangen seyn mögen. — S. 92. 93. scheint uns der 4te Vers des Prologus zum 3ten Buche, acuatque sese diligens industria, sehr hart und unwahrscheinlich erklärt; der Verf. übersetzt: „Damit es dem leidenschaftlichen Tugendfreund nicht an Erinnerung fehlen möge.“ Vielleicht ist folgende Uebersetzung angemessener: Damit der rege Eifer fürs Gute (entgegengesetzt dem error V. 4.) dadurch belebt werde. In der achten Fabel des dritten Buchs (S. 163.) giebt der Verf. die Worte: Tu faciem ut istam moribus vincas bonis, so: „Du, damit du durch gute Sitten deiner Gestalt den Rang ablaufen lernen magst; — was aber nicht sehr treffend ausgedrückt ist. S. 164. theilt der Verf. auf Veranlassung des Apologs, Socrates ad amicos (III, 9.), Nachrichten vom Sokrates mit; wenn dergleichen überhaupt nöthig gewesen: so hätten wir gewünscht, daß sie mit mehr Kritik abgefaßt wären. Der Verf. sagt unter andern: „Seine Stunden der Muße widmete er den Wissenschaften, vorzüglich der Philosophie, wodurch er sich dem Criton, einem reichen Philosophen so empfahl, daß ihn dieser nicht nur unterrichtete; sondern auch mit dem Nöthigen versorgte.“ Allein Criton war vielmehr ein Schüler des Sokrates, und keinesweges sein Lehrer. Weiterhin heißt es: „Anytus und Melitus

tus waren seine vornehmsten Ankläger, und veranlaßten den Aristophanes, ihn auf dem Theater Preis zu geben." Aristophanes stand höchst wahrscheinlich mit den beyden Anklägern des Sokrates gar nicht in Verbindung, und ist an der Verurtheilung desselben, welche erst 23 Jahre nach Aufführung der Wolken statt fand, unschuldig. S. Clodius Versuche aus der Literat. und Moral. 3tes Stück. S. 430. flg. Meiners Geschichte der Wissenschaften in Gr. und R. 2ter Band S. 354 und 476. flg. und Wielands attisches Museum, 3ten Bandes 1stes Heft. — Seite 167. hat der Herausgeber (III, 10, 7.) folgende Leseart: Sed fabulosam ne vetustatem elevent, aufgenommen. Wir wissen nicht, ob diese auch in dem Burmannschen Texte, dem der Verf. gewöhnlich folgt, angetroffen wird; aber das wissen wir, daß die vom Verf. nicht einmal in den Anmerkungen angeführte, aber doch in mehreren Ausgaben befindliche Leseart: Sed fabulosa ne vetustate (oder ne haec vetustate) elevent besser ist. Die Vermuthung des Verf. bey dem folgenden 8ten Verse, daß memoria mea nicht für mea aetate; sondern als Abstr. pro concr. für me memorante i. e. cogitante stehe, will uns nicht als wahr einleuchten. IV, 17, 20 und 21. (Seite 263. 64.) möchten wir die Leseart legati mittuntur, statim *Abeunt* vorziehen. Der Verf. lieset *Adeunt*, und nimmt ohne Beweis an, daß adire absolute für adire legationem stehen könne, und also hier der Sinn sey: „Man fertigt aus, die Gesandten werden abgeschickt, und diese treten sogleich ihren Posten an." Die scheinbare Tautologie mittuntur, abeunt kann, wie wir glauben, in dem einfachen Erzählungston nicht auffallen, und kein Grund zur Aenderung der Leseart seyn. Noch bemerken wir, daß in der Ausgabe von Tanaquil Faber der ganze Vers: Mandabant, legati mittuntur, statim fehlt und gelesen wird: replent. Abeunt Rogantes et cet. Möglich wäre es, daß jener Vers interpolirt wäre. Ob auch Handschriften für die Auslassung stimmen, können wir nicht angeben, da uns keine große Ausgabe cum varia lect. zur Hand ist. Im Prolog des fünften Buchs V. 12. lieset der Verf.: Quasi paucas ostenderit, — ego plures dissero, ohne die andere Leseart, die wir bey Tan. Faber finden, und die wir für besser halten: Paucas ostendit ille, ego plures disseram, zu erwähnen. V, 7, 28. 29. (S. 345.) lieset der Verf.: Jactant basia. Tibicen gratulari fautores putat. Hier hätte doch die

die andere Lesart: Jactat basia Tibicen, gratulari cet. angeführt zu werden verdient. Tan. Faber rechtfertigt sie gar nicht übel durch eine Stelle in Tacitus Histor. I, 36. Noch bemerken wir, daß wir IV, 24. bey der Erzählung von der wunderbaren Rettung des Simonides, einen Wink über die richtige Ansicht derselben erwarteten, so wie wir überhaupt gewünscht hätten, daß der Verf. eine besondere Abhandlung über den Begriff und die verschiedenen Arten der Apologen des Phädrus, über den Unterschied der eigentlichen Fabeln, worin Thiere oder leblose Gegenstände redend und handelnd eingeführt werden, von den historischen Erzählungen, wie III, 10. IV, 21. 24. und V, 7. und über das Verhältniß der Fabeln und Erzählungen des Phädrus zu denen des Aesops vorausgeschickt hätte. Daß es zu einer solchen Untersuchung nicht an nützlichen Vorarbeiten fehlt, sieht man aus der in der neuen Ausgabe von Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste, unter dem Artikel Fabel beygebrachten Literatur.

Ueber die Erscheinung der neuen deutschen Uebersetzung des Phädrus, wovon wir hier zugleich eine Anzeige beyfügen, haben wir uns gewundert, da es uns an deutschen Uebersetzungen dieses Schriftstellers, der doch von jungen und alten Freunden der römischen Literatur am besten in der Ursprache gelesen wird, gar nicht fehlt. Wir haben in neuern Zeiten, außer der prosaischen Uebersetzung von Büchling, die freylich nicht vorzüglich ist, noch zwey metrische, die eine von Gericke (Breslau 1788.), und die andere, noch besser gelungene von Sattler (Nürnberg 1798.) erhalten; der gereimten Nachbildung des Phädrus vom Tischlermeister Pracht (ebenfalls Nürnberg 1798.) nicht einmal zu gedenken. Herr Oertel glaubt, daß eine prosaische Uebersetzung des Phädrus besser sey, als eine metrische, weil Phäder's Fabeln zu wenig dichterische Schilderungen enthalten, als daß es sich der Mühe verlohnen sollte, sie zwangvoll (?) nachzubilden. Er beruft sich dabey auf Lessing's Urtheil, daß für den einfachen kurzen Vortrag der Fabel die Prose am schicklichsten sey. Allein neuere Fabeldichter, wie Lichtwer und Pfeffel, haben doch durch ihr Beyspiel gezeigt, daß die einfache Sprache nicht immer durch das Metrum verliere. Doch wir wollen mit dem Verf. nicht weiter rechten, ob seine prosaische Uebersetzung nothwendig gewesen sey, oder nicht.

nicht. Sie ist nun einmal da, und er hatte nach Seite XI. der Vorrede den Zweck, eine Uebersetzung zu liefern, welche die Jugend, auch ohne den lateinischen Grundtext, wie ein deutsches Original lesen und verstehen könnte. Diesen Zweck hat er allerdings erreicht; was aber auch nicht schwer war, da der einfache und korrekte Vortrag des Originals in jeder, mit nur einigem Fleiß verfertigten, Uebersetzung gefallen muß. Einige Erinnerungen lassen sich hie und da machen; aber bedeutend sind sie nicht. Z. B. Seite 7. ist in den Worten: „bis einer von den Fröschen seinen Kopf leise aus dem Wasser hervorstreckte" das Wörtchen forte, das im Original nicht ohne Absicht steht, nicht ausgedrückt. Ebendas.: letzte Zeile ist das Wort „Gottheit" an dem Platze zu feierlich; „Gott" wäre besser. S. 10. entsprechen die Worte: „den Zweyten überlaßt mir" weder dem Latein. Secundam tribuetis mihi, noch überhaupt dem Zusammenhange; wenigstens müßte es heißen: überlaßt ihr mir. Hin und wieder hat Hr. O. kurze Anmerkungen beygefügt, und in einigen derselben hat er die Erfindung und Manier des Dichters in Anspruch genommen. Zuweilen, z. B. S. 19. kann dieser aber, unserer Einsicht nach, recht gut vertheidigt werden. Das angehängte antiquarische Wörterbuch enthält das Gewöhnliche, und mag für den ersten Ankauf jugendlicher Leser hinreichen. S. 177. fiel uns folgender Artikel auf: „Falerner (Wein) kam aus dem Landstriche Kampaniens, der zwischen den Flüssen Liris und Vulturnus lag; aber jetzt in der neapolit. Terra di Lavoro liegt." Hier hätte der Ausdruck doch wohl anders gefaßt werden müssen. Daß Hr. O. die schmutzigen und moralisch-anstößigen Fabeln in der Uebersetzung weggelassen hat, läßt sich schon aus dem von ihm gewählten Titel schließen. Uebrigens hat er sich folgende Aenderungen in der Anordnung erlaubt. Den Epilogus ad Eutychum, der in den Ausgaben das vierte Buch schließt, hat er am Ende des dritten Buchs, den Prolog des fünften Buchs hat er beym vierten, und das Einschiebsel zwischen Fabel 5 und 6 im fünften Buche, hat er am Ende des vierten Buchs, welches Alles uns sehr passend scheint. In der vorher angezeigten Ausgabe sind die fünf von Marq. Gudius bekannt gemachten Fabeln nicht. Hr. Oertel aber hat diese, so wie noch 29 andere, die wir in keiner derjenigen Ausgaben des Phädrus, welche uns zur Hand sind, finden, in allen also 35 Fabeln

zu

zu den gewöhnlichen fünf Büchern als Anhang hinzugefügt.

No.

Ἀριστοτέλους περὶ ποιητικῆς. Aristoteles Buch von der Dichtkunst. Zum Gebrauch für Gymnasiasten. Von neuem aus dem Griechischen übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert von M. Joh. Jak. Meno Valett, Rektor der Hauptschule des Landes Hadeln zu Otterndorf. Leipzig, bey Schumann. 1803. XII und 212 S. gr. 8. 1 Rh.

Man mag die kleine Schrift für einen rhapsodischen Auszug eines Theils von Aristoteles Poetik mit Buhle halten; oder für Aristoteles eigenen ersten Entwurf einiger Kapitel seiner Poetik, wie eben dieser Gelehrte für möglich hält, und Hermann als wahrscheinlich darstellt: so scheint sie auf keinen Fall in ihrer jetzigen Gestalt zu einer Lektüre für Gymnasiasten geeignet zu seyn, wenn man das Verständniß derselben auch durch eine erläuternde Uebersetzung, wie Hr. Valett gethan hat, und durch Kommentare erleichtern wollte.

Auch mit der ganzen Einrichtung dieser Ausgabe können wir nicht recht zufrieden seyn. Die deutsche Uebersetzung steht der griechischen Urschrift gegen über, eine Einrichtung, welche der Verf. selbst für Bücher, die in der Schule gebraucht werden, vertheidigt, ungeachtet die Bedenklichkeiten in die Augen springen, daß die Schuljugend dadurch zur Nachlässigkeit und Bequemlichkeit verführet, und weniger zum eigenen Nachdenken und fleißigem Vorbereiten auf die Lektion gereizt wird. Die Uebersetzung, bey der Curtius, Buhle und die Kommentatoren gebraucht sind, soll schon die Stelle eines Kommentars vertreten; die angefügten historischen und ästhetischen Anmerkungen sind alle aus den hierher gehörigen Schriften von Lessing, Engel, Herder, Hurd, Diderot, x. und aus den dem Verf. bekannten Ausgaben, vorzüglich der seines Lehrers Harles, (dem er das Werkchen gewidmet hat, und den er S. 191. den „gelehrten und geschmackvollen deut-

deutschen Philologen" nennt,) ausgezogen, oder vielmehr meist wörtlich entlehnt. Die Entwickelung der Aristotelischen Sätze mit den Worten unsrer neuern philosophischen Aesthetiker kann allerdings für die Jugend sehr lehrreich werden. Nun will aber der Verf. noch einen zweyten Kommentar in einem besondern Bändchen liefern, den er vorzüglich zu seinen eigenen Erklärungen der Aristotelischen Schrift, und zu der Nachholung des noch nicht Benutzten aus den Schriften anderer deutschen Kritiker — er hatte weder Buhl'es Bearbeitung in der Zweybrücker Ausgabe des Aristoteles, noch Hermann's Ausgabe — bestimmt. Aber warum wartete er nicht, bis er im Besitz der Hülfsmittel war, die ihm, seinem Geständnisse nach, noch abgiengen? Dann würde er durch Vereinigung der ganzen Masse des Wichtigen in Einen Kommentar, mehr für Einheit und Nutzbarkeit gesorgt haben.

Fm.

Die Schlacht bey Pharsalia, oder das siebente Buch des Lucan, metrisch übersetzt von *C. B. H. Pistorius*. Nebst beygefügtem Text und erläuternden Anmerkungen, wie auch der aus dem Französischen übersetzten Vorrede Marmontels, zu seinem franz. Lucan. Berlin, bey Lange. 1802. 158 Seiten 8. 10 gr.

Als der Uebersetzer in der Vorrede schrieb, Lucan sey unter allen alten klassischen Schriftstellern der einzige, der in neuern Zeiten keinen, geschweige einen geschickten und geschmackvollen Uebersetzer gefunden habe: so scheint er weder an Statius, Silius, Valerius Flaccus, Claudian u. a., noch an die, freylich nicht geschmackvolle; aber doch erst im J. 1792 erschienene Uebersetzung des Lucan von Haus gedacht zu haben. — Hr. P. brachte, wie er sagt, zwar die ganze Uebersetzung des Lucan in reimlosen Jamben zu Stande; liefert aber nur das siebente Buch, das ihm vom Dichter sorgfältiger bearbeitet, und von ihm selbst glücklicher übertragen schien, als das Uebrige. Er glaubt, mit Marmontel, dass eine gute Uebersetzung dieses Dichters Abkürzungen desselben nothwendig mache, und nahm sich in dieser Hinsicht die pro-

 saische

falsche Uebersetzung des franz. Akademikers zum Muster, indem er die in derselben als unnütze Auswüchse, — welche der Dichter selbst, hätte ihn Nero nicht so früh umbringen lassen, vielleicht weggeschnitten haben würde, — ausgelassene Stellen ebenfalls unübersetzt, und sie im lateinischen Texte, welcher der Uebersetzung gegenüber steht, eingeklammert drucken liess. Allein nicht bloss hierin; sondern auch im Verstehen und Uebertragen des Dichters folgt Hr. P. dem Franzosen; so dass er oft, vorzüglich bey schweren Stellen, mehr aus dem franz. als aus dem lat. Lucan übersetzt zu haben scheint. Zuweilen steht im Texte eine andere Leseart, als die übersetzte, z. B. V. 330. heisst hier so:

— — — armaque raptim
Sumta viris; celeres capiunt etc.

und die Uebersetzung lautet:

— — — als Jeder sich mit Speis
Erfrische, und fliegend zu den Waffen greift,

welche vielmehr zu der Oudendorpischen Leseart:

— — — armaque raptim
Sumta Ceresque viris; capiunt etc.

passt. Für Interpretation und Kritik ist durch diese Arbeit überhaupt nichts gewonnen. Aber die Uebersetzung selbst ist fliessend, sprachrichtig und geschmackvoll; und wenn man von Lucan mit Wahrheit rühmt, dass er einen Cäsar, Pompejus und Cato mit Würde sprechen lasse: so straft die gegenwärtige Verdeutschung dieses Urtheil nicht Lügen. Wir heben zur Probe den Anfang der Rede aus, die Cäsar vor der Schlacht an sein Heer hält:

Soldaten, spricht er, Weltbezwinger und
Urheber meines Glücks! Hier beut sich die
So oft gewünschte Schlacht uns endlich dar.
Nun braucht's nicht mehr der Wünsche; durch die Waffen
Führt euer Schicksal jetzt herbey; der Ruhm,
Die Grösse Cäsars sind in eurer Hand.
Diess ist der grosse Tag, den, wie mir die
Erinnrung sagt, ihr mir verspracht am Ufer
Des Rubicon; der Tag, in dessen Hoffnung
Wir zu den Waffen griffen, und von dem
Wir die Triumph' erwarten, die man uns
Versagt: Er ist's, der Weib und Kind und Heerd

Euch wieder giebt, und euch am Ziel des Kriegs
Zu Landbesitzern macht; Er ist's der durch das Zeugniß
Des Schicksals darthut, wer mit größerm Rechte
Sein Schwerdt entblößte: dieser Schlachttag spricht
Den Ueberwundnen das Verdammungsurtheil.
Fielt ihr mit Feu'r und Schwerdt das Vaterland
Für mich einst an: so kämpft als Helden nun
Für euch, und wascht die Schuld von euern Waffen. Keine
Partey des Kriegs ist rein vor andern Richtern.
Nicht meine Sache wird verfochten; euch
Vielmehr beschwör ich, Römer, daß ihr wollt
Ein freyes Volk seyn, das der Welt gebeut.
Ich sehn' in des Privatstands Ruh und ins
Gewand des schlichten Bürgers mich zurück.
Ja gern will ich, wenn ihr nur Alles seyd,
Selbst nichts mehr seyn; mag man sogar mich hassen,
Weil ich zum Herrn euch machte. u. s. w.

Die schöne Vorrede Marmontels zu seinem franz. Lucan ist meisterhaft übersetzt. Unter den Anmerkungen findet man sämmtliche Marmontelsche, zu denen der Uebersetzer selbst welche hinzugefügt hat, die, wie jene, historische Umstände erläutern.

Gp.

Grammatisches Elementarbuch der lateinischen Sprache, enthaltend: 1) eine Uebung der Deklinationen und Konjugationen; 2) eine Uebung in den syntaktischen Regeln, in Beziehung auf die Rothische lateinische Sprachlehre; 3) vermischte Uebungen der Regeln in Anekdoten, Erzählungen, und etlichen Fabeln; eine Sammlung aus klassischen Schriftstellern. Stuttgard, bey Metzler. 1802. VIII und 181 S. 8. 10 gr.

Am Ende der Vorrede haben sich zwey Lehrer des Stuttgardischen Gymnasiums Chr. Fr. Roth und Ge. Andr. Werner als Verfasser unterschrieben. Rec. billiget, durch lange Erfahrung überzeugt, gar sehr den hier aufgestellten Grundsatz, daß die Unterweisung und Bildung der Jugend so wenig als möglich auf Spiel und Scherz; sondern auf Ernst und Würde gebaut werden müsse, und hat diese seine Mei-

nung schon oft, theils in der A. D. Bibl., theils auch sonst vorgetragen. Puer ludebit et alsit. Durch einen lange fortgesetzten, sogenannten spielenden Unterricht, wird die Jugend leider! nur allzusehr gewöhnt, auch bey ernsten Gegenständen Leichtigkeit und Spiel zu suchen, was doch, je weiter der Mann seiner künftigen Bestimmung entgegenrückt, nur sogar selten der Fall seyn kann. Je früher man daher der Seele des Sohnes die Wahrheit einzuprägen suchen wird, daß zu jeder Arbeit eine verhältnißmäßige Anstrengung der Kräfte unentbehrlich sey, desto muthiger, froher und leichter wird er in der Folge jede Art von Arbeit vollenden. Mit Vergnügen hat daher Rec. gesehen, daß in diesem grammatischen Elementarbuche durchgehends, ohne jedoch dem Interessanten und Unterhaltenden zu nahe zu treten, Alles sorgfältig vermieden worden ist, was sich etwa in das Spielende und Tändelnde verlieren könnte. Uebrigens ist die ganze vorliegende Praxis der Grammatik, welche zugleich allmählige Vorbereitung auf die Lektüre der Römer selbst ist, aus klassischen Schriftstellern zusammengestellt; und nach der Verf. Versicherung soll hier kein Uebungssatz, sey er auch noch so klein, zu finden seyn, der nicht gerade so aus dem Munde eines römischen Autors geflossen wäre. Im Grunde mag diese allzugroße Gewissenhaftigkeit doch etwas zu weit getrieben seyn, weil jeder Andere, der rechtlateinisch schreibt, sich gewiß keinen Germanismus oder Anglicismus zu Schulden kommen läßt; sondern ganz so spricht, wie ein Nationalrömer gesprochen haben würde. Sobald der Knabe die Paradigmen gelernt hat, wird er zur Verdeutlichung und Befestigung seiner grammatischen und grammatikalischen Erkenntniß dieses Uebungsbuch sogleich gebrauchen, und unter der Leitung eines klugen und erfahrenen Lehrers seine Schritte mit Nutzen weiter fortsetzen können. Die Praxis der Deklinationen durch alle Kasus und der Konjugationen durch alle Tempora, Modos, u. dgl. geht daher voran, und die syntaktischen Uebungen (mit Hinweisung auf die Regeln der genannten Rothischen Grammatik) nach den mancherley durch die Präpositionen, Konjunktionen u. dgl. gebildeten Ansichten der Rede folgen nach, an welchen sich dann vermischte Uebungen in den Regeln der Grammatik, durch Anekdoten und Erzählungen, theils aus verschiedenen klassischen Schriftstellern, theils aus dem Val. Maximus veranlaßt, anschließen. Die Beyspiele, wodurch die mannichfaltigen Redeverbindungen bewiesen werden sollen,

sind

sind im Ganzen deutlich und gut gewählt. Doch ist Rec. auf verschiedene gestoßen, welche einer deutlichen Erklärung fähig, und mithin nicht ganz zweckmäßig sind. So steht z. B. unter de, mit der Bedeutung in Ansehung: [illegible] ist, weil dort nobis, auch als Dativ angesehen, einen guten Sinn giebt.

Bb.

Lateinisches Lesebuch für Anfänger, nebst einer kleinen Grammatik, von Joh. Heinr. Dan. Busse. Berlin, bey Vieweg. 1801. 156 S. 8. 5 gr.

Der Verfasser hatte dieses Lesebuch eigentlich für die von ihm errichtete Lehranstalt bestimmt. Der Gesichtspunkt ist daher vorzüglich für diese genommen, und der Endzweck, den Zöglingen derselben das Studium (was hier wohl nichts anderes heißen kann, als den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache leicht und angenehm zu machen. Die Abwechslung ist im Verhältniß mit der geringen Bogenzahl dieses kleinen Buches ziemlich groß, indem man hier Anfangs eine beträchtliche Menge von kleinen Sätzen aus der Moral, Geschichte, Naturhistorie, Physik, Mythologie u. dgl. findet, worauf dann mehrere Verse, Fabeln, Briefe aus Plin. und Cicero, und biographische Nachrichten folgen. Die letztern Stücke indessen scheinen uns noch für [illegible] und geübtern Schüler, die [illegible] den ersten Unterricht im Lateinischen genießen, (auf öffentliche Institute angewendet, denken wir uns dabey die erste Ordnung einer aus vier Klassen bestehenden höhern Bürgerschule,) zu schwer zu seyn. — Ueberhaupt deucht uns, daß das verhältnißmäßige Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern durchgehends nicht ganz genau berechnet seyn dürfte, weßhalb wir dem neuen angehenden Lateiner von Heinsius hierin den Vorzug geben möchten. Doch kommt es hierbey, wie wir gar wohl wissen, auf die Methode und das kluge Benehmen des Lehrers an, der bekanntlich seinen Schülern das Leichte eben so wohl erschweren, als das Schwere gar sehr erleichtern kann. Die Grammatik ist hier mehr ins Enge gezogen, als bey dem erstgenannten Hrn. Heinsius. Der Verf. rechnete ohne Zweifel dabey wieder auf den Beystand des Lehrers durch weitläufti-

gere Erklärung zweckmäßig gewählter Beyspiele. Das angehängte Wörterbuch haben wir recht brauchbar gefunden. S. 52. ist uns unter andern ein Druckfehler: *quam* numine diuino adflatu futurae praedicere putabant, für adflatam u. s. w. aufgestoßen, durch welchen diese Jugend leicht irre geführt werden könnte.

P.

Vorübungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Als Beylage zur ersten Auflage von Dörings Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, von Christian Ferdinand Schulze, Professor am Gymnasium zu Gotha. Jena, bey Frommann. 1802. 5½ Bogen 8. 4 gr.

Der Verfasser fand, wie er in der Vorrede sagt, bey dem beständigen Gebrauche, den er in den untern Klassen seines Gymnasiums von Dörings Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische machte, daß sie noch manche Bedürfnisse der Anfänger unbefriedigt lasse, und daß der erste Kursus zum Uebersetzen für die neuern Ankömmlinge zu schwer war; er glaubte daher diesen Bedürfnissen am besten abzuhelfen, wenn die wichtigsten Lehren der lateinischen Syntaxis kurz und bündig aufgestellt, und durch passende Beyspiele den Schülern geläufig gemacht würden. Nun sollten wir zwar meinen, daß in jeder Klasse, wo von Dörings Anleitung Gebrauch gemacht wird, gewiß auch eine Grammatik in den Händen der Kinder seyn werde, und daß nicht für jede Art praktischer Uebungen eine eigene Sammlung syntaktischer Regeln nöthig sey; sondern daß die Kinder nur auf die Regeln in der ihnen bekannten Grammatik verwiesen werden können; demohngeachtet wollen wir nicht läugnen, daß der Verf. für die ersten Anfänger sowohl als ihre Lehrer eine ganz nützliche Arbeit geliefert hat. Er fängt mit den allereinfachsten Regeln an, die freylich für Diejenigen, die Dörings Anleitung brauchen wollen, nicht erst wiederholt werden sollten, und gieng überhaupt bey Entwerfung seiner Syntaxregeln von dem Gesichtspunkte aus, daß sie nicht, wie in den gewöhnlichen Grammatiken, zum Behuf des Verstehens latei-

lateinischer Autoren; sondern zum Erlernen des Uebersetzens ins Lateinische, wie er sich ausdrückt, gebraucht werden sollen. Daher denn manche Regeln eine etwas andere Gestalt bekommen haben; z. B. S. 19.: „Wenn man die Verba, haben, kosten, (dieß wegen des Ausdrucks: es kostet viele Mühe, multi laboris est,) gehören, besitzen, von etwas seyn, durch das Verbum sum ausdrücken will: so werden die dabey stehenden (oder vielmehr nur die darunter zu verstehenden) Substantiva, als: vir, res, negotium, indicium, officium, etc. weggelassen, und die Dinge, von denen die Rede ist, in den Genitivus gesetzt." Auf jede Regel folgt ein Reichthum von Beyspielen mit untergesetzten lateinischen Vokabeln: und diese sind es eben, die diesen wenigen Bogen ihre Nutzbarkeit zum Schulgebrauch geben. — Die Regel S. 57.: „das deutsche Pronomen sein oder ihre wird im Lateinischen bald durch suus, a, um, bald durch is, ea, id übersetzt," sollte doch zu mehrerer Deutlichkeit so ausgedrückt werden — wird durch einen Genitiv des Pronomen is, ea, id übersetzt. S. 73. „Nach den Konjunktionen, ut, ne, quo, quin, quominus, cum, folgt auf das Präsens und Futurum, das Präsens ꝛc." Allein das geschieht ja auch nach andern Partikeln, an, ubi, cur, quomodo, etc. und nach dem Pronomen qui. Der deutschen Redensarten, wo im Lateinischen ablatiui consequentiae gebraucht werden, hätten mehrere angegeben werden können, z. B. ohne daß ꝛc. Zum Schluß sind noch 4 ganz leichte Themata, oder kurze Exercitien zum Uebersetzen ins Lateinische angehängt, alle zur Kenntniß des Italiens eingerichtet.

Dr.

Cornelius Nepos, zum Gebrauch für Schulen mit Anmerkungen und Wortregistern versehen von F. R. Ricklefs. Hannover, bey Helwing, und zu Oldenburg beym Herausgeber. 1802. 930 und VIII Seiten 8.

Da wir die Anmerkungen zu einigen Lebensbeschreibungen des Kornelius ganz durchgelesen haben: so glauben wir mit Gründen der Wahrheit behaupten zu können, daß diese Ausgab für junge Leute, welche schon einigermaaßen mit der

Phraseologie des Kornelius bekannt sind, nützlich, und ihnen also zu empfehlen sey. Der Text ist nach Staveren, doch hie und da mit Aenderungen des Herausgebers, nicht bloß in der Interpunktion, sondern auch in den Worten. Der Verfasser zeigt aufrichtig an, daß er seiner Vorgänger Arbeiten, unter welchen er besonders Tzschucke, Bremi und Wetzel schätzt, benutzt. Dieses ist jedoch so zu verstehen, daß er das Beste ausgewählt, Vieles von seinem Eigenen hinzugefügt, auch bisweilen den Behauptungen Jener seine Gründe entgegen gesetzt. Ueber seinen Vorsatz bey dieser Ausgabe erklärt sich der Verfasser also: „Nach meiner Einsicht mußte ein Schriftsteller, wie Nepos, vorzüglich mit in Hinsicht auf den Styl bearbeitet werden, und dieser dabey in dem Kommentare Hauptaugenmerk seyn; die übrigen Anmerkungen mehr Anlaß geben, den richtigen Sinn zu finden, als ihn vorlegen, wie zur Beförderung der Faulheit durch Noten, wie die eines Sincerus, geschieht; und die Sachen mußten nicht bloß erläutert, sondern auch berichtiget werden.“ Ganz richtig! Diesem Vorsatze ist auch der Verf. gefolgt. Die Kritiken der Lesarten haben wir keinesweges, wie der Verf. befürchtet, entbehrlich gefunden; die historischen Einleitungen und Anmerkungen aber sehr zweckmäßig. Eben dieses erstreckt sich auch auf die beyden Register, welche auf dem Titel Wortregister heißen. Das eine ist ein kurzes, aber doch hinlängliches geographisches und historisches. Das andere ein antiquarisches, in welchem z. B. Aediles curules und plebis, Census, comitia, edictum, porticus, praetor u. s. w. hinlänglich erklärt werden. Der Plan des Verf. scheint anfänglich umfassender gewesen zu seyn, so, daß diese Ausgabe Anfänger, Knaben von mittelmäßiger Sprachkenntniß, und solche, welche Sachenkunde verlangen, hätten gebrauchen können. Da aber wider des Verf. ersten Vorsatz das Wörterbuch weggeblieben ist; so werden Einige, die mit der Phraseologie noch zu wenig bekannt sind, sich doch noch anderer Hülfe umsehen müssen, obgleich hie und da in den Anmerkungen auch für solche gesorgt ist. Sollte aber einmal das Wörterbuch wegbleiben: so wären auch sehr füglich hinter jedem Kapitel die Angaben der Stammwörter, welche doch bloß für die untersten Anfänger sind, weggeblieben. Denn wer z. B. noch nöthig hat, von coepit, coepi, von admirabantur, admiror, von conjunctus, conjungo, von exorsus, exordior u. s. w. zu lernen, der hat doch auch wahrlich ganz

Re-

Redensarten noch weit mehr nöthig. Doch nehmen diese Stammwörter wenig Platz ein. Den Abstand aber, den sie gegen die andern Noten machen, ist doch auffallend. Der Verf. hätte auch gewiß diese Stammwörter, da er das Wörterbuch weg ließ, weggelassen, wenn nicht das Werk schon unterm Druck gewesen wäre. Zur Entschuldigung des weggelassenen Wörterbuchs dient übrigens auch dieses, daß der Verf. dieses Buch auf seine eigene Kosten hat drucken lassen. Es ist aber doch einleuchtend, daß Knaben, welche mit der Phraseologie schon etwas bekannt sind, jene Stammwörter leicht übersehen; die übrigen Noten aber, die kurz, deutlich, und hinreichend sind, mit Vergnügen und Nutzen lesen werden. Am nützlichsten wird diese Ausgabe für solche seyn, welche den Cornelius zum Zweytenmale mit geschärfter Aufmerksamkeit auch zugleich der Sachkunde wegen lesen wollen.

Sd.

Erziehungsschriften.

1) Die Kunst Lesen und Rechtschreiben zu lehren, auf ihr Grundprincip zurückgeführt rc. von F. Olivier rc. Erster theoretischer Theil. Eines neuen Elementarwerks rc. erster Band. Zweyte verbesserte Auflage. Leipzig, bey Gräff. 1803. 100 Seiten.

2) Ueber den Charakter und Werth guter natürlicher Unterrichts-Methoden. Von F. Olivier. Leipzig, bey Gräff. 1802. 82 Seiten.

3) Nachtrag einiger wichtigen Zeugnisse und Urtheile über meine neue Methode, Lesen und Rechtschreiben zu lehren rc. Von F. Olivier. Leipzig, bey Gräff. 1802. 30 Seiten.

4) Lese-Elementarwerk rc. Von Heinrich Boy, Privat-Erzieher in Lübeck. Erster Theil. Buch-

staben- und Wörter-Sammlung. Lübeck und Leipzig, bey Bohn. 1802. 199 Seiten.

Basedow gab 1785. ein Büchlein von fünf Bogen unter dem Titel heraus: Unerwartlich große Verbesserung der Kunst Lesen zu lehren, nebst einem Buchstabier-Büchlein, welches in der fünften Abtheilung des Anhangs zum 53—86. Bd. der N. Allg. D. Bibl. S. 2556. von einem andern Recensenten angezeigt worden. In dieses Buch hatte B. sehr viele von Hrn. Oliviers Ideen (wie dieser in N. 1, S. 56. erzählt), die aber damals noch sehr unvollkommen und unvollständig waren, aufgenommen. Dieser Unvollkommenheit und Unvollständigkeit sey es vermuthlich zuzuschreiben, daß Basedowen das Wesentlichste der ganzen Sache, nämlich das Grundprincip, auf welchem am Ende Alles in derselben beruhe, wirklich entgangen. Gewiß sey es wenigstens, daß es der Basedowischen Methode durchaus an dieser Einheit der Einrichtung und des Zwecks fehle, die einen vorzüglichen Charakter der seinigen ausmache, und wodurch sie gerade so einfach und natürlich, so leicht und allgemein anwendbar auf eine jede Sprache sey.

Von dieser seiner Methode giebt nun Hr. O. hier nicht, wie der Titel dieser Schrift erwarten läßt, eine ausführliche Beschreibung; sondern bloß folgenden Wink (wie ers selbst nennt), S. 82. flg.:

„Meine Methode weiß durchaus nichts vom eigentlichen „Buchstabiren; bietet aber dafür ein Mittel zum Ersatz des„selben dar, wodurch nicht nur vollkommen eben derselbe „Zweck; sondern auch noch auf eine unendlich leichtere, und „zweckmäßigere Art, und in einem ungleich vollständigern „Grade erlangt wird. Und das Merkwürdigste dabey ist, „daß zur vollkommen hinlänglichen Erreichung dieses Zwecks „nicht mehr als höchstens fünf bis sechs Stunden Unterricht „erforderlich sind. — Wie? in fünf bis sechs Stunden eine „Arbeit von Jahren abgethan, auf das vollkommenste und „vollständigste abgethan? Nicht anders. Wenigstens unend„lich vollkommener abgethan (hier verwandelt der Verf. sei„nen Superlativ in den bescheidenern und wahrern Kompara„tiv), als es je vielleicht auf dem Wege der alten Methode „geschah. Denn wenn am Ende dieser sechs Stunden ein „Kind,

„Kind, fast ohne den geringsten Anstoß, nicht nur jedes be„liebige sieben- bis achtsylbige Wort, ja ganze Sätze aus der „ihm äußerst schnell hinter einander vorgesprochenen Benen„nung der Buchstaben nach meiner Lehrart, wirklich zusam„mensetzt, und ganz von selbst herausfindet; sondern auch um„gekehrt, die längsten Wörter und selbst ganze Sätze, die „man ihm vorspricht, in ihre einfachsten hörbaren Bestand„theile zerlegt, und auflöset: so thut es sicherlich mehr, als „irgend ein Kind nach zwey vielleicht drey Jahren des Buch„stabieren-Lernens nach der alten Methode je zu leisten im „Stande war. Und dieß ist es doch eben, was vermittelst je„nes Vorbereitungsmittels meiner Methode sich wirklich auf „die leichteste Art bewerkstelligen läßt; ja selbst was ein Je„der nach ein paar Tagen Uebung auch eben so gut, als ich, „zu leisten im Stande seyn kann. — Dieß Mittel, dessen „meine Lehrart, so wie die alte des Buchstabierens, sich zur „Vorbereitung des Lesenlernens bedient — kurz, mein Buch„stabieren, wenn man will, weil es doch mit jenem vollkom„men analogisch ist, und zu eben demselben Zwecke führt — „ist nichts anders, als die ganz natürliche Auflösung eines „jeden Worts der Sprache, in seine wirklichen, deutlich hör„baren Bestandtheile, in seine völlig reinen, einfachsten Laute „oder Elemente. Diese Analyse zu fassen ist nun, wie man „begreifft, bloß und lediglich reine Sache des Gehörs, und „der Weg dazu liegt schon natürlich gleichsam wie im Vor„aus gebahnt durch die Sprachfertigkeit des Kindes da. Mit„hin ist das Einzige, was demselben bey dieser Vorberei„tungsübung noch zu thun übrig bleibt, daß es den Kunst„griff lerne, wie aus jeder dieser entweder ganz oder fast ganz „vollkommen reinen Auflösungen wieder das ganze, d. h. „das aufgelöste Wort, zusammen zu setzen, und so in seine „bekannte Gestalt wieder herzustellen sey. Nun ist aber die„ser Kunstgriff gleichsam fast ganz mechanisch, und daher äus„serst leicht, besonders wenn man ein bereits darin geübtes „Kind als Vorsprecher bey den noch ungeübten braucht."

Um denjenigen Lesern, die sich hiebey etwa gar nichts denken können, einiges Licht über dieses Vorbereitungsmittel zu geben, will ich hier aus der Recension des obgedachten Basedowschen Buchs folgende Stelle hersetzen: „Die ver„meintlich neue Methode läuft darauf hinaus, daß die Kin„der, ehe sie durch das Auge, oder durch Ansicht der Buch-

„staben buchstabieren lernen, zuvor nach dem bloßen Gehör „buchstabieren. Der Lehrer spricht, ehe die Kinder die Figur „der Buchstaben kennen lernen, Sylben, Wörter und Sätze „vor, und die Kinder sprechen ihm nach. Er spricht sodann „mit den Kindern buchstabierend, und die Kinder müssen „aus den vom Lehrer einzeln schnell hintereinander genannten „Buchstaben das so vorgesprochene Wort errathen.“ Das Wort errathen (welches wahrscheinlich von dem dortigen Recensenten, nicht von Basedow ist), paßt nicht zur Sache; es giebt da nichts zu errathen; sondern jede Sylbe erwächst von selbst aus dem geschwind hinter einander ausgesprochenen Buchstaben, wovon sich Jeder, der es versuchen will, den Augenblick überzeugen kann. Nur muß man — wie schon in dieser N. A. D. Bibl. Anhang zum I–XXVIII. B. S. 560. in der Anzeige von Funks Lehrbuch bemerkt worden — die Buchstaben sämmtlich so aussprechen, wie man l, m, n, r, s, ausspricht: also nicht be, sondern eb, nicht de, sondern ed, u. s. w. Ferner spricht man einen gedehnten Vokal gedehnt aus. In Ansehung des Aussprechens oder Benennens der Konsonanten sind uns Allen die Herren von Port. Royal des champs, vor etwa 150 Jahren schon vorangegangen.

Daß Hrn. O. Lehrart mit der hier beschriebenen große Aehnlichkeit im Wesentlichen habe, läßt sich aus dem, was er selbst, und Andere, besonders Tiedge im Brennus davon sagt, muthmaaßen. Er sollte also nicht so viel Aufhebens von der Neuheit seiner Methode machen. Sie ist gut, das ist die Hauptsache; und sicher ist sie dadurch zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gelangt, daß Hr. O. sie so lange durchgedacht und ausgeübt hat. Daß er das Letzte an mehr als einem Orte that, muß man ihm besonders Dank wissen; denn

Segnius irritant animos demissa per aurem, quam quae sunt oculis subjecta fidelibus, et quae ipse sibi tradit spectator.

Und wir Uebrigen, die wir uns mit Sagenhören begnügen müssen, haben nun in Nr. 2 und 3. von dem Erfolg viele Zeugnisse unpartheyischer, und zum Theil als Sachverständig bekannter, Anfangs zum Theil mißtrauischer Männer in Leipzig und Halle vor uns, woraus erhellet, daß diese Methode

sope die natürlichste, folglich auch die kürzeste, und für den Lehrer, wie für den Lernenden, die leichteste und angenehmste, und, da sie auf den Grund der Sache geht, zugleich die gründlichste ist, die sich denken läßt. Dabey befördert sie außerordentlich die leichtere Erlernung der Rechtschreibung; und endlich ist sie auf alle Sprachen anwendbar. Hr. P. Eberhard hat ihr den treffenden Namen der Lautmethode gegeben. Ihre Gegenfüßlerinn nennt er die Nominalmethode, freylich nicht so treffend; aber ein hier passendes Wort, das geradezu den Gegensatz von Laut machte, ist auch wohl so leicht nicht zu finden.

Aus Hrn. K. R. Niemeyers Urtheil — mit welchem das der übrigen Hallischen Theilnehmer an dieser Sache im Wesentlichen völlig übereinstimmt, stehe Folgendes hier:

„Hr. Prof. O. hat den größten Theil seines Hierseyns „in meiner Familie gelebt, hat meine Tochter, die noch nichts „vom Französischen wußte, in wenigen, oft unterbrochenen „Stunden, im Lesen sichtbar weit gebracht, und durch häu„fige Unterhaltung mit mir, selbst durch die willigste Anhö„rung aller Einwürfe und Zweifel, die mir hie und da übrig „bleiben, mich mit seiner Theorie sehr vollständig bekannt ge„macht. — Nach sorgfältiger, und ich darf sagen, sehr lang„samer und unbefangener Prüfung, muß ich in Allem, was „die Grundprincipien der Olivierschen Methode betrifft, ih„rem Erfinder und Ausbilder jetzt vollkommen beystimmen, „und werde, wenn meine jüngern Kinder das nöthige Alter „erreichen, sie zuverlässig nach keiner andern Methode unter„richten lassen.“

„Das Natürliche und Zweckmäßige in der Behandlung „der Schriftzeichen als Lautzeichen leuchtete mir jeden „Tag mehr ein. Ich sah mit Erstaunen, wie schnell kleine „Kinder die Syllabierart faßten, wie richtig sie die wahren „Töne angaben, und wie sie die Wörter in ihre Bestandtheile „auflöseten, und wieder zusammensetzten, wie glücklich alles „Willkührliche vermieden ward, und wie sicher sie in der „Rechtschreibung wurden, wo nicht etwa der Eigensinn des „Sprachgebrauchs positive Regeln unentbehrlich machte.“

„Wenn gleich unzählige Kinder auch auf dem alten Wege zum Lesen und Richtigschreiben geführt worden sind, und

„sobald der Lehrer lebhaft und sanft war, keine Qual dabey „gelitten haben: so sind sie doch ohne Noth aufgehalten, an „einen überall schädlichen Mechanismus gewöhnt, und ihre „Seelenkräfte sind dabey weniger geweckt und geübt worden. „Mag ein Theil des ausnehmenden Interesses der Kinder bey „Hrn. O. Unterricht auf die Rechnung seines so einzigen, und „wohl nur von Wenigen zu erreichenden Unterrichtstalents „kommen, (das sich dann am deutlichsten offenbart, wenn „man so billig ist, ihn während des Unterrichts nicht durch „Zwischenfragen zu unterbrechen,) ein anderer Theil kömmt „doch gewiß auf die Rechnung seiner Methode.“

„Ich wünsche daher, zum Besten der Schulen und der „Privatunterweisung, nichts mehr, als daß Hrn. O. Ideen „und Vorschläge von allen Sachkundigen nach ihrer ganzen „Wichtigkeit beachtet, und nicht etwa aus Scheu vor einer „gründlichen Prüfung in die Klasse so mancher unnützen und „kleinlichen Spielereyen, woran unser Zeitalter reich genug „gewesen ist, geworfen werden mögen. Ich wünsche, daß „Hr. O. Gelegenheit und Aufmunterung finde, recht viele „angehende Lehrer und Erzieher mit seiner Methode bekannt „zu machen, u. s. w.“

Das Letzte besonders ist recht sehr zu wünschen. Und dazu scheint gerade in Halle sich die günstigste Gelegenheit darzubieten; denn die Herren Aufseher des Hallischen Waisenhauses sagen in ihrem Urtheil:

„Wir zweifeln auch nicht, daß es mit der Zeit möglich „seyn wird, diese Methode in unsern Schulen gangbar zu ma„chen; obgleich bey denselben mehrere Schwierigkeiten obwal„ten, von denen andere Schulen nichts wissen. Denn da „der Unterricht unserer Kinder durch die hiesigen „Studirenden besorgt wird: so ist er natürlich einem „beständigen Wechsel unterworfen; welcher Umstand der „Einführung einer Methode, die noch nicht ganz allgemein „bekannt ist, wohl nicht anders, als sehr hinderlich seyn „kann.“

Man sieht hieraus, daß weder diese Aufseher, noch sonst Jemand in Halle den Beruf hat, die Studenten zu unterrichten, wie sie die Kinder unterrichten sollen, und es ihnen

so lange vorzumachen, bis sie es können; daß es also von der Willkühr dieser Lehrlinge der pädagogischen Kunst abhängt, ob sie die Kinder nach Oliviers Weise, oder nach jeder andern ihnen beliebigen, im Lesen unterrichten wollen. Dabey leiden nicht nur die Kinder; sondern auch ihre Lehrer, die Studenten; denn diese erfahren von der Kunst des Unterrichts und ihren Verbesserungen weiter nichts, als was ihnen der Wind zuwehet; und somit leiden auch die Kirchen, Schulen, Privathäuser, denen diese Studenten künftig als Lehrer vorstehen werden. Hier ist also eine wichtige Lücke in dem Hallischen Lehrer-Personale auszufüllen. Und wer schickt sich besser dazu, als Hr. O., der bis jetzt der einzige Meister in seiner Kunst ist, der sich des lauten Beyfalls eines Niemeyer, Eberhard, Wolf, Vater, Klügel, beyder Jakob, Maaß, Voß, u. s. w. erfreut.

In der That ist die Kunst, Lesen, Schreiben und Rechnen (mit den beyden letzten beschäfftiget sich Hr. O. ebenfalls,) auf die natürlichste Art zu lehren, wenigstens eben so wichtig, als eine von denen, die zur leichtern Abhelfung bloß körperlicher Bedürfnisse, in unsern Tagen theils erfunden, theils vervollkommnet worden sind, z. B. aus Knochen, oder auf Rumfords Art eine nahrhafte und wohlschmeckende Suppe zu bereiten. Aber je wichtiger die Sache war, desto mehr mußte Hr. O. sie für sich selbst reden lassen, desto einfacher mußte er sie darstellen, ganz nach dem Muster des edlen Rumford. Statt dessen begießt er uns mit einem unerträglichen Wortschwall, der gleich mit dem Titelblatt Nr. 1. — von dem ich nicht die Hälfte aufgenommen habe — anfängt, wo gleich Folgendes, was Niemand vermißt haben würde, wegzustreichen gewesen wäre: Einzig, wahres, höchst einfaches und untrügliches, — eine glückliche, in jeder Sprache anwendbare Entdeckung und Erfindung, — erster theoretischer Theil. Eines neuen Elementarwerks, oder allgemeinen Lehrbuchs über die, in jedem besondern Fache des Elementarunterrichts der Kinder, als die beste und natürlichste sich empfehlende Lehrmethode. Erster Band. Man sieht, Hr. O. liebt den Wortprunk. Hier ist noch eine Stelle aus N. 1. S. 85. flg.: „Noch steht die Wahrheit hinter dem Schleyer; „und so mögen denn auch Hohnlächeln und Verwunderung „sich immerhin noch vor der Hand das Feld blinder Urtheile

über

„über alle diese meine Behauptungen theilen. So bald sie „aber, die ewig bestehende, mit ihrem alles durchdringenden „Lichte hervor treten wird, alsobald werden auch gewiß beyde, „mitleidiges Hohnlächeln und gedankenleere Verwunderung „ganz und auf immer verschwinden. Oder wenn ja noch ei„niges Erstaunen zurückbleiben sollte: so müßte es darüber „seyn, daß eine so überaus einfache, so äußerst natürliche Sa„che, durch so viele Jahrhunderte hindurch, und bey dem im„merwährend dunkel empfundenen Bedürfnisse der so großen „und so heilsamen, durch sie, aber auch durch sie allein mög„lichen Erleichterung, dennoch der menschlichen Einsicht ver„borgen bleiben konnte."

Wer wie Hr. O. etwas in seiner Art Vortreffliches aufzuweisen hat, der weise es, und überlasse uns Andern das Reden darüber. Dabey lief er weit weniger Gefahr, den Werth seiner Kunst verkannt zu sehen, als auf dem Wege, den er einschlug, auf dem Titel die Theorie dieser Kunst anzukündigen, dann hundert Seiten mit Bombast zu füllen, um diese Kunst zu verschleiern, und endlich hinterher zu sagen, daß die Fortsetzung dieser Schrift, welche „die vollständige Darstellung der ganzen sowohl innern als äus„sern Einrichtung seiner Methode, nebst einem Ver„such über die Theorie und Analyse der Sprachtöne „enthalten sollte, bisher sehr wider seinen Willen verzögert „worden — daß, da nun einmal fast Alles in dieser Sache „auf die praktische anschauliche Darstellung derselben ankom„me, auch vor der Hand jene bloß beschreibende oder theore„tische Darstellung wohl gewiß ganz überflüssig sey." — — Wie paßt es zusammen, daß die Darstellung der Theorie sehr wider seinen Willen verzögert worden, und daß er ganz überflüssig fand, diese theoretische Darstellung der praktischen voranzuschicken? Und wenn er dieß auch bey der ersten Ausgabe von Nr. 1. überflüssig fand; wie konnte ers bey der zweyten noch so finden, bey deren Erscheinung die praktische Darstellung in Leipzig und Halle längst geschehen war? Und wenn ers auch jetzt noch so fand, warum verkündigt er das Gegentheil auf dem Titel, wo er eine theoretische Darstellung verspricht? — Die zweyte Auflage wird für eine verbesserte gegeben; worin die Verbesserungen bestehen, das können wir nicht sagen, da uns die erste Ausgabe fehlt; aber so viel sehen wir, daß eine wesentliche Verbesse-

rung

kung unterblieben ist, das Wegstreichen theils dessen, was in der ersten Ausgabe schon zu viel war, theils dessen, was nur in die erste gehörte, nämlich die Ankündigung dessen, was Hr. V. damals thun wollte, und als er die 2te Auflage machte, schon gethan hatte. Am besten wäre es freylich gewesen, die Schrift gar nicht wieder auflegen zu lassen; sie war wenigstens nach der praktischen Darstellung der Sache, ganz entbehrlich, und was noch schlimmer ist, sie täuscht zum Zweytenmal die, welche, nach der praktischen Darstellung, doppelte Ursache hatten in ihr die auf dem Titel versprochene Theorie zu erwarten. Womit läßt sich das entschuldigen?

Der Verfasser von Nr. 4. scheint die Lautmethode nicht gekannt zu haben, da er ihrer nicht gedenkt. Übrigens hat er die Vorschläge Niemeyer's, Salzmann's, Heusinger's benutzt, und ein zu seinem Zweck recht brauchbares Buch geliefert. Dieser erste Band enthält, außer den deutschen und lateinischen Druck- und Schreibeletttern, die gebräuchlichsten deutschen und in die deutsche Sprache aufgenommenen fremden Wörter nach dem Reime (besser, der Endung, da einige Wörter, die sich mit denselben Buchstaben enden, aber den Ton auf einer vorhergehenden Sylbe haben, nur einen erzwungenen Reim geben,) und nach einer bestimmten Stufenfolge. Die zwey folgenden Bände sollen diese Wörter theils in kurzen, theils in längern Perioden aufführen, doch so, daß die Denkkraft der Kinder immer dabey geübt wird. Der vierte Band endlich soll kleine Aufsätze, Fabeln und Gedichten in sich fassen. Die Sammlung der Wörter des ersten Bandes hat der Verf. nach Adelungs kleinem orthographischen Wörterbuche vorgenommen, daß also zugleich für eine sichere Autorität in Hinsicht der Orthographie gesorgt ist. Einen kleinen Anhang, welcher die unbekannten Wörter bloß für den Lehrer erklären soll, wollte der Verf. zu Michaelis 1802. liefern. Noch sind sie jetzt (im Julius 1803.) nicht heraus, so viel Recensent weiß. Seite XI. und folgende giebt der Verfasser den Lehrern eine kurze, aber zweckmäßige Anleitung, wie sie dieses Buch brauchen sollen.

C.

Kleine

Kleine Romane für die Jugend, von Jakob Glatz. Zweytes Bändchen. Mit einem Kupfer. Altona, bey Hammerich. 1802. 18 Bogen 8. 1 Rg. 4 K.

Drey Erzählungen, oder wenn man will, Romane sind es, die Hr. Glatz, Lehrer in Schnepfenthal, zur Unterhaltung der leselustigen Jugend in diesem Bändchen geliefert hat. — Erstens. Rosemunde, die Tochter eines edlen Ritters aus der Mittelzeit, der, von seiner Gattinn getrennt, in ungerechtem Kerker gehalten wurde. Sie wird von ihm und ihrer Mutter, Rosalia, denen man ihren Tod versichert hatte, nach einer zehnjährigen Trennung, wunderbar gerettet, und unter der Gestalt einer Schäferinn wieder gefunden. Verwickelung und Auflösung nehmen beyde ihren gewöhnlichen Gang. Die Lehre, die die Jugend daraus nehmen kann, ist höchstens diese: daß, wer Unrecht duldet, zuletzt doch noch Errettung finde. Aber auch jungen Lesern wird die äußerste Unwahrscheinlichkeit nicht entgehen, daß ein kluger Mann seinem alten Feinde seine Burg übergeben sollte, um einstweilen auf dessen Versicherung einem anrückenden Feinde entgegen zu ziehen. Hat Konstantin, so heißt Rosemundens Vater, auf diese Art sich und seine Gattinn und Tochter nicht selbst durch seine Leichtgläubigkeit in das Unglück gebracht? 2) Der verkannte Sohn. So sehr man sich über den alten Narren von Vater ärgert, der sich von seiner boshaften Schwester gegen seinen bessern Sohn einnehmen, und zu Ungerechtigkeiten verleiten läßt: so sehr ärgert man sich über diesen zwar fleißigen, geschickten und rechtschaffenen; aber dabey, man weiß nicht, soll man sagen einfältigen, oder phlegmatischen Sohn selbst, der nicht das Mindeste thut, die Mißverständnisse zu heben, die seinen Vater von ihm entfernen, und es vielmehr recht darauf anzulegen scheint, um gegen seinen tückischen Bruder in schiefem Lichte zu erscheinen. So verliert sich alles Mitleiden, und man muß denken: der wunderliche Mensch will es ja nicht besser haben. Die poetische Gerechtigkeit erfordert es, daß der Verf. die Rechtschaffenheit des verkannten Sohnes über die Bosheit seiner Tante, die Verblendung seines Vaters, und über die Betrügereyen seines Bruders endlich obsiegen lasse, und dieß geschieht auch; aber so rasch, und in so vollem Maaße, daß eine so schnelle

schiefe und allgemeine Umwandelung nur in ältern Romanen möglich ist. 2) Angelika, oder das Mädchen in der Räuberhöhle. Ein zweyjähriges, seinen gräflichen Aeltern geraubtes Kind, wird von einem unter die Räuber gerathenen, und von ihnen wieder verlassenen Kaufmann, aus einer offenen Höhle gerettet und erzogen; das nämliche widerfährt Angelikens Bruder, ganz auf dieselbe Art, von dem Freunde dieses Mannes. Er selbst verliert in der Folge durch die Unruhen eines bürgerlichen Krieges seine Frau und Söhne durch den Tod, und seinen Freund und Angeliken durch Feindes Hand; wandert aus, stößt auf ein Nonnenkloster, wo er, (fast wie der Cramersche Ysop) eine weibliche Stimme ein von ihm verfertigtes Lied singen hört, und auf ein benachbartes Schloß, wo gräfliche Aeltern noch immer ihre verlornen Kinder betrauern. Und siehe da! die Sängerinn im Kloster ist Angelika, die sich eben aus Verzweiflung über den Verlust ihrer geglaubten Aeltern wollte einkleiden lassen; der Pförtner dieses Klosters ist sein verlorner Freund, die Gräfinn die Mutter von Angeliken, der auch der geraubte Sohn wieder gebracht wird. Zwey Adjutanten kommen mit ihrem General, (Angelikens Bruder, dem sie einst, ohne ihn zu kennen, das Leben gerettet hatte,) in das Schloß, und das sind Renards (so heißt Angelikens Pflegevater) todt geglaubte Söhne. Er selbst begiebt sich in das verwüstete Land seiner Jugend, und da wird ihm seine Frau wieder vorgestellt, die er als Leiche einem Freund zu begraben hinterlassen habe. — Hier jagt das Wunderbare einander so sehr, daß der Leser beynahe darunter ersticken möchte! Uebrigens läugnen wir nicht, daß das Buch eine unschädliche Lektüre für die leselustige Jugend abgeben könne.

Gk.

Moralische Kinderbibliothek (,) oder die menschlichen Pflichten in Erzählungen für die erwachsnere (erwachsenere) Jugend (,) von M. Friedrich Herrmann, Konrektor (Conrector) am Lyceum zu Lübben. Erster Theil. Ueber die Bestimmung des Menschen, das Wesen und die Eigenschaften ächter (echter) Tugend, und das Geschäfft der

der sittlichen Veredelung. Lübben, bey Gotsch. 1802. 8. 1 Rh. 12 gr.

Der Verfasser bringt hier mit unsern bessern Schriftstellern sein Scherflein zur Verdrängung jener Schreibereyen, „wo„mit Leihbibliotheken und Lesegesellschaften süßes Gift verbrei„ten, der Leser Phantasie beflecken, und ihr Herz verpesten." Er sucht im Gewande der Erzählungen auf das Herz und den Verstand, vorzüglich der Jugend, einzuwirken. Ein solches Zweck kann vorläufig nicht anders als eine gute Meinung von dem Buche erregen; und diese Meinung bestättigte sich, als Rec. die Prüfung einer Arbeit vollendet hatte, an welcher Herz und Verstand des Verfassers den sichtbarsten und rühmlichsten Antheil nehmen.

Allerdings ist es unstreitig „daß alle Kräfte des Men„schen eine moralische Tendenz haben, daß die größten (grö„ßten) Sorgen des Erziehers dahin gehen müssen, diese im „Gemüthe des Kindes zu befördern." Auch kann wohl Niemand in Abrede seyn, „daß Erzählungen, in welchen mora„lische Wahrheiten durch Versinnlichung dem Gesichtskreise „der Jugend näher gebracht werden, nicht nur zweckmäßig; „sondern bey der anerkannten Nothwendigkeit, das jugend„liche Herz auf dem Wege der Sinne zu ergreifen, sogar un„entbehrlich sind."

Der Verf. gedenkt, auf diese Weise die ganze Moral anschaulich zu machen. Er widmet sich in dieser Arbeit einem Kindesalter, für welches, in Hinsicht auf Lektüre, noch viel zu thun übrig ist. Den vorliegenden ersten Theil will er bloß als die Einleitung zu seinem Werke betrachtet wissen. Sie enthält die nothwendigen Erfordernisse und Bedingungen der Tugend, in Gemäßheit der Aufschlüsse, die uns eine geläuterte Philosophie darüber gegeben hat. — „Die Noth„wendigkeit dieser Tugend — sagt er in der Vorrede — „kann Keinem problematisch scheinen, dem ächte (echte) „Menschentugend am Herzen liegt, und der nicht mit dem „bloßen Scheine zufrieden ist."

Die Erzählung des ersten Abschnitts macht auf 107 Seiten anschaulich: „daß die Tugend unsre Bestimmung, „unser höchstes Gut sey." —

Ab-

... II. ... ; daß wir auch glücklich werden sollen; aber unser Glück der Tugend untergeordnet seyn, und das Streben nach dem ersteren (ersten) der letztern (letzten) nicht schaden müsse."

Abschnitt III. trägt das Wesen der Tugend in acht Erzählungen folgenden wesentlichen Inhalts vor: 1) Der wahrhaft Tugendhafte sucht sich nicht bloß einige, sondern alle Tugenden zu erwerben (:) besonders strebt er (,) sich von Lieblingsfehlern los zu machen. 2) Tugend ist dem bloßen (bloß) guten Herzen bey weitem vorzuziehen; sie beruhet auf Grundsätzen, und entstehet aus der Besiegung sinnlichen Neigungen. 3) Tugend darf nicht erzwungen, sie muß das Werk unserer eigenen Freyheit seyn. 4) Tugend darf nicht blos (bloß) in Gesinnungen und Worten bestehen, (;) sie muß in Handlungen übergehen (,) oder thätig werden. 5) Tugend erfordert, daß wir nicht bloß das Böse unterlassen; sondern auch das Gute thun. 6) Es ist unbesonnen, Tugend nur durch große, Aufsehen erregende Handlungen an den Tag legen zu wollen. Selten ist das möglich; aber im Kleinen kann Jeder Gutes thun. 7) Die Tugend erlaubt sich keine schlechten Mittel zur Erreichung edler Zwecke. 8) Die Tugend darf nicht eigennützig seyn, oder aus unlautern Beweggründen herfließen.

Abschnitt IV. Wenn (wann) soll man seine sittliche Veredlung anfangen?

Der Styl ist fließend und rein. Die Erzählungen sind größtentheils der Geschichte entnommen — auf Thatsachen gegründet. Wenn dieß im ersten Abschnitte der Fall nicht ist, so kann Rec. es nicht billigen, daß es hier zu oft sichtbar ist, hier sey zum Erweise das Thema nur erdichtet. Die Wunder, welche sich am Ende der Dichtung häufen, dürften auch der lesenden Jugend Wunder scheinen. Und doch dürfte es nicht gut seyn, da sichtbar zu erdichten, wo das jugendliche Herz von einer Wahrheit überzeugt werden soll, die man durch Ereignisse — ohne Schwierigkeit aus der Geschichte hergenommen — erweisen konnte.

Als Probe des Vortrags hier noch eine kurze Stelle aus dieser Erzählung:

— S. 303. „Ihr sehet, meine Brüder, daß die Men-
„schen, wenn jeder nur für sein Glück, und nicht für die
„Tugend arbeitete, nichts als eine Heerde wilder Thiere
„wären, von denen eins das andere zu verschlingen suchte.
„Wo bliebe aber alsdann die Würde, die wir haben sollen?
„Was hätte der Mensch, der doch das herrlichste Geschöpf
„auf der Erde seyn soll, noch vor dem Fuchse und vor dem
„Wolfe voraus, außer, daß ihn seine Klugheit in den Stand
„setzte, noch boshafter (,) als sie (,) seiner Beute aufzulau-
„ern? — Die Welt soll nach dem Plane des Schöpfers
„durch *Liebe* erhalten werden; *Liebe*, *Liebe* ist das Band,
„welches die Menschen an einander kettet, (;) aber *Liebe*
„entspringt nur aus Tugend."

Verdorben anstatt verderbt kommt einigemal Seite 298. 300. rc. vor, und scheint daher kein Druckfehler zu seyn. Da dieß Werk der Jugend gewidmet ist: so *sollte* billig auch auf die vernachlässigte Interpunktion mehr Fleiß verwandt seyn.

Pm.

Magazin für Kinder, zur Bildung des Herzens und Verstandes. Nach dem Französischen der Frau le Prince de Beaumont frey bearbeitet von M. Heinrich August Kerndörfer. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Gerger. 1802. 1 Alphab. 4 Bogen. 1 Rthl. 8 gr.

Da die Methode, in die Unterredung eines Erziehers mit seinen Zöglingen, den Unterricht in wissenswerthen Dingen jeder Art einzuflechten, und auf diese Art ein Buch für Kinder voll zu machen, schon längst unter uns Deutschen abgenutzt ist: so hätte der Verf. nicht nöthig gehabt, sein ähnliches Unternehmen als eine Nachbildung des bekannten Magazins der Frau von Beaumont anzukündigen. Vieles ist aus demselben beybehalten; Mehreres aber auf eine ähnliche Art hinzugethan worden. Das Buch besteht aus neun Unterhaltungen einer Madame Weise mit ihren Zöglingen, deren Inhaltsverzeichniß billig hätte vorausgeschickt werden sollen, da jetzt der Leser gar keinen Wink hat, sich von dem In-

[illegible] [illegible] [illegible]. —
ßtentheils ertheilt die Madame den verlangten Unterricht
; oft aber wird er den Kindern in den Mund gelegt, die,
sie über einen Gegenstand gelesen oder gehört haben, er-
en müssen. Der Inhalt ist mannichfaltig und abwechselnd
g, und enthält Bruchstücke aus der römischen und deut-
Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Natur-
, Mythologie, Alterthumskunde, Technologie, Geschichte
licher Erfindungen und Entdeckungen, Feen- und Volks-
rchen, u. s. w. größtentheils sehr bekannte Dinge; aber
ewige Einerley der Bitten der Kinder an ihre Lehrerinn
eine Erzählung, ihrer Danksagungen und Beyfallsbezeu-
en, ermüdet zuletzt. Irrig ist es wohl, wenn der Verf.
100. den Namen Wallfahrten von der alten deutschen
rung für die Wälder, und von ihren Wanderungen in
lben herleitet, da ja Wallen selbst ein eigenes Stamm-
ist. Leicht wird es dem Verf. seyn, noch manche Bände
chen Inhalts folgen zu lassen; es wird aber nur darauf
mmen, ob seine Leser lange aushalten werden, sich eine
Olla - Potrida an sich nützlicher Nachrichten in einer
dentlichen Mischung noch einmal auftischen zu lassen.

Gl.

erhaltungen und Erläuterungen über Rochowe,
ber den sächsischen Kinderfreund des Hrn. M.
K. T. Thieme. Ein nützliches Handbuch für
Aeltern und Lehrer. Von einem praktischen Er-
zieher. Hamburg, bey Buchenau 1802. Er-
ster Band. 244 Seiten. Zweyter Band. 336
Seiten. 8. 1 Rt. 12 gr. (Ein dritter, vier-
ter, und vielleicht ein fünfter Band werden noch
nachfolgen.)

r Verfasser hebt eine Stelle nach der andern aus dem
sischen Kinderfreunde aus, und unterhält sich darüber,
Lehrer mit seinen Schülern, bald in Fragen und Antwor-
, bald in zusammenhängenden Vorträgen; wobey es denn

 an

an Veranlassungen, ihnen etwas Belehrendes zu sagen, nicht fehlen kann.

Zuerst der **Mensch**, nach seiner körperlichen und geistigen Natur: Theile des menschlichen Körpers, Bedürfnisse des menschlichen Lebens, Menge der Menschen, Farbe der Haut und Länge des Leibes, Essen und Trinken, Bewegung und Ruhe; von der menschlichen Wohnung, von der menschlichen Kleidung; von den Werkzeugen der Sinne, Verstand und Vernunft; das steigende Alter, das fallende Alter, Krankheit und Tod.

Zweyter Band. **Naturgeschichte** außer dem Menschen. Erster Abschnitt. Das **Thier**: Unterschied der Thiere; die Menschen essen das Fleisch mancher Thiere; ein Thier wird vom andern gefressen; Thiere, deren Häute den Menschen nützlich sind; Thiere, deren Knochen und Hörner gebraucht werden; Thiere, deren Fett den Menschen nützlich ist; auch lebendig bringen die Thiere den Menschen Nutzen. Manche Thiere werden den Menschen schädlich.

Zweyter Abschnitt. Die **Pflanzen**: Natur und Wesen der Pflanzen, Menge und Nutzen der Pflanzen; Pflanzenbau, Wurzeln der Pflanzen, die den Menschen nützlich sind; Pflanzen, deren Stämme und Stengel gebraucht werden; die meisten Pflanzen nützen den Menschen durch ihre Blätter; Pflanzen, die um der Blüthe willen gezogen werden; Pflanzen, deren Saamenkörner gesucht werden; Pflanzen, deren Früchte oder Saamengehäuse nutzbar sind; Pflanzen, welche brauchbare Beeren tragen; auch die abgestorbenen Thiere und Pflanzen sind zu Etwas nütze.

Der dritte Band soll das Merkwürdigste aus der Naturlehre, sofern es auf das Leben anwendbar ist, enthalten. Der vierte Band soll sich mit dem **Menschen** in Gesellschaft, den verschiedenen Ständen, Gewerben, u. s. w. beschäfftigen. Ein fünfter Band, der erscheinen wird, wenn das Buch Beyfall findet, soll Katechisationen über die zweckmäßigsten moralischen Erzählungen des zweyten Theils enthalten.

Viele Schriftsteller finden es bequem, vorauszusehen, daß unsere Schullehrer gar nichts wissen, nichts denken können, und keine Frage und Antwort zu bilden im Stande

seyn

fassen. Diese Wendung ist gar nicht übel, wohl finden, für die Schriftsteller; was kann man nur Alles hinzuschreiben sich erlauben! Auch werden derglei- Voraussetzungen immer mehr gäng und gebe; und Rec. fele gar nicht, daß in einer der nächsten Messe erscheinen dürfte: Unterhaltungen und Erläuterungen über die Unterhaltungen und Erläuterungen eines praktischen Er- ziehers, über Dumann, oder den sächsischen Kinderfreund, einem noch praktischeren Erzieher. 1ster, 2ter, 3ter, 4ter, Band.

Rec. hat diese Voraussetzungen gar nicht gern, und sich n sonst dagegen erklärt. Schullehrer, die gar nichts wis- kaufen und lesen keine Bücher; und denen, die sich gern rrichten möchten, wird der Ankauf und Gebrauch bän- eicher Werke sehr erschwert, oft unmöglich gemacht. Und d man bey dieser Voraussetzung einer gränzenlosen Unwis- heit und Unfähigkeit der Aeltern und Schullehrer, selbst n man die Anweisungen für sie zu funfzig Bänden aus- nen wollte, ihrem eigenen Verstande nicht immer noch les überlassen müssen?

Rec. will, was er hier gesagt hat, nicht ohne Ein- änkung auf vorliegendes Buch angewandt wissen; und enthält, besonders der erste Theil desselben, viel Ueberflüs- s, was man billig dem eigenen Verstande des Lehrers, nn das Buch ist ja nicht für Kinder oder Schüler; son- n für Lehrer geschrieben,) hätte überlassen sollen. Vom yten Theile gilt dieß weniger; obwohl auch da Manches, Nutzbarkeit desselben unbeschadet, hätte kürzer seyn sollen. rigens empfiehlt sich das Buch noch durch einen reinen, ßenden Styl.

Pm.

schichte der Einführung und Bekanntmachung der Olivierschen Lese-Lehrmethode im Schaumburg-Lippischen, von C. G. Horstig. Münster, bey Waldeck. 1803. 190 Seiten.

rr Horstig, dieser thätige Beförderer von Schulverbesse- gen, konnte sich so wenig als andere Leute darein finden, warum

warum Hr. Olivier sich über seine Methode nicht deutlicher erklärt habe. Alle seine Vermuthungen über die eigentliche Beschaffenheit derselben erregten in ihm immer wieder neue Zweifel und Bedenklichkeiten. Er wandte sich schriftlich an ihn selbst. Hr. O. schickte ihm seine Tabellen, fügte denselben am Rande die nöthigsten Erläuterungen bey; was da nicht Raum hatte, erklärte er in seiner Antwort; bat aber zugleich, Hr. H. möge ihm einen seiner aufgewecktesten jungen Schullehrer zuschicken; die mündliche Belehrung, welche er diesem geben wolle, sey durch keine Art von schriftlicher Anweisung zu ersetzen. Hr. H. schickte ihm den Seminaristen Bährens, und zugleich seinen siebenjährigen Eduard, der nicht lesen konnte, und nur einige Buchstaben kannte. Alles gieng nach Wunsch; Bährens begriff in drey Wochen vollkommen das Wesen der Olivierschen Lehrart, brachte es zu einer ziemlichen Fertigkeit in der Ausübung, und überzeugte sich lebendig von der Anwendbarkeit derselben in öffentlichen Schulen. Eduard konnte lesen; aber nur, was ihm dem Sinne nach vollkommen erläutert, und den Worten nach rein und deutlich vorgesprochen worden. „Ich war," setzt Hr. H. S. 108. flg. hinzu, „an den alten Schlendrian, die „Kinder aus Buchstaben Worte, und aus Worten Gedanken „zusammen setzen zu lassen, noch so gewöhnt, daß ich es beynahe für einen großen Mangel des Unterrichtes erklärt hätte, „daß Eduard nicht in jedem Buche mit gleicher Fertigkeit le„sen könne. Als ich aber bald darauf mit meinen Augen sah, „mit welcher Leichtigkeit E. an der Elemententafel uns die „vorgezeigten Buchstaben, Worte, und ganze kleine Re„densarten zusammensetzte, oder zu den vorgesprochenen Wor„ten die Buchstaben aufsuchte: da fing ich erst an recht über„zeugt zu werden, welche gründliche Anweisung zum Lesen„lernen er erhalten habe. Bey jedem neuen Versuche ver„wunderte ich mich immer mehr, wie es möglich gewesen sey, „daß E. in so kurzer Zeit ein so vollständiges System von „Sprache und Schrift habe begreifen können. Fast fing der „Knabe an mich zu dauern, daß er mit einer so ununterbro„chenen Emsigkeit, die ihm nicht einmal zum Spielen Zeit „verstattete, dem Lesenlernen sich gewidmet hatte. Aber als „ich den neuen Vorrath von Gedanken erblickte, die E. beym „Lesen eingesammelt hatte, als ich die mannichfaltigen Kräfte „und Fähigkeiten zu urtheilen, zu vergleichen, im Gedächt„nisse zu behalten, und die Sprachorgane so vollkommen zu

ge-

brauchen, so ungewöhnlich in Bewegung sich: so versichern, daß alle diese Geistes- und Sinnen-Operationen dem Kinde mehr Vergnügen, als jeder andere Zeitvertreib hätte machen müssen." — S. 111. „Wie klein und unbedeutend scheinen mir nun" — nachdem nämlich Wöhrens Alles Schritt vor Schritt erläutert hatte, und Hr. H. durch wiederholte Versuche, und durch ein ruhiges Ueberdenken der schriftlichen Aufsätze, die Wöhrens mitgebracht hatte, die ganze Lehrart übersehen konnte — „die Einwürfe zu seyn, die ich mir vorher gemacht hatte. Der Mann hat es doch wirklich besser verstanden, als ich meinte, dachte ich bey jeder neuen Erprobung seines Lehrsystems. Möchte er doch überall nur solche Beurtheiler seiner neuen Methode finden, die sich die Mühe geben wollten, durch praktische Versuche" (ist nicht jeder Versuch praktisch? d. Rec.) „die Güte derselben zu erproben, und so viel Bescheidenheit hätten, nicht eher darüber ein nachtheiliges Urtheil zu fällen, bis sie sich einer vollständigen Bekanntschaft mit derselben rühmen könnten." — S. 189. „So schnell ich auch den unvergleichlichen Olivier in seiner Elemententafel erkannte, die sich gegen eine Lesemaschine ungefähr verhält, wie eine schöne Grammatik gegen ein simples Wörterbuch, so oft dachte ich doch, durch meine bisherigen Ideen über den Leseunterricht verleitet; dieß könnte man aber auch so, und jenes so machen; das würde noch viel besser seyn." — S. 190. „Ich rechne es mir zu keinem geringen Verdienst an, hier öffentlich das Bekenntniß abzulegen, daß ich, bey allem meinen Glauben, bisweilen auch Etwas finden zu können, was Andere nicht gleich gefunden haben, doch nirgends mehr zu einer bescheidenern Selbstkenntniß geführt worden bin, als durch mein Nachdenken über die mögliche Verbesserung der Olivierschen Erfindung."

Wenn Rec. noch einige Zweifel an dem Werth der Olivierschen Methode gehabt hätte, welches aber nicht der Fall war: so würden sie ihm durch diese Schrift völlig gehoben worden seyn, die ein für jeden Sachverständigen hinlängliches Licht über jene Methode verbreitet. Es ist unnöthig, diese Erläuterungen hier mitzutheilen, da bey der Anzeige der nun bald erscheinenden Olivierschen Tafeln, u. s. w. doch ausführlicher davon geredet werden muß. Wir bemerken also nur, daß wir in der Beurtheilung der bisher erschienenen

Olivierschen Schriften richtig vermuthet haben, Hr. O. werde die Buchstaben B, C, D, u. s. w. so ausgesprochen wissen wollen, wie ehemals Basedow, und schon hundert Jahre vorher die Herren von Port-Royal. Der Schullehrer Bährens bemerkt nämlich S. 74.: „B heißt „nicht be, sondern bö; aber das ö muß man auch nicht ganz „hören, sondern man merkt nur in dem Laut bö ein Mittel„ding zwischen be und bö." Hr. O. wählt, um die Aussprache z. B. des D und P zu bezeichnen, sehr treffend die zweyte Sylbe solcher Wörter, wie Weide, Tulpe.

Daß die Oliviersche Methode im Schaumburg-Lippischen eingeführt ist, lehrt schon der Titel des Buchs. Mit dem 1sten Nov. 1802. nahm der Unterricht nach dieser Methode in der Hauptschule den Anfang; und seit dieser Zeit haben sich schon (S. 138.) eine Menge in- und auswärtiger Schullehrer und Erziehungsvorsteher an Hrn. H., mit der Bitte gewandt, ihnen zu einer baldigen Bekanntschaft mit der neuen Lehrart behülflich zu seyn.

Hr. H. erzählt, als wärs bloß für seine Familie, mit den geringfügigsten Nebenumständen. Ob das große Publikum nicht sagen wird: Nescivi me tibi esse tam familiarem? Und selbst seiner Familie pflegt man doch die vollständigen brieflichen Anreden, als: Hochwürdiger, Hochzuehrender Herr Konsistorialrath, welche ein Seminarist an den Hausvater gebraucht hat, kaum vorzulesen; und daß, als Hr. Bährens und der liebe Eduard zum Hrn. Olivier kam, für sie weiter nichts, als die Miethe für ein paar Betten zu entrichten gehabt (S. 51.), und daß für ihre Beköstigung von Hrn. Olivier aufs wohlfeilste gesorgt worden, mag Hrn. H. ganz angenehm zu vernehmen gewesen seyn. Aber wozu sollen denn alles dieß, und mehrere dergleichen unbedeutende Dinge, alle Leser in Deutschland wissen? Dahin gehört auch (S. 73.), daß der Seminarist Bährens gleich „von Erstaunen über Oliviers „Methode, den Kindern das Lesen zu lehren, halb außer „sich war." Es ist nicht der Weg zu richtiger Beobachtung und gesunder Beurtheilung, wenn man gleich von Erstaunen ganz außer sich ist.

Schon in der Anzeige der Olivierschen Schriften hat der Rec. zu Hrn. Olivier's eigenem Besten gewünscht, er

möchte

chte nicht noch Etwas von der alten Basedowschen Un-
an sich haben: etwas mehr Lärm zu machen, als
thig ist. Der Rec. bedauert, daß er auch hier hin und
eder kleine Spuren dieser Unart findet. In dem ersten
iefe Hrn. O. an Hrn. H., thut Hr. O., — recht à la
asedow — als ob, nachdem er in Berlin und Charlot-
burg angekommen war, sogleich alle Augen auf ihn ge-
tet gewesen wären. Er sagt z. B. (in dem ersten Briefe
Hrn. H., S. 52. 53.) „Ich war kaum in Berlin an-
ekommen, als ganz unverhofft, und ohne, daß ich
en mindesten Schritt darnach gethan hätte, mir
urch den sehr würdigen Erzieher des Kronprinzen, Hrn.
Delbrück, der Antrag gemacht wurde, die königl. Prinzen
n verschiedenen Fächern des Elementarunterrichts zu unter-
weisen; rc." — und was darauf folgt, ist beynahe so ge-
llt, als hätte eigentlich der König, oder die Königinn, dieß
rlangt. Auf eine ähnliche Art war dieß erzählt, auch in
nem Artikel in der Zeitung für die elegante Welt, noch
ährend des Aufenthalts des Hrn. O. in Charlottenburg,
hoffentlich wird dieser doch nicht Hrn. O. zum Verfasser ha-
n?) und welcher nicht wohl mag seyn aufgenommen wor-
n. Die Wahrheit ist, wie der Rec. aus den sichersten
Nachrichten bezeugen kann: Daß Hr. Olivier selbst nach Char-
ttenburg kam, über seine neue Methode mit Hrn. Delbrück
rach, und Hrn. D. den Vorschlag that, sie an den kö-
gl. Prinzen zu versuchen; und daß Hr. Delbrück, der auf
les Gute aufmerksam ist, diesen Vorschlag gern an-
ahm. Was erfolgte, und hier in einem zu hohen Tone,
elleicht auch nicht einmal ganz richtig erzählt ist, war im-
er nur bloß eine Privatsache zwischen Hrn. Delbrück
nd Hrn. Olivier, und was die in Berlin, auf Hrn. Del-
rücks Veranlassung, an andern Kindern versuchte Proben
etrifft: so wäre es für Hrn. Olivier schicklicher gewesen, An-
ere urtheilen zu lassen. Man hat in Berlin gewiß Hrn.
. Eifer, und das Gute an seiner Methode nicht verkannt.
Doch muß ihm erinnerlich seyn, daß in der Realschule ein
ohlerfahrner Schullehrer verschiedene Zweifel machte. Ob
iese — beym Gebrauch der Methode, nicht bloß bey weni-
en Kindern, sondern in großen öffentlichen Anstalten —
icht noch möchten gehoben werden können, mag dahin ge-
ellt seyn; aber in allen Dingen, (und zumal in solchen, wel-
e nach Hrn. O. so wichtig werden sollen,) audiatur et al-
tera

tern part! Wenn Hr. O. S. 55. sagt: „Ich gehe mit dem „Vorsatze um meine Vorschläge zur Verbesserung des Schul„unterrichts in den preußischen Landen nach und nach „durchzusetzen:“ so ist das recht löblich. Aber der Seminarist Bähr ens erzählt auch S. 76. dem Hochwürdigen Hrn. Konsistorialrath: „Hr. Olivier wünscht nichts mehr, „als recht bald eine allgemeine Einführung seiner Lese„lehrmethode weil er einsieht, daß sie für alle Lehrer „und Kinder in Deutschland ein dringendes Bedürf„niß ist. — Künftigen Winter wird er erst an einer „Schule in Berlin den Versuch machen, und dann, dann „wird Hrn Oliviers Lesemethode in allen preußischen „Staaten eingeführt.“ Diese letztere, den 28sten August 1802 niedergeschriebene Weissagung, ist hoffentlich nur aus dem Erstaunen des Seminaristen entstanden, und ihm wohl nimmermehr vom Hrn. Olivier selbst so positiv an die Hand gegeben worden; denn der Versuch an einer Schule in Berlin ist gemacht, Hr. O. hat auch vom Könige ein Gnadengeschenk von 1000 Rthlr., und ein Privilegium wider den Nachdruck seiner Schriften erhalten, (welches letztere keinem Autor versagt wird.). Daß aber seine Lesemethode in allen preußischen Staaten sollte eingeführt werden, dazu ist, wie Rec. aus den sichersten Nachrichten bezeugen kann, den 18ten August 1803., da dieses geschrieben wird, noch kein Befehl gegeben, noch irgend eine Anstalt gemacht; ob man freylich wohl auf diese Methode aufmerksam ist, und sie untersucht. Daß Hr. O. seine Lesemethode für ein dringendes Bedürfniß für alle Kinder und Lehrer in Deutschland hält, ist auch ganz à la Basedow, der durch seine Elementarbücher die ganze deutsche Nation umzuschaffen meinte. Wir wiederholen aus wahrer Achtung gegen Hrn. O., daß zu wünschen ist: er möge nicht den Mund allzuvoll nehmen, er thut sonst seiner guten Sache Schaden.

E.

Neues Bilderbuch für die Jugend, in kurzen, unterhaltenden, und lehrreichen Erzählungen, von den Sitten, Meinungen und Gebräuchen der vornehmsten europäischen Nationen, und von den

Merk-

Merkwürdigkeiten der Länder, welche sie bewohnen. Ein Buch zur Beförderung der Länder- und Völkerkunde unter der Jugend. Mit Kupfern. Erstes Bändchen. Bayreuth, bey Lübecks Erben. 1802. XII und 253 Seiten. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Von den in der Vorrede genannten Quellen, die bey Verfertigung dieses ersten, Portugal und Spanien betreffenden, Bändchens benutzt worden sind, fand Rec. für das Erste der genannten Länder hauptsächlich Murphy's, und für das Letztere vorzüglich Bourgoing's Reisen, nach den deutschen Uebersetzungen, am häufigsten gebraucht; fand aber auch dabey, daß der Herausgeber sich die Benutzung dieser und anderer Quellen, und eben dadurch seine ganze Arbeit sehr leicht gemacht habe. Bald hebt er aus dieser, bald aus jener Schrift eine ihm zweckmäßig scheinende Nachricht aus, und giebt sie, unter einer dazu gemachten Ueberschrift, mit denselben Worten, zuweilen nur mit einigen Auslassungen, oder mit einem kleinen Zusatze wieder, der sich oft wörtlich in einem andern Originale findet. Dadurch entsteht natürlich ein Mangel an Haltung des Tons, der bey einer sorgfältigern Bearbeitung der gesammelten Materien hätte vermieden werden können. Zuweilen erinnert sich der Verf., daß sein Buch für die Jugend bestimmt ist, und dann schaltet er Erklärungen von Quadratmeilen, Kaliber, Vierundzwanzigpfündern, u. dgl. ein, während schwerere, der Jugend weit unbekanntere Begriffe und Benennungen unerklärt bleiben, oder erst dann erklärt werden, wenn sie schon mehrere Male unerklärt vorgekommen waren. Auch hat der Verf. nicht alle, bey dieser Arbeit sich so leicht darbietenden Quellen benutzt, noch die in den wirklich gebrauchten Schriften enthaltenen, für den Zweck dieses Buches wichtigen Gegenstände hinlänglich erschöpft, und eben so wenig alles Unbedeutende und Ueberflüssige ausgeschlossen. Sonst würde zum Beyspiel der Verunreinigung der Gassen in Madrid — die neuern Nachrichten zufolge, dieser Stadt nicht mehr zum Vorwurfe gereicht, — keiner Erwähnung mehr geschehen, eine Nachricht vom aragonischen Kanal (nach Bourgoing) nicht fehlen, und dagegen Nr. 41. des portugiesischen, und

Nr.

Nr. 46. der spanischen Merkwürdigkeiten keinen Platz gefunden haben. — Einige Rubriken lassen etwas Anderes erwarten, als geliefert wird. So wird z. B. die in der That lächerliche Untersuchung des Gesundheitszustandes der Schiffsgesellschaft, mit der Murphi zu Porto ankam, unter der Ueberschrift erzählt: Seltsame Art, die Gesundheitsumstände einer Schiffsgesellschaft zu untersuchen. — Eine Rubrik, unter welcher der Leser, wenn er weiß, daß er Beschreibungen geographischer Merkwürdigkeiten, und keine Anekdotensammlung vor sich hat, die Beschreibung der gewöhnlichen Untersuchungsart, und nicht die Erzählung eines einzelnen sonderbaren Falles erwartet. — Unter den Beyspielen des unbestraften Unfugs der Mönche in Spanien sollte wohl, in dieser Schrift, nicht eine Geschichte aus dem 14ten Jahrhunderte aufgetischt seyn, von welcher noch dazu der Erzähler eine so mangelhafte Kenntniß hat, daß er darin den castilianischen Peter den Grausamen (dem die Spanier nicht den Gerechtigkeitliebenden nennen, wie im Buche gesagt wird), mit dem portugiesischen Peter den Strengen (der den oben erwähnten ehrenvollen Beynamen verdient und führt; aber vom Verf. in einer frühern Nummer nicht erhält), verwechselt, und jenem die Rolle giebt, die dieser spielte. — — In der Beschreibung der spanischen Stiergefechte werden unter den Kämpfern (Toreadores, nicht Tauradores) richtig die Banderillos oder Fähnchenträger genannt; in der Folge kommen auf einmal Chulos, und zwar ebenfalls, aber unrichtig, als Fähnchenträger vor. Die daraus entstehende Undeutlichkeit rührt von flüchtigem Abschreiben der Bourgoingschen Beschreibung her; so wie überhaupt bey sehr vielen andern Stellen die Uebereilung unverkennbar ist, mit der dieses Buch kompilirt wurde. Wenn es demselben bey dem allen nicht an Interesse und Brauchbarkeit fehlt: so verdankt es diese Vorzüge den Werken, die den Stoff dazu hergaben. Aus ihnen sind auch die Kupfer, die aus 13 illuminirten Vorstellungen auf 6 Oktavblättern bestehen, entlehnt, von denen, die zu den Merkwürdigkeiten von Portugal gehörigen, dem Publikum schon aus dem gothaischen Hofkalender von 1801. bekannt sind.

Gp.

Haus-

Haushaltungswissenschaft.

Magazin für die Thierarzneykunde. Vierter Jahrgang. 1802. Drittes und viertes Quartal. Berlin, bey Maurer; von Rohlwes. S. 193 bis 364, nebst XIV Seiten Inhaltsanzeige des ersten bis vierten Jahrgangs, und 6 Seiten Anpreisung des Verfassers allgemeinen (unvollkommenen) Vieharzneybuches *). (Preis des ganzen Jahrganges, geheftet 1½ Rg.)

Ueber die vorigen Bände dieses Magazins, über dessen Verfasser, und die Art und Weise seiner Arbeit, ist in vorhergehenden Recensionen der A. D. Bibl. das Nöthige hinreichend dargethan worden, so, daß es die etlichen hier urtheilenden Recensenten nicht nöthig erachten, hierüber ein Mehreres, als dieß zu sagen; daß Herr R. eben so, wie vorher, fortfährt, ganz allgemein bekannte Krankheits-Behandlungen aufzutragen.

Drittes Quartal, erste Abhandlung: von dem Koller der Pferde. (S. 195—253.) Es glaubt der Verf. S. 219. nicht, daß der Koller eine (widernatürliche) Absonderung der Säfte im Gehirne verursache, und daß die Fontanelle zur Heilung etwas beytrügen; allein der Rec. glaubt, daß dieß gewiß der meiste Fall beym Koller ist, und die Oeffnungen haben ihn auch davon hinreichend überzeugt, so wie nicht minder die glückliche Heilung durch Haarseile am Halse. S. 245. Beym rasenden Koller nimmt Hr. R. keine Absetzung von Wasser im großen, oder kleinen Gehirne an.

Zweyte Abhandlung. Beschreibung einer Dampfmaschine, die sowohl bey der Druseкrankheit der Pferde, als

*) Dazu aber noch der versprochene zweyte Band fehlt, den man dem Verf. gern schenken kann, zumal der erste Band, vermöge der Berliner Spenerschen Zeitung Nr. 139. in der Beylage, von Hrn. Prof. Naumann noch rektificirt werden muß!

als auch vorzüglich bey Krankheiten der Lunge anzuwenden ist, mit einer Kupfertafel. S. 254—266.

Dritte Abhandlung. Von dem oben am Halse, gleich hinter den Ohren entstehenden Fistelgeschwüre. S. 267—277.

Vierte Abhandlung. Vom Sehnenklapp. S. 278 bis 287. Bey Verfassern, die unverbesserlich sind, muß man solche bekannte Dinge mit Stillschweigen abfertigen.

Viertes Quartal. Erste Abhandlung: Vom Englisiren. (Mit einer Kupfertafel.) S. 289—329. Es meint der Verf. S. 296., daß es unbekannt sey, was zu dieser Operation Anlaß gegeben habe; allein er würde sich eines andern überzeugt haben, wenn er in Frenzel's prakt. Handbuche, 3. Th. S. 239., den Artikel: Schweifschnitt, nachgelesen hätte, wo er gefunden haben würde, daß bloß die Jagd, der Schmutz, das Uebersetzen über die Zäune bey Fuchsjagden, die erste Gelegenheit dazu gegeben habe; ferner, was auch Hartmann, (m. s. desselben Pferdezucht,) darüber sagt.

Zweyte Abhandlung. Vom Wurme der Pferde. S. 329—355.

Dritte Abhandlung. Von der Maulsperre, Maulklemme, auch Hirschkrankheit genannt. S. 356—364. Darüber ist Hr. R. schon längst in Riem's auserl. Samml. ökonom. Schriften. 1790. 1. Bd. 2. Hft., 2. Abtheilung S. 141—155., vom Hrn. Prof. Reutter d. j. belehret worden, nachdem vorher (S. 381—400. in der 1sten Abth.) des Hrn. R. Aufsatz aufgestellet war. S. 141. muß daselbst nur Kohlwes, statt: Rohlwes, gelesen werden. Zuletzt folgt das Inhaltsverzeichniß von allen 4 Bänden, was eigentlich — wenn es ja noch eines Verzeichnisses, außer dem bereits bey jedem Hefte auf dem blauen Umschlage gegebenen, bedurfte — zu jedem Bande gehörte. Vermuthlich wird aber Hr. Kohlwes dieß Magazin damit beschließen wollen; dawider auch wir, und alle guten Thierärzte eben nichts einzuwenden haben.

Va.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Die Weidmannische Buchhandlung in Leipzig hat folgende zwey Werke von dem bisherigen Verleger an sich gekauft, und sind sie daher von jetzt an ganz allein bey ihr zu bekommen:

Plutarchi, Chaeronensis, quae supersunt omnia, graece et latine. Principibus ex editionibus castigavit, virorumque doctorum suisque annotationibus instruxit Joannes Jac. Reiske, XII Volumina; Vol. I—V. Vitas Parallelarum, Vol. VI—X. Opera Moralium et Philosophicorum, Vol. XI. tres Indices in ejusdem vitas parallelas verborum videlicet, rerum atque auctorum, Vol. XII. tres Indices in ejusdem Moralia et Philosophica verborum videlicet, rerum atque auctorum continens. Addita sunt ornamenta aeri incisa. Lipsiae. 1774—1782. 8 maj. 40 Thlr.

Dionysii, Halicarnassensis, Opera omnia, graece et latine. Cum Annotationibus Henr. Stephani, Fried. Sylburgii, Franc. Porti, Isaaci Casauboni, Fulvii Ursini, Henr. Valesii, Jo. Hudsonii et Joann. Jacobi Reiske, VI Volumina, quibus accesserunt Indices. Lipsiae. 1774—1777. 8 maj. 16 Thlr.

August Lebrecht Reinicke, Buchhändler in Leipzig und Naumburg, hat folgende neue Bücher verlegt:

Betzi, oder die Liebe wie sie ist. Ein Roman der keiner ist. Aus dem Franz. von J. G. Grohmann. Mit 1 Portrait. 8. 18 Gr.

Dacheröden, E. C. W. von, Rede bey der Einführung des Herrn Mag. Krause als Schul-Inspektor der Dom-Schule in Naumburg. gr. 8. 4 Gr.

Eck, J. G., biograph. und literar. Nachrichten von den Predigern der Grafschaft Henneberg, kursächs. Antheils seit der Reformation. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ferdinand, Roman von August von Thümel. 8. 18 Gr.

Fries, Dr. J., Reinhold, Fichte und Schelling. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Kermes, L. A., praktischer Kommentar über die gesetzliche Allodial-Heergeräths- und Gerade-Erbfolge, nebst angefügten Gerade- und Erbstückenverzeichnisse, zum Gebrauch für theoret. und prakt. Rechtsgelehrte. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Krause, J. F., (Domprediger in Naumburg), Predigten, über die Sonn- und Festtags-Evangelien in einem vollständigen Jahrgange. 2 Bände. gr. 8. Schreibp. 3 Thlr. Druckp. 2 Thlr. 16 Gr.

Maurer, E., (Lehrer der Handlungswissenschaft in Leipzig), Gewerbkunde, besonders für die Jugend des deutschen Vaterlandes, zur Leitung bey der Wahl eines Gewerbes. 2 Thle. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Sammlung gemeinnütziger Abhandlungen, philosoph. ästhetischen, literärischen Inhaltes, aus den Mémoires de l'Institut National oder anderen Jahrbüchern gelehrter Akademien übersetzt, und mit Anmerkungen von K. A. Cäsar. 2r Bd. gr. 8. 21 Gr.

Schlegel, Dr. Gottlieb, (Generalsuperintendent von Schwedisch-Pommern), über den Nutzen der Annäherung und Aehnlichmachung der mehreren christlichen Religionsparteyen. gr. 8. 6 Gr.

Ferner habe ich von dem Erben an mich gekauft, und ist nun allein bey mir zu bekommen:

Mar-

Martini, Mag. C. F., zweckmäßiges Rechenbuch für den Unterricht der Jugend. 1783. 15 Bogen stark à 9 Gr.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthaltes.

Die batavische Gesellschaft der Wissenschaften in Haarlem, hat den Professor Herrn J. L. Böckmann zu Karlsruhe, den Professor Herrn F. Wurzer zu Bonn, den Professor Herrn J. L. Erb zu Heidelberg, und den Dr. Herrn E. F. F. Chladni zu Wittenberg, zu Mitgliedern ernannt.

Der Herr Oberforstamtsassessor Lauroy zu Dreyßigacker, ist Herzogl. Sachsen-Meiningenscher Forstrath geworden.

Der Herzog von Sachsen-Koburg hat den Professor der Philosophie Herrn J. A. Ortloff, als Polizeydirektor in Koburg mit einem beträchtlichen Gehalte angestellt.

Der Professor der Theologie und Philosophie Herr Dr. Ch. G. Herrmann zu Erfurt, ist zum Pfarrer, Konsistorialrath und Assessor bey der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Heiligenstadt über das Eichsfeld, die Stadt Erfurt und deren Gebiet mit 1000 Thalern Gehalt ernannt worden.

Herr Professor Wismayr zu Salzburg, ist als Rath bey der General-Schul- und Studien-Kommission zu München mit 1000 Gulden Gehalt angestellt, und dahin abgegangen.

Der auch als Schriftsteller bekannte Sekretär einer Kaufmannsgilde Herr C. G. Gründler zu Berlin, ist zum Generaldirektorial-Agenten daselbst ernannt worden.

Der Hofrath Herr Hildebrand in Moskwa, hat den Titel eines Russisch Kaiserl. Kollegienraths erhalten.

Todesfälle.

1803.

Am 21sten Jul. starb zu München der Freyherr J. M. von Degen, wirklicher Geheimer Konferenz-Referendar, ehemaliger fürstbischöfl. Freysingischer Geheimer Rath und Hofkanzler, 70 Jahre alt.

Den 14ten August zu Blankenburg in seinem 48sten Jahre Herr Johann Heinrich August Schulze, Herzogl. Konsistorialrath und Superintendent, Prior des Klosters Michaelstein. An diesem gelehrten Manne verliert die A. D. Bibl. einen Mitarbeiter, welcher seit 20 Jahren, zwar nicht einen starken, doch einen rühmlichen Antheil daran gehabt hat.

Den 26sten August zu Helmstädt im 67sten Jahre an einem katarrhalischen Fieber, einer der vorzüglichsten deutschen historischen Schriftsteller, Herr Julius August Remer, Herzogl. Hofrath und Professor der Geschichte. Dieser sehr verdiente Mann war auch vom Jahre 1779 an, bis an sein Ende ein fleißiger Mitarbeiter an der A. D. Bibl.



